This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

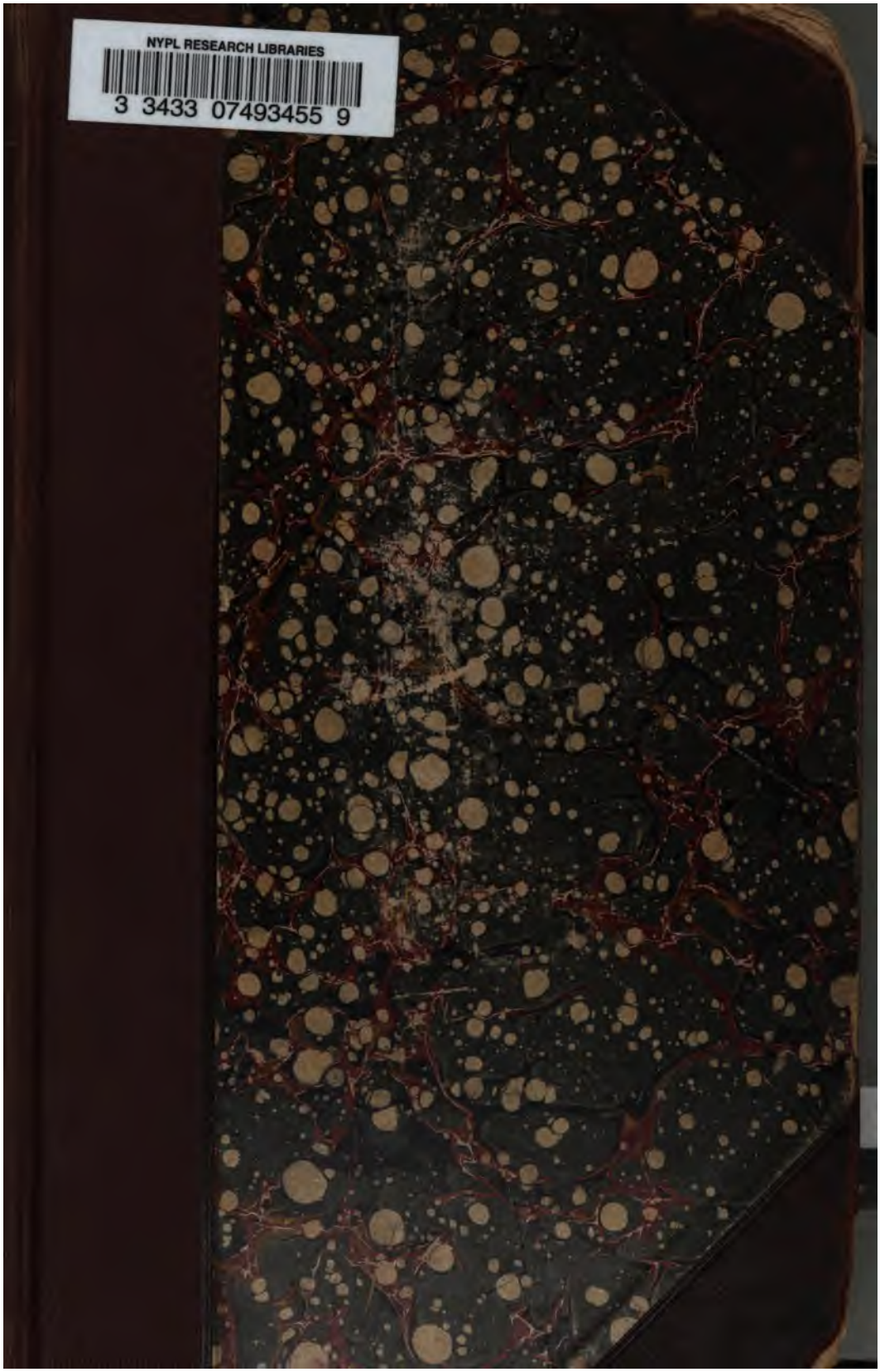
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07493455 9

GERMAN
D830.9 B651
Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

NFCD

K. A. Böttiger's

literarische

Zustände und Zeitgenossen.

Erstes Bändchen.

Literarische Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen

aus

Karl Aug. Böttiger's

handschriftlichem Nachlasse.

Herausgegeben

von

K. W. Böttiger,

Hofrathe und Professor zu Erlangen.

Erstes Bändchen.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1838.

German literature — Hist. and crit., 18th - 19th cent.
Letters, German

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
777860 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorwort und Einleitung.

In einer Zeit, welche faſt ebenſo thätig im Wiedervergegenwärtigen des Alten als im Hervorbringen des Neuen iſt, wo frühere literariſche Zuſtände und Heroen mit um ſo größerer Sorgfalt analyſirt werden, je mehr die neueren in ihnen wurzeln und gleichſam Nahrungsſäfte ſuchen, werden wohl auch dieſe Beiträge, wo nicht ihre Rechtfertigung, doch ihre Entſchuldigung finden.

Sie ſind geſchöpft aus dem literariſch-handſchriftlichen Nachlaſſe eines Mannes, von dem man, wie auch ſonſt das Urtheil über ihn falle, doch weiß, daß er mit den meiſten hier berührten Perſonen in perſönlichen oder literariſchen Verhältniſſen ſtand, von deſſen Fähigkeit für ſolche Auffaſſungen andere ähnliche Mittheilungen, von deſſen vielſeitiger Thätigkeit Bücher ſowohl als Hunderte von Aufſätzen in deutſchen und nichtdeutſchen Zeitſchriften, von deſſen ungeheurer Bekanntſchaft ein noch übriger Nachlaß von vielleicht mehr als 20,000 Briefen Zeugniß geben.

Während ein Theil des handſchriftlichen archäologiſchen Nachlaſſes in dem zweiten Bande der Ideen zur Kunſtmytho-

34X50

logie durch einen mit dem Verfasser wie mit dem Gegenstande befreundeten Gelehrten Dresdens ans Licht trat*); während den wichtigsten kleinern lateinischen Schriften und Gedichten ein Gleiches widerfuhr**), und in diesem Augenblicke eine Auswahl der kleinen, vielfach zerstreuten deutschen Aufsätze vorbereitet wird, hielt sich der Sohn des Verstorbenen nicht nur zu einer biographischen Skizze seines Vaters***), sondern auch zur theilweisen Mittheilung eines handschriftlichen Nachlasses anderer Art verpflichtet.

Er hat ihn — ein ihm theures Vermächtniß — geerbt. Mag auch der Tadel Übelwollender mitgeerbt worden sein, so ist dies hoffentlich mit der Billigung Befreundeter auch der Fall gewesen, und ein altes Wohlwollen wird den Blättern nicht entgehen, die von einer sonst gern gesehenen Hand die letzten Freundesgrüße bringen. — Jedenfalls erfüllt der Sohn, was der Vater selbst oft beabsichtigte, indem dieser unter dem Namen Reliquien eine solche Sammlung veranstalten wollte, wovon ihn aber leider der Tod abgehalten hat. Leider! denn mit größerer Umsicht und Kenntniß hätte K. A. Böttiger dies selbst vollendet, und dann auch wohl noch in anderer Beziehung das Recht des Lebenden für sich gehabt.

Jetzt drückt den Herausgeber die Sorge, ob es auch so im Sinne des Verstorbenen geschehen sei; des Mannes, der wissentlich Niemandem verletzend zu nahe trat, und wäre es

*) Dresden bei Arnold 1836 durch (Herrn Prof.) Jul. Sillig.

**) Ebendaselbst bei Walther 1837 und durch denselben.

***) Zeitgenossen, dritte Reihe, Nr. XLIII. und aus denselben besonders abgedruckt, mit dem Portrait K. A. Böttiger's.

ja geſchehen, gern wieder auszugleichen und gut zu machen ſuchte (denn Haß war in einer Seele nicht, welcher ſo ſehr das Terenziſche homo sum, nec quid humani a me alienum esse puto eigen war), der es aber darin verſah, daß er keiner Partei unbedingt huldigte, gern ein Mittel hielt, welches dann von Übelwollenden Mittelmäßigkeit genannt wurde; daß er mehr lobte als tadelte, um des Friedens willen — denn er war ein Mann des Friedens — und des Guten wegen, das doch noch werden könne. Denn Vieles, was er that, war eine Saat auf Hoffnung!

Es handelt ſich aber hier ſo wenig um einen Panegyrikus als um eine — neue und ausführliche Biographie überhaupt, ſondern um Mittheilungen aus dem reichen handſchriftlichen Nachlaſſe deſſelben, in ſo weit er noch jetzt und für Gebildete von Intereſſe ſein kann, alſo, ſofern er merkwürdige literariſche Zuſtände und Individualitäten berührt. Böttiger lebte den wichtigſten Theil ſeines Lebens hindurch in Weimar und Dresden; Städten, denen man literariſche Celebrität nicht abſprechen wird. Er lebte in einer Zeit in Weimar, wo eine ſeltene Vereinigung literariſcher Optimaten erſten Ranges um ein unvergleichliches Fürſtenhaus vereinigt war, und lebte mit den meiſten derſelben in ſolchen Verhältniſſen, daß er nicht nur ſeine Zeit würdigen, ſondern auch über Ereigniſſe, die vor ſeine Überſiedlung aus Bautzen nach Weimar 1791 fallen, genugſame Kunde haben konnte.

Der hier in Rede ſtehende handſchriftliche Nachlaß iſt doppelter Art. Er beſteht erſtens in einer nicht unbedeutenden Anzahl einzelner Blätter und Bogen, auf welchen Böttiger nach jedem Geſpräche mit merkwürdigen Männern und Frauen theils bei ſich, theils in andern Zirkeln das Wichtigſte des Verhandel-

ten, frisch wie der Eindruck war, aber wenig um stylistische Feile besorgt, niederzuschreiben pflegte. Besonders war es ihm um literarische und biographische Notizen zu thun, eingesammelt von denen, welche die beste Auskunft darüber geben konnten. Sein treffliches Gedächtniß, welches ihm stundenlange Unterhaltungen auf diese Weise zu reproduciren erlaubte, leistete ihm dabei wesentliche Dienste. Viele dieser Memorabilien — man erlaube den Ausdruck — hatten allerdings nur vorübergehendes Interesse oder trugen so sehr den Stempel augenblicklicher Stimmungen, daß sie nur mit großer Auswahl wiedergegeben werden konnten. Warum sollten wir uns auch den Eindruck von Bildern schwächen oder trüben, auf welche wir Deutsche mit Recht stolz sein dürfen und müssen. Der Kenner weiß, daß allzunahes Besehen nicht immer frommt, daß nur in einer gewissen Ferne vom Portrait der rechte Standpunkt ist. — Objective Treue und Wahrheit hier zu verlangen, hieße Unmögliches fodern; aber subjective wird den Mittheilungen schwerlich abzusprechen sein. Böttiger schrieb sie sine ira et studio nieder; er betrachtete sie zum Theil als Materialien zu künftigem nekrologischen Gebrauche, wie er denn eine lange Reihe von Jahren der biographische Todtenbestatter in einer von Deutschland's wichtigsten politischen Zeitungen war *). —

Die meisten dieser Notizen sind von dem Vielbeschäftigten mit so eiliger Feder hingeworfen, daß der selbst an Böttiger's Handschrift Gewöhnte oft Mühe der Entzifferung hat **). —

*) Ein zusammenstellender Wiederabdruck würde ein deutscher Kirchhof à la Père la Chaise sein.

**) — docti male pingunt! Einer seiner Correspondenten schrieb an Böttiger: seine Handschrift sei ihm so heilig aber auch so dunkel wie Hiero-

Mit Wissen ist Nichts, was schon irgendwo daraus gedruckt gestanden, hier wieder aufgenommen worden; sollte es dennoch geschehen sein, so entschuldige die Unmöglichkeit, hier sich darüber zu vergewissern. Die meisten dieser Memorabilien beziehen sich auf Weimar und geben selbst nach dem, was achtbare Rücksichten zu unterdrücken riethen, hoffentlich immer noch Neues und Anziehendes genug.

Eine andere Gattung handschriftlicher Aufzeichnungen sind die Reisetagebücher, welche Böttiger, immer im Bedürfniß, sich selbst über das Durchlebte und Genossene Rechenschaft zu geben, auf den gemachten Reisen selbst oder bei kürzern Ausflügen gleich nach der Rückkehr verfaßte. Und er reisete mit offenen Augen und Ohren. Er war nicht pedantisch um Kleinigkeiten, und geistlos um Trivialitäten, wie Küchenzettel u. s. w. bemüht, sondern um das, was er als geistigen Ertrag der Reise betrachten durfte*). Die früheren Reisen von der Lausitz aus betreffen meist philologisch-pädagogische Gegenstände und Personen (denn Böttiger stand damals noch an der Spitze eines bedeutenden Privatinstitutes neben seinen Schulen), ohne daß jedoch anderes Merkwürdige ihm fern geblieben wäre. Manches Eigenthümliche findet sich z. B. über herrnhutische Bildungsanstalten, über Gelehrte in Frankfurt an der Oder,

---

glyphen. Daher erlebten Wenige so lächerliche Druckfehler als Böttiger, und so verdrüßliche. „Wenn er an Ihrer Seite schwitzt" (statt sitzt, in einem Hochzeitgedichte!) — Venus wurde von zwei Amerikanern (statt Amoretten) gezogen. — Das privilegium Veneris statt pervigilium. Er selbst war sein schlechtester Corrector, und oft die kleinsten Gedichte trugen Spuren davon.

*) Es waren Reiseacten mit beigehefteten Anlagen von Briefen, Bildern, Programmen u. s. w., etwa so wie Goethe WW. Duodezausg. XLIII. S. 37. seine eigenen schildert.

über die Wöllnerische Periode in Preußen. Selbst in den für Reisende nicht eben erquicklichen Haiden der Niederlausitz hörte er nicht auf zu erfragen und zu erkunden; war aber gar Nichts auszubeuten, hielt er sich an das mitgeführte Buch, und nur einmal verkümmerte ihm eine redselige Mitreisende auch dies, so daß er sich entschließen mußte, ihr im Postwagen — Quirle schnitzen zu helfen. Da würden freilich sein Terenz und Martial gelacht oder Epigramme darauf gemacht haben.

Mehr Ausbeute gewähren die späteren Reisen von Weimar aus nach Halle, Dessau, Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstädt, Hamburg, Kiel, Plön, Berlin, Dresden, und von letzterer Stadt aus 1811 nach Wien. Wie erweitert ist hier schon der Gesichtspunkt. Fürsten, Staatsmänner, Bibliothekare, Professoren, Schauspieler, geistreiche Frauen, Institute aller Art werden hier genannt; Bekanntschaft knüpft sich an Bekanntschaft, Besuch an Besuch. Der heitere, und einen reichen Schatz von Anknüpfungspunkten mitbringende Mann war willkommen; der Stoff der Unterhaltung ging nie aus, weil er nicht blos zu nehmen, sondern auch zu geben wußte. Ebenso gern, als er seine Tagebücher mittheilte — nicht selten finden sich Bemerkungen von fremder Hand darin — las er auch Ähnliches von Andern, und ließ es sich copiren. So finden sich noch in seinem Nachlasse abschriftlich ein Tagebuch über den Aufenthalt der Herzogin Amalie in Italien (dem Lande seiner Sehnsucht, welches zu sehen, dreimal aber vereitelte Hoffnung war), des Herrn von Wolzogen 1792 und 1793 in Paris, dann von Bode und von James Macdonald, einem edeln Schotten, der seinen gleichnamigen Neffen in Mounier's Institut in Weimar gebracht hatte.

(Ein Tagebuch aber anderer Art und bedeutenderen Umfangs ist auch das, welches Böttiger über die Kriegsereignisse 1813 in und um Dresden niederschrieb, noch werthvoller dadurch, daß hin und wieder Noten und Berichtigungen sehr hoher und wohlunterrichteter Militairs und Staatsmänner beiliegen. Der Verfasser dieses Vorwortes hat es bei seiner größern sächsischen Geschichte (Hamburg bei Perthes 1830 und 1831) nur wenig benutzen können, weil solches Detail außer dem Plane seines Werkes und der ganzen Sammlung europäischer Staatengeschichten, zu denen es gehört, lag, sowie es auch außerhalb dieser auf gemessenen Raum berechneten Mittheilungen liegen bleiben muß.) —

Die vollständige Ausführung des entworfenen Planes wird allein von der Theilnahme abhängen, welche das gebildete Publicum diesem ersten Hefte oder Bändchen von Mittheilungen gewähren und dem Verleger bethätigen will. Jener Plan ging dahin, in dieser *ersten* Lieferung die obenerwähnten Memorabilien Böttiger's über Weimar zusammenzustellen, die dann auf diese Weise auch um ihres Inhaltes willen ein Ganzes bilden würden; in einer *zweiten* das Erheblichste aus Böttiger's Reisetagebüchern zu geben, sowie seine Bemerkungen über Reisende, welche Weimar oder Dresden besuchten, z. B. die Frau v. Staël und Benjamin Constant, ihren Begleiter, Joh. v. Müller, Tischbein, Voß, Gentz u. A. In einem dritten Bändchen sollte endlich eine Auswahl von anziehenden Briefen *Verstorbener* an Böttiger, von Goethe, Schiller, Herder, Reinhard, Wieland*),

*) Ein Dutzend Briefe Wieland's an Böttiger, der häufig sein gelehrtes Orakel oder Gedächtniß war, über des Erstern Übersetzung der Ciceronianischen Episteln verdienen als ein Ganzes einen Abdruck in einem philologischen Jour-

Knebel, Einſiedel, Schulz, Kotzebue, Klopſtock, Schlözer, Fr. v. d. Recke, Fernow, Meyer, Schütz, Wolf, Lader u. A. erſcheinen.

Böttiger's Correſpondenz war wirklich ungeheuer und verzehrte einen guten Theil ſeiner Lebenszeit ſowie ſeiner Beſoldung; ſie erhielt ihn aber auch im Zuſammenhange mit Leben, Kunſt und Wiſſen. Die Briefe an ihn enthalten einen Schatz von Notizen über faſt alle Beziehungen ſeiner Zeit, und grade die Briefe ſind es, in denen die Schreiber ihre Individualität am beſten an den Tag legen, aus denen man, wie aus einer Art von Selbſtgeſtändniſſen, um ſo ſicherer auf ihre Schreiber zurückſchließen darf, je weniger dieſe beim Schreiben in der Regel an Veröffentlichung des Geſchriebenen durch die Preſſe dachten und ſich daher, wenn auch im anſtändigen Hauskleide, doch nicht im Sonntagsputze der Schriftſtellerei zeigten. — Ein Theil unſerer Zuſtände liegt in den Briefen begraben. Wenn wir die wenigen aus dem Alterthum auf uns gekommenen ſo begierig leſen und ihre Zahl uns vielfach größer wünſchen, weil wir ihnen grade die tiefſten Blicke in jene Zeiten verdanken; ſo gilt dies wohl auch noch jetzt in ſeiner Weiſe von den Briefen der achtbarſten Zeitgenoſſen.

---

nal und ſind dazu bei Seite gelegt. Gleiches gälte von dem vollſtändigen Briefwechſel zwiſchen Heyne und Böttiger, durch den ſich ein ſchöner Faden von Pietät und Freundſchaft zieht. So auch der zwiſchen Lenz in Gotha und Böttiger. Beide Sammlungen geben faſt eine Geſchichte der Philologie und Archäologie ihrer Zeit. Sonſt ſind auch Böttiger's eigene Briefe an Fr. v. d. Recke, an Biſchof Münter, Abt Henke, Bruns, Nicolai, Friedländer, Reinhard, Macdonald, Einſiedel, Matthiä, Meyer u. A. vorhanden. Der wunderlichſte Briefwechſel iſt der mit Herzog Emil Leopold Auguſt von Gotha, den J. Paul einen perſonificirten Nebel nennt. Da Reſignation im Mittheilen auch eine Tugend iſt, ſo ſoll höchſtens ein Pröbchen einen Platz finden.

Doch warum, wie in den Komödienzetteln einer frühern Zeit, Alles vorausverkündigen und anpreisen und damit locken? Nur von dem, was dieses erste Heft wirklich enthält, noch einige Worte.

Zu dem, was man nach Goethe's Ankunft in Weimar die dortige Genieperiode nannte, die wirklich mitunter das Wort Genie selbst in einem ganz eigenen und in seinen Kraftäußerungen merkwürdigen Licht erscheinen ließ, sind wenigstens hier einige Beiträge gegeben — so weit sie mittheilbar waren. Denn bei Manchem möchte der Abstand von unserer Zeit zu grell hervortreten und der Begriff Genie an Lessing's Drohung erinnern: Wer mich ein Genie nennt, dem geb ich eine Ohrfeige, daß er denkt, es wären zwei! Den ausgehobenen Mittheilungen über Goethe soll die Achtung zu Grunde liegen, welche Deutschland einem seiner größten Geister schuldig ist. Als Anhang dazu ist gegeben, was Böttiger bei der ersten mündlichen Mittheilung von Hermann und Dorothea durch Goethe begeistert darüber niederschrieb. Bekanntlich aber kühlte sich das Verhältniß später etwas ab, da Böttiger nicht unbedingter Lobredner dessen sein konnte, was von einer Schule ausging, die sich unter Goethe's hohem Protectorium zu stehen rühmte. In diese spätere Zeit fiel seine Beurtheilung der Aufführung des Schlegel'schen Jon, welche für das Journal des Luxus und der Mode zwar abgesetzt, aber wegen Goethe's Drohungen von Bertuch nicht ausgegeben, sondern unterdrückt wurde. Vielleicht würde jetzt Goethe selbst anders darüber denken. Dies handschriftlich vorgefundene Actenstück, das als ein Anekdoton zu betrachten ist, zeigt immer, wie Böttiger Schlegel's Sache von der des Meisters trennte, und dem Letzten über das Scenische (seinen Antheil) auch hier alle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die Natur dieſer Mittheilungen erlaubt es, daß neben einem dramaturgiſchen Bogen auch wohl ein homiletiſcher über eine Predigt Herder's einen Platz finde. Von Herder's kränkenden Eigenheiten hat ſpäter Böttiger auch zu leiden gehabt, aber nie den großen Mann in ihm verkannt. Der thätigſte Mann war ſeiner Zeit in Weimar der Legationsrath Bertuch. Auch ihm, dem Eingeweihten in ſo manches Geheimniß, iſt billig ein Abſchnitt gewidmet. Am reichlichſten ergießen ſich aber Böttiger's Mittheilungen über Wieland, ſo daß, um Ebenmaß und Raum nicht zu überſchreiten, ein Theil derſelben für einen andern Zweck verwendet werden mußte. Mit Wieland war Böttiger am vertrauteſten und trug manche Laune des oft ſich zurückgeſetzt wähnenden Mannes. Daher es nicht auffallen mag, wenn der alte Herr dem übeln Humor, in den er ſelbſt durch Wohlmeinendes gerathen konnte, z. B. durch eine Einladung an den Hof, die er dann wohl gar ſeine Hoffrohne nannte, gegen ihn Luft machte. Und doch wurde von Seiten ſeines großen Zöglings und deſſen Umgebungen Alles gethan, ihm das Leben zu erleichtern und verdiente Achtung zu beweiſen. Die alte claſſiſche Welt mußte Wieland und Böttiger einander nähern und befreunden. — Unter den andern Mittheilungen möchten auch die über den 1791 entſtandenen Verein von Gelehrten, die im Palais der Herzogin monatlich zuſammenkamen, nicht ohne Intereſſe ſein.

Gewiß es war eine ſeltene geiſtige Glanzperiode in Weimar und dem benachbarten Jena, und der Verfaſſer dieſes Vorworts zählt es unter ſeine ſchönſten Erinnerungen, einen Theil ſeiner früheren Jahre auf dem damals claſſiſchen Boden

Deutſchlands und in der Nähe ſolcher Männer verlebt zu haben, denen wohl auch der Coadjutor Dalberg von Mainz und ſein Bruder ſich manchmal zugeſellten. Wenn je den Geiſtern eine Anziehungskraft zugeſchrieben werden kann, ſo nahm man dieſe damals wahr. Amalia, Karl Auguſt ihr Sohn, geiſtvoll und darum allem Geiſtigen befreundet, vereinigten in Weimar einen Wieland, Knebel, Goethe, Herder, Schiller, Einſiedel, Voigt, Seckendorf, Falk, Muſäus, Bode, Huſeland, Mounier, Jagemann, Meyer, Fernow, Riemer, Weyland, Vulpius u. A. Geiſtvolle Damen, wie die Fräulein von Göchhauſen, Imhof, Wolfskeel, Knebel, die Frauen von Kalb, Berlepſch, Herder, Stein, Bechtolsheim, Wolzogen verſchönerten die geſelligen Kreiſe. Jena, die benachbarte Akademie, erfreute ſich einer ſeltnen Blüthe an Lehrern und Lernenden. Außer den ältern Profeſſoren Büttner, Gruner, Stark, Heinrich u. A. traten ein Eichhorn, Griesbach, Paulus, Döderlein, Niethammer, Ilgen, Schleusner, Auguſti, Marezoll als Theologen; Huſeland, Schnaubert, Thibaut, u. ſ. w. als Juriſten; ein Loder, Himly, Succow, Batſch, Lenz u. A. als Ärzte und Naturforſcher; Schiller und Woltmann als Hiſtoriker; Reinhold, Fichte, Schelling, der Erbenedictiner Schad und Schelver als Philoſophen; Schütz, Voß, Eichſtädt als Philologen; Erſch als Literator und außer Schiller, die Schlegel, Cl. Brentano, Novalis, Sonnenberg als Dichter, gleichzeitig oder kurz hintereinander auf. Die Allgemeine Literaturzeitung, das attiſche Muſeum, die Horen, die Muſenalmanache, die Adraſtea, das Athenäum, der deutſche Mercur, London und Paris, das Modenjournal gingen von beiden Städten aus. Die Wechſelwirkung zwiſchen Weimar und Jena ſtockte nie. Das Theater in Weimar, doppelt claſſiſch durch

Dichter wie durch Darſteller, gewährte unter Goethe's Leitung, Schiller's und Kirmſens Beirath, die vollendeten Darſtellungen der Stücke beider Dichter, durch die Leiſtungen von Wolfs, Becker, Dels, Haide, Graff, Malcolmi, Olle. Jagemann, Corona Schröter u. A. Damals ſah man zuerſt die Stücke von Terenz im alten Koſtum. Dann die Kunſtausſtellungen und Preisbewerbungen. Dazu ein Inſtitut von Engländern unter einem edeln franzöſiſchen Emigranten in Belvedere, benachbart wie Tiefurt und Ettersburg, jedes voll bedeutender Erinnerungen. Außerdem die Menge angeſehener Fremden, die jährlich nach Weimar ſtrömten und ſeinen Ruhm in ferne Länder trugen! Wo Licht iſt, ſtrömt Licht zu, und kaum bemerkt man den Schatten. Gewiß, das viel verbrauchte Gleichniß vom deutſchen Athen war damals faſt etwas mehr als bloße Schmeichelei!

Erlangen, den 15ten Mai 1837.

Weimarsches Genieweſen.

(Geſchrieben 1791.)

Dies kann Niemand mit ſo viel Laune und Sachkunde ſchildern, als der Legationsrath Bertuch, der als Chatouiller des Herzogs die Genies kleiden und füttern mußte. — Es laſſen ſich in dem weimarſchen Genieweſen mehrere Epochen fixiren. Die erſte, wo der Geniedrang am heftigſten und der Herzog ſelbſt am ſtärkſten dafür eingenommen war, fängt ſich bald nach Goethe's Ankunft in Weimar und Verbrüderung mit dem Herzoge an. Von allen Seiten wallfahrteten Kraft- und Dranggenies hierher, um auf Goethe's Flügeln auch mit zur Sonne aufzufliegen, in deren wohlthätigen Strahlen ſich Jener ſo ſchön ſonnete.

Da kam aus Reval der ſeiner Anomalien wegen von ſeinem Vater enterbte Lenz (ſonſt auch Mendoza oder der tolle Lenz genannt). In der größten Sommerhitze trug er einen blauen Sammtrock, und als er im Winter auf der Poſt reiſete, zog er ſich, während die andern Paſſagiere für Froſt klapperten, barfuß aus, weil es ihm unausſtehlich heiß ſei. Bei einem Hofballe ſetzte er einmal die ganze Nobleſſe in Alarm, als er ſich erdreiſtete, uneingeführt im Ballſaal einzutreten und ein

Fräulein zur Menuet aufzuführen. Der Herzog, der innerlich ſein Wohlgefallen daran hatte, ließ ihn denn doch auf ſein Zimmer rufen und ſcheuerte ihn tüchtig. Dieſer Lenz hat ſich in der Folge noch lange in Deutſchland herumgetrieben, und ſolche Anfälle von Tollheit gehabt, daß er hat gebunden werden müſſen. In den lichten Intervallen lehrte er Taktik, wer ſich ihm als Schüler darin anvertrauen wollen; zuletzt kam er als Lehrer der Cadetten nach Petersburg, und noch jetzt irrt er in den ruſſiſchen Provinzen unſtät umher.

Faſt zu gleicher Zeit mit Lenzen wanderte das Kraftgenie Klinger ein, ein roher, ungeſchlachter Naturmenſch. Einſt ſah er beim Rath Krauſe zum Fenſter heraus auf eine gleich unten befindliche Fleiſchbude. Auf einmal fing er beim Anblick der ſchönen Schöpskeulen gewaltig über die Ausartung des Menſchengeſchlechts zu wehklagen an, und pries das Zeitalter, wo die Menſchen das Fleiſch noch roh verzehrt hätten. Rath Krauſe fragte, ob er nicht Luſt habe, zur Ehre jener Heroen ein Stück rohes Fleiſch auf der Stelle zu verzehren. Warum nicht! ſagt Klinger. Man wettet, und Krauſe läßt augenblicklich durch ſeinen Bedienten ein Pfund Fleiſch in ſeiner natürlichen Sauce heraufholen. Dieſen Ernſt hatte Klinger nicht vermuthet; er fing an, Ausflüchte zu machen, und ſagte endlich, da Krauſe immer dringender wurde: er habe die Sache gar nicht ſo gemeint, es ſei blos eine poetiſche Phantaſie geweſen.

Nach Klingern hielt D. Kaufmann (jetzt in Herrnhut) ſeinen Einzug. Von dem Phyſiognomen Lavater zum Univerſalgenie geſtempelt (in Lavater's Phyſiognomik ſteht unter Kaufmann's Schattenriß: „er kann, was er will"), ſuchte er ſich hier durch auffallende Sonderbarkeiten auszuzeichnen. Im

Hause des General-Superintendenten Herder und eines gewissen Herrn v. Lynker in Tennstädt hielt er sich viel auf. In letzterem hatte er besonders mit den Weiblein zu thun. Diese Kunst übte er in der Folge auch bei der gutmüthigen Fürstin von Dessau (wo er in Frießhosen und einem Frießwamms bei Tafel erschien) und bei dem Grafen von Haugwitz in Schlesien aus.

Friedrich Schulz führte der Legationsrath Bertuch zuerst mit seinem Moritz im deutschen Mercur auf. Er hatte von Dresden aus, wo er sich damals kümmerlich behelfen mußte, ein ganzes Paket jugendlicher Versuche an Wielanden für den deutschen Mercur eingeschickt, und sich dafür weiter nichts, als ein Exemplar dieser Zeitschrift, die er sich selbst nicht schaffen könne, ausgebeten. Bertuch entdeckte im ersten Buche des Moritz, das unter jenen, zum Theil sehr schwülstigen, zum Theil auch sehr süßlichen Producten war, gute Anlagen, verbesserte und schrieb Schulzen, er solle in dieser Manier fortarbeiten. Schulz schrieb von Magdeburg, seiner Vaterstadt, aus eine lange Dankepistel, und wurde dann von Bertuch veranlaßt, sich nach Weimar selbst zu wenden. Er ist außer dem erstenmal noch zweimal hier gewesen, und ist jetzt zu seinem eignen Erstaunen Professor in Mitau. Er hat viel Phantasie und einen schönen Firnißtopf, aber die Grundlage ist seicht.

Dies war lange auch bei Schillern der Fall. Dieser aber hat sich durch anhaltendes Studium hier in Weimar auch solide Kenntnisse erworben. Schiller wurde von seinem Vater, einem würtembergischen Hauptmann, in die stuttgarter Militairakademie gegeben und dort in mehr als einer Hinsicht verwahrlost. Wider seinen Willen mußte er in der Folge Regi-

mentsarzt werden. Aber sein Geniedrang machte sich bald Luft und erregte durch seine shakspearisirende Muse in den Räubern, Fiesco, Cabale und Liebe zuerst Aufmerksamkeit. In dieser Periode machte der Herzog von Weimar in Darmstadt seine Bekanntschaft, ertheilte ihm den Rathstitel, und bewog ihn, sich nach Weimar zu wenden. Hier merkte er zuerst, wo es ihm fehle, und arbeitete seinen Versuch über die Geschichte der Revolutionen aus, womit er im historischen Fache zuerst debütirte. In der Folge hielt er sich lange Zeit bei Appellationsrath Körner in Dresden auf, der wahrscheinlich auch jetzt an seiner Fortsetzung des dreißigjährigen Kriegs großen Theil hat. Er arbeitet periodisch mit erschöpfender Anstrengung Tag und Nacht, wo er sich durch Kaffee munter erhält. Bei einem ihm stets vorschwebenden Ideal von Vollkommenheit arbeitet er auch sehr mühsam und muß Alles gleichsam erst aus sich herauspumpen. Als er seine erste Vorlesung als Professor der Geschichte in Jena hielt, hatten mehrere Hundert Studenten die Treppen und den Vorhof seines Auditoriums dermaßen belagert, daß er auf der Stelle seinen Entschluß, da zu lesen, ändern und den Geh. Kirchenrath Griesbach um sein Auditorium, das geräumigste in Jena, bitten mußte. Auf einmal heißt es unter den Studenten: Schiller liest in Griesbach's Hörsaal. Nun stürzt Alles fort und sucht durch die kleinen Gäßchen einander vorzulaufen. Dies ungewöhnliche Rennen so vieler Menschen an einem Ort macht so viel Geräusch und Aufsehn, daß nun Alles auf die Straße stürzt und plötzlich das Geschrei entsteht: bei Griesbach ist Feuer! worüber sich ein entsetzliches Getümmel in der ganzen Stadt erhebt. — Seit seiner letzten Krankheit hat Schiller sich in Erfurt aufgehalten. Er ist bis zum Schatten ausgetrocknet.

Durch ſeine antikritiſche Triplik in der A. L. Z. auf Bürger's Antikritik hat er ſeinen Verdienſten den Kranz aufgeſetzt.

Auch aus Frankreich kam vor acht Jahren ein ſchöner Geiſt hierher, der bekannte Anſe de Villoiſon. Er bewohnte herzogliche Zimmer, überſchwemmte jeden mit einer Flut von Worten, lernte in zwei Jahren kein Wort deutſch (worüber Wielanden mehr als einmal gewaltig die Galle überlief), ging aber demohngeachtet in die Kirche und ſtarrte den Prediger an, von dem er kein Wort verſtand, und führte im Ganzen eine ſehr cyniſche und unreinliche Lebensart. Da er alle philologiſchen Bücher, deren er habhaft werden konnte, zuſammenkaufte und kiſtenweiſe nach Paris ſchickte, ſo war er, um im Übrigen Erſparniſſe zu machen, ſehr geizig, vernachläſſigte ſich durchaus in ſeiner Kleidung und Wäſche, ſodaß er wie ein Wiedehopf roch. — Er war übrigens außerordentlich theilnehmend an Allem, was ſeine Freunde betraf, und verſchwenderiſch im Lobe, wovon ſeine hier geſchriebenen epistolae Vinarienses auf jeder Seite Beweiſe enthalten, z. B. doctissimus Zinserlingius. Die Jenaiſche lateiniſche Geſellſchaft beehrte ihn mit ihrer Mitgliedſchaft. Er fand ſich dadurch ſo geſchmeichelt, daß er ſich noch in ſeinem neueſten Werke, der Ausgabe der Ilias mit den scholiis ineditis: sodalem societatis Jenensis latinae unterſchrieben hat. — Als Villoiſon einmal bei der herzoglichen Tafel von einer ſchönen Dame, die aber nicht franzöſiſch ſprach, angeredet wurde, und er ſich dies verdolmetſchen laſſen mußte: ſo fragte ihn ſein Nachbar, warum er ſich denn nicht ſelbſt entſchlöſſe deutſch zu lernen. „Linguam vestram *scabiosam* discere nolo“ war ſeine Antwort. Denn mit Gelehrten ſprach er eben ſo fertig latein als ſeine Mutterſprache.

Lenz ſtudirte in Königsberg. Zwei Herren v. Kleiſt ſollten von dort in franzöſiſche Dienſte kommen. Keiner von den Junkern verſtand ein Wort franzöſiſch, und keiner konnte recht leſen und ſchreiben. Sie bereden Lenzen, als ihr Dolmetſch mitzugehen. So kamen ſie alle drei nach Straßburg. Aber bald kam der arme Lenz dort in große Noth, da beide Kleiſts bei ihrem Regimente bekannt wurden und ihren Wechſel aufgezehrt hatten. Ein Bruder wies ihn immer an den andern. In dieſer Noth mußte Lenz ſich mit Stundengeben erhalten, und in dieſer Lage lernte ihn Goethe und Lerſe kennen, die beide damals in Straßburg ſich aufhielten. Als Goethe nach Weimar gekommen war, vernahm Lenz ſeines „Herrn Bruders" Glücksfall, und macht ſich nun auch auf den Weg, um dieſem Sterne ſich zu nahen. Er kam eines Tages ſehr zerlumpt und abgeriſſen in Weimar im Erbprinzen an, und ſchickt ſogleich eine Karte an Goethe, der dem Herzog in einer Unpäßlichkeit Unterhaltung leiſtete, des Inhalts: „Der lahme Kranich iſt angekommen. Er ſucht, wo er ſeinen Fuß hinſetze. Lenz." Goethe lachte laut auf, als er dies Billet erhielt, und weiſet es dem Herzog, der ſogleich befiehlt, er ſolle geholt werden. Sein Anſehn war äußerſt lächerlich. Eine kleine zuſammengedrückte Figur, aber voll Selbſtgefühl und Keckheit, die er denn auch gleich den folgenden Abend bewies. Da war Hofball, über welchen damals noch der ceremonióſe Graf Görz ſeine Hand hielt, ſo ſehr ſich auch der Herzog darüber formaliſirte. Lenz hörte im Erbprinzen, es ſei dieſen Abend Hofball en masque. Er läßt ſich einen rothen Domino holen, und erſcheint ſo Abends im Saal, wo nur Adlige Tanzrecht und Zutritt haben. Ehe man ihn noch durchbuchſtabiren kann, hat er ſchon ein Fräulein von Lasberg

(die ſich nachmals mit Werther's Leiden in der Taſche in der Ilm erſäufte, weil ſie ihr Liebhaber, ein Liefländer, ſitzen ließ) an der Hand und tanzt friſchweg. Es wird ruchbar, daß ein bürgerlicher Wolf unter die Heerde gekommen ſei, alles wird aufrühreriſch. Der Hofball desorganiſirt ſich. Der Kammerherr von Einſiedel kommt athemlos zum Herzog herauf und erzählt ihm die Geſchichte. Dieſer befiehlt ihm, Lenzen heraufzuholen, und lieſt ihm ein derbes Capitel. Nun wird er von Fuß an gekleidet und bei allen Genieſtreichen als plastron gebraucht. Als man hier nicht länger mit ihm ſich ſtallen konnte, ſchickte man ihn fort, und ſo kam er nach Emmendingen zu Goethe's Schwager Schloſſer. Gegen ein Kleinſches Product verfertigte er noch eine Satire Nielk (Klein), die Lerſe noch im Manuſcript beſitzt, und zwei Tage darauf zeigten ſich die erſten Spuren der Tollheit. — Im Belvedere ſonnte er ſich einmal, nachdem er an der Krippe geweſen war, und rief aus: Ach! mir iſt ſo wohl wie einem Kuhblatter.

Auch Klinger kam nach Emmendingen, als er von Weimar verabſchiedet war. Lerſe fragte ihn, warum er ſich nicht lieber in Weimar eine Stelle verſchafft habe, wo ſein Landsmann (Klinger iſt auch ein Frankfurter) für ihn ſorgen könne. Da erzählte er, daß Goethe eben ihn fortgebracht habe*). Man habe damals im Gange des herzogl. Wohnhauſes ſich oft im Schießen nach dem Ziele geübt. Dabei ſei es Sitte geweſen, ſtatt der Zielſcheibe ein Portrait hinzuſetzen. Er habe einſt

*) Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß der Richtigkeit dieſer Erzählung von ſehr unterrichteter Seite her widerſprochen worden iſt, weil Göthe bis zu ſeinem Tode hohe Achtung für Klinger hatte und fortwährend mit ihm in Briefwechſel ſtand.

Goethe's Portrait hingesetzt, wonach wirklich geschossen worden. Dies habe ihm Goethe nie verzeihen können. Indeß waren, wie Bertuch bemerkt, eher andere Gründe seiner Ungnade vorhanden. Er hatte allerhand Klätschereien zwischen hohen Damen gemacht und wurde als ein tracassier verabschiedet. Als er nach Emmendingen kam, konnte er kaum richtig schreiben und rechnen, und wollte sich doch mit aller Gewalt dem Militair widmen. (Weimar, den 29. Nov. 1798, als Lerse mich früh besuchte.)

Merk, Kriegszahlmeister in Darmstadt, kam zu Pferd mit einem ärmlichen Mantelsack und einem einzigen Frack angezogen, und hatte von Frankfurt bis hierher nicht mehr als einen Dukaten Reiseunkosten gehabt, weil er immer nur in Fuhrmannskneipen eingestellt hatte. Er war es, der in Ettersburg Jacobi's Woldemar an einen Baum annagelte und ein Vogelschießen danach veranstaltete.

Durch seine unglückliche Unternehmungssucht verwirrte er seine Geschäfte dermaßen, daß er sich endlich erschoß. Bertuch will ihn noch einmal zum Helden eines Romans im Geschmack des dicken Mannes machen, ein Beispiel, wohin ungeregelte Speculationssucht den witzigsten Mann bringen kann. Die Geschichte des alten Oheims im deutschen Mercur ist von ihm. Auch hat er eine interessante Schrift über die Physiologie der Pflanzen verfertigt. Er wollte eine artistische, Maler- und Kunstwerk-Reise durch Deutschland machen, und sie so schreiben wie Nicolai: Aber Bertuch wollte nicht entriren. Er war mit Varrentrapp und Wenner in Frankfurt associirt.

Merk war mit Goethen schon früh Compan und Lebebruder gewesen, ohngeachtet er ohngefähr sechs Jahr älter war. Er hatte einst seine Frau in flagranti mit einem Liebhaber ergriffen, und zweifelte daher an der Echtheit seiner Kinder. Weil er sich nun selbst actäonisirt wußte, bezweifelte er auch die Treue aller übrigen Weiber, und streute überall, wo er Eheglück fand, Samen der Zwietracht aus. Überhaupt fand er eine teuflische Lust darin, Leute, die sich glücklich fühlten, auf die linke Seite aufmerksam zu machen und ihr Glück zu stören. Ihn hat daher auch Goethe zum Original-seines Mephistopheles in seinem Faust (dies ist Goethe selbst) genommen, und mehrere Scenen sind Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten, die er mit Merk erlebt hatte, z. B. die Scene in Auerbach's Hofe und das Liedchen vom Floh. Schade nur, daß dieser Faust, wie wir ihn jetzt in seinen Werken haben, ein aus früheren und späteren Arbeiten zusammengeflicktes Werk ist (sowie auch der Wilhelm Meister), und daß die interessantesten Scenen, z. B. im Gefängnisse, wo Faust so wüthend wird, daß er selbst den Mephistopheles erschreckt, unterdrückt worden sind. (Wieland, 12. Nov. 1796.)

Der jetzige Landgraf von Darmstadt war als Erbprinz außerordentlich lustig und ein Held im Mönchs- und Küchenlatein. Einst verfluchte er feierlich eine Eiche in Tiefurt, die sehr fatal stand, mit der Bannformel des heiligen Ernulfus: Thumerdus qui habet clitorem etc.

Die Herzogin als Regentin ließ schon zuweilen ihren hohen Rang zu Hause und liebte einen Scherz. So einmal in Belvedere eine Mondscheinscene Abends, wo Studentenlieder

gesungen wurden und Wedel als Jagdjunker sein: „Bruder, auf dein Wohlergehn" intonirte.

Ein andermal fuhr sie zu acht auf einem Heuwagen von Tiefurt nach Tennstädt. Halbwegs brach ein Gewitter los. Die Herzogin und die Hofdamen waren sommerhaft angezogen. Wieland gab ihr seinen Überrock. In Tennstädt mußte die Frau v. Lynker Hemden und Garderobe fourniren. Allgemeiner Jubel über diese Expedition. (Wieland eadem vespera.)

Damals erlaubten sich auch die Genies, Alles, was ihnen beim Besuch in eines Andern Stube gefiel, gradezu einzustecken und ohne Wissen des Besitzers zu entwenden. Man nannte es mit dem Studentenausdruck: schießen. So hat Krause selbst noch ein crayonirtes Portrait von Goethe, das er Wielanden gezeichnet hat, auf diese Weise sich zugeeignet.

Eine der lächerlichsten Genieperioden war die bergmännische in Weimar, als die Bergwerke in Ilmenau wieder gangbar gemacht werden sollten. Da war der Mensch gar nichts, der Stein Alles. Goethe fand in der Organisation des Granits die göttliche Dreieinigkeit, die nur durch ein Mysterium erklärt werden könne! Damals hatte Goethe an Knebel einen Schildknappen. Alles mineralogisirte; selbst die Damen fanden in den Steinen einen hohen Sinn, und legten sich Cabinete an, z. B. die Göchhausen. Noch jetzt ekeln Herdern alle Steingespräche seit dieser Periode an.

Eine der glücklichsten Perioden war die Zeit, wo die Herzogin, die noch etwas vom Glanz ihrer Regentschaft beibehalten und nun ihrer Muße genießen wollte, in Ettersburg lebte. Zigeunerwirthschaft. Komödie bei Fackelschein im Walde. —

Bode spielte die erste Violine, Einsiedel das Violoncello. Die schönsten Quartetts von Boccarini wurden geschlachtet. Der immer dienstfertige Seckendorf componirte und versificirte, was man haben wollte, konnte sich aber doch nur einige Jahr erhalten, und es war ein Glück für ihn, daß ihn der König von Preußen im Baireuthischen employirte. Knebel machte den Hofstaat des Prinzen Constantin in Tiefurt sehr liberal, hatte wöchentlich mehrmals offne Tafel, bildete den Prinzen zum Dilettanten in den Musenkünsten, und reichte immer nicht mit dem Gelde des Prinzen aus. (6. Nov. 1796 bei Herder.)

Über den Weimarschen Gelehrten-Verein von 1791.

(Den 4. Nov. 1791.) Diesen Abend wohnte ich zum erstenmal einer Sitzung der neuen gelehrten Gesellschaft bei, die sich jeden ersten Freitag im Monat bei der Herzogin Mutter versammelt *). Diese edle Fürstin widmet alle ihre Muße den

*) In den vor uns liegenden Statuten vom 5. Juli 1791 heißt es u. A.: Eines Jeden Urtheil ist überlassen, was er selbst beitragen will, es mögen Aufsätze sein aus dem Felde der Wissenschaften, Künste, Geschichte, oder Auszüge aus literarischen Privatcorrespondenzen und interessanten neuen Schriften, oder kleine Gedichte und Erzählungen, oder Demonstrationen physikalischer und chemischer Experimente u. s. w. — Bei jeder der Zusammenkünfte ist eines der Mitglieder Präsident. Das Loos bestimmt, welche Monatszusammenkunft einem Jeden zufällt. Dem Präsidenten macht Jeder im Laufe des Monats und wenigstens eine Woche vorher bekannt, womit er die

Wissenschaften und Künsten. Nichts ist ihr fremd; nichts Wissenswürdiges liegt außer ihrem Kreise. Doch ist die italienische Sprache, in die sie unsere Classiker übersetzt und ihren Freundinnen in Rom und Neapel zuschickt, wenn sie es vorher ihrem Bibliothekar, dem Rath Jagemann, zur Prüfung vorgelesen hat, die Musik und die Malerei ihr Lieblingsgeschäft.

Ihr verdanken nun seit einiger Zeit Weimars denkende Köpfe einen gemeinschaftlichen Versammlungsort in ihrem Palais. Sie ist bei diesen Sitzungen selbst, mit ihren zwei Hofdamen, die sie einst auch nach Italien begleiteten, gegenwärtig. Aber auch der regierende Herzog und dessen Gemahlin sind aufmerksame Zuhörer. Dies bringt übrigens bei den Anwesenden nicht den geringsten Zwang hervor. Jeder sitzt, wie er zu sitzen kommt, während das vorlesende Mitglied seinen Platz an einem besondern Tische einnimmt. In der Mitte des Saals steht eine große, runde Tafel, auf welche die mathematischen Instrumente, Zeichnungen, naturhistorischen Merkwürdigkeiten, deren Erwähnung geschehen soll, hingelegt werden. Ist nun eine Vorlesung vorbei, so steht Alles auf und tritt um die Tafel herum *), spricht, macht Einwürfe, hört und beantwortet die Fragen des Herzogs

---

Versammlung zu unterhalten gedenkt. Er ordnet dann die Unterhaltung des Tages, führt über das Vorgetragene ein kleines Protokoll, und übergibt es dem Nachfolger. Die Aufsätze nimmt jeder Verfasser zur eignen Disposition wieder zurück. Auf vorherige Anzeige an den Präsid. kann jedes Mitglied einen oder den andern Gelehrten, besonders aus Jena, als Gast mitbringen. Diese Verabredung gilt auf so viel Monate, als die Anzahl der Unterzeichneten beträgt. Es wird der Gesellschaft eine Gnade sein, wenn die Durchlauchtigsten Herrschaften die Zusammenkünfte mit Ihrer Gegenwart beehren wollen u. s. w.

*) Damit dazu Raum bleibe, wurden nach §. 9. der Statuten dem Präsidenten 12 Admissionsbillets zum Vertheilen übergeben.

und der Herzoginnen, die nun mitten im Zirkel ſtehen, und nun gehts zu einer neuen Vorleſung und jeder nimmt wieder ſeinen Stuhl ein. Da eine Seſſion immer drei Stunden, von Abends 5 Uhr bis 8 Uhr dauert, ſo würde ohne dieſe kleinen Pauſen die Zunge vom Schweigen, der Körper vom Sitzen ermüden.

Die Ordnung der heutigen Sitzung war folgende. Der Präſident der Geſellſchaft, der Geheimerath von Goethe, eröffnete ſie mit fortgeſetzten Betrachtungen über das Farbenprisma. Er wiederholte erſt ganz kurz die Reſultate deſſen, was er im erſten Hefte ſeiner Beiträge zur Optik weitläuftiger und durch 24 kleine illuminirte Kupfertäfelchen, die dazu ausgegeben werden, veranſchaulicht hat.

Die Hauptſätze demonſtrirte er an einer ſchwarzen Tafel, wo er die Figuren ſchon vorher angezeichnet hatte, ſo lichtvoll vor, daß es ein Kind hätte begreifen können. Goethe iſt eben ſo groß als ſcharfſinniger Demonſtrator an der Tafel, als er's als Dichter, Schauſpiel- und Opern-Director, Naturforſcher und Schriftſteller iſt. Er erklärte ſich hier im kleinem Zirkel gradezu gegen Newton's Farbentheorie, die durch ſeine Verſuche ganz umgeworfen wird, und zeigte zugleich an dieſem Irrthum des großen Newton, dem nun ein Jahrhundert lang Alles nachgebetet hat, ſehr ſchön, wie Nachbeterei auch unter guten Köpfen ſo tief Wurzel ſchlagen könne.

Hierauf las Herder einen trefflichen Aufſatz über die wahre Unſterblichkeit für die Nachwelt vor, den wir wahrſcheinlich bald im vierten Theil ſeiner zerſtreuten Blätter zu leſen bekommen werden. Von der Unſterblichkeit der Seele nach dem Tode kann hier die Rede nicht ſein. Sie iſt doch nur ein Samenkorn im menſchlichen Herzen, ein leiſes Ahnen, ein be-

bender Blick in die verſchleierte Zukunft. Unſterblichkeit des Namens durch Thaten und Schriften iſt in unſern ſpäteren Zeitaltern, wo ſelbſt ein Friedrich doch nie zu dem Univerſalruhme eines Alexander und Cäſar kommen wird, in dem Maße, wie ihn die Vorwelt errungen hat, ſchwer oder vielleicht gar nicht mehr zu erwerben. Es wäre alſo ſehr ſchlimm mit uns beſtellt, wenn uns Allen nicht auch noch eine Unſterblichkeit übrig wäre. Dieſe beſteht in gemeinnützigen Anſtalten, neuen, durch uns unter die Menſchen gebrachten Denkformen und Ideen u. ſ. w. Je weniger wir unſer Ich dieſen Dingen aufprägen, je mehr wir aus uns ſelbſt herausgehen und nur Gemeinwohl, Gemeincultur beherzigen, deſto empfänglicher und würdiger ſind wir dieſer Unſterblichkeit. Dies wurde durch eine Unterſuchung erläutert, von dem, was eigentlich bei allen unſern Vorſtellungen und Kenntniſſen aus uns ſelbſt entſprungen iſt. Faſt gar nichts. Wir haben Alles durch Unterricht und Belehrung empfangen und ſo müſſen wir es wiedergeben. Rückblick auf die froheſten Stunden der Jugend, wo wir von Menſchen und von der Natur noch am unbefangenſten und am liebſten empfingen. Klage, daß ſo wenig Originalität im Gedankenreiche ſei, und daß nur die allerwenigſten Menſchen etwas anders ſind, als wozu ſie durch frühern Unterricht, Umgang und Tradition fremder Meinungen auf ſie geſtempelt worden ſind. Alſo nicht Fortpflanzung des todten Namens, ſondern ein Beitrag von irgend etwas Gutem zur Summe des ſchon Erfundenen und Geſtifteten iſt wahre Unſterblichkeit. Hier lebt man durch das, worin ſich unſer Geiſt abdruckte, in den entfernteſten Generationen fort. — Am Ende ein Verſprechen, in einer kommenden Vorleſung eine Erklärung von Genien und Dämonen zu geben,

unter welchen das Alterthum dieſe Art von reiner Unſterblichkeit verhüllte.

Auf Herdern folgte der Geheimerath und Archivarius Voigt, der uns aus dem hieſigen an den ehrwürdigſten Documenten ſo reichen Archive ein ſehr merkwürdiges Diplom vorlegte und erläuterte, das der Kaiſer Friedrich der Rothbart 1167 dem Abte Eckard im St. Georgenſtifte zu Naumburg ertheilte. Erſt eine hiſtoriſche Einleitung über Kaiſer Friedrich den Rothbart, wobei die Sottiſe Albrecht des Unartigen nicht ungeahndet blieb, der ſeinen Sohn, Friedrich mit der gebiſſenen Wange, lieber verhaftet hielt, als daß er ihn nach Neapel ſchickte, um die Erbſchaft des unglücklichen Konradin in Empfang zu nehmen. Dann über die Sache, worüber das Diplom ausgeſtellt wurde, nämlich der Heerſchild, den aus Nachahmungsſucht der weltlichen großen Fürſten nun auch Prälaten und Äbte bei ſich einzuführen und in ihren Vaſallen auch einen ſolchen Glanz um ſich herum zu verbreiten ſuchten. Ferner eine kurze Geſchichte der Stiftung des St. Georgenſtiftes bei Naumburg. Es ſtiftete daſſelbe eine fromme Gräfin im J. 1099, grade wie man das Ende der Welt erwartete; eine Pfaffenlüge, um damit recht viel Ritter ins gelobte Land zu ſprengen und von ihnen große Schenkungen zu erhalten. Die Gräfin Mathilde ließ, da nicht beſtimmt war, wo ſie das Stift erbauen ſollte, einen Raben fliegen; da, wo er ſich niederließ, wurde der Bau angefangen. Hier webte Voigt, um dieſe hiſtoriſche Wildniß etwas reizender zu machen, ein kleines ſelbſtverfertigtes Gedicht ein, worin er ſehr komiſch das Krächzen des hungrigen Raben mit dem Kirchengeplärr der nachmals an dieſem Orte hauſenden Kloſterbrüder verglich. Darauf las er eine Überſetzung des in

lateiniſcher Sprache, wie damals noch durchaus gewöhnlich, gefertigten Diploms, erklärte das Siegel, und machte einige kennerhafte Bemerkungen über das Siegelwachs, wovon er ein Stückchen dem Bergrath Buchholz, unſerm großen Chemicus, zur Unterſuchung gegeben hatte, theilte Aufſchlüſſe über das unten befindliche Monogramm mit (dieſe Gewohnheit ſtammte von Karl dem Großen, der nicht ſchreiben konnte), und über andere Merkwürdigkeiten in der äußern Form des Diploms. Während deſſen ging dieſes im Zirkel der Zuhörer herum, wo denn ein Jeder mit Einem Blicke Alles vergleichen konnte. Nach Beendigung dieſer Vorleſung ließ ſich der Herzog über ſein Archiv noch Manches von Voigten ſagen, und wir Umſtehenden erfuhren dabei Manches, was man ſonſt nur dem Fürſten ſagt. Die älteſte Urkunde des hieſigen Archivs iſt vom Kaiſer Otto II.

Hierauf las der Profeſſor der Botanik Dr. Bartſch, als Ehrenmitglied, eine ſehr ſachreiche Abhandlung vom Schiffsbote oder Nautilus, und einer kleinen Schnecke, die im Meeresſand gefunden und erſt durchs Mikroſkop deutlich wird, mit Hinſicht auf größere und kleinere Petrefacten und gewiſſe Reſultate vor, die daraus von der jetzigen Bildung der Erde und ihrer frühern Geſtalt, ehe ſie vom Ocean verlaſſen wurde, nothwendig folgen. Während der Vorleſung gingen ſehr ſchöne Exemplare vom Nautilus und der kleinen Schnecke auf ſilbernem Präſentirteller im Zirkel herum. Auch hierüber wurde nach dem Ende der Vorleſung Vieles geſprochen. Herder fand Beſtätigung ſeiner im erſten Theile ſeiner Ideen zur Geſchichte der Menſchheit vorgetragenen Hypotheſe. Es war mir aber vorzüglich intereſſant, ein Geſpräch des alten ehrwürdigen Hofrath Büttner aus Jena, der auch zugegen war, mit anzuhören, worin

er uns seine Ideen von der Urwelt und dem Zurücktreten des Oceans, so weit es seine Ideenfülle und daraus entspringende Weitläuftigkeit erlaubte, mittheilte.

Nun zeigte Lenz, der jetzige Inspector der Kunstkammer und des Naturaliencabinets in Jena, eine Reihe Intestinalwürmer in Spiritus, die er selbst aus den Eingeweiden vieler Thiere hervorgesucht und präparirt hatte. Unter andern war auch ein Exemplar des Blasenwurms dabei, aus welchem das bekannte Drehen der Schafe entsteht. Dieser Lenz ist ein sehr unermüdeter Naturforscher. Er hat besonders in der Helminthologie seltene Kenntnisse, und zeigte uns hier verschiedene Gattungen, die Götze in seinem schönen Werke über die Eingeweidewürmer noch nicht aufführt. Er soll auf dreißig neue Gattungen entdeckt haben.

Am Ende wurde noch eine artige Entdeckung mitgetheilt, die der Hofmedicus Hufeland von der Wirkung des Lichtes an einem im Rahmen gefaßten Schattenriß des Herzogs gemacht hatte.

Es war indessen schon spät geworden, und da es stark auf 9 Uhr ging, mußten einige Vorlesungen, z. B. die des Legationsraths Bertuch, der uns über die Farbentinten der Japaner und Chinesen unterhalten wollte, auf die künftige Sitzung verschoben bleiben.

Gesellschaft den 17. Febr. 1792. Der Geheimerath Goethe las zuerst einen kleinen gedruckten Aufsatz vom Hofrath Moritz vor: Grundlinien zu meinen Vorlesungen über den Stil (Berlin, 1791), ein halber Bogen. Alles dreht sich um den sehr einleuchtend dargestellten Grundsatz herum:

Man muß ſich erſt, ſo viel wie möglich, vom Ausdruck ab auf die Gedanken hinkehren. Dieſen, wenn ſie deutlich und mit Intereſſe gedacht ſind, folgen die Worte von ſelbſt. Eigentlich ein Commentar zu den Worten des Horaz: rem praevisam verba sequentur. Einzelne bekannte Sätze ſind ſehr treffend ausgedrückt, z. B. der 12te: So lange man noch nicht im Stande iſt, die Hauptſache in wenig Worten zu bezeichnen, hat man auch den Hauptgeſichtspunkt für das Ganze noch nicht aufgefunden; und der 18te: Wer beim mündlichen oder ſchriftlichen Vortrage ſeine Gedanken nie von der Hauptſache abſchweifen läßt, denkt richtig; wer die Richtung ſeiner Ideen ſchnell verändern kann, denkt lebhaft; wer aber blos ſeine Ideen ſchnell verändern kann, denkt gar nicht. — Nach dieſem Leitfaden hat nun Moritz, wie uns Goethe noch im Discurs mittheilt, ſeine Vorleſungen ſchon angefangen. Sie werden alle einzeln gedruckt; einige davon hat Goethe ſchon in den Händen und wird uns daraus gelegentlich etwas mittheilen. In einer der letzten hat er eine Stelle aus Werther's Leiden meiſterhaft commentirt.

Ich (Böttiger) las hierauf eine Abhandlung über die im Alterthum zu findenden Spuren von der allgemeinen Sitte roher Menſchen, ſich zu bemalen und zu tättowiren, vor. Die Einäugigen, Cyklopen malten ſich das eine Auge an die Stirn. So mehrere vorgeblich einäugige Nationen. Gemalte Bildſäulen der Griechen und Römer. Geſtreifte Zeuche. Nachahmung dieſer barbariſchen Sitte. Wieland will die Abhandlung in das Aprilſtück des deutſchen Merkurs aufnehmen.

Der Kammerherr (Major) v. Knebel (ehemals Hofmeiſter des Prinzen Conſtantin, jetzt mit einer trefflichen metriſchen

Übersetzung des Lucrez beschäftigt, der sein vieljähriger Liebling ist) unterhielt uns hierauf mit einer hinreißend geschriebenen Abhandlung, der er selbst den Titel gab: Wohlwollen, Werthschätzung, Höflichkeit, eine moralische Rhapsodie. Die Ideen waren nur an einem losen Bande zusammengeknüpft und daher ein Zusammenhang schwer aufzufassen. Aber das Ganze war ein gar liebliches Blumengewinde. „Prometheus, sagt die Fabel, setzt den thierischen Menschen aus den entgegenartigsten Eigenheiten des Löwen, Bären, Fuchs, Schweines u. s. w. zusammen. Athene blies den Gottesodem ein. Diese Vernunft äußert sich vorzüglich in der Prärogative des Menschen vor allen instinctmäßig sociablen Thieren, in dem auf Verleugnung selbstischer Ichheit gegründeten Wohlwollen. Die Wiege der Menschheit war ein milderes Klima, wo der Mensch keine Kleider brauchte, und überall in der Natur seinen Tisch gedeckt fand. Wir sind ausgewanderte Polarmenschen. Unsere erwärmende Sonne muß gegenseitiges Wohlwollen sein. Uns ist dies doppeltes Bedürfniß. Ohne sie starren wir in nie schmelzende Eisgruben." Dies wurde schön durch den Contrast ausgeführt. Aber veredeltes Wohlwollen wird Werthschätzung. Wohlwollen borgt nur, Werthschätzung gibt. Je uninteressirter sie gibt, ohne auf kleinliche Erwiderung zu rechnen, desto reiner ist das Wohlwollen, aus welchem sie entspringt. Äußerung dieser wohlwollenden Werthschätzung wird Höflichkeit im wahren Sinne des Wortes. Klage über muthwillige Einschränkung dieses edeln Begriffes auf leere Etiquette. Erläuterung der wahren Höflichkeit durch Beispiele. Ihr Charakteristisches ist überall gutmüthige (nicht erkünstelte) Hintansetzung seines Eigendünkels, Eigennutzes, Eigenwillens. Hierin übertrifft

der von uns mit dem Namen des Wilden herabgewürdigte freie Naturmensch uns durch Erziehung und Convention früh gemodelte Europäer bei weitem. Beispiele aus einem Aufsatze Franklin's von den Nordamerikanern und aus Cook's Reisen von den Bewohnern der Südseeinseln. Aber auch das von vielen lästig gefundene Ceremoniel hat seine gute Seite. Die Chinesen sind das ceremonienreichste Volk unter der Sonne. Darum, sagt Du Halde, haben sie in diesem Jahrhundert noch gar keinen, und überhaupt unter sich nie Krieg gehabt. Mitunter einige starke Reflexionen, z. B. „Andere Nationen nennen die Höflichkeit mit Ausdrücken, die vom Adel hergenommen sind (gentilesse, gentleman-like). Auf deutschem Boden geht das nicht. Die Fürsten erhielten ihre Hochschätzung zuerst, weil sie die stärksten und klügsten im Volke waren. Diese Hochschätzung ist erblich unter der Voraussetzung geworden, daß die Nachkommen der Fürsten den Wechsel richtig bezahlen werden, den ihre Vorahnen auf sie zogen." Der wackere Knebel, dem der Herzog laut seinen Beifall zu erkennen gab, hat mir diese Vorlesung mitzutheilen versprochen.

Der Bergrath Buchholz verband hierauf mit einer kleinen Vorlesung ein chemisches Experiment. Eine Flasche mit faulem Selterwasser erfüllte das ganze Zimmer mit dem häßlichsten faulen Eiergeruch. Es mußte sogleich geräuchert werden. Durch einen beigemischten Zuschlag von Kohlenstaub ward sogleich dieser Geruch getilgt und durch eine kleine Einbünstung ihm auch sein stechender Geist so gut wiedergegeben, daß man zwischen dem frischesten und diesem restituirten nicht den geringsten Unterschied finden konnte. Die ganze Operation ist ebenso leicht als wohlfeil, wenn man bedenkt, daß oft ganze

Schiffsladungen solchen Wassers, z. B. nach Ostindien, nach Batavia, wo jeder rechtliche Mann nichts anders trinkt, auf der weiten und warmen Reise ganz umschlagen, die nur durch dies ganz einfache Mittel vollkommen rehabilirt werden können.

Der Geheimerath Voigt vertheidigte hierauf in einer sehr beziehungsvollen Abhandlung zuerst die neue preußische Legislation, die aus dem vorliegenden Alten nichts ganz Neues schaffen konnte. Er stellte hierauf eine doppelte sehr artige Vergleichung an. Einmal der Geschichte der Justinianischen Gesetzgebung mit der preußischen. Natürlich erhielt hier die übereilte Compilation des Tribonian und seiner Genossen nicht den Vorzug über die langsam gereifte und durchgeprüfte preußische Legislation. Beiläufig wurde des Kaisers Justinian Charakter berührt. Seine Buhlerin Theodora beherrschte ihn und schwang sich bis zu seiner Gemahlin empor. Er war, oder wollte wenigstens sehr fromm sein, bauete Kirchen und glaubte damit seine Wollüste abzukaufen, wenn er ein Pfaffenknecht wäre. Dies Alles wurde so künstlich gestellt, daß uns Allen das neue Gegenstück in der Dänhoff- und der Wöllnerischen Clique vor Augen stand, und doch wurde Niemand genannt. Zum Zweiten wurden einige Stellen aus dem römischen und preußischen Gesetzbuche buchstäblich gegen einander gehalten. Der Herzog hatte auf dem jetzigen Landtage den Ständen den Antrag gemacht, die neue preußische Legislation über den Punkt anzunehmen: wie der Andere sein wildes Wasser von höher liegenden Feldern und Wiesen über die Besitzungen des Nachbars hin ableiten dürfe, worüber die Pandekten sehr unzulänglich, die neuen preußischen Gesetze aber äußerst bestimmt und zur Beförderung der Landescultur zweckmäßig entscheiden. Die

Stünde hatten indessen keine Ohren gehabt. Darum nahm Voigt gerade diesen Punkt, und nachdem er die Gesetze aus beiden Gesetzbüchern vorgelesen und mit einander verglichen hatte, hob er die Einwürfe, die allenfalls noch gegen die weisen preußischen Vorschriften gemacht werden könnten. Es lag in dem ganzen Aufsatze ein feines Compliment für den Herzog. Um diese etwas trockne Materie für die Zuhörerinnen genießbarer zuzurichten, wurden am Ende noch einige Lächerlichkeiten und Naivetäten, die in den Pandekten und Cod. Just. vorkommen, aufgetischt, z. B. daß vidua und virgo einerlei sein könne, daß zur Wolle auch die Ziegen-, Hasen- und Gänsewolle gehöre, daß die Statthalter und Gerichtspfleger darauf angewiesen wurden, sie sollten sich nicht danach richten, wie es in der Hauptstadt zuginge, sondern wie es da zugehen sollte; eine Vermahnung, schloß unser Vorleser, die auch heutzutage den Amtleuten und Aufsehern kleinerer Provinzialdistricte mit Hinsicht auf größere und kleinere Residenzstädte zugerufen werden möchte.

Hierauf theilte uns der Legationsrath Bertuch aus den neuesten französischen Missionsberichten aus China eine Nachricht von den ebenso gerühmten und hellen chinesischen Farben oder Pigmenten mit, die unsere Maler sich so oft vergeblich wünschen. Der Pater Bourgeois hatte nun einem Freunde in Frankreich diese Farben ihrer Zurichtung und chinesischer Benennung nach sehr genau beschrieben. Diese Beschreibung und Namen erhielten wir nun im lehrreichen Auszuge. Die Chinesen lassen sie auch außer Landes gehen, und nun kann sie ein jeder Künstler durch schwedische, holländische oder englische Chinafahrer unter dem rechten Namen unmittelbar aus China kommen lassen. Die schönste rothe Farbe Tchin-keng-tou

wird aus gefärbten und imbibirten Kattunläppchen wieder ausgekocht und die Brühe muß auf einem porcellanenen Teller wieder evaporiren.

Am Schlusse hatte Herr Meyer, der schweizer Maler, der bei Goethe wohnt und viele Jahre in Italien zugebracht hat, sein neuestes Gemälde holen und vor uns aufstellen lassen. Meyer hat nach den neuen prismatischen Versuchen von Goethe das Colorit eingerichtet, und man muß gestehen, es that auch jetzt am Abend unerwartet herrliche Wirkung. — Aber auch von der Seite des Gegenstandes und der Composition verdient dies schöne Stück die laute Bewunderung, welche besonders beide Herzoginnen darüber äußerten. Es stellt die Gebrüder Kastor und Pollux vor, wie sie beide zu gleicher Zeit die zwei Töchter des Leucippus rauben. Beide holde Mädchen liegen den Räubern schon in dem Arme, halten sich aber von oben noch fest umschlungen. Dies und die dahinter stehenden Rosse machen eine herrliche reiche Gruppe. Köpfe und das ganze Costum sind nach ächten Antiken. Wieland stand mit unbeschreiblichem Enthusiasmus lange vor diesem Bilde, zeigte uns, wie viel Vorzüge dies vor der so oft wiederholten Vorstellung des Sabinerinnenraubes hätte, und nannte es ein Stück von seinem heidnischen Evangelium.

Unter andern Fremden lernte ich heute hier auch den vor Kurzem erst aus Paris zurückgekommenen Graf Beust kennen. Er hatte einst die sächsischen Salinen, entzweite sich mit Wallwitzen und verließ Dresden. Jetzt führte er die Aufsicht über die Salinen in Polen (woher er auch den Stanislausorden hat) und Mainz, hat Kobaltgruben in den Pyrenäen und will die ganzen französischen Salinen reformiren. Aus Verdruß,

daß ſein Rapport ſchon mehrere Monate der Nationalverſammlung nicht vorgelegt worden, iſt er jetzt aus Paris weggegangen, und nach Weimar, wo er ſeine Familie (unter andern eine Tochter, welche für die größte Schönheit in ganz Thüringen gehalten wird) hat, auf einige Zeit zurückgekommen. Er erzählte uns von ſeinen Grundſätzen und Erfahrungen Manches, und macht beſonders über Dresden ſehr treffende Bemerkungen, warum dort keine ſolche literariſche Zirkel zuſammenkämen.

Verſammlung den 2. März.) Der Herr Hofmedicus Dr. Hufeland ſetzte heute ſeine vor acht Wochen angefangenen Vorleſungen über die verſchiedenen Mittel, ſeine Lebensdauer zu verlängern, durch ſehr intereſſante Betrachtungen über das, was eigentlich Lebenskraft heiße, und über die Erſcheinungen dieſer Kraft in der organiſchen Schöpfung fort. Er machte gleich zum Anfange die treffende Bemerkung, daß überall, wo das Wort Kraft vorkomme, die Philoſophie ſich im Gedränge befinde, wenn ſie eine befriedigende Definition davon geben ſolle. Kraft ſei eigentlich nur das X in der Algebra, die Benennung einer unbekannten Quantität. So laſſe ſich eigentlich auch die Lebenskraft nicht definiren, ſondern nur durch gewiſſe Eigenſchaften und Wirkungen erkennen. Dergleichen Kennzeichen wurden nun zwölf nach einander aufgezählt, z. B. ſie bindet die Materie, die mit ihr durchdrungen iſt, und hält zuſammen. Fäulniß und Verdünſtung zerſtören nur todte Körper. Das Leben kann im gebundenen Zuſtande im Samenkorn Jahrelang, im Ei viele Monate, in der Raupenpuppe viele Wochen lang da ſein. Aber ſo lange ſind auch dieſe Dinge vor innerer Zerſtörung und Fäulniß ſicher. Gewiſſe Dinge nähren und

vermehren die Lebenskraft, andere zerſtören ſie merkbarer oder unmerkbarer.

Als Nahrungs- und Beförderungsmittel der Lebenskraft werden Licht, Wärme und Luft aufgeführt und ihr Einfluß durch treffende Beiſpiele erläutert. Ohne jenen feinen ätheriſchen Lichtſtoff iſt eigentlich gar kein Leben denkbar. Ingenhouß neueſte Verſuche mit Pflanzen. Kartoffelkeime, die ſich zu entwickeln anfangen, leuchten im finſtern Keller. Faules Holz, indem es zu neuem Leben gebildet wird, ſchimmert im Dunkeln. In der Tiefe der Erde, wo kein Lichtſtrahl hindringen kann, hört alles Leben, alle Vegetation auf. Die Wärme iſt entweder Wirkung oder Folge des Lebens. Dies läßt ſich noch nicht recht entſcheiden. Frühlingswärme belebt Alles. Ein in Straßburg im Rhein ertrunkener Soldat ward blos durch Wärme ins Leben zurückgebracht. Das Gegentheil zerſtörender Froſt. Einige Bemerkungen hierüber. Luft. Dephlogiſtiſirte, eigentliche Lebensluft. (Viele Gewächſe, Fordyras Goldfiſche, ein franzöſiſcher Offizier, der ſich zu Tode hungern wollte und 46 Tage nichts aß, lebte in dieſem Element.) Aus allen dieſen ſehr fruchtbare Folgen. Schon hieraus erhellt, daß, da die Lebenskraft nach der gleich zum Anfang von der Natur ertheilten größeren oder kleineren Summe von Lebensſtoff, nach der Feſtigkeit oder Schlaffheit der Organe, nach dem größeren oder kleineren Aufwand, den der Menſch in ſeiner Lebensart davon macht, ſtärker oder geringer ſein muß, ſich auch darnach dieſe Kraft verlängern oder verkürzen laſſen muß. Intenſives — extenſives Leben. Die gewöhnliche Redensart: ſchnell leben, iſt ſehr wahr. Der Schlaf unterbricht das intenſive Leben, damit das

extenſive länger dauere. Betrachtungen über den Winterſchlaf der Thiere und Pflanzen.

Hierauf las ich (Böttiger) eine Abhandlung über die Prachtgefäße der Alten vor. Sie iſt für's Modenjournal beſtimmt und durch die neue Erfindung von Wedgewood, die Enkauſtik der etruriſchen Gefäße täuſchend nachzumachen, veranlaßt. Da ſehr viel von dieſen gemalten Gefäßen, die in Campanien und Etrurien gefunden worden, in meiner Vorleſung vorkam, ſo ließ die Herzogin Mutter einige dergleichen ächte Antiken aus ihren Zimmern holen, die ſie von ihrer Reiſe nach Italien ſelbſt mitgebracht hat. Ich werde vielleicht künftig über die Gemälde, die ſich auf dieſen befinden, einige Muthmaßungen vortragen. Da faſt die Hälfte der hier anweſenden Geſellſchaft ſelbſt in Italien zu Florenz und Portici die ſchönſte Sammlung dieſer Prachtgefäße geſehen hat, ſo waren die durch meine Vorleſung entſtandenen Unterredungen mir ſehr belehrend.

Der Geheimerath Goethe las hierauf Proben eines Lehrgedichts über die Pflanzen in deutſchen Hexametern vor, das ihm die Gräfin Harrach aus Wien zugeſchickt hatte. Der Verfaſſer iſt ein Schüler Linné's, ein Schwede, der aber die deutſche Sprache vortrefflich in ſeiner Gewalt haben muß. Ich erinnere mich nicht, in dieſem Fache etwas Hinreißenderes je gehört zu haben. Vater Wieland war ganz entzückt darüber. Hier war mehr als Kleiſt und Haller. Die Alpenſcenen, die Schilderungen der oſt- und weſtindiſchen Blumen, die abſtracte botaniſche Sprache durch die glänzendſten Bilder gehoben, z. B. von der Begattung der Pflanzen, Alles verrieth einen großen Meiſter, deſſen Werk freilich noch durch Goethe's meiſterhafte Declamation ſehr gehoben wurde.

Wegen Länge der schon gehaltenen Vorlesungen und der dazwischen eingetretenen Intermezzos von Gesprächen mußten einige andere Abhandlungen auf's künftige Mal verschoben werden. Unter unsern Gästen befand sich diesmal auch der Bruder des Herzogs von Gotha, der Prinz August, ein sehr gelehrter und liebenswürdiger Herr. Er ist zweimal in Rom und Neapel gewesen und erzählte einige höchst interessante Anekdoten.

(Den 23. März.) Wegen der Abreise des Prinzen August von Gotha, die künftige Woche erfolgen soll, wurde heute schon die Versammlung für den April gehalten. Aber der gute Prinz war diesen Nachmittag sehr gefährlich krank geworden. Er konnte nicht in unserer Mitte sein. Mit ihm blieben noch Einige weg, die uns heute besuchen wollten.

Professor Kästner setzte zuerst seine psychologischen Bemerkungen über das Vorstellungsvermögen der Seele fort und bestimmte und classificirte heute den Grund der deutlicheren oder dunkleren Apperception, alles noch als Vorbereitung auf die Lehre von den fixen Ideen und den verschiedenen Graden des Wahnsinns, die damit verbunden sind und wovon nun die folgende Vorlesung handeln soll. Zu den Dingen, davon das plattere oder größere Maß der Deutlichkeit unserer Vorstellungen abhängt, rechnete er u. A.: 1) die uns umgebenden örtlichen Gegenstände. Ein wohlgenährter Landprediger konnte nur bei einem gewissen bestimmten Aufputz seiner Studirstube auf seine Predigt meditiren und hatte auch einen eigenen Denkstuhl. 2) Die Schärfe gewisser Sinne für gewisse Ideen. 3) Das Interesse der Lebensart, des Berufs, der Liebhaberei, wobei man für gewisse Ideen außerordentlich empfänglich, für andere ganz stumpf ist.

Connaisseurship auf der einen, Pedanterie auf der andern Seite. 4) Das Intereſſe des Selbſterfundenen. Pädagogiſche Folge daraus für den Vortrag beim Unterricht. Wer nicht die Kunſt verſteht, ſeinen Lehrling oder Schüler zu dem Geſagten oder nur Angedeuteten Vieles ſelbſt hinzu erfinden zu laſſen, iſt kein guter Lehrer. Hierauf gründet ſich alle ſokratiſche Hebammenkunſt. 5) Verſchiedene Ideenempfänglichkeit des zarter organiſirten weiblichen und des feſteren männlichen Geſchlechts. Schnellere, feinere, alles im kleinern Kreiſe inniger umtaſtende Receptivität iſt das Prärogativ des Weibes. Abſchweifung zum Lobe dieſes Vorzugs. Wunſch, ihn durch Erziehung zu ſchärfen und zu veredeln. 6) Verſchiedene Auffaſſung der Ideen nach Verſchiedenheit des Alters. Anders faßt und hält die Idee der Knabe, anders der Jüngling, anders der Mann, anders der Greis. 7) Nach Verſchiedenheit des Temperamentes. Ausgeſuchte Beiſpiele und ein gewählter Ausdruck gaben dieſer Vorleſung einen mannichfaltigen Reiz.

Der Legationsrath Bertuch unterhielt uns hierauf vom Alter und Urſprung der engliſchen Gärten. Zuerſt eine Blume auf Hirſchfeld's Grab. Seine Gartentheorie, wozu er die Keime auf ſeiner Schweizerreiſe ſammelte und wodurch er von deutſchem Fleiß und Geſchmack ein feſtbeſtehendes Monument lieferte, würde doch von dem trefflichen Manne noch manche wichtige Verbeſſerungen haben erhalten können. So ſcheint ſeine Erklärung von der Entſtehung der engliſchen Gärten nicht recht gründlich zu ſein. Er glaubt, die Engländer hätten die Idee dazu aus ihren maleriſchen Dichtern Milton, Thomſon u. A. geſchöpft. Aber dies konnte es nicht allein machen. Kent, der große Schöpfer der engliſchen Gartenkunſt,

zerbrach das Joch des berühmten Le Notre und seinen Baumscheren- und gradlinigten Alleen-Zwang grade um die Zeit, wo die englisch-ostindische Compagnie ihre große Ausbreitung erhielt und jeder reiche Engländer von Geschmack Italien besuchte. Aus diesen zwei Quellen schöpfte der Engländer seine Gartentheorie. Die chinesischen Gärten gaben ihm die Idee der vermannichfaltigten Naturscenen. Die Betrachtung der alten Villas und der römischen Baukunst weckten und bereicherten den Geschmack an schönen Gebäuden in diesen Gärten. Castell on the villas of the Ancient kam zu London in groß Folio fast um eben die Zeit heraus, wo die neue englische Gartenkunst sich zu bilden anfing. Der königliche Gärtner Will. Chalmers reiste selbst nach China, und ließ bei seiner Rückkehr Ansichten (views) von chinesischen Gärten stechen, die, sollten sie auch hier und da etwas verschönert sein, doch gewiß nicht blos Geschöpfe seiner Phantasie sein können. Er gab auch einen Versuch über die orientalische Gartenkunst (Essay on oriental gardening) heraus. Aber was die Sache noch deutlicher und unwidersprechlicher macht, ist ein chinesisches Gedicht, das ein Mandarin, ein gelehrter Chinese, schon im Jahre 1300 unserer Zeitrechnung auf seinen eigenen Garten machte und das uns nun Bertuch aus den Mémoires sur la Chine in einer sehr getreuen, doch schönen Übersetzung am Schlusse vorlas. Der ganze Garten umfaßt 60 Morgen Landes und hatte alle die Abwechslung und Scenerie, deren nur immer der schönste englische Park sich rühmen kann. Ungeheure Grotten, zwischen Felsenwänden eingeschlossene Wasserspiegel und Seen, Einsiedeleien, Belvederes auf einem schiffbaren Strom, eine Gartenbibliothek, Kaskaden, Stauden- und Gesträuch-Pflanzungen

(shrubberies): Alles ſchildert der chineſiſche Gartenſänger mit ſo neuen, orientaliſch-kühnen Bildern, daß dies ſelbſt ſchon für die Ächtheit des Stückes bürgt. Das Gedicht machte auf uns Alle einen ſehr ſtarken ſinnlichen Eindruck, und es wurde hierauf Vieles über die Frage geſtritten, ob man auch dieſem Gedichte, oder wenigſtens dem franzöſiſchen Dolmetſcher trauen dürfe? Als Jeſuiten und Miſſionairs ſind ſie freilich ſehr verdächtig. Als ſolche hatten ſie ein großes Intereſſe, alles Chineſiſche ſehr herauszuſtreichen.

Nun überraſchte uns Goethe mit einem Aufſatz, deſſen Ankündigung ebenſo befremdend, als die Ausführung hinreißend und unterhaltend war. Es ging ein auf einen Bogen gezeichneter Stammbaum herum und zugleich kündigte uns Goethe an, er wolle uns etwas über Caglioſtro's Stammbaum und die Familie dieſes Wundermannes vorleſen.

Als ich, fing er an zu erzählen, im Jahre 1787 mich auf meinen Reiſen einige Zeit zu Palermo in Sicilien aufhielt, wurde in allen Geſellſchaften vom Grafen Caglioſtro als einem gebornen Palermitaner, deſſen nächſte Blutsfreunde noch in kümmerlichen Umſtänden in Palermo lebten, geſprochen. Man ſagte mir in einer Geſellſchaft, ein ſehr geſchickter Advocat habe auf Requiſition des franzöſiſchen Hofes die Familienumſtände des Herrn Landsmannes genau unterſucht und darüber ein Memoire nach Paris geſchickt, wo ſich damals der berühmte Halsbandproceß für Caglioſtro damit geendigt hatte, daß dieſer freigelaſſen wurde und nach England ging. Meine Neugier, dieſen Advocaten ſelbſt kennen zu lernen, wurde durch die Dienſtfertigkeit Eines aus der Geſellſchaft bald befriedigt, der mich ſchon des andern Tages bei dieſem Manne einführte. Dieſer

legte mir hierauf den ganzen Stammbaum des Abenteurers und zugleich eine Abschrift des Memoires vor, das er nach Frankreich zur Enclavung des Herrn Balsamo geschickt hatte. Sein mütterlicher Großvater hatte wirklich Joseph Cagliostro geheißen, unter welchem Namen sich noch Verwandte in Messina befinden. Sein Vater war ein Kaufmann, der insolvent geworden und bald gestorben war. Der junge Balsamo hatte einige Zeit in einem Kloster der barmherzigen Brüder zugebracht, wo er eben sein Bischen empirische Medicin gelernt hatte, weil dieser Orden die Krankenpflege in den Spitälern besorgte. Als er dieser Klosterzucht entlaufen war, lernte er alle Hände meisterhaft nachmachen, kam dieser Kunst wegen in's Gefängniß und entkam diesem durch eine Flucht nach Rom, wo er seine Seraphine, eine Gürtlerstochter, heirathete, durch ihren Erwerb nun die Rolle eines Grafen Pellegrino zu spielen anfing und unter diesem Namen selbst die Unverschämtheit hatte, wieder nach Palermo zu kommen. Aber hier wurde er erkannt und zum zweiten Male festgemacht. Aber auch diesmal wußte er sich seine Freiheit durch die Schönheit seiner Frau zu verschaffen, deren erklärter Liebhaber, ein roher junger Principe, den Advocaten, der gegen Balsamo diente, so mishandelte, daß dieser aus Angst nun selbst die Loslassung des Gefangenen bewirkte. Nun verließ unser Held Palermo zum zweiten Male, nahm seines Großvaters Cagliostro Namen an und durchstrich, wie bekannt, Europa. Dies und vieles Andere lernte ich aus jenem Memoire, das ich vom Advocaten zum Ansehen erhielt, sowie ich mir auch den dabei befindlichen Stammbaum copirte. Der Advocat hatte die Data zu dem letztern von Balsamo's noch lebender Mutter und Schwester auf eine gute Art zu erhalten

gewußt. Dies machte mich neugierig, dieſe Familie ſelbſt kennen zu lernen. Es hielt ſchwer, da es arme Leute waren, die jeden Beſuch eines Fremden ſehr verdächtig finden mußten. Aber der Schreiber des Advocaten, der mir die Sache communicirte, erbot ſich doch, mich als einen Engländer dort bekannt zu machen, der genaue Nachricht von der Befreiung Caglioſtro's aus der Baſtille und ſeiner glücklichen Ankunft in England zu überbringen habe. Der Anſchlag glückte.

Nun erzählte Goethe mit ſeiner unnachahmlichen Kunſt zu erzählen und Familienſcenen zu malen, ſeinen Eintritt in die kleine Wirthſchaft dieſer armen Bürgerfamilie. In der Küche wuſch Caglioſtro's Schweſter eben das Eßgeſchirr auf und deckte ſogleich beim Eintritt des Fremden, der hier durch die Küche in die Wohnſtube paſſiren mußte, durch Überſchlagen der Schürze den noch weniger abgetragenen und verſchoſſenen Vordertheil ihres Rockes auf. In dem Wohn- und Familienzimmer, die ganze Familie hatte nur dies einzige, ſah alles ärmlich doch reinlich aus. Schwarze Heiligenbilder hingen an den Wänden, die einſt gefärbt geweſen waren. Die Rohrſtühle waren einſt vergoldet geweſen. Ein einziges Fenſter erleuchtete das Zimmer, an deſſen einem Ende die alte harthörige Mutter, an dem andern eine kranke, ſchlafſüchtige Frau ſaß, die man in der Familie, trotz alles eignen Mangels, aus Barmherzigkeit unterhielt. Goethe mußte nun der alten Mutter die Nachricht von ihrem Sohne weitläufig verdolmetſchen laſſen, da er des gemeinen Dialects der Sicilianer nicht ganz kundig war. Die Schweſter, die ſelbſt ſchon drei erwachſene Kinder hatte und eine arme Wittwe war, erzählte, wie es ihr kränkend ſei, daß ihr Bruder, der große Schätze beſitzen ſolle, nicht einmal die

13 Uncie d'oro (Dukaten) wieder ſchicke, womit ſie ihm bei ſeiner letzten Abreiſe aus Palermo ſeine verſetzten Sachen eingelöſt habe. Fragen an Goethe, ob er nicht das Roſalienfeſt in Palermo mit abwarten wolle, ob er einen Brief an ihren Bruder in England beſtellen wolle. Die alte Mutter fragte, ob er wol ein Ketzer ſei u. ſ. w. Beim Abſchied, der ſchon ſehr traurig war, verſpricht Goethe, morgen wieder zu kommen und den Brief ſelbſt abzuholen. Er kommt auch den andern Tag wirklich wieder und erhält einen Brief und einen pathetiſchen (rührend geſchilderten) mündlichen Auftrag von der alten Mutter, die keinen ganzen Mantel mehr hat, um in die Meſſe gehen zu können. Beim Abſchied rührende Zunöthigung, das Feſt der heiligen Roſalia noch in Palermo und in Geſellſchaft dieſer guten armen Leute zu feiern. — Hätte es Goethe's Reiſekaſſe auf der Stelle erlaubt, er hätte ſeinen kleinen Betrug ſogleich dadurch gut gemacht, daß er unter dem Vorwand, er wolle ſich das Geld in England vom Bruder wiedergeben laſſen, der Schweſter noch vor ſeiner Abreiſe die 13 Dukaten geſchickt hätte, die ſie für ihren Bruder ausgelegt hatte. Was indeſſen damals nicht geſchehen konnte, iſt ſpäter von Deutſchland aus geſchehen. Goethe hatte dieſe Auftritte in einigen Zirkeln ſeiner Freunde erzählt. Dieſe ſetzten ihn in den Stand, der armen Familie noch mehr zu ſchicken, als jenes betrug. Der engliſche Kaufmann Corſ in Palermo, an den es Goethe ſpedirte, händigte es ohne alle Adreſſe ein. Die guten Leutchen meinten, dies käme wirklich von ihrem Bruder aus England, und dankten ihm ſchriftlich. Auch dieſen Brief, den dann Goethe von jenem Kaufmann zugeſchickt bekam, las er uns jetzt vor. Er war ſehr rührend, die Gabe war gerade zum Weih-

nachtsfeste angelangt. Die Mutter schrieb die Rührung des Herzens ihres Sohnes dem heiligen Mutter-Gottes-Kinde zu. Noch hat Goethe eine Summe in den Händen, die er der armen Familie, welche durch Cagliostro's neueste Schicksale in Rom aller Hoffnung beraubt sein muß, noch zuschicken wird. — Einer aus der Gesellschaft glaubt, es sei das Honorar, welches Goethe von Unger in Berlin für das Manuscript des Großkophta erhalten hat. Mir ist's auch aus andern Gründen wahrscheinlich; und so wäre es in der That höchst sonderbar, daß eine Summe Geldes, die durch ein Schauspiel erworben wurde, das Cagliostro's Betrügereien und stirnlose Frechheit geißelt, dieses nämlichen Cagliostro's alter Mutter und hülfloser Schwester in Palermo zur Erquickung gereicht, und daß Beides Ein und derselbe Deutsche that.

Vergeblich würde ich mich übrigens bemühen, die Schilderungen und kleinen entzückenden Details wiederzugeben, die Goethe in die Erzählung dieses kleinen Reiseabenteuers zu verweben gewußt hatte. Enfin la sauce valait bien la viande. So schwebt mir jetzt gleich noch das Gemälde vor Augen, wie beim ersten Besuch bei der Familie Goethe mit seinem Begleiter ins große Gemach eingewiesen worden war, so verweilte die Schwester, die sie in der Küche angetroffen hatten, noch etwas in derselben. Als sie hereintrat, erzählte Goethe, hatte sie eine reine weiße Schürze umgethan und statt der klappernden Korkpantoffeln Schuhe mit einem rothen Bändchen angezogen. Sie setzte sich mir schief über, stemmte beide Hände auf die Knie und befühlte nun so vorwärts gebogen mit arglosem, unbeleidigendem Blicke jede Muskelbewegung des ihr fremden Mannes.

Vieles, was später in den zu Rom aus dem Verhöre gedruckten Nachrichten von Cagliostro stand, war noch ausführ-

licher in jenem Memoire des palermitanischen Advocaten, das Goethe blos darum nicht ganz copirte, weil er gewiß glaubte, man würde es in Paris selbst sogleich drucken lassen. —

Den Beschluß machte für diesmal der Geheimerath Bode, indem er uns eine Probe seiner neuen Dolmetschung von Montaigne vorlas, die bei La Garde in Berlin herauskommen und gewiß nicht schlechter ausfallen wird, als seine früher allgemein bewunderten und studirten Übersetzungen des Tristram Shandy, des Tom Jones, des Predigers von Wakefield u. s. w. Es gehört gewiß sehr viel dazu, diesen alten launigen, aber oft sehr cynischen*) Sonderling schön und doch so zu übersetzen, daß der alte ehrwürdige Rost nicht ganz weggewischt wird. Die uns vorgelesene Probe des ersten Capitels des zweiten Buches: Vom Inconsequenten in unsern Handlungen, bewies hinlänglich, welches Meisterstück wir zu erwarten haben.

Zwei versprochene Abhandlungen vom Durchstechen der berühmtesten Isthmen zum Behuf der Handlung in alter und neuer Zeit, vom Geheimerath Voigt, und über die Venus vom Major v. Knebel, mußten wegen Kürze der Zeit auf's künftige Mal aufgehoben bleiben.

(Eine weitere Fortsetzung dieser Schilderungen jenes geistreichen Vereines findet sich nicht unter Böttiger's Papieren.)

*) Das schwerste und unsauberste Capitel im ganzen Montaigne ist gewiß das über die Einbildungskraft. Bode las uns jüngst die Übersetzung auf seiner Stube vor. Er hat sich meisterhaft geholfen. L'art de peter, die Kunst zu f....n, hat er die Bauchrednerkunst, peter: die Orgelei des Afters übersetzt.

(Über Bode wird einiges Mittheilbare, das Maurerische gehört nicht hierher, im nächsten Hefte erscheinen.)

Goethe.

Seine Verſuche über Farben und Lichtbrechung, wovon er jetzt die erſten Sätze in einer Schrift, die im Induſtriecomptoir dieſe Meſſe herauskommt, bekannt macht, erregen bei Kennern, z. B. bei dem Herrn v. Zach in Gotha viel Achſelzucken, und bei den Spöttern bon-mots. So ſagte der trockene Geheimerath Bode, die Geißel der hieſigen Genies, als von Goethe's Prisma geſprochen wurde: „die Genies müſſen immer eine Puppe haben, womit ſie ſpielen, und weil ſie Kraft in ſich fühlen, ſo wollen ſie mit Felſenſtücken wie mit Schnellkäulchen ſpielen.“ Man erwartet jetzt ein neues Schauſpiel von ihm auf die Bühne gebracht zu ſehen, worin er die geheimen Geſellſchaften perſiflirt. Aber die Schauſpieler ſollen ſich erſt beſſer eingeſpielt haben. Man glaubt noch immer, daß er ſeine bisherige Maitreſſe, Dlle. Vulpius, einmal heirathen werde. Als vor einiger Zeit ein junger Goethe aus dieſer Verbindung in die Welt gewandert kam, ſo bat er den Herzog zu Gevatter, der es zwar annahm, aber der Taufe nicht beiwohnte. Dieſe Vulpius iſt übrigens eine kleine unanſehnliche Perſon, die mit dem ſo wohl gewachſenen, männlich ſchönen Goethe (man ſehe das äußerſt wohlgerathene Portrait von Lips) nicht wenig contraſtirt. (Geſchrieben 1791.)

In ſeiner Jugend und Genieperiode war er als einer der ſchönſten Männer von Mädchen und Frauen ungebetet. Oft ging er, als er noch in Frankfurt war, zu Fuß nach Darmſtadt.

Da gaben ihm die artigſten Frauen das Geleite bis zur Stadt hinaus, und in Darmſtadt ſetzte er ſich vor Merk's Haus, wo auf einer ſteinernen Treppe einige Bänke vor der Hausthür ſtanden, um den um ihn verſammelten Mädchen Genieaudienz zu geben, die oft länger als eine Stunde dauerte.

Goethe hat nach einer reifen Überlegung, warum die Zauberflöte einen ſolchen unbegreiflichen Eindruck aufs deutſche Publicum macht, ſelbſt einen Verſuch gemacht, den zweiten Theil dazu im Text zu verfertigen, weiß aber keinen Compoſiteur dazu zu finden. Es iſt nicht wie die Zauberzither und andere dergleichen Nachäffungen und Wiederholungen, ſondern Fortſetzung und Erhebung des Stücks, wobei doch alle die vorigen Perſonen und Decorationen vorkommen, was alſo für die Direction ſehr vortheilhaft ſein müßte.

„Beim erneuerten Studium Homer's empfinde ich erſt ganz, welches unnennbare Unheil der jüdiſche Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und ägyptiſch-babyloniſchen Grillen (?) nie kennen lernen, und wäre Homer unſere Bibel geblieben, welch' eine ganz andere Geſtalt würde die Menſchheit dadurch gewonnen haben!" —

Im Anfang Januar 1795 ging er auf 14 Tage nach Jena, um 2 Stunden täglich bei Loder Syndesmologiæ zu hören. Beiläufig machte er mit Göttling chemiſche Verſuche, um die achromatiſche Flüchtigkeit herauszubringen, die jüngſt im Reichsanzeiger aus England angezeigt war.

Physiologische Bemerkung. Gewisse Configurationen im menschlichen Körperbau tragen noch die letzte Spur der veredelten Thierheit zum prototypon der organischen Schöpfung, zum Menschen sehr deutlich an sich, z. B. das os coccygis den Rest des thierischen Schwanzes, die Milz (Anekdote, die Loder Huntern von einem englischen Soldaten erzählte, der bei Culloden verwundet worden war und die halbe ihm weggeschnittene Milz mit chirurgischen Attesten zur Schau herumtrug und darauf bettelte, better than ever) und das überzwerg Schleudern der Hände, wenn man geht (Nachahmung des vierfüßigen übereck schreitenden Thieres. „Ich," sagt Goethe, „lasse meine beiden Hände schleudern, wenn ich über's Feld allein gehe, denn so geh ich naturgemäßer." Nie geht er mit einem Stock), daher auch diese Spur der Thierheit in der feinen Welt für unanständig gehalten wird. Zu was nutzen die papillae an der Brust des Mannes? Schon Sterne in seinem Koran findet dies unerklärlich. Man muß annehmen, es sei gleichsam ein allgemeiner Typus in der Natur für die menschliche Organisation. Hier sind beim Manne wenigstens noch die Spuren der Brüste, die sich beim homo lar nur auf 2 herauf vermindert haben. Die Natur hat gewisse Generalformen, die sich auch da abdrücken, wo sie kein unmittelbares Bedürfniß erfüllen, z. B. bei allen unsern Rohrgewächsen liegt am untern Schilfblatt ein Auge, das sich nie entwickelt.

Des Grafen Fritz Stolberg lächerliche Hypothesen in seinen Reisen. Gott gab den ersten Menschen eine Getreidegarbe mit aus dem Paradiese. Die alten Götter sahen in den Bildsäulen so ernsthaft aus, weil ihre Urbilder ohne Hoffnung der Unsterblichkeit waren. Dominichino's Sacrament des heiligen Hieronymus. —

Goethe machte noch von Frankfurt aus mit Stolberg, dem Grafen Haugwitz und einigen andern Genies eine Reise in die Schweiz auf physiognomische Abenteuer. Bei dieser Gelegenheit wurde das enge Freundschaftsband mit Lavater geknüpft, an welches Goethe in der Folge auch den Herzog von Weimar ankettete. Lavater borgte, unter Goethe's Vorschub, vom Herzog 1500 Rthlr. und versprach, dafür Kunstwerke und artistische Seltenheiten zu schicken. Er schickte auch wirklich von Zeit zu Zeit Gemälde und Kupferstiche mit den größten Lobpreisungen und gab ihnen den Namen von den größten Meistern, ungeachtet es abscheuliche Copien waren. Beim Rath Kraus hängen noch einige davon; der Herzog nahm auch einige Exemplare von Lavater's französischer Physiognomik. Em Ende fand sich's, daß Lavater noch 400 Rthlr. herausbekommen müsse, die aber der Herzog nie bezahlt hat. Lavater hat die Briefe des Herzogs an ihn drucken lassen, und dies kann ihm dieser nie verzeihen. —

Goethe hat in allen bildenden Künsten Versuche gemacht. Er hat in der Schweiz Landschaften, in Italien nach Antiken gezeichnet, und überhaupt im Zeichnen ein treffliches Auge und eine festere Hand, als man bei der wenigen Übung, die er gehabt hat, glauben sollte. Er hat auch radirt. Salzmann in Strasburg zeigte Storchen einige Skizzen von Goethe's Hand. —

Zur Weimarschen Genieperiode von 1775—1781.

Als der Herzog 1775 nach Darmstadt zur Vermählung reiste, bat Graf Görz Goethen in Frankfurt zum Dejeuner beim

Herzog im Rothen Hause. Der Herzog hatte Goethe's Götz gelesen und den borstigen Ritterton allerliebst gefunden, war also schon dadurch begierig geworden, den Schöpfer dieses deutschen Kunstwerks persönlich kennen zu lernen. Goethe gefiel außerordentlich, wurde nach Weimar eingeladen und der nachmalige Kammerpräsident v. Kalb, damals Kammerjunker in der Suite des Herzogs, erhielt den Befehl, das frankfurter Kraftgenie in dem von Brüssel erwarteten Staatswagen mit nach Weimar zu bringen.

So kam Goethe in Triumph in Weimar an und Kalb logirte ihn, bis er selbst eine bequemere Wohnung hatte, bei seinem Vater, dem damaligen alten Kammerpräsidenten, ein, erwies ihm, da er bald merkte, daß dies der allvermögende Liebling des achtzehnjährigen Herzogs werden würde, alle mögliche Gefälligkeit und Gastfreundschaft und hatte selbst gegen die Liebelei, die der schmucke Goethe mit seiner damals noch unverheiratheten Schwester, der jetzigen Frau von Seckendorf, trieb, nichts einzuwenden. Nur der alte Kalb rief seiner Tochter ein: Mädchen mit Rath! zu, und rettete sie. Goethe vertauschte bald diese Liebe mit der Seladonschaft bei der damals reizend aufknospenden Kotzebue (nachmaligen Gildemeister), der zu Gefallen er damals auch das liebliche kleine Stück: Die Geschwister, schrieb, worin er sich mit seiner Geliebten selbst copirte. Später kamen die Liebschaften mit der Frau von Stein, davon der Park ein so schönes Epigramm zum Denkmal enthielt.

Das Genie Goethe konnte seinen Weltgeist (damaliger Modeausdruck) nicht in einer engen Ausdünstungspfütze, vulgo Stadt, gefangen nehmen. Bertuch mußte ihm seinen Garten am Park abtreten und dort etablirte er nun seine Geniewirthschaft.

Eine gewiſſe Gemeinſchaft der Güter machte die Genies den Quäkern und Heilandsbrüdern ähnlich. So ſchickte Goethe oft zu Bertuch's Frau und ließ ſich ein Schnupftuch holen. Hatte er keine weiße Kannevasweſte und Hoſen (die damals Genietracht waren), ſo ließ er ſich aus der herzoglichen Garderobe ſein Bedürfniß holen. Verſteht ſich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft ſchickte er in ein Haus und ließ ſagen, er würde heute Abend da eſſen.

Goethe's Fortuna zog zuerſt Lenzen hierher, der gradezu als Hofnarr behandelt, als er aber einmal zwiſchen der alten Herzogin und der begünſtigten Liebhaberin, der Frau von Stein, eine Klätſcherei gemacht hatte, plötzlich fortgeſchafft wurde und von Kalb noch einige Louisd'or Reiſegeld bekam. Dann kam der Alles zermalmende, rohes Fleiſch kauende Klinger. Mendoza-Lenz hatte auf des Herzogs Unkoſten ſein Genieweſen getrieben und war in Allem aus der herzoglichen Chatouille erhalten worden. Bei Klingern wurde man ſchon ſparſamer. Nun erſchien Kaufmann, der aber bald fand, daß er Goethen nicht aus der Gunſt des Herzogs bringen und ſelbſt Hahn im Korbe werden könne. Kaufmann wendete ſich alſo nach Deſſau, wo der ehrliche Leopold den zweiten Theil zum hieſigen Genieweſen, das Philanthropinweſen, betrieb. Die von Lavater exaltirte Fürſtin empfing dieſen Apoſtel Lavater's mit offenen Armen, und da ſich Kaufmann das Anſehn zu geben wußte, als wolle er in das philanthropiniſche Chaos, das Baſedow damals ſchon aufzugeben geſonnen war, ein ſchöpferiſches: es werde Licht! rufen, und viel von Conſtitution des Philanthropins ſprach (dem er doch nichts als ſeinen Schimmel abkauft, der noch lange als der Philanthropenſchimmel ſeine Rolle fortſpielte): ſo gewann er auch das

Zutrauen des Fürſten. Um ſeinen Genieberuf zu beurkunden, ging Kaufmann in einer grünen Frießjacke und Charivaris, die Bruſt bis auf den Nabel nackt, mähnenartig flatternde Haare und einen gewaltigen Knotenſtock. So kam er in der Fürſtin Zimmer und an des Fürſten Tafel. Der damalige Pagenhofmeiſter Behriſch, Erdmannsdorf und der Prinz Hans Görge öffneten endlich dem gutmüthigen Fürſten die Augen über ihn, und das Genie Kaufmann trollte ſich nach Marſchlins, wo er Barthen ausſtach, bald aber ſelbſt auch zum Rückzug blaſen mußte. Von da kam er zu Haugwitz, verliebte ſich in deſſen Gemahlin (ſie war eine Tochter des General Tauenzien, der es Kaufmannen geſchworen, ihm vor der Hauptwache den Hintern ausfuchteln zu laſſen, wenn er ſeiner habhaft würde), ging in die Schweiz, kaufte ein Gut, nahm ein Weib u. ſ. w.

In Weimar trat indeß Merk auf, den Goethe ſelbſt als ſeinen erſten Lehrer im einträglichen Genieweſen reſpectirte. Merk kannte Goethe's Schwäche, der gegen jeden Spott äußerſt verwundbar iſt. Er predigte Kunſtgeſchmack, verſchacherte Kupferſtiche und Kunſtwerke und ſchnitt ſich aus jedem Rohr eine Pfeife. Er logirte einige Zeit bei der Herzogin in Ettersburg und wußte ſich durch ſeinen beißenden Witz überall in Anſehen zu ſetzen, war übrigens Brocanteur und Genie in Eins amalgamirt. —

Als Intermezzo diente die Erſcheinung der beiden Stolberge, die mit Lavater's Gnadenöl geſalbt aus der Schweiz zurück hierher kamen. Unter andern wurde damals auf Bertuch's Stube im Fürſtenhauſe ein Geniegelag gehalten, das ſich gleich damit anfing, daß alle Trinkgläſer zum Fenſter hinausgeworfen und ein Paar ſchmutzige Aſchenkrüge, die in der Nach-

barſchaft aus einem alten Grabhügel genommen worden waren, zu Pokalen gemacht wurden. Fritz Stolberg hielt eine pathetiſche Anrede an dies heilige Gefäß, das die Aſche eines echten alten Deutſchen umſchloſſen habe, und brachte Thuiskon's Geſundheit aus, die Einer nach dem Andern aus dieſer Scherbe trank.

Zu den koſtbarſten Genieſtreichen gehörte eine Schweizerreiſe zu Pferde, die der Herzog mit Goethe machte. Man nahm, um compendiös und wohlfeil zu reiſen, kaum ein Paar Hemden in einem Mantelſacke mit, bezahlte aber alle Bedürfniſſe deſto theurer auf dem Wege. In Stuttgart bekam man den Einfall an den Hof zu gehen. Plötzlich mußten alle Schneider herbei und Tag und Nacht an Hofkleidern arbeiten. — Nach der Rückkunft von dieſer Expedition in die Schweiz war Goethe ganz metamorphoſirt, erſchien zuerſt in geſtickten Weſten und Staatskleidern und ſtimmte einen ganz andern Ton an. Überhaupt rettete ſich Goethe, wenn es in einer Periode bedenklich zu werden anfing, allezeit durch eine Reiſe. So ging er auch ſchnell und unvermuthet von Karlsbad nach Italien. —

In der Genieperiode hieß Jeder, der Ordnung und Anſtand nicht mit Füßen treten wollte, Spießbürger. Alles wurde ſilhouettirt und Lavater's Urtheil unterworfen, der die unverſchämteſten Ausſprüche that und die bravſten Menſchen auf die Schädelſtätte zu den Räubern verwies. Überhaupt hat Lavater einen vielfältigen Einfluß auf die hieſige Genieperiode gehabt. — Man warf von innen die Fenſterſcheiben mit großen Thalern ein, ließ dieſe aber auf der Gaſſe ſorgfältig wieder aufſuchen.

Der Kammerpräſident v. Kalb wurde dem Herzoge vorzüglich durch eine Spielgeſchichte, die der Hofrath Rebicker gegen

ihn geltend machte (da er die Billets aus dem Ofen wieder hervorgeholt hatte, die Kalb hineingeworfen), verdächtig gemacht. Und da die Kammer nichts mehr schaffen und borgen wollte (man hatte unter andern 30,000 Rthlr. in Bern aufgeborgt): so ließ endlich der Herzog durch Fritsch dem Kammerpräsidenten bekannt machen, daß er sein Zutrauen verloren hätte. Nun wurde Goethe Kammerpräsident.

Goethe brachte durch die Selma aus Ossian bei Kosegarten das erste lebhafte Gefühl hervor, Ossian in der Originalsprache zu studiren. (Gräter's Bragur III. 457.) —

Goethe hatte den Wunsch, in Verbindung mit Herdern und einigen andern weimarschen Gelehrten ein Musterjournal herauszugeben. Da dies aber nicht ging, verband er sich mit Schillern, den er früher gar nicht ausstehn konnte, und das um so lieber, da er von diesem die kritische Philosophie in Quintessenz vorgetragen erhielt. Goethe quetscht gern solche Citronen aus.

Iffland's Urtheil über Goethe. Es ist etwas Unstetes und Mistrauisches in seinem ganzen Wesen, wobei sich Niemand in seiner Gegenwart wohl befinden kann. Es ist mir, als wenn ich auf keinem seiner Stühle ruhig sitzen könnte. Er ist der glücklichste Mensch von außen. Er hat Geist, Ehre, Bequemlichkeit, Genuß der Künste. Und doch möcht ich nicht 3000 Rthlr. Einnahme haben und an seiner Stelle sein.

Es war eine frühere Periode, wo Goethe auf die Alten, Horaz, Virgil u. s. w. als auf alte Knasterbärte schimpfte und Wieland persiflirte, daß er sich so mit ihnen abgeben könnte. Allein in spätern Zeiten änderte sich der Ton, und Goethe sagte z. B. Wielanden über seine Übersetzungen des Horaz die übertriebensten Schmeicheleien.

(Ex ore Kalbii:) Es wurden einſt eigene Künſte hier geſpielt, um Goethen ſpielfähig mit der regierenden Herzogin zu machen. Erſt ging er nach Meiningen, wo er am Hofe öffentlich mit den Herrſchaften Whiſt ſpielte. Nach dieſer Einleitung kam er hierher, und nun mußte die Sache ſo eingerichtet werden, daß der Stallmeiſter von Stein mit der Herzogin ſpielte, plötzlich abgerufen wurde und nun Goethe, der ſchon darauf wartete, ſich indeß für ihn einſetzte. Nun war das Eis gebrochen und von nun an ging die Sache ohne Schwierigkeit. —

Um die Theaterluſt noch beſſer zu büßen (heißt es nach der bereits in der biographiſchen Skizze K. A. Böttiger's S. 133—134 mitgetheilten Stelle der Memorabilien) wurde das noch beſtehende größere Theater gebaut. Die erſte Oper auf den Geburtstag der Herzogin war auch von Goethe's Compoſition; ein Feenſtück, wo aus häßlichen Pygmäen ſchöne Mädchen, aus einem rohen Felſen, den die Bergleute bearbeiteten, ein Cupido hervorſprang. In Ettersburg wurden auch die zwei Acte der Vögel aufgeführt. Weiter kam es mit dieſem Stücke nicht.

Goethe hat nicht den Muth, gewiſſen äußern Eindrücken zu widerſtehen. Viele Menſchen flieht er z. B. ſchon darum, weil ſie Taback rauchen. Neben ſeinem Hauſe wohnt ein Leinweber. Das Pochen und Anſchlagen an den Weberſtuhl, was das Geſchäft dieſes Handwerkers mit ſich bringt, iſt ihm ſo verhaßt, daß er Alles angewandt hat, um dieſen pochenden Kobold zu bannen oder ihm zu entfliehen. Darauf hat ſich Goethe entſchloſſen, lieber in ſeinem Gartenhauſe vor der Stadt zu wohnen, das er ſeit vielen Jahren nicht mehr bewohnt hat, weil

ihm die Erinnerungen an früher dort verlebte Tage unangenehm waren — als den Leinweber zu hören. Oft iſt er deswegen auch ſchon Wochen lang nach Jena gezogen. Indeß muß er ſich doch Manches, durch häusliche Umgebung eingeengt, gefallen laſſen. Neulich fand es die Dame Vulpius ſogar für gerathen, Schweine, deren Geruch ihm eine Peſt iſt, einzuſtallen. Hier indeß drang ſein Widerwille durch, und die Circeiſchen Geſellen mußten ſogleich geſchlachtet werden.

(Herder den 30. Nov. 1799): Als Goethe noch Kammerpräſident war, arbeitete er dahin, daß dem Herzog ein feſter Etat der Ausgaben und Einnahmen vorgelegt und der Herzog dann verpflichtet werden könnte, ſich ſelbſt anheiſchig zu machen, ſeine Forderungen nie darüber zu erſtrecken. Dazu aber hatte der Herzog wenig Luſt, und dies verleidete Goethen ſeine Präſidentſchaft ſo ſehr, daß er, um die ganze Sache los zu werden, die Reiſe nach Italien unternahm. —

(Die verwitwete Herzogin an eben dem Tage): Goethe kann es Niemand, der als Schriftſteller ihn um Verbeſſerung und Rath fragt, ſagen, wie er es anfangen müſſe, eine Sache zu beſſern. Aber bei italieniſchen Opern und ſeinen eigenen Schauſpielen konnte er ſich allerdings viel Mühe zur Belehrung und Abrichtung der Schauſpieler geben.

(Den 26. Nov. 1798 auf einer Reiſe von Jena): Goethe's Vater war ein ſteifer, ceremonieuſer, frankfurter Rathsherr. Alles Eckigte, Gezwungene, Gezwickte, Miniſterartige hat Goethe von ſeinem Vater, der ihn übrigens in früher Jugend ſelbſt unterrichtete und überhaupt auch ein ſehr gelehrter Mann war

(wie auch seine schöne Bücherſammlung beweiſt, wovon Goethe einen großen Theil an ſich genommen hat). Das Gewandte, Genialiſche hat er von ſeiner Mutter (J. Paul Richter merkte dabei an, daß ausgezeichnete Männer meiſt das Gute von ihren Müttern hätten. Dies iſt auch der Fall bei Wielanden). Als Knabe war er ſehr ernſthaft und ärgerte ſich, wenn ſeine Geſpielen, die er oft hofmeiſterte, Poliſſonnerien begingen. So war er in einer gemeinſchaftlichen Zeichenſtunde der Fleißigſte. Huschen aber, noch jetzt ein Kunſtkenner in Frankfurt, war immer unfleißig und aß Wecken. Da rief Goethe immer: der Huschen frißt Wecken. Auch war er Schiedsrichter, wenn ſich die Andern bei den Perrücken zerrten, die damals die Knaben noch trugen. Goethe's Mutter iſt noch jetzt eine der lebhafteſten und modiſchſten alten Frauen in Frankfurt. Sie trägt eine Perrücke, hoch friſirt, und lebt alle Tage hoch. Mit Goethe's Verbindung mit der Dame Vulpia iſt ſie zufrieden, weil ſie es ſein muß. Als er ihr die Nachricht von ihrer letzten Entbindung ſchrieb, antwortete ſie: es ſei ihr lieb, doch wünſche ſie, daß ſie ſich dieſes Enkels auch rühmen könne. Als Goethe 1797 die Reiſe nach der Schweiz zu Meyer antrat, nahm er die Vulpia nebſt ſeinem Sohne mit nach Frankfurt. Da bekam die Mutter ſie Beide erſt zu ſehen und betrug ſich ſehr artig gegen ſie, fand ſie auch ſehr artig und rühmte ſie.

Goethe fühlte indeß das Misverhältniß ſeiner Verbindung ſehr gut und kaufte deswegen in Roßla das Gut, weil auch ſein Sohn große Luſt zur Ökonomie hat.

In Jena iſt er darum ſo gern, weil er dort zwölf Stunden zu ſeiner Dispoſition hat. Nach dem Mittagseſſen geht er gewöhnlich eine halbe Stunde im Zimmer der Verdauung

widmend auf und ab. Er trinkt dabei viel Bier, aber keinen Kaffee.

Auch an die Mutter schreibt er durch die Hand seines Bedienten und sie nimmt es nicht übel. (Ex ore Gerningii.)

(Lerse im Club den 30. Nov. 1798.) Im Jahre 1770 kam Lerse von Gießen nach Strasburg, nachdem er vorher schon in Leipzig mit Clodius bataillirt und viele Genieſtreiche gemacht hatte. In Strasburg sollte Goethe Doctor juris werden. Dazu schrieb er eine Dissertation, worin er bewies, daß die zehn Gebote nicht eigentlich die Bundesgesetze der Israeliten wären, sondern daß nach Deuteronomium zehn Ceremonien eigentlich die zehn Gebote vertreten hätten. Sie passirte die Censur des Decans nicht, und nun schrieb Goethe eine, die noch viel ketzerischer war. Lerse war sein Respondent und stellte sich zum Schein gewaltig orthodox. Er trieb Goethe so in die Enge, daß dieser deutsch anfing: „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden!“ Wie Lerse merkte, daß dem Decan der Spaß zu arg wurde, schloß dieser mit einem fein gedrechselten Compliment und die Sache hatte damit ihr Bewenden. Sie waren in dieser Zeit unzertrennlich. Oft gingen sie auf den Münster und saßen stundenlang auf seinen Zinnen. Dort entstand Goethe's Erwin, die erste Schrift, die Goethe drucken ließ. Oft fuhren sie den Rhein hinauf, lasen bei der Laterne in Ruprechtsau Ossian und Homer, schliefen in einem Bette zusammen, ohne doch zu schlafen. Da gerieth Goethe oft in hohe Verzückung, sprach Worte der Prophezeiung und machte Lerse Besorgnisse, er werde überschnappen. Er hatte ein unbegrenztes Zutrauen zu Lerse, der ihn lenken konnte, wohin er wollte. Sechs

Wochen, nachdem er aus Strasburg war, schickte er ihm seinen Götz von Berlichingen ganz vollendet, da er vorher gewiß noch nicht daran gearbeitet hatte. Lerse tadelte einige gar zu freie Stellen, und diese blieben auch weg. Er schrieb damals sehr fleißig an Lerse, der auch diese Briefe, zum Theil die interessantesten, die Goethe jemals schrieb, noch aufbewahrt. Jetzt sind sie bei Pfeffel in Verwahrung. Als Goethe nach Weimar gekommen war, fingen seine Briefe an seltener zu werden. Dafür empfahl er Lerse an seine Schwester, die Schlosserin. So wurde Lerse mit Schlosser bekannt, bei welchem er oft wochenlang in Emmendingen sich aufhielt. Mit Schlosser correspondirte Lerse zehn Jahre fast wöchentlich über die interessantesten Vorfälle im politischen und literarischen Kreise.

Goethe — erzählte Bertuch bei dieser Gelegenheit — wälzte sich damals oft in Bertuch's Zimmer im Schlosse auf der Erde, band sich die langen Haare auf, um einen recht tragischen Nimbus zu bekommen, und tragirte so nach Herzenslust.

(19. Jan. 1799.) Ich fahre mit Bertuch nach Belvedere zu Mounier. Im Wagen: Goethe will eine Biographie des Tigers schreiben, dessen gefrornen Cadaver der Herzog aus Nürnberg bekommen hat. Die Ahnen wird er von dem Menageriehalter Albi erfahren. Loder, der immer geschäftige Handlanger Goethe's und des Herzogs Procyon, wird anatomische Vorlesungen öffentlich über den Tiger halten. —

Das Geld zum Gutkauf in Oberroßla hat sich Goethe theils erschrieben, theils von seiner Mutter bekommen. —

Mellish, Kammerherr des Herzogs, obwol ein zu früh geborner, dringt darauf, daß seine Frau, eine geborne v. Stein,

am Hofe diniren könne. Darein willigt die regierende Herzogin nicht, die ſtreng auf's Ceremoniel hält; denn die Frauen der Kammerherren können nur ſoupiren. Der Herzog weiß ſich nicht zu helfen. Er räth Melliſh ſelbſt, preußiſcher Kammerherr zu werden. Nun kann ſeine Frau auch am Hofe diniren. Der Legationsrath Gerning kann nicht zum adligen Ball gezogen werden.

Unterredung mit Falk im Wagen auf der Reiſe nach Leipzig Ende April 1804 über Goethe und Schiller.

Es iſt unwahrſcheinlich, daß ſich Beide ſtets von Herzen achten und fördern werden, und die Scene, während der letzten ſechsſtündigen Probe von Wilhelm Tell, wo Beide in der herzoglichen Loge zuſchauend einen Toaſt auf ihre Meiſterſchaft im Champagner tranken (und die armen Schauſpieler hungern und ſchmachten ließen), dürfte nicht oft wiederholt werden. Goethe iſt wahrhaft naiver Dichter und ſtets im Object. Alle Geſtalten haben bei ihm Rundung und feſte Umriſſe. Sie leben in der poetiſchſten Poeſie. Schiller irrlichteriſirt in Farbenreflexen und Idealen. Keine einzige ſeiner Figuren im Trauerſpiele hat wahrhafte Haltung und feſte Selbſtändigkeit. Aber er gefällt durch falſchſchimmernde Farbengebung und iſt jetzt der Götze des Tages. Nur die Johanna gelang ihm, weil dieſe auch nur in der Idee und nie in der Wirklichkeit war. Goethe iſt auch durchaus eine weit kräftigere Natur; im Überfluß gewiegt und erzogen, auf den aber die Hofluft frühzeitig Einfluß bekam.

Schiller arbeitet am liebſten des Nachts, daher ſind ſelbſt in ſeinen Tragödien ſo viele Nachtſtücke und Lampenlichter. Wenn er Abends aus dem Schauſpielhauſe kommt, geht's erſt an die Arbeit. Zwei Flaſchen Wein müſſen auf dem Nachttiſche ſtehen. Früh um 3—4 Uhr geht's erſt zu Bette, und oft ſteht er erſt Nachmittag auf.

Goethe ſah nie ein Blatt des Freimüthigen. Man drang es ihm auf. Er gab es ungeleſen zurück; hat aber darum keinesweges es verſchworen, einmal Rache an jenem Geſindel zu nehmen. Er gab einmal eine Caricatur an: Goethe mit einigen andern Kunſtfreunden wandelt in den Propyläen unter den Säulengängen vornehm gutmüthig herum. Unten hat Kotzebue die Hoſen abgezogen und ſetzt einen Sir Reverence, indem er ſehnſuchtsvoll hinanblickend ſpricht:

Ach könnt' ich doch nur dort hinein,
Gleich ſollt's voll Stank und Unrath ſein!

Bei der eleganten Zeitung ſchlug er vor, den Buben, der die Greifen zügelt, umzukehren und dem Publicum das Geſäß zeigen zu laſſen. Überhaupt liebt Goethe dies Genre des Ariſtophanes. Auch Nicolai hat er einmal vorgeſtellt, wie er auf Werther's Grabhügel einen Haufen ſetzt. Die Xenienlaune kehrt oft bei ihm ein. Nur läßt er ſich nicht immer von ihr fortreißen.

Anhang.

(Den 6. Febr. 1796 Abends als Gotter da war.) Von den Gemmen, die Goethe aus Hemsterhuys' Sammlung durch die Fürstin Gallizin besitzt, fing Meyer die vorzüglichsten zu zeichnen an. Zehn sind davon fertig. Auch zeichnete Meyer den priapischen Carpophoros, den Goethe von dem Herrn von Murr bei seiner Rückkehr aus Italien kaufte. Schon bei der Hinreise hatte ihn Murr und wollte 20 Dukaten dafür haben. Jetzt bekam ihn Goethe durch die feine Art, mit der er dem Brocanteur Gold zeigte, für die Hälfte.

Hierbei einige Anekdoten von Murr's Erwerbfleiß. Als Goethe bei ihm war, kam die Magd herein und hatte in einem Korbe alte Bücher, die eben draußen auf dem Trödel feil geboten würden. Murr beschwerte sich höchlich über den lästigen Überlauf und kaufte einige davon für wenige Kreuzer. Wollen Sie, sagte er zu Goethe, nicht etwa auch so einen Rathkauf machen? Goethe ließ sich wirklich beschwatzen und legte einige Zwanzigkreuzer hin. Hinterdrein erfuhr er, daß Murr den ganzen Boden voll solchen alten Praß, den er zentnerweise kauft, hat, und den Fremden, die bei ihm zusprechen, auf diese Weise einige Kreuzer ablockt, daß er ihnen unter dem Schein eines fremden Trödels einige davon aufhängt. Er hat selbst allerlei alte Schächer, Unkepunze u. s. w. drucken lassen. Diese verschenkt er an die Fremden, die sie aber durchaus nicht selbst mit nach Hause nehmen dürfen. Er schickt sie ihnen durch die Magd ins Logis und das Trinkgeld, was man dieser geben muß, bezahlt diese Maculatur vielfach. Vermuthlich ist die Magd auf diesen Erwerb angewiesen.

Goethe kaufte herrliche Handzeichnungen und Cartons in Rom, unter andern einen Ezechiel von Pietro von Cortona und andere faſt koloſſaliſche Zeichnungen, zu denen er einen eigenen großen Saal, wie man etwa zu Florenz und Mailand für die Cartons beſonders hat, haben müßte. Jetzt liegen ſie auf ſeinem Boden zuſammengerollt, und oft deliberirte er mit Meyer, ob er nicht die bloßen Köpfe davon beſonders ausſchneiden wollte. Meyer hat einen Pouſſin für ihn in Gouache gekauft, den er eben noch vom Untergange rettete, da das Weib kurz vorher drei andere Pouſſins, um die Leinwand zu bekommen, ausgewaſchen hatte. Meyer iſt zweifelhaft, ob er die Ariadne im Vatican oder die Madonna von Raphael in der Villa Borgheſe, oder die Aldobrandiniſche Hochzeit mit größtem Fleiße malen ſolle. Er fragte Goethe darüber, der ihm aber die Frage zurückſchob. Meyer wird wol die Aldobrandiniſche Hochzeit malen.

Hamilton in Neapel hatte in den frühern Jahren noch herrliche Gelegenheit, Antiken um ein Spottgeld zu kaufen. Als Goethe dort war, fand er ſelbſt in ſeinem Gewölbe, wo verkäufliche Sachen ſtanden, einige prächtige Candelabern, die aus Portici geſtohlen worden, ganz nachläſſig in Breter eingenagelt. Als Goethe wieder nach Rom zurückkam, hörte er, daß großer Lärm darüber entſtanden ſei und Hamilton habe ſie dem König zurückgegeben. Jetzt mag Hamilton leicht ſelbſt für eine gute Vaſe 20—30 Dukaten bezahlen müſſen. Sonſt konnte er ſie wohlfeiler haben. —

(Den 28. Mai 1797 in Jena.) Goethe hat die Idee, Bernhard's von Weimar Biograph zu werden, wozu er große Sammlungen angelegt und unter andern von Gotha, wo das Meiſte darüber iſt, ganze Kiſten voll Acten erhalten hatte, völlig

aufgegeben. Seine Sammlungen hat er theils dem Geheimenrathe Voigt, theils dem Professor Woltmann abgetreten. Letzterer ist fest entschlossen, das Werk nach Goethe's Plan auszuführen. Bernhard's Größe bestehe weit weniger in Thaten, als in großen Entwürfen, in Visionen eines Reichs, das ihm sein Heldenmuth erwerben solle. Von dieser Seite müsse also der Biograph Interesse in das Leben zu bringen und mehr Das zu beschreiben suchen, was er thun wollte, als was er gethan hat. Man denke an Vogt's Gustav Adolf oder die deutsche Republik *).

Goethe arbeitet seine Gedichte alle erst im Kopfe aus, wo er sie fest eingeprägt mit sich herumträgt. Sind sie so weit vollendet, läßt er sie niederschreiben, und da kann er die niedergeschriebenen noch acht Tage lang feilen und verbessern. Dann ist es ihm aber unmöglich, wieder dazu zurückzukehren. Sie sind ihm gleichsam zum Ekel geworden und es kostet ihm die größte Überwindung, noch einmal auf sie zurückzukommen. Ganz anders bei Wielanden. Man sehe seine sämmtlichen Werke und in diesen den Amadis und Oberon.

Jeder Mensch hat einen chien à tondre, wie es die Franzosen nennen, sagte Goethe Schleußnern, der sich Reinhard's annahm. Man hat ja wol selbst etwas der Art, aber man spricht nicht gern davon. Die Geschichte mit den Sachsenhäusern, die über den Erstudenten herfielen, der auf ihrer Gasse

*) Dies Urtheil, es mag herrühren, von wem es will, ist jedenfalls zu einseitig. Gewiß auch Heldenthaten bezeichnen den großen Ernestiner, aber auch die Klugheit, mit der er in den verwickeltsten Verhältnissen mit Kursachsen, Schweden und besonders mit Frankreich — Richelieu — sich zu benehmen und seiner hohen Geburt und deutschen Reichsfürstenwürde eingedenk zu bleiben wußte.

wetzte, ihn aber herzlich bedauerten, als ſie hörten, er ſei voll ſüßen Weines.

(Den 16. Jan. 1799 bei Goethe.) Schiller wünſchte keineswegs die Ausrottung der Pocken noch, weil es die einzige Krankheit ſei, bei der durch Austreibung des Krankheitsſtoffes nach Außen die Ärzte das Fieber ſtudiren und etwas lernen könnten. Censeo, Carthaginem *non* esse delendam. Schiller bewundert das Mühlthal bei Jena und ſieht es im Geiſte in einen Park umgeſchaffen. Trockne Luft ſei ihm äußerſt fatal, beim Regenwetter ihm am wohlſten. Bei Tiſche erzählte er ſeine Unterhandlungen mit Herrn v. Braun in Wien wegen ſeines Wallenſteins. Man verlangt ihn zu kaufen. Schiller erwiderte, da er es noch beträchtlich umändern müſſe, wenn es nur irgend in Wien tolerirt werden ſolle, ſo wünſche er doch vorher zu wiſſen, ob es überhaupt die Cenſur paſſiren werde, damit die Mühe nicht vergeblich ſei. Nach vier Wochen kommt die Antwort: es werde unter keiner Geſtalt die Cenſur paſſiren. Schiller ſchrieb an den Grafen von Waldſtein, einen Seitendeſcendenten des großen Wallenſtein, um handſchriftliche Nachrichten. Dieſer aber entſchuldigte ſich mit den Verdrüßlichkeiten, die daraus entſtehen könnten, ſubſcribirte aber auf drei Exemplare. Die Schauſpieler können nicht einmal den Unterſchied eines fünf- und ſechsfüßigen Jambus faſſen. Schillern iſt bange vor der Aufführung. Herder findet nur die Periode Wallenſtein's wahrhaft brillant, wo er zuerſt auftritt und gar nichts vom Kaiſer als unumſchränkte Gewalt verlangt. — Der todt gekaufte, von Nürnberg gefroren geſchickte, von Rour in Jena gezeichnete, von Loder anatomirte und von Lenz ausgeſtopfte und ſcelettirte Tiger kommt auch an die Tagesordnung. Der Herzog

hatte ihn vorigen Winter schon lebendig hier von Meyer zeichnen lassen. — Voigt bringt die Medaille auf die Zorndorfer Schlacht ob barbaros prostatos aus der Tasche; sie circulirt und ihre Unform wird belacht. Herder war damals in Königsberg. Arnold, der erste Schloß- und Hofprediger, mußte für diesen vorgeblichen Sieg der Russen eine Dankpredigt in der Schloßkirche thun, sprach von etwas ganz Anderem und schloß nur am Ende mit den Worten: Es ist auch befohlen worden, die siegreiche Schlacht bei Zorndorf abzukündigen und Gott dafür zu danken. Es steht geschrieben: Freuet euch mit den Freuenden und weinet mit den Weinenden. Amen! Der Gouverneur Korf, der selbst in der Kirche war, that, als ob er schliefe, wurde aber von Andern gereizt und schickte dem Prediger nach der Kirche Wache ins Haus. — Bertuch spricht vom doppelten Nashorn und der Mühe, die er sich gegeben, ächte Abbildungen davon zu erhalten. Krause hat der Sängerin Calderini Moden abgesehen und soll seinem Vetter Mylius deutsche Lustspiele für die Nationalbühne in Mailand schicken. — Nach Tische wird die Aldobrandinische Hochzeit (jetzt unter Glas in der Mauer) aufgezogen, unter schöner Beleuchtung von dem gegenüber auf den Dächern liegenden Schnee. Goethe äußert dabei die Muthmaßung, daß vielleicht der Maler, der eine etwas freche lustige Composition machen wollte, die Hauptfiguren, der pronuba und der nova nupta nach einem Gemälde des Echion, das Plinius (xxxv, 10) nova nupta, verecundia notabilis nennt, copirt, das andere aber aus verschiedenen Stücken componirt habe. — Die Gemälde aus der Villa Negroni kommen als farbiger Staub in England an. — Der König von Spanien läßt ein köstlich geachtetes Oelgemälde von Mengs von sieben Schuh Höhe hinter

eine besonders dazu gegossene Glastafel stellen, um es desto gewisser in der stockenden Luft hinter dem Glase verderben zu lassen. Das Ambigu Jupiter mit dem Ganymed, von dem man nicht weiß, ob es alt sei oder von Mengs, war für 500 Scudi zu verkaufen. Weil es aber zweifelhaft war, kaufte es Niemand. — Schiller spricht mit Bitterkeit von dem Leichtsinne der Franzosen in der Behandlung geraubter Kunstwerke, darum würden auch die Rollen von Portici schlecht in ihren Händen sein. Man solle sie wie Kure im Bergbau behandeln und auf alle Universitäten und Akademien austheilen. Gerning sagt dies dem König. Wir können es selbst, erwiderte dieser. Von 900 sind höchstens 100 aufgewickelt. Aber chemische Processe sind noch nicht daran versucht. — Goethe's Witz über Gerning: er nehme die Königinnen nicht in Acht. Die syracusanische Königin Philistis sei ihm abhanden gekommen. Voigt zieht bei Tische die Zeitung heraus über den Krieg, der Sachsen (?) erklärt worden sei. Er hat den Sectionsbericht über den verstorbenen Minister Gutschmidt. —

Ein Hauptunterschied zwischen Goethe und Wieland ist in ihrer sinnlichen Organisation. Wieland hat äußerst blöde Sinne, besonders Augen. Daher ist alle seine Poesie Feenwerk, Phantasiespiel, Vision und Exaltation des inneren Auges, ohne ganz reine, bestimmte äußere Form. Goethe hat sehr scharfe äußere Sinne, hat selbst frühzeitig zeichnen und malen gelernt (doch waren seine Zeichnungen immer nicht blos fest, sondern auch hart), und daher umfaßte er die sinnlichen Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt und Wahrheit. Daher seine krystallhelle Klarheit im Ausdruck, sein kurz geschlossener, fest und sym-

metriſch gegliederter Periodenbau, ſein Hang zur rein-epiſchen Dichtung, da Wieland's Gedichte alle nur romantiſche Epopöen ſind (den 8. Juli 1799.). —

Den 25. December 1796. Goethe lieſt ſeinen Hermann und Dorothea.

Warum iſt das Städtchen ſo leer, ſo öde die Straßen? Damit fängt ſich, ohne alle weitere Ankündigung oder ſonſt gewöhnliche Anrufung der Muſe, das Gedicht ſogleich dramatiſch an zu bewegen. In einem niedlichen Landſtädtchen ohnfern dem Rhein iſt Alt und Jung und Alles, was Füße und Wagen hatte, hinaus auf die Landſtraße gegangen, um dort einen langen Zug von Auswandernden mit ihrem Gepäck und Gewirre vorüberziehen zu ſehen. Der Dichter denkt ſich die Scene zu Anfang des Julius dieſes 96. Jahres, wo vor dem Andringen der Neufranken ſich die wohlhabendſten Anwohner des Rheins in unabſehlichen Haufen flüchteten. Der Wirth zum goldenen Löwen mit ſeiner verſtändigen Hausfrau iſt zwar aus Bequemlichkeit, und weil ihn der Anblick zu ſehr verwunden würde, zu Hauſe geblieben, hat aber ſeinen einzigen zwanzigjährigen Sohn Hermann zu Wagen hinausgeſchickt, und die ſorgſame Mutter hat ihm ein Paket alte Leinwand und des Vaters kattunenen Schlafrock, ſowie auch Mundproviſion mitgegeben, um den Nothdürftigſten damit auszuhelfen. Unterredung des auf der ſteinernen Bank vor dem Hauſe ſitzenden Wirths mit ſeiner Frau, die ſich mit dem Wunſche endigt: wenn

doch mein Hermann mir bald eine junge Wirthin ins Haus brächte!

Unterdessen kommen die Haufen der Neugierigen zurück, es wird lebendiger auf den Straßen, es kommt auch der geschäftige Apotheker und der ehrwürdige junge Pfarrherr zurück, der erste der Nachbar, der zweite der Hausfreund des Gastwirths. Beide referiren, was sie gesehen. Eine hohe epische Stelle, wobei man sich doch der Thränen kaum enthalten kann. Laßt uns in die kühle Hinterstube gehen und dort ein Glas Wein zur Stärkung und Erquickung trinken. (Ende des ersten Gesangs.)

Hermann kommt zum Hofthore hereingefahren, tritt dann in die Stube und erzählt, daß er, über dem sorgsamen Einpacken der Mutter verspätet, den eigentlichen Emigrantenzug nicht mehr angetroffen, wohl aber einen einzelnen Wagen mit zwei großen ausländischen Ochsen bespannt, und von einer trefflichen beihergehenden jungen Dirne getrieben, eingeholt habe. Die Treiberin bittet ihn mit edelm Stolze um Hülle und Leinwand für die im Wagen befindliche, grade vor Eintritt der Flucht entbundene junge Frau. Hermann langt mit bewegtem Herzen sein mütterliches Paket hervor und eilt ihr, als der Wagen schon vorwärts ist, um dem im nächsten Dorfe Nachtquartier machenden Zuge nachzukommen, noch einmal nach, und hier gibt er der holden Treiberin auch noch die Lebensmittel zur Vertheilung und Selbstgebrauch, die er anfänglich selbst ins Dorf zu überbringen entschlossen war. So weit die höchst rührende, herzergreifende Erzählung des jungen Hermann. Reflexionen der Gesellschaft. Der Vater wiederholt seinen schon früher gegen die Mutter allein geäußerten Wunsch noch einmal laut

gegen den Sohn, er möge ſich doch bald von den Töchtern des gewerbſamen Kaufmanns im ſchönen grünen Hauſe gegenüber eine zur Frau ausſuchen. Es ſei gut, eine bemittelte Frau ſich zu wählen. Da würden Kiſten und Kaſten gefüllt u. ſ. w. Nun erwidert Hermann ſeine Zweifel. Er ſei ſonſt auch der Meinung geweſen; ſei aber, als er jüngſt im erwählten Sonntagsputze die Mädchen beſucht habe, vom Vater und Mutter wegen ſeiner Unwiſſenheit, wer Tamino und Pamina ſeien, ſpöttiſch verlacht worden, da eben Minchen am Clavier die Arie geſpielt habe. Dieſen Spott könne er nie vergeben. Nun poltert der Vater hitzig auf, ſchilt den Sohn einen Bauerntölpel, der ihm nie Ehre machen werde, und verſichert gradezu, ein armes Mädchen werde er nie als Schwiegertochter über die Schwelle kommen laſſen. Der Apotheker ſpricht ſeine Sentenzen über den Luxus der Zeit und Hermann ſchleicht betrübt zur Thüre hinaus. (Zweiter Geſang.)

Während der Pfarrherr zum Frieden redet, ſchleicht die gute Mutter dem Sohne nach, erfährt im Hofe, er ſei in den Garten am Hauſe gegangen, findet ihn auch da nicht, geht durch die Pforte in der Stadtmauer hinaus in den hart anliegenden Weinberg und geht ihm da bis an den großen Birnbaum, der hinten ihre Äcker begrenzt, mit ſchwerem Herzen nach. Hier beſchleicht ſie den Sohn, mit einer Thräne im Auge aufs Gebirge blickend. Der Unmuthsvolle will Soldat werden und fürs Vaterland fechten. Sohn, ſagt die Alte, du täuſcheſt mich nicht. Dir blutet eine tiefere Wunde. Rührende Geſtändniſſe des Sohns im Schooſe der treuen Mutter. Das holde Mädchen, die den Wagen trieb, muß heute noch meine Braut werden, oder ich heirathe nie. Aber der Vater will nicht. Alſo —

Tröstender Zuspruch. „Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegen einander" u. s. w. Du mußt bitten können, ich will auch helfen. (Dritter Gesang.)

Eben hat der Prediger ein treffliches Wort zu seiner Zeit gesprochen, als die Mutter mit dem Sohne hereintritt und in sanfter doch fester Rede den Entschluß ihres Hermann dem Vater kund thut, worauf auch dem Sohne die Zunge gelöst wird. Der Prediger stimmt ein. Der Apotheker erbietet sich sogleich, als Brautwerber ins Dorf zu fahren. Endlich willigt der überwundene Vater ein, daß Hermann sogleich mit dem Prediger und Apotheker hinausfahren soll. Jene Beiden sollen sich nach dem guten Namen und den Umständen des Mädchens erkundigen. Dies soll entscheiden. Es wird angespannt. Hermann fährt sie fort und hält, als sie ans Dorf gekommen sind, unter den Linden am Anger. Die Abgesandten gehen, nachdem ihnen Hermann zuvor durch eine meisterhafte Schilderung das Mädchen kenntlich gemacht hat. —

So weit las Goethe auch den 4ten Gesang vor. Man erräth schon das Ende. Dorothea, so heißt das Mädchen, wird noch beim Mondschein diesen Abend heimgeführt. So läuft die ganze Geschichte ununterbrochen fort, in den engen Zeitraum von Nachmittag 3 Uhr bis Abends um 9 Uhr eingeschlossen.

Man sieht, daß die Fabel des Gedichts so äußerst einfach ist, daß sie sich kaum auch nur erträglich erzählen läßt. Aber desto mehr Breite, desto belebenderes Detail gestattet nun diese scheinbar einfache Alltagsgeschichte. Und hier ist Goethe homerisch groß und neu. Stellen wie die Episode, wo die Wirthin erzählt, wie vor 21 Jahren, als das Städtchen abbrannte, ihr jetziger Mann ihr auf der rauchenden Brandstätte seine Hand

anbot, Schilderungen, wie der Gang der Mutter durch Garten, Weinberg, Kornflur mit den bezeichnenden Localumständen, Lebensſprüche, wie ſie der edle Pfarrherr zu verſchiedenen Malen ausſpricht, müſſen alle Claſſen und alle Stände gleich ſtark ergreifen und hinreißen. War je eine Epopöe Volksgedicht, ſo muß es dies werden. Der gemeinſte Verſtand wird es fühlen, der geübteſte und gelehrteſte wird es bewundern.

Goethe ging ſeit zwei Jahren mit dieſem Sujet ſchwanger und verſuchte es erſt als Drama, dann als eine Idyllenreihe. Aber grade durch dieſe vorbereitenden Studien wurde er erſt des Gegenſtandes ganz mächtig, und konnte nun alle dieſe mühſamen Vorbereitungen wie Blütenblätter zu einem Fruchtknoten ſchließen.

Des großen Meiſters würdig ſind folgende Rückſichten bei dieſem Gedichte. Es ſteht auf einer ungeheuern Baſis, auf der franzöſiſchen Revolution, und eilt ſchon dadurch einer ganzen Generation zuvor, indem es Effecte ſchildert, deren Umfang und Größe erſt nach 30—40 Jahren ganz gemeſſen werden wird. Nur durch dieſen fürchterlichen und in ſeiner Art einzigen Länderumſturz wurde dies Gedicht möglich; und doch ſieht man die Schrecknisſe nur aus der Ferne, hört das Gewitter nur hinter dem Gebirge, wird nie im fröhlichſten Genuſſe der ſichern Gegenwart geſtört. Dabei kennt der Dichter kein Vaterland, keine Partei. Das Gedicht kann jenſeits des Rheins mit ſo herzlicher Theilnahme durchgenoſſen werden als dieſſeits. Es ſind menſchliche, nicht Nationalſcenen. Es kann ſogar in alle Sprachen überſetzt und in allen Zungen gleich herzlich empfunden werden. Es iſt die einzige Odyſſee, die in unſern Tagen noch möglich ſchien. Denn wie ſich dort die Irrſale eines einzigen Men-

ſchen doch auf den gewaltigen Hintergrund des Kampfes zweier Welttheile mit einander, des zerſtörten Trojas und der bei der Rückkehr verderbten Griechen lehnen: ſo ſtützt ſich hier die ſchnelle Bewerbung eines ehrbar redlichen Gaſtwirthsſohns um eine in flüchtender Armuth edle Braut auf eine Kriegsflut und Emigration, wie ſie vielleicht kein folgendes Jahrhundert wiederſieht.

Das Colorit des Gedichts iſt das hellſte, was nur unſer nordiſches Klima gewähren kann. Es iſt ein heller, klarer Sonntag in der Jahreszeit, wo Alles den Scheunen und Kellern entgegenreift, in ſchwellender Üppigkeit und glühender Sonnenbeleuchtung. Darum wandeln auch alle Figuren in ſo reinen, klaren Umriſſen; man ſieht im Anfang des Gedichts den Flüchtlingszug auf der beſtaubten Chauſſee, man fühlt die Kühlung im Hinterzimmer des Wirths, man greift den Segen des Jahres im Dahingehen der Mutter durch den Obſtgarten, wo ſie die Stützen der Bäume richtet und die Raupen vom Kohl ableſet und in die Geißblattlaube guckt, und alle die Naturgeſchenke, die ihr gehören, mit hausmütterlicher Ämſigkeit durchſchreitet. Man erblickt von der Anhöhe des Birnbaums herab das Kammerfenſterchen Hermann's, auf das er im Geſpräch der Mutter hindeutet, von den Strahlen der ſinkenden Sonne beſchimmert u. ſ. w. Um dies Kunſtſtück zu vollenden, wird im ſechsten Geſange eben dieſe Gegend noch einmal im vollen Mondſchein aufgethan werden.

Die Charaktere der handelnden Perſonen ſind aus der Menſchenclaſſe genommen, die in unſern Tagen allein noch Individualität und Naturgepräge haben, und doch iſt es keine phantaſtiſche Idyllenwelt. Es ſind die ſogenannten Honoratioren

einer kleinen Stadt, wie sie leiden und leben. Dies, sagte Goethe, ist Vossens Verdienst, ohne dessen Luise dies Gedicht nicht entstanden sein könnte. Voß hat durch die epische Behandlung einer Landpredigersfamilie einen verständigen Fingerzeig gegeben, wo unser Epos hingehört. Nur kann seine Luise schon darum kein eigentliches Heldengedicht sein, weil ihm alle Continuität, aller Zusammenhang fehlt. Dann hat er auch durch allzu ausführliche Malerei der kleinsten hors d'oeuvres den epischen Eindruck vernichtet. —

Die Charaktere selbst vereinigen die zwei so schwer zu vereinbarenden Foderungen, daß das bestimmteste Individuum doch überall Repräsentant seines ganzen Geschlechtes sei. Man hat solche Mütter, solche Väter, wie Hermann's Ältern sind, solche verschlossene, tiefe, aber im entscheidenden Augenblicke unwiderstehlich hervordringende Gemüther, wie das des jungen Hermann ist, solche behagliche Apotheker, wie hier der Nachbar aus der Engelsapotheke, oft schon im Leben bemerkt. Aber durch die sinnige Behandlungsart des Dichters würde man doch die hier gezeichneten Menschen wieder unter Tausenden ihrer Art und Gattung herausgreifen können.

Da alle Cultur der neuern Zeit von der Bibel ausgegangen ist: so kann der kluge Epopöendichter, der sich in dem angeführten Kreise bewegt, kaum der Citate und Anspielungen auf die Bibel, auf gewisse Kernsprüche und Trostsentenzen entbehren. Auch in diesem Gedicht läßt der Dichter den Wirth einigemal biblisch sprechen. Der Prediger hingegen, der schon auf einer höhern Culturstufe steht, bedient sich dieser Sprache nie selbst. Seine selbst erprobte Weisheit ist aus keinem Spruchregister geschöpft. Er ist gleichsam der Gott des Stückes selbst, der nicht

durch fremde Offenbarung zu helfen braucht, und erhält ſchon dadurch den Rang der erſten und vornehmſten Figur in dieſer Galerie.

Denn an eine Maſchinerie einer von außen herein übernatürlich eingreifenden Kraft, die man ſonſt vom Heldengedicht unzertrennlich dachte, konnte natürlich ein Goethe nicht mehr denken. Sein höheres Weſen, ſein Jupiter, ſeine Minerva iſt, wie geſagt, der Prediger.

Der Gang des Hexameters in dieſem Gedichte iſt der raſcheſte Wechſeltanz, in dem je eine nordiſche Sprache in griechiſcher Modulation einherſchwebte. Wie verſchieden von dem leichtſinnigen Hüpfen im Reineke Fuchs und von dem pathetiſchen Gange in einigen Überſetzungen homeriſcher Hymnen. Man fühlt es, daß der Dichter bis auf das Sylbenmaß ſelbſt, in dem er ſich bewegt, Schöpfer war und ſein wollte. Jeder Vers malt, und doch iſt kein Gedanke an kindiſche Ziererei. Freilich um Alles zu verſtehen, müßte man den göttlichen Rhapſoden ſein Gedicht ſelbſt declamiren hören.

Den 15. April 1797. Ich habe dieſen Abend die letzten fünf Geſänge von Hermann und Dorothea vom Meiſterſänger ſelbſt vorleſen hören. Welch' eine Welt voll Handlung und Gefühl, in welchem engen Raume, mit wie wenigen Mitteln?

Goethe fühlt, daß, ſobald ſeine Dorothea auftrete, Hermann gewiſſermaßen nur zur zweiten Figur herabſinken müſſe und daß, je ſpäter ſie auftritt, deſto größer die Spannung der Hörer (Leſer möchte ich bei einem Gedicht nicht ſagen, das eigentlich nur durchs Ohr empfangen werden ſollte) ſein müſſe. Im fünften Geſange fährt Hermann mit den zwei Braut-

werbern ins Dorf. Da ist noch gar nicht die Rede von ihr. Aber im sechsten dreht sich Alles um sie. Hermann signalisirt sie nach Kleidung und Wesen, damit sie von seinen Begleitern, die sie unterm Getümmel im Dorfe aufsuchen sollen, erkannt werden könne. Hier die erste sinnliche Beschauung der Heldin, die doch noch nicht gesehen wird. Nun erzählt der Richter jener fliehenden Menge dem Pfarrherrn eine Großthat vom Mädchen, die ihre geistige Physiognomie ohngefähr ebenso treffend charakterisirt, als vorher Hermann's Schilderung ihre Äußerlichkeit. Immer höher wird die Erwartung gespannt. Jetzt hat sie auch der spähende Apotheker unter dem Apfelbaum im Garten die Docke wickelnd gefunden. Er kommt und erzählt es dem Pfarrherrn. Beide gehen hin. Von da an erscheint sie wirklich, durch alle Vorbereitungen ein Wesen höherer Art. So wird bei einem Schaugepränge oder theatralischen Aufzuge dadurch die Hauptfigur, der König, der Gott auf dem Triumphwagen, durch jeden Vorausgehenden im Zuge gleichsam um eine Stufe höher gestellt.

Als sie der Pfarrherr erblickt, gesteht er, so ein Mädchen finde er selbst vor allen ihres Geschlechts liebenswürdig. Die Art, wie er dies Geständniß ablegt, ist im Kleinen völlig mit jenem berühmten Geständnisse der trojanischen Greise auf dem Skäischen Thore von der Helena im dritten Gesange der Ilias parallel: οὐ νέμεσις etc.

Aber noch immer wird sie nur gesehen. Hermann entläßt seine Begleiter, die nun zurückfahren. (Ein herrlicher Kunstgriff! Hätte Hermann, wie man anfangs erwartet, oder vielmehr befürchtet, seine Dorothea im Wagen heimgeführt: so wäre alle patriarchalische Hoheit und Simplicität des Gedichts,

auf welches doch Alles zuſammengehalten iſt, verloren gegangen. Er muß mit ihr im Mondſchein nach Hauſe gehen.) Hermann bleibt in Gedanken verloren am Brunnen vor dem Dorfe ſitzen.

Siebenter Geſang. Da tritt Dorothea plötzlich, wie Pallas Athene oft in der Odyſſee erſcheint, ſelbſt hervor. Sie kommt mit zwei Waſſerkrügen, reines Brunnenwaſſer an dieſem Quell zu ſchöpfen. Hier finden ſich die Liebenden. Hermann hilft ihr ſchöpfen. Ihre im Quelle ſich ſpiegelnden Geſichter begegnen ſich. Eine unbeſchreiblich ſchöne, rührende, patriarchaliſche Paſtorale! Aber Hermann erblickt an Dorotheens Finger einen goldenen Ring. (Sie hatte wirklich einen Liebhaber gehabt, der aber in Paris guillotinirt worden war.) Fürchterliche Zweifel bekämpfen ſeine Bruſt, und als nun das Mädchen fragt: Warum kamſt du hierher? antwortet er ſich verſtellend: Dich als Haushälterin bei unſerm großen Hausweſen zu dingen. Sie entſchließt ſich auf der Stelle; ſie will, ſtatt ein herumſtreifendes Leben zu führen, dienen. Hier eine der ſchönſten Stellen über die Beſtimmung des Weibes. Nur durch Dienen kann ſie herrſchen! Abſchied von den Ihren im Garten. Eine Scene, wobei der Vorleſer und wir die Thränen im Auge hatten.

Achter Geſang. Nun wandeln ſie, Hermann vorausleitend, den Fußpfad zur Stadt durch reifende volle Kornfelder. Ein Gewitter thürmt ſich vor der untergehenden Sonne. Wechſelgeſpräch. Hermann beſchreibt ſeiner Geworbenen die Gemüthsart ſeiner Ältern. So gelangen ſie unter den Birnbaum. Dies Alles iſt mein! ſagt Hermann. Nur der Anblick des verhaßten Ringes kämpft das Geſtändniß zurück in die pochende Bruſt. Im Mondſchein ſchimmert das Kammerfenſter Hermann's.

Dorothea tritt fehl und ſinkt dem vorausgehenden Jüngling an die Bruſt. Aber er bekämpft ſich, er bleibt ſtarr und unbeweglich. Dadurch wird er Dorotheens werth, die den Muth hatte, ſich zum Dienen zu erniedrigen. Ein magiſcher Zug des Gedichts.

Neunter Geſang. Ängſtliches Harren im Hauſe des Gaſtwirths. Endlich treten ſie wie höhere Geſtalten zur Stubenthüre ein. Gewaltige Misverſtändniſſe. Ehe der auf die Seite gerufene Pfarrherr dem alten Vater das Verſtändniß öffnen und ihm ſagen kann, daß die eigentliche Brautwerbung noch gar nicht gethan ſei, platzt dieſer los und bewillkommt ſie als Braut. Dies muß Dorothea als bittern Spott nehmen. Ihr gekränkter Stolz macht ſich Luft. Der Pfarrherr reizt ſie abſichtlich noch mehr. Nun geſteht ſie ſelbſt ihre Liebe zu Hermann, aber auch den feſten Entſchluß, auf der Stelle zu den Ihrigen zurückzukehren. Hermann, die Mutter ſpringen dazwiſchen. Alles entwickelt ſich. Die letzten hundert Verſe ein treffliches Nachhallen und Beſänftigen.

Es iſt eine unnennbare Kunſt in der ganzen Compoſition. Man kann es kühn verſuchen, irgend einen Fall, einen Knoten der Verwickelung anders anzunehmen. Nirgends käme dieſer Effect heraus. Die Alten ſagten eben dies von der Odyſſee. —

Im ganzen Gedichte kommen nur zwei Gleichniſſe vor und die Anrufung der Muſen erſt im letzten Geſange. Die herrlichen Verſe, die in einen vollen Spondäus ausgehn. —

Bemerkungen über die Voſſiſche Ueberſetzung der Ilias.

In einem alle Freitage ſich verſammelnden Abendzirkel für den Winter zwiſchen 1794 und 1795 wurde beſchloſſen, jedesmal einen Geſang der Ilias nach Voß vorzuleſen und ſich dann die dabei von ſelbſt kommenden Bemerkungen mitzutheilen. Goethe iſt Vorleſer. Einige leſen im Originale nach. Die Andern ſitzen im Zirkel herum.

Den 31. October 1794.

Die härteſten Stellen wurden durch Goethe's treffliche Declamation und richtig wechſelndes Andante und Adagio außerordentlich ſanft und milde. Es iſt unleugbar, daß Voß nur fürs Ohr und den lebendigen ſucceſſiven Eindruck, nicht fürs Auge und zergliedernden Überblick des Styls gearbeitet hat.

Fragen. 1) That Voß recht daran, das anſtößige *κυνῶπα* V. 159 und *βοῶπις* 551, jenes durch Ehrvergeſſener! dieſes durch Hoheit blickende zu mildern und das echthomeriſche 588 *θεινομένην* nur durch das ſanftere: wenn er dich ſtraft, zu überſetzen? Antw. Keineswegs! in allen drei Fällen wird das ſtark Sinnliche durch abſtractere Vorſtellungen entnervt. Auch iſt das Hoheit blickende nicht einmal im Sinne Homer's, da es blos die auch in den Kunſtwerken charakteriſtiſchen großen Augen der Juno (ſ. Winkelm. Geſch. der Kunſt V, 2. T. 1. p. 316. ed. Fea. So die Ludoviſiſche Juno) bezeichnet. Sollte Voß nicht blos das Farrenäugige ſeiner Vorgänger haben vermeiden wollen,

dnu weil er fühlte, er könne nichts Beſſeres geben, lieber eine unbefriedigende Abſtraction geſetzt haben?

2) Iſt das ἀμβρόσιαι χαῖται ἐπερῴωσαντο wol ganz richtig von Voß überſetzt: ſie walleten vorwärts? Voß dachte ſich das Haar im Augenblick des Zunickens. Aber ſo dachte ſie ſich wenigſtens Phidias nicht. Da iſt dieſe gewaltſame Bewegung, wenn ſie überhaupt ſtattfand, ſchon vorbei und die Locken zittern nur noch dem Scheitel entlang.

In einigen Stellen iſt der Nachdruck des Originals merklich geſchwächt als V. 132. μὴ κλέπτε νόῳ: Sinne nicht auf Trug! Nach dem Original war dies ſchon geſchehen, und jetzt ſuchte er nun wirklich Ausflüchte. Das χόλον καταπέπτειν iſt auch zu ſchwach überſetzt und Galle wollte Goethe der verſchiedenen Nebenbegriffe wegen durchaus nicht gefallen. So tadelte Goethe auch das mehrmals wiederkommende: traun!

V. 151. iſt bei Homer ein diſtributiver Satz: ἢ δόδν ἐλθέμεναι, ἢ ἀνδράσιν ἶφι μάχεσθαι. In Voſſens Überſetzung: Einen Gang dir zu gehn, und kühn mit dem Feinde zu kämpfen, fließt dies in einen einzigen Begriff zuſammen. Voß wollte das gehäſſige oder vermeiden.

Über die Rohheit der älteſten Mythen, z. B. die Vorſtellung vom Briareus V. 400 ff. Goethe verglich ſie mit dem Gradlinigten und Steifen des alten Styls in der Kunſt. — Unverdauliche Abgeſchmacktheit im Götterſyſtem Homer's. Seine Menſchen handeln viel edler als ſeine Götter.

Den 7. November.

Zweiter Geſang der Ilias.

Goethe hatte bei einer vorausgehenden Durchleſung die Bemerkung über den Catalogus navium gemacht, daß Homer

nach einer feſt angenommenen Rangliſte die Völkerſchaften ſich neben einander ſtellen laſſe. Dies erhelle ganz deutlich daraus, daß er da, wo die Myrmidonen jetzt nicht ſtanden, weil ſie mit dem Achill ſtill ſaßen, ſie doch in Reih und Glieder ſtellt V. 681—694. Die hier von der Rechten zur Linken gehende Ordnung war alſo beim Dichter nicht willkürlich, ſondern er ſingt nach Stammſagen und empfangenen Regiſtern. Agamemnon führt allem Anſchein nach das Corps de Bataille. Zugleich wurde nach d'Anville's Charte von Griechenland der Weg aufgeſpürt, in welchem Homer bei der Aufzählung geht. Er fängt mit Aulis an und macht einen doppelten Kreis.

Diesmal war Wieland bei der Vorleſung, der auch in ſeinem kleinen Berglerſchen Homer, ſo gut es gehn wollte, nachlas. Dieſer war äußerſt ſtreng gegen Voß und gab beſonders darüber ſeinen Unwillen zu erkennen, daß er oft blos die natürlichſte Art der Überſetzung darum verworfen habe, um nicht einerlei mit ſeinem Vorgänger zu ſagen. Beſonders ärgerte er ſich über das häufig vorkommende: Jener ſagt's, z. B. V. 84., da doch das Jener in Relation mit dieſer ſtehen müßte, im Homer aber das ὣς ἔφατ' dies gar nicht ſagen wolle. Goethe las alſo von nun an, um Wieland's Ohr zu ſchonen, immer: alſo ſprach er. Auch rügte Wieland das Willkürliche im Gebrauch oder Nichtgebrauch der Homeriſchen Conjunctionen. So habe z. B. Voß ſelten das ἐπεί geſetzt, wo es im Griechiſchen ſtehe. Ferner die Auflöſung des Adjectivs als Beiwort in ein neues Subſtantiv, z. B. V. 89. ἄνθεσιν εἰαρίνοισιν, wo Voß überſetzt: Blumen des Frühlings. Wieland behauptete nach einem ſehr richtigen Gefühl,

daß lenzische Blumen weit individueller und malerischer sei als jene Zerstücklung in zwei Begriffe.

Stellen, wo der griechische Ausdruck in der Übersetzung nicht erschöpft ist, V. 117. κατέλυσε κάρηνα, 132. πλάζουσι, 147. ἐπαιγίζων; διότρεος bei König sei gar nicht das Vossische weit verkünstelte: Götterbeseligt. 266. θαλερὸν δάκρυ. 269. ἀχρεῖον. 399. κάπνισσαν. 595. ἀντόμεναι, misbilligte Goethe fanden.

V. 209. 210. Hier hat Voß ein Paar Hexameter im Klopstockischen Sylbentanz sehr passend angebracht, wie Goethe bemerkte.

V. 225—43. Das herrlichste Original einer sansculottischen Demagogenrede. Auch Voß ist mit guter Absicht hier etwas niedriger in seinem Ausdrucke geworden.

Den 14. November.

Dritter Gesang.

Bei dem Schreien der Trojaner und dem stillen Anrücken der Griechen, welches schon die Alten als einen charakteristischen Zug der wahren Tapferkeit bemerkt haben, erinnerte Goethe noch sehr fein, daß dieser Contrast durch den im zweiten Buch vorhergehenden Catalogus noch auffallender werde, wo die Schiffs- und Heerliste der Griechen so viel mehr Platz einnehme und Nachdruck zeige, als das enge Verzeichniß der Troer und ihrer Genossen, die doch nun grade, nach Art aller Poltrons, den größten Lärm machten.

V. 33. übersetzt Voß δράκοντα, Natter. Dachte dies wol Homer dabei? V. 39. hat Voß für das schleppende: unglückseliger Paris! wie Stolberg das δύσπαρι über-

ſetzt hat, gradezu nur einen andern Begriff geſetzt: Weichling! *Δύσπαρις* war unüberſetzbar. Aber Weichling drückt doch auch gar nichts von dem aus, was in *Δύσπαρι* liegt. Es iſt: verhaßter, verderblicher Paris!

V. 54. werden *δῶρ' Ἀφροδίτης* durch Huld Aphroditens überſetzt, und weiter unten V. 64. wörtlicher: Gaben der goldenen Aphrodite. Dieſe Ungleichheit iſt nicht im Homer.

V. 75. Jene entſchiffen zu Achajas roſigen Jungfraun. Iſt ganz etwas anders, als das Homeriſche *Ἀχαϊδα καλλιγύναικα*. Nach Voſſens Überſetzung wären die Zurückſchiffenden nicht viel weniger als *παρθενοπίπαι* geweſen.

V. 130. *νύμφα φίλη* Voß: du trautes Kind! Es iſt die Schwägerin Laodice, nicht Priamos, der ſpricht (wie unten V. 162. du trautes Töchterchen, *φίλον τέκος*). Ich ziehe daher Stolberg's Geliebte! vor, obgleich auch dies das *νύμφα φίλη*, liebes Weibchen! nicht ganz ausdrückt.

V. 152. *ὄπα λειριόεσσαν*, hellſchwirrende? Stolberg noch ſchlechter: ſchwacher Geſang.

V. 166 ff. „Nur den einzigen Agamemnon nennt uns Homer nicht in voraus und hebt ihn durch die ſo geſpannte Erwartung vor den Übrigen heraus." Goethe.

V. 176. *τέτηκα*, in Thränen verſchwind ich. Zerſchmelz ich, wie es Stolberg hat, wäre weit beſſer. Allein Voß verwarf es nur darum, weil es Stolberg ſchon vor ihm gebraucht hatte.

V. 180. *Λαὸν αὖτ' ἐμὸς ἔσκε κυνώπιδος, εἴποτ' ἔην γε.* Voß: Schwager mir war er vordem, der ſchändlichen (?) ach er war es. *Κυνώπις* iſt auch hier, wie oben I, 159.

βοῶπις verwässert. Das εἴποτ' ἦν γε drückt etwas ganz Anderes aus, als Voß übersetzt hat. Es soll heißen: wenn er überhaupt je mein Schwager war, wenn ich's überhaupt verdiente, je seine Schwägerin zu heißen. Stolberg hat es lieber ganz weggelassen.

V. 224. „Sinn: Nun wunderten wir uns nicht mehr so sehr darüber, daß Odysseus ein so dummes Ansehn gehabt habe." Wieland.

Ζάκοτος im 220sten V. ist unvergleichlich durch tückisch übersetzt.

Man könnte hierbei fragen: Hat blos Homer's Phantasie diese Körperformen geschaffen, oder hatte er sie durch Bild und Überlieferung?

V. 286. 87. Die τίμη, die hinfort auch daure bei kommenden Menschengeschlechtern, veranlaßt in der Übersetzung leicht den Begriff eines fortdauernden Tributs. Homer will aber nur eine Buße andeuten, die auch den Nachkommen unvergeßlich bleibe.

V. 362. φάλος kann nicht durch gekegelten Helm gegeben werden. Es waren die φάλοι kleine polirte Metallplatten, womit der Helm ausgeschmückt war. Dies lehrt schon das abgeleitete Wort τετυφάλεια. Das Misverständniß ist aus der gewöhnlichen lateinischen Übersetzung conus entstanden. S. Ernesti in Clav. Cic. s. v. *phaleras*.

V. 399 ff. „Helena behandelt hier die Venus wie eine Kupplerin." Goethe.

V. 419. κατασχομένη, gesenkt.

V. 449 ff. Goethe fand den Contrast zwischen der Gardinenscene und dem auf dem Schlachtfelde wüthenden Menelaus

um ſo lächerlicher, weil hier der wüthige Menelaus mit ſeinem Aktäoniſchen Schmuck, als cocu, herumlaufe. Wieland macht einige Gegenbemerkungen, aus dem frühen Zeitalter hergenommen.

Über die Aufführung des Jon auf dem Hoftheater zu Weimar*).

Zu den erwünſchteſten Etrennes de Melpomene gehörte den 2. Januar die Aufführung des Jon, eines Trauerſpiels in fünf Aufzügen, deſſen Verfaſſer bis jetzt in der ſtrengſten Verborgenheit geblieben iſt. Es war lange im Voraus darüber geſprochen und durch die ungewöhnliche Sorgfalt, womit das Stück einſtudirt und Alles dazu vorbereitet wurde, die Erwartung darauf aufs Höchſte geſpannt worden. Mancherlei Betrachtungen und Kunſtfragen waren vorausgegangen. Man las das griechiſche Original des Euripides. Der Eine erinnerte ſich, beim Vater Brumoy geleſen zu haben, daß nach einer lange ſchon beſtehenden Kunſtmeinung nichts theatraliſcher gedacht werden könne, als der Stoff jener Fabel, wie ſie Euripides behandelt hat. Eine zärtliche Mutter, die ihren Sohn vergiften, ein edler Sohn, der den Pfeil auf ſeine Mutter abdrücken will, während dieſer

---

*) Dies iſt allem Anſchein nach der handſchriftliche Entwurf zu dem ſatiriſchen Aufſatz im Journal für Luxus und Moden, der Goethe's Zorn ſo erregte, daß der ſchon abgedruckte Bogen nicht ausgegeben werden durfte. Darum iſt er ein Anekdoton, über welches jetzt Goethe vielleicht ſelbſt in keinem ſo achilleiſchen Zorn entbrennen würde. S. Biographiſche Skizze K. A. Böttiger's S. 51. und Zeitgenoſſen XLIII.

doppelte Frevel die gegenseitige Erkennung herbeiführt; was kann uns mehr ergreifen, spannen, befriedigen? Ein Anderer, der die fröhlichen Erinnerungen aus seinem Racine gern mittheilte, ermangelte nicht, auf dessen Athalie hinzudeuten und zu erzählen, wie fein der französische Tragiker seinen Joas nach dem Jon des Euripides zu bilden gewußt habe. Ein Dritter endlich wollte die Anekdote selbst aus dem Munde des ehrwürdigen Dichters gehört haben, unter dessen unsterblichen Werken auch der Agathon glänzt, daß die Lecture des Euripideischen Jon in ihm die erste Idee zur Hervorbringung jenes Meisterwerkes geweckt und befruchtet habe. Alle aber stimmten darin überein, daß die Bearbeitung und Wiedererweckung dieses Stoffes für unser Theater zu den schwierigsten Aufgaben gehöre, die im Kreise der dramatischen Dichtkunst lägen. Schon die unvermeidliche Weglassung des Chors, der doch hier nicht blos durch Mitleid, sondern auch durch rasches Eingreifen in die Handlung selbst Theil nimmt, macht große Abänderungen in der Ökonomie des Stückes und Eintheilung in Acte nöthig, die bei dem griechischen Tragiker kaum angedeutet sind.

Die schöne Einfachheit der griechischen Fabel ist für unsern, von hundertfachen Verstärkungen verwöhnten Geschmack zu nüchtern und einschläfernd. Wie mislich sind hier aber alle Zusätze und Erweiterungen. Endlich, und dieser Zweifel schien besonders alle gebildete, aber doch noch nicht aller moralischen Beschränkung überhobene Damen hart zu ängstigen, wußte man nicht recht, wie der Dichter eines neuen Jon über gewisse schlüpfrige Confessionen mit Ehren wegkommen könne, da sich die ganze Verwicklung des Stückes um die Wiedererkennung eines Jungfernkindes und um die kritischen Augenblicke dreht,

wo Jon sein Dasein empfing. Das hatte nun auf der atheniſchen Bühne gar nichts auf ſich. Keine ehrbare Frau beſuchte dort jemals das Theater, und ſelbſt die weiblichen Rollen wurden nur von männlichen Schauſpielern gegeben. Was in einer puren Männergeſellſchaft nicht den geringſten Anſtoß gab, kann in unſerm aus beiden Geſchlechtern gemiſchten Zuſchauerpublicum durch üppige Verſchleierungen vielleicht nur noch mehr Ärgerniß geben.

Wer wollte alſo nicht im Voraus dem kühnen Dichter Dank wiſſen, der, alle dieſe Bedenklichkeiten nicht achtend, aus jenem Euripideiſchen Jon uns eine neue herrlichere Schöpfung mit der zarteſten Schonung des weiblichen Publicums hervorrufen konnte. Aber, fragte Jemand, hat nicht eine gewiſſe durch ihren vorlauten Ton hinlänglich gekannte Schule den armen Euripides neuerlich erſt ganz ehrlos gemacht? Wie kommt es denn, daß der Verfaſſer dieſes Stückes, dem dieſe Stimmung unmöglich entgangen ſein kann, grade eine Tragödie dieſes Dichters, über deſſen flache Erbärmlichkeit unter allen Kennern in den obern Regionen längſt abgeſprochen iſt, einer neuen Umarbeitung würdigte. Grade darum am erſten, antwortete eine andere Stimme; habt nur Acht, meine Freunde, wie Euripides diesmal in die Schule genommen und Alles darauf angelegt werden wird, zu zeigen, wie dieſer Stoff unter den plaſtiſchen Händen eines höhern Genius wenigſtens zu einem Apollino gedeiht, während der Sohn der atheniſchen Kohlverkäuferin kaum einen erträglichen Priapus daraus geſchnitzt hat? —

Und wahr iſt es, es verließ Niemand, der ſeinem Euripides nicht erſt ſeit heute oder geſtern befreundet iſt, die Vorſtellung dieſes neuen Jon ohne die lebendigſte Überzeugung, daß von

jenem griechiſchen Tragiker die Fabel auch nur in ihren Hauptumriſſen ſo bearbeitet und entwickelt zu ſehen, beinahe nicht viel weniger als eine baare Unmöglichkeit ſei. Die Lücke, die durch die Entfernung des Chors entſtehen mußte, hat der neue Dichter durch die vielfache Einflechtung der Pythia in den Gang des ganzen Stückes zu erſetzen gewußt. Beim Euripides tritt ſie, der heilige Prophetenmund des Gottes, der alles Unreine flieht, erſt gegen das Ende zum erſten Male majeſtätiſch auf, um auf die unmittelbare Eingebung ihres Gottes das räthſellöſende Körbchen zu überbringen. Hier eröffnet ſie gleich den erſten Dialog mit Dion, empfängt, befragt und beräth als eine gute Schaffnerin des Apoll die neugierigen ſoeben angekommenen Fremdlinge, und macht nun die gutmüthige Zwiſchenträgerin, die trotz ihrer hohen Jungfräulichkeit Manches anhören und aufklären muß, was auch ſchon manche Äbtiſſin und Oberprieſterin in unſern modernen Dramen nicht von ſich abwehren konnte. Eine ſolche Pythia hätte Euripides ſelbſt dann nicht erſchaffen können, wenn er die ganze Lumpengardarobe, die dort im Scherz Dikäopolis in den Acharnern des Ariſtophanes ihm abfodert, um ſich verſammelt gehabt hätte. Hier iſt echter griechiſcher Genius! Doch es wird zu ſeiner Zeit gewiß nicht an trefflichen Dramaturgen ermangeln, die dieſe Überlegenheit des neuen Jon über den alten in der Anlage und Ausführung des Stückes zergliedern und das leſebegierige Publicum mit allen Verdienſten deſſelben ausführlicher bekannt machen werden. Es wäre ſträfliche Anmaßung, dies jetzt Alles ſchon, wo wir uns kaum von dem erſten allgemeinen Erſtaunen erholt haben, haarklein erzählen zu wollen.

Nur einiges Wenige noch zur Probe. In dieſem neuen Jon

entdeckte die hohe Pythia ſchon in der erſten Unterredung mit dem Tempelknaben den Fund mit dem Körbchen, was beim Euripides ganz zu Ende geſchieht, alſo eher, als es ihr Phöbus eingegeben hatte. — Im griechiſchen Jon hat Xuthus grade vor ſechzehn Jahren, als er die Orgien des Bacchus auf dem benachbarten Helikon beſuchte, mit einer Bacchantin beim Pervigilium ſich zu tief ins Gebüſch verirrt. Im deutſchen Jon wird er als Sieger in den pythiſchen Spielen gekränzt und geräth nun Abends beim Siegerſchmaus mit einer Ménade in allerlei Vertraulichkeiten*). Beim Euripides iſt das Herzensblut der Gorgo heilbringend, der Geifer ihrer Nattern aber tödtend. Hier unterſcheidet ſich Verderben und Heil nach den Herzkammern, und das heiligſte Familienkleinod, was dort Kreuſa in ihrem Armband verſchloſſen trägt, bewahrt hier, man weiß ſelbſt nicht wo, der alte Erzieher.

Doch dies ſind wahre Kleinigkeiten gegen die weſentlichen Umwandlungen und Amplificationen, durch welche uns die einfältige Fabel des Euripides nun erſt recht genießbar gemacht wird. Beſonders ſind die letzten zwei Acte ganz neu erſchaffen. Die ſchon von den Alten belobte Erkennungsſcene, wo Jon die dort im Euripides auf dem Altar ſelbſt ſitzende Kreuſa jedes einzelne Stück der im Körbchen befindlichen Putz- und Spielſachen ihr ungeſehen errathen läßt, hat der neue Dichter verſchmäht und uns dafür eine förmliche Ausſöhnung mit dem Xuthus, den der alte Tragiker viel zu ſchnell abfertigt, erleben

*) Fleißige Alterthumsforſcher (ſetzt Böttiger in einer Note hinzu) werden den merkwürdigen Umſtand, daß bei den pythiſchen Spielen zugleich bacchiſche Orgien begangen wurden, ihrem Exemplare von Meursii Graecia feriata oder ihrem Corſini beizuſchreiben nicht vergeſſen.

laſſen. Dort macht eine Erſcheinung der Minerva, hier des Apollo den Schluß. Die franzöſiſchen Kunſtrichter über das Anſtößige der häufigen Selbſtbekenntniſſe in dieſem Stücke natürlich ſehr allarmirt, wiſſen es dem Euripides doppelten Dank, daß er wenigſtens zuletzt den Apollo noch etwas geſchont und ſtatt ſeiner die Minerva hervorgerufen habe, die freilich hier, wo es nicht mehr auf Enthüllung eines mislichen Misverſtändniſſes, ſondern auf die Verherrlichung ihres auserwählten Volkes durch eine Reihe großer Stammfürſten ankam, nichts weniger als unſchicklich eintrete. Auf alles dies iſt hier wie billig nicht die geringſte Rückſicht genommen. Die göttliche Unverſchämtheit Apoll's erreicht ihren höchſten Gipfel. Hat doch die Pythia ſelbſt im Vorhergehenden die Kreuſa wacker ausgeſcholten, daß ſie, um ſich ein einziges Erröthen zu erſparen, es zu ſolchen Weiterungen habe kommen laſſen.

Die Diction iſt, um auch von dieſer wenigſtens ein Wort zu ſagen, ganz wie ſie dem wahren Kothurn gebührt und nicht ſelten auch außer den lyriſchen Sylbenmaßen ans Lyriſche ſtreifend. Wie kahl erſcheint dieſem gegenüber der rhetoriſche Euripides mit ſeinen nimmer endenden Sentenzen, die nur der Grieche ſtets im Herzen und auf der Zunge hatte. Welch' ein Garten pieriſcher Blumen entblüht hingegen der Phantaſie unſers Dichters? Mit welchem Reichthum glühender Farben iſt der entſcheidende und auf den höchſten Effect berechnete lyriſche Monolog ausgeſchmückt, wo Kreuſa am Altar des Phöbus dieſem ihrem Verführer ſelbſt alle Umſtände des Beilagers in der Grotte vorerzählt. Wer mag dagegen die nüchternen Anapäſten des Euripides (V. 860 ff.), wo ſie dieſelben Geſtändniſſe freilich nicht den Lüften und Bäumen, ſondern dem

Chore ihrer Frauen ablegt, auch nur der Vergleichung werth halten? Dafür ſchlugen auch hier bei dieſer wollüſtigen Bildnerei viele Zuſchauerinnen beſchämt die Augen nieder und freueten ſich heimlich, doch wenigſtens nicht an der Stelle der Schauſpielerin zu ſein, die ſo etwas ſagen müſſe. Aber was iſt auch der edelſte alte Chierwein gegen das flüſſige Feuer unſerer neuen Deſtillirkolben?

Nun wäre auch von der Gelehrſamkeit zu reden und von dem Beſtreben des Dichters, uns Nicht-Athenern alle Stammſagen der Erechthiden und alle Wunder der Trophoniushöhle kundzuthun, welches, verbunden mit dem kunſtreich verſchlungenen Periodenbau und dem dithyrambiſchen Auffluge in den lyriſchen Stellen, über alle Zuſchauer ein angenehmes Staunen ergoß; von dem unabläſſigen Kampfe, die einförmigen Bilder des Euripides mit der Phantaſie eines Marino auszumalen und von ſo viel andern Schönheiten, die nur ein wiederholter und ruhiger Genuß zum vollen Bewußtſein bringen kann. Aber es iſt hier nicht der ſchicklichſte Ort dazu, der ſich vielleicht anderswo finden dürfte. Nur das bedauert mit uns jeder Freund des Euripides aufrichtig, daß dieſer jüngere Dichter nicht als Zeitgenoſſe des Euripides geboren wurde. Von ihm, nicht von dem Agathon hätte dann Ariſtophanes in ſeinen Thesmophoriazuſen den geängſteten Tragiker das bewußte Darlehn von Weiberröcken und andern ſchönen Sachen ſich erbitten laſſen.

Einen ſeltenen Genuß gewährten in der That die mit dem geübteſten Kennerblicke angeordneten Decorationen, Maſchinerien und Gewänder in dieſem Stücke. Man hätte ſogar ſehr harthörig ſein können und würde doch blos durch Das, was in einer ganzen Reihe zierlicher Gruppirungen und Tableaus

dem lüſternen Auge dargeboten wurde, eine wahre Befriedigung empfunden haben.

Wie erhaben und durch den Contraſt der ſtillen Ruhe mit der regſten Bewegung ergreifend war zum Beiſpiel die Erſcheinung der Pythia im vierten Act oben an der Halle des Tempels, deſſen innere Lichtmaſſe auf die vortheilhafteſte Beleuchtung der eintretenden Perſonen trefflich berechnet war, und ihr ruhiges Zuhören der ſtürmiſchen Leidenſchaftlichkeit der Kreuſa im Vordergrunde gegenüber? Hier war der ganze Chor gleichſam in eine einzige, ſtille und doch höchſt theilnehmende Figur zuſammengedrängt. Was müßte ſie aber erſt für einen Eindruck gemacht haben, wenn ſie dem griechiſchen Dichter zufolge hier zum erſtenmal erſchienen wäre. Die höchſte Überraſchung war fürs Ende aufgeſpart, wo bei der Erſcheinung Apoll's durch einen höchſt einfachen und eben darum vortrefflichen Mechanismus zwei Wolken ſich plötzlich um die Tempelhalle lagerten, aus welchen hervor nun die Glorie des indeß auf eine Baſis tretenden Gottes, im Hintergrund noch durch einen flammenden Transparent gehoben, uns Alle majeſtätiſch überſtrahlte. Wie fein wurde hierdurch den mannichfaltigen oft lächerlichen Misgriffen und Übelſtänden abgeholfen, mit welchen ſonſt wol unſre Götterfuhren herabzuſchaukeln pflegen. (Freilich iſt nicht überall ein Tempel im Hintergrunde. Allein die Alten, von welchen der Deus ex machina doch zu uns gekommen iſt, hatten ja gar keine Decken über der Bühne. Die Götter mußten alſo immer von unten heraufkommen, wenn ſie auch durch gewiſſe deckende Maſchinen das Anſehn des Schwebens in der Luft erhielten. Warum könnten nicht alſo bei uns wenigſtens Wolken ſchnell herabgelaſſen und hinter denſelben eine ſchnelle Beleuchtung und

eine Basis für den Gott, der nun durch eine Versenkung heraufkäme, eingeschoben werden?)

Die sämmtlichen Costumes zeugten von einem tiefen und glücklichen Studium der Alten und waren nach besonders darüber mitgetheilten Handzeichnungen verfertigt worden. Musselin zu den unteren Gewändern und wollenes Zeuch oder Casimir zu den Obergewändern drappirte hier vortrefflich. Wann wird man aufhören, zu dergleichen Vorstellungen die lyoner Waarenlager in Anspruch zu nehmen! Nur Wolle und was dieser am nächsten kommt, drappirt im alten classischen Sinne. Aller Atlaß ist nur auf Opernbeleuchtung berechnet. Muß es ja Taffet sein, so darf er wenigstens durch Gummi weder glänzen noch rauschen. Man glaubte hier im Ion lauter Figuren wo nicht aus den Sälen des Capitols oder Vaticans, doch wenigstens aus der Aldobrandinischen Hochzeit oder den besten herculanischen Gemälden zu sehn.

Sämmtliche Schauspieler verbanden mit dem schicklichsten Geberdenspiele*) ein ungemein feines und lobenswürdiges Studium im Faltenwurfe, in deren malerischem Spiele man die Winke und Belehrungen eines großen Meisters nicht verkennen konnte. Aber das größte, lauteste Lob gebührt dem rastlosen

*) Nur das Aufstemmen der Hände an dem zur Seite stehenden Altar im Vordergrunde, da wo der Schauspieler nur einen Tisch vor sich zu haben wähnte, auf welchen man wol bei der Unterredung die Hand zu legen pflegt, würde nach den Begriffen des Alterthums eine große Unschicklichkeit gewesen sein. Einige Dreifüße, von welchen nach dem Berichte der Alten mehre Tausende in und um den Tempel zu Delphi aufgestellt waren und die zugleich ein charakteristisches Merkmal der Scene zu Delphi gegeben hätten, würden dies vertrautere Auflehnen besser vertragen haben. Denn nur sie waren die Tische in Delphi. —

Eifer und den unvergleichlichen Anſtrengungen der ſämmtlichen Schauſpieler ſelbſt, die dieſe Aufführung zu einer der vollendetſten und rundeſten machten, die wir je in Weimar geſehen haben. Mlle. Jagemann trug den Jon mit aller der Miſchung knabenhafter Unſchuld und ſtolzen Bewußtſeins hoher Abkunft vor, die ſchon das Alterthum in dieſem ſeltenen und ſo ſelbſt auf der griechiſchen Bühne nirgend weiter vorkommenden Charakter bewundert hat. Ihr Anſtand, ihre Figur, Alles ſtimmte darin überein, aus der Künſtlerin einen Apollino zu machen, zu dem dann das Urbild in der letzten Scene erſcheinen ſollte. — Mad. Vohß trug die Kreuſa mit ſo viel Würde vor, als das Leidenſchaftliche ihrer Rolle nur immer geſtattete, und ſchmelzte durch ihre weichen Klagetöne und ihre Anmuth jeden widerſpenſtigen Buſen. Herr Vohß ſpielte nicht, nein, er war der König Xuthus ſelbſt und die längſte Erzählung erhielt durch ſeinen kunſtreich ſteigenden und nie ermattenden Vortrag Haltung und Leben. — Herr Graff legte in den alten Phorbas alle Tiefe des lang verhaltenen Gefühls, die er ſo glücklich zu motiviren verſteht, und gab uns, was er ſein ſollte, einen noch nicht ausgebrannten Vulkan unter einer Decke von Eis. — Die Pythia, Mad. Teller, blieb durch das Feierliche ihrer Stimme in ihrem Spiele ſtets in reinem Einklang zu dem Übrigen, zeigte überall die denkende Künſtlerin und unterlag nie der auf ſie vorzüglich drückenden Laſt des Vortrags. Den lieblichen Kranz dieſer Darſtellung ſchloß Herr Haide als Apollo mit der würdigſten Figur, die man zu einer ſolchen Repräſentation wählen konnte. Es dürfte in der That ſchwer fallen, unter dem weit zahlreicheren Perſonale mancher größerer Bühnen ſechs ſo erleſene Schauſpieler zu ſechs ſolchen Rollen zu finden. Noch ſeltener aber

dürfte die Vereinigung so vieler und großer Talente mit diesem Grade von Aufopferung und Anstrengung, wie hier durchaus bemerkt wurde, und zu einem solchen Ensemble, auf unsern gepriesensten Theatern anzutreffen sein. Was vermag der ernste gute Wille nicht, wenn er von nicht gemeinen Kräften unterstützt und vom belebenden Hauche eines Genius durchdrungen wird, von dem geleitet zu werden, jeden deutschen Künstlers erster und höchster Stolz sein müßte. Und wie viel Dank verdient nicht der Dichter, wer er auch sei, der zur Lösung von einer so mislichen Aufgabe so viel innere und äußere Hülfsmittel aufzubieten und mit so viel Phantasie, Kunst und Gelehrsamkeit zu vermählen wußte. Wo blieb je eine mit so viel Kraftaufwand begonnene Sache beim ersten Versuch stehn!

— B....r.

Goethe's Urtheil über Iffland's Schauspiele.

Sie haben alle zwei Hauptfehler. 1) Alle moralische Besserung wird in seinen Stücken von außen herein, nicht von innen heraus bewirkt. Daher das Gewaltsame, unwahrscheinlich Zusammengedrängte und Überhäufte in seinen Stücken, z. B. der Commissair Wallmann in der Aussteuer ist schon viele Jahre bei der verkehrten Wirthschaft seines Bruders Augenzeuge, schon viele Jahre ebenso heftig, auffahrend, gewaltsam gewesen. Aber erst heute, wo das Stück zu spielen anfängt, regt sich der Brausekopf, stürmt an der großen Glocke, poltert und will Das gut machen, was bei frühern, nur halb so heftigen Warnungen an seinen Bruder und dessen Kinder nicht halb so schlimm ge-

worden wäre. Es ist also durchaus keine zureichende Ursache da, warum dies Alles erst jetzt, wo das Stück eintritt, so von außen herein kommen müsse. So macht der Stabschirurg Rechtler im Scheinverdienst heute erst Lärm und Ordnung, da er doch schon zwanzig Jahre lang sein Pfeifchen bei seinem amicus geraucht und die Scheinversuche seiner Frau und Kinder mit angesehen hat. Eben darum, weil alle Motive nur von außen herein blos zufällig zur Hauptentwickelung wirken, nicht aus dem Charakter selbst hervorgehn, braucht Iffland so viel Nebenfiguren und unnütze Ausstaffirungen zu seinen Stücken, weil er durch sie den Ausgang motiviren will.

2) Er setzt überall Natur und Cultur in einen falschen Contrast. Cultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit; wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück; der Hagestolze geht auf seine Güter und heirathet ein Bauermädchen u. s. w. Dies ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem er alle Cultur verunglimpft, da vielmehr das Geschäft eines Schauspieldichters in unserm Zeitalter sein sollte, zu zeigen, wie die Cultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne. Die Idyllenscenen aus Arkadien, die in Iffland's Stücken so wohl gefallen, sind eine süße, aber darum nur um so gefährlichere Schwärmerei. Freilich sieht er auch in M. die Grundsuppe der sogenannten Cultur in ihrer hassenswürdigsten Abscheulichkeit. Losgerissen von diesen herzlosen Modepuppen, würde er auch ganz andere Charaktere zeichnen und ganz neue Ansichten in seine Stücke bringen können.

Böttiger hat nur einen Theil obiger Bemerkungen von Goethe in seine bekannnte Entwicklung des Ifflandischen Spiels in

vierzehn Darſtellungen, April 1796. Leipz. b. Göſchen, mit aufgenommen. Sein handſchriftlicher Nachlaß enthält außer vielen Briefen von Iffland und den Verhandlungen, als er von Manheim nach Weimar kommen ſollte, Manches, was in jene Schrift nicht mit aufgenommen worden iſt. Es ſei nur Einiges ausgehoben:

Iffland empfing ſchon als Knabe bei ſeinen Ältern in Hanover Eindrücke, die den ſpäteren Schauſpieldichter zu Hauptrollen in ſeinen beſten Stücken begeiſterten. Hierher gehört z. B. der Stabschirurgus Rechtler im Scheinverdienſt. Dieſen hat er ganz lebendig nach einem hanöverſchen Stabschirurgus Döcht copirt, der alle Abende zur geſetzten Stunde ſein Pfeifchen bei ſeinem Vater rauchte, alle Abende die nämlichen Geſchichten von ſeinen Kriegsabenteuern in England gegen den Prätendenten erzählte und den kleinen Iffland durchaus zu ſeinem Stand anwerben wollte. Oft ergriff er die Hände des Knaben und betaſtete ſie forſchend, ob ſie fürs Accouchement nicht zu lange Finger bekommen würden. Ohne dieſe Reminiſcenzen hätte auch der wackre Rechtler, eine Lieblingsrolle des Dichters und Schauſpielers, ſein Daſein nie erhalten.

Vom feurigſten Theaterdrang ergriffen, entlief Iffland ſeinen Ältern und kam 1777 zur Seylerſchen Geſellſchaft nach Gotha, wo er anfangs nur zu Juden- und Bedientenrollen gebraucht wurde und daher ſogar den Beinamen der Judenjunge erhielt. Iffland wurde bald ſeiner Mängel gewahr und nahm Eckhof zum Vorbild. Bei ſeinem höchſt glücklichen Talent zur Mimik copirte er Eckhof bald ſo vollkommen, daß dieſer oft ernſthaft darüber entrüſtet wurde. Aber Iffland mußte Alles abſtehlen. Eckhof, ſelbſt ein Naturaliſt, der wol ſpielen, aber das Spiel nicht lehren konnte, wäre nur ein ſehr dürftiger Lehrmeiſter geweſen.

777860 A

Die Corruption in M. muß man durch einen Iffland ſelbſt erzählen hören, deſſen tauſendgeſtaltiges Mienenſpiel, deſſen Sprachäffung ſogleich die dramatis personas lebendig vormalt. S. und L. ſind eigentlich die Buben, die D.'s Verruchtheiten Kopf und Hand liehen. Den Zweiten hatte Iffland in ſeinem Vormund in der Perſon des Hofrath Kreber leibhaftig abconterfeiet. Ausdrücke wie der: „o, ich könnte mehr ſagen, mehr wirken, wenn ich nur wollte", ſind ihm aus dem Munde geſchrieben. Dieſer Bube hat das Siegel der Verworfenheit auch dadurch, daß er mit ſeinen ſchwärzeſten Bosheiten laut prahlt und Einem z. B. ſehr offenherzig die Art erzählt, wie er KR. geworden. Er hatte ſich als Subaltern viele Jahre heimlich alle Deſerteure protokollirt, deren Vermögen nach einem alten Landesgeſetze confiscirt ſein ſollte, aber durch die ſanfte Nachſicht des Landesherrn den Verwandten ungeſtört gelaſſen worden war. Auf einmal wirkte er ſich die Erlaubniß aus, zum Beſten der herrſchaftlichen Gefälle dies Geſetz in Ausübung bringen zu dürfen, und durchzog nun, wie ein der Hölle entſprungener Teufel, mit fiskaliſcher Brutalität das Land, um alle von Schweſtern und Schweſterkindern vielleicht ſchon in zweiter Generation beſeſſene Erbgüter der Deſerteure einzukaſſiren. Dies brachte ungeheure Summen, dem Zwingvogt aber doch nur den Titel eines Flügels vom damaligen K.-Präſidenten von N. ein. Allein nun kam ein einſichtsvollerer Oberer und L. ließ ein neues Stück ausgehen. Eins der ſchönſten Ämter war durch Misjahre und Hagelſchlag in ſtarke Reſte gekommen. Er erhielt den Auftrag, dieſe mit Schonung einzutreiben. Allein, ſo pflegte er dieſen Auftritt ſelbſt zu erzählen, ich kannte das Intereſſe meines gnädigſten Herrn. Alles mußte bei Heller und Pfennig

auf der Stelle bezahlt werden. Ich brach den Ofen aus der Stube und verkaufte die ausgepfändeten Betten auf dem Markte. So kam er mit ſtrotzendem Seckel zurück und ward zur Belohnung K.-Rath. — Der Schauſpieler, der im Vormund ſein Conterfei zu ſpielen hatte, Müller, copirte ihn bis in Gang und Kleidung. Alles ſchrie laut auf und rief: Er iſt's! Der Schauſpieler war aus der Hauptſtadt. Bei der erſten Vorſtellung klatſchte L., der nicht fehlte, vor Allen voraus: Ei, der macht's ganz charmant; es freut mich nur, daß doch einmal ein gebornes Landskind ſo gute Anlage zeigt. Dem muß man Beifall zuklatſchen. Dies ſeine Äußerung mitten unter dem Jubel der ihn mit Blicken von allen Seiten anſpießenden Zuſchauer, und nun klatſchte er durchs ganze Stück. Eine gewöhnliche und Niemand dort befremdende Sache war, daß die Weiber der — — zu den Parteien, deren Proceſſe jetzt anhängig ſind, herumgehen und ihnen ins Geſicht ſagten: Geſtern hat mein Mann ihren Proceß zum Vortrag erhalten! Man kann leicht ermeſſen, wie ein ſolcher Wink erwidert und wie dieſe Erwiderung angenommen wird.

Iffland hatte von Naſſau Saarbrück eine Penſion von 300 Thalern, wofür er jährlich einige Wochen dort ſpielte. Dieſe iſt mit der franzöſiſchen Invaſion, die das Saarbrückiſche bis auf ſeine Habe unter der Erde, die Steinkohlen, rein ausgeplündert hat, natürlich weggefallen; ein Umſtand, der eben nicht dazu beigetragen hat, Iffland zum Republikaner zu fraterniſiren. Bei einer ſolchen Anweſenheit in S. wurde auch einmal des Nachts auf einem Theater unter freiem Himmel ein ausdrücklich dazu verfertigtes Drama gegeben, wobei der Kreis von mehr als 8000 Zuſchauern, die auf den amphitheatraliſchen Raſenbänken herumſaßen, und die Theaterbeleuchtung durch lo-

bernde Pechpfannen allerdings ein neues Schauſpiel gewährten, aber der Effect des Stückes in Rückſicht auf Sprache und Action ganz verfehlt wurde. Es wurde endlich ein Bacchanal aus der Sache. Man hatte bei Tage ſchon wacker gebechert und trank Abends, um ſich gegen die Kühle zu ſchützen, noch mehr. Der Erfolg war der natürlichſte von der Welt. —

Iffland gefiel gar nicht in Hamburg, als er vor mehr als acht Jahren mehre Gaſtrollen dort ſpielte. Zum Unglück debutirte er mit dem Hamlet. Dies ſcheint er den Hamburgern nicht vergeſſen zu können und er erzählte Vieles auf ihre Unkoſten, woran ſie doch wol unſchuldig ſind. Dazu rechne ich die Geſchichte mit dem Kuchen auf dem großen runden Tiſch, den Niemand erreichen konnte und den endlich Büſch mit einer Latte aus dem Garten noch fortſtieß. Dahin gehört ſein Unwille auf Klopſtock, der in großer Geſellſchaft Windeman*) eine ſeiner Oden vorzwitſchern ließ und durch ſeinen Cynismus zurückſcheuchte.

Aber bei dieſer Gelegenheit gab Iffland zugleich einen auffallenden Beweis ſeines mimiſchen Künſtlertalents. In Hamburg dürfen die Juden Niemand anſchreien oder ihren Trödel mit lauter Beredtſamkeit anbieten. Sie geberden ſich daher, wenn ſie Jemand aus dem Fenſter herausblicken ſehn, oft wie Beſeſſene, um ihm ihr mercantiliſches Anliegen zu verſtehen zu geben. Iffland logirte in der Stadt London am Jungfernſtieg und hatte daher Gelegenheit, dieſe hebräiſche Pantomime oft anzuſehn. Nun machte er mehre Minuten hintereinander dieſes

*) Über Klopſtock und Hamburg wird das folgende Heft Manches aus Böttiger's Reiſetagebuch enthalten, was noch nicht gedruckt iſt.

ganze ſtumme Spiel ſo lebhaft nach, daß wir, von unſterblichem Lachen, wie Homer ſagt, überwältigt, bitten mußten, daß er aufhöre. —

Die Muſe der Sittlichkeit und der moraliſchen Empfindung iſt Iffland's begeiſternde Gottheit. Ihr opfert er dramatiſche Wahrſcheinlichkeit und alle Regeln der Kunſt bei der Verfertigung ſeiner Stücke auf, die nur aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet ſein wollen. Schröder mochte dieſen Geſichtspunkt nicht gleich gefunden haben, als er ihm über ſeine Dienſtpflicht ſchrieb: dies Stück könne er in Hamburg nicht aufführen. Übrigens ſchreibt Iffland, ſobald er ſich von der Situation ſeiner Helden durchdrungen hat, ſeine Stücke unbeſchreiblich ſchnell und flüchtig nieder. Schade nur, daß es dann immer bei dieſem erſten Erguſſe bleibt und die ſpätere Feile faſt gar nichts abraspelt. Und wo fände er in M. einen kritiſchen Freund! „Indem ich den erſten Act niederſchreibe (ſo ſagte er mir ſelbſt), weiß ich gewöhnlich ſelbſt noch nicht, wie ſich's in der Folge entwickeln werde, und kann mich oft ſelbſt, als wäre ich ein Dritter, recht herzlich auf den Ausgang freuen, den das Ding nehmen wird, und recht neugierig auf die Entwickelung ſein*). Dann windet es ſich denn ſo von ſelbſt ab." —

Einen ſonderbaren Auftritt hatte er einmal mit dem Markgrafen von Baden in Karlsruhe. Der Geheimerath von Ettinghofen beſchied ihn, da er dort mit großem Beifall geſpielt hatte, zum Markgrafen ins Audienzzimmer. Iffland kam voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Der Markgraf ging

*) Etwas Ähnliches fand auch bei Lafontaine ſtatt, wie ich an einem andern Orte mittheilen werde.

grade auf ihn zu, blieb hart vor ihm ſtehen und blickte, ohne ein ſterbliches Wort zu reden, ihn mit forſchendem Auge vom Fuße bis zum Wirbel eine lange, lange Zeit an. Endlich trat er zurück und ſagte zum Miniſter ganz leiſe: Sagen Sie es ihm! Dieſer trat nun näher und ſprach: „Se. Durchlaucht fragten, ob er ihn, den Markgrafen, ſelbſt wol ſo lebendig copiren könne, daß dieſer ſich ſelbſt getreu nachgebildet in ihm wiederfinden könnte?“ Es war ein wahrhaft fürſtliches Gelüſt, ſich in einem Andern lebendig abconterfeien und zurückſpiegeln zu laſſen. Iffland ſagte ganz entſchloſſen: Ja, das könne er wol; doch, ſetzte er nach einiger Beſinnung hinzu, müſſe dies vor einer größeren Anzahl von Zuſchauern geſchehen, deren Gegenwart ihm erſt das wahre Talent dieſer mimiſchen Darſtellung gäbe. Der Markgraf ſagte: dazu könne Rath werden, ſtand aber natürlich von dieſer Stunde an von ſeiner ſonderbaren Zumuthung ganz ab. —

Herder.

Heute früh (26. Septbr. 1791) predigte Herder in der Schloß- oder Garniſonkirche. Dies war das erſte Mal ſeit länger als einem Halbjahr, und da es ſchlechterdings zum guten Ton gehört, Sonntags Nachmittags im Vauxhall oder in der Theegeſellſchaft fragen zu können: Haben Sie Herdern gehört? ſo wallfahrtete noch vor 9 Uhr die ganze beau monde in dieſe in der äußerſten Vorſtadt gelegene Kirche. Wirklich fand ich auch unter den Zuhörern weit mehr Vornehme als aus den niedern

Ständen, die es wol fühlen mögen, daß Herder's Kanzelvorträge bei aller scheinbaren Simplicität doch für ungebildete oder ungeübte Zuhörer schwer oder fast gar nicht aufzufassen sind, weil sich hier alle Begriffe nur an einen locker gehaltenen Faden anreihen und nicht in die gewöhnliche auch den Geübtern aus den niedern Ständen leichter zu übersehende Schlachtordnung von Proposition, Theilen und Unterabtheilung gestellt und eingegliedert sind. Disposition, auf welche Herder selbst in seinen Briefen über das Studium der Theologie (IV. S. 282) einen so ausschließenden Werth setzt, ist gewiß auch in jeder seiner Predigten, die er, wie er mir noch diesen Nachmittag sagte, dem Inhalte nach ganz aufschreibt; aber es verfließt ein Theil in den andern so sanft und unbemerkt, daß höchstens nur die Haupteintheilung allgemein bemerkbar wird.

Aus dem Evangelium von den zehn geheilten Aussätzigen nahm Herder den einzigen dankbaren Samariter heraus, und dieser veranlaßte ihn, über das Gefühl der Dankbarkeit als ein wahres menschliches und menschenwürdiges Gefühl eine hinreißend schöne Betrachtung anzustellen. Statt der gewöhnlichen Eintheilung sagte er: er wolle etwas zur Beschämung und etwas zur Belehrung sagen. Beschämend müsse die Untersuchung der Ursachen sein, warum die Dankbarkeit so selten unter den Menschen sei. Belehrend würde die Angabe der Mittel sein, wodurch dies Gefühl geweckt und gestärkt werden könne. Sehr treffend führte er bald anfangs den Gedanken aus, daß der Undankbare in der Erniedrigung der Thierheit sei. Je mehr sich selbst die Thiere dem Menschen nähern und vom Menschen Wohlthaten erhalten, desto treuer und dankbarer sind sie ihm. Das Beispiel der Hunde, so mancher Vögel, des Rosses und

ſelbſt wilder Thiere, die nach Jahren ihren Wohlthäter erkannten (der Löwe des Androklus), wurde hier leiſe berührt. Zu den hervorſtechendſten Stellen dieſes Vortrags gehörte auch eine kurze Ausführung der Worte: „und dies war ein Samariter", wie er mit Nachdruck gegen die hohltönende, nichts fühlende und zum Menſchenwohl nichts beitragende, ſogenannte Rechtgläubigkeit eiferte und damit ſchloß: daß ein ſolcher ſelbſt in den Himmel eine Hölle mitbringen müſſe. Unter die Mittel zur Dankbarkeit rechnete er zuvörderſt einen geſunden Leib und eine geſunde Seele. Nur ein Reingewordener war dankbar im Evangelium. Scharfe Säfte machen ſcharfe Gedanken. Hier ermahnte er die Ältern, ja auch aus dieſem Grunde für die frühe Geſundheit ihrer Kinder zu ſorgen. — Bei aller ſcheinbaren Prunkloſigkeit und Einfachheit blühte doch in jedem Satze ein an dieſer Stelle natürlich hervorſprießendes Blümchen. Nichts war gehaſcht oder geſucht. Man ſah gleichſam ſein Entſtehen aus dem augenblicklichen Bedürfniß des Redners. Offenbar bildete und formte ſich jede Periode jetzt erſt, ſowie ſie ausgeſprochen wurde, in die liebliche Rundung und honigſüße Fülle des Ausdrucks, deſſen allbiegſame Gewandtheit ich nicht genug bewundern konnte. Eins iſt auffallend. Herder macht vom Anfange bis zum Ende keine einzige Bewegung mit den Händen, die er immer im Prieſterrock zuſammengeſchlagen hält. Aber deſto ſprechender iſt die übrige Haltung des Körpers, deſto ausdrucksvoller jede Hebung und Beugung ſeiner ſchönen ſonoren Stimme, die jedoch, da ſie in ſtetem Fluſſe ſchnell fortläuft, eine größere Kirche kaum ausfüllen kann.

Ich hatte von Herder's Predigt viel erwartet, und ſeit ich jene ſchöne Stelle in Sturzens Schriften (II. S. 332), die ſich

anfängt: „ich habe Herdern in Pyrmont gehört", geleſen, es Jahre lang ſehnlich gewünſcht, ihn einmal zu hören, aber alle dieſe Erwartung iſt übertroffen worden. Herder iſt auch in ſeinen Predigten einzig und unnachahmlich, und dennoch ſagte er mir dieſen Nachmittag, daß er ſtets unzufrieden mit ſich von der Kanzel ſteige und dann erſt recht fühle, was er zu ſagen nicht vermocht habe, da mitten im Vortrage erſt das Ideal deſſelben ihm vorzuſchweben anfange. Er hatte die lieblichſten Blumen geſtreut, und doch wollte er ſelbſt eine kanzleimäßige Trockenheit in dem heutigen Vortrage an ſich bemerkt haben; Äußerungen, die in dem Augenblicke, wo er mir ſie that, unmöglich Grimaſſe ſein konnten und nur dazu beitrugen, mich mit noch größerer Hochachtung gegen dieſen Mann zu erfüllen. —

(Den 4. October.) Heute legte Herder bei meiner Einführung auch einen Beweis ſeiner guten lateiniſchen Sprachkenntniß ab. Ich habe nur Kleinigkeiten bemerkt, die ich anders ausgedrückt oder ausgeſprochen haben würde; z. B. er legte den Schulcollégen das Motto der Republik der vereinigten Niederländer: Concordia res parvae crescunt etc. ans Herz. Hier ſprach er Batävi. Zuletzt trat er noch einmal aufs Katheder und hielt mit der vorausgeſchickten Bemerkung, daß, da bis jetzt Alles lateiniſch verhandelt worden ſei, doch wol mancher Zuhörer leer ausgehen würde, noch eine treffliche deutſche Rede, worin er den bekannten Satz: daß Schulen keine Privatſache ſeien, herrlich localiſirte. Es war mancher ſtrafende Seitenblick auf das hieſige Publicum darin. Deswegen weigerte er ſich aber auch, ſie mir zum Druck zu überlaſſen. Als er nach ſeiner Wiederkunft von Italien zum erſten Male wieder predigte, ſo redete er Weimar mit den Worten: du liebes kleines

Städtchen! an; ein Diminutivum, das dem von den Vorstellungen Roms und anderer großen Städte noch erfüllten Redner leicht zu verzeihen, aber in den Ohren der Weimaraner ein schrecklicher Übellaut war. In dieser heutigen Rede ging er noch weiter. Da nannte er das ganze Fürstenthum ein Ländchen. Auch dies ist aufgefallen. Herder's Frau, ein herrliches gebildetes Weib, die jedoch ihre Kenntnisse aufs weiseste zu verbergen weiß, entschuldigte dies, da ich mit ihr davon sprach, sehr fein: „Mein Mann arbeitet jetzt an dem letzten Theile seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit, wo er immer Blicke über ganz Europa und die Verhältnisse der größten Staaten gegeneinander thun muß. Gewöhnt an diese großen Blicke, muß ihm freilich das Ländchen unsers Herzogs in einem sehr verjüngten Maßstab erscheinen."

(Den 16. November 1794.) „Um eine schöne, wenigstens gern gelesene Reise schreiben zu können, muß man auf der Reise selbst grade so wohl und behaglich gewesen sein, um seine Individualität zur Hälfte vergessen und zur Hälfte mit Allem, was man niederschrieb, verweben zu können. Wer schon mit einem bestimmten Zwecke, z. B. um Alterthümer, Gemälde u. s. w. aufzusuchen reiset, trägt überall nur allein seine Individualität zur Schau. Die höchste egoistische Individualität ist in der enthusiastischen Schilderung. Daher sind mir z. B. Meyer's Darstellungen über Italien so unausstehlich. Ich habe mich nie ganz behaglich in Italien gefunden; daher werde ich es auch mir nie einfallen lassen, eine Reise über Italien zu schreiben. Muster von jenem Geheimnisse zu interessiren sind Baretti's Reisen durch Spanien und Brydone's durch beide

Sicilien. Riedesel ist schon weit einseitiger und ungenießbarer, weil er gar nicht individuell ist. Weit besser lesen sich seine übrigens sachleeren Reisebriefe über Griechenland, die Dohm aus dem französischen Original übersetzt hat."

Herder's Beschäftigung in Bückeburg nicht lange nach seiner Verheirathung war die Kritik des neuen Testamentes, Wetstein, Griesbach und die Varianten. Daher hat seine Frau noch immer einen innigen Grimm gegen alle Varianten und freute sich heute der lustigen Persiflage über das leidige Variantenwesen, die Henke im Archiv 1. Jahrg. IV. St. S. 188 ff. hat abdrucken lassen. Bei dieser Gelegenheit wurde über die dort ebenfalls protokollirte Absagung vom Lutherthum der drei mittelmärkischen Gemeinden gesprochen, wobei Herder behauptete, der König habe nicht anders sprechen können, als er dort gethan habe, und überhaupt viel Anhänglichkeit an die Form bewies, auch Teller's frühere Neuerungssucht bei den Neckereien auf die Trinität und die Taufformel nicht billigte. —

(Den 22. November.) Herder wartete mit Ungeduld auf de Pamo's noch ungedruckt liegende Recherches sur les Américains. Da wird er ja wol auch das tatarische Blut, das in den Deutschen rinnt, nicht vergessen. Wir gehören eigentlich zu den Saporogern und an das caspische Meer zu Hause. Unsre Fürsten verleugnen diesen tatarischen Ursprung am wenigsten. Hier sind zwei oft wiederkommende charakteristische Züge merkwürdig. Herder's bittre Verachtung der plumpen deutschen Nation und der fürstlichen fox-hunters. Es machte ihm daher außerordentliche Freude, als er von ungefähr in der neu herausgekommenen Übersetzung des Icon animorum von Barkley uns

heute den Charakter der Deutſchen vorleſen und darin ſo viele, leider auch jetzt noch treffende Züge zur Beſtätigung der deutſchen Unförmlichkeit anzeichnen konnte. —

Urtheil über den nun verſtorbenen Archivar Ignaz Schmidt, den Geſchichtſchreiber der Deutſchen. Einige leicht abzuwiſchende Provinzialismen ausgenommen ein trefflicher Hiſtoriker. Herder, der eben den Theil, worin er den Anfang des dreißigjährigen Kriegs beſchreibt, geleſen hatte, lobte ſeine höchſtmögliche Unparteilichkeit. Ihm (Herdern) würde angſt ſein, wenn er als Proteſtant ebenſo unparteiiſch über dieſen Krieg ſchreiben ſollte. —

Er hat viel Herrſchſüchtiges und einen großen Egoismus, dem nichts gut dünkt, dem er nicht ſelbſt das Siegel der Billigung aufgedrückt hat. Wer ſind ſie? zu Fr. Schulz, als ſie zuſammen an Reinhold's Hochzeitabend aus Wieland's Wohnung nach Hauſe gingen. — Er konnte es Reinhold nicht verzeihen, daß er ohne ihn nach Jena gekommen war, da er doch ſonſt Reinhold's großer Schutzpatron geweſen war. Aus eben dieſem Grunde iſt er jetzt Fichte's erklärter Gegner. Denn er iſt ja in ſeinen Augen nichts als eine Creatur von Voigt. Er protegirte einſt das Liebesverſtändniß, das Schiller mit der Majorin v. Kalb unterhielt, und als dieſe auf einer Scheidung von ihrem Manne beſtand, handelte ſie ſehr wahrſcheinlich nach ſeinen Eingebungen.

(Den 15. December.) Die Aufführung von Kotzebue's Benjowsky machte einen unausſprechlich fatalen Eindruck auf H. Er wollte beim dritten Act ſchon herausgehn und aß vor Angſt alle Bonbons in ſeiner Taſche auf. Ihm ward die ruſſiſche Unform wieder ſo lebhaft, und er erinnerte ſich, wie er ſelbſt

zweimal dem ruſſiſchen Scepter huldigen mußte; einmal als Student in Königsberg, als die Ruſſen Preußen beſetzt hielten; das zweite Mal, als er ſchon Collaborator in Riga war und grade bei der Feier des Friedensfeſtes die Thronbeſteigung Katharinens bekannt gemacht und ihr in Riga gehuldigt wurde. Empfehlung von Opitz's Schickſalen in der kalmückiſchen Gefangenſchaft. Eine äußerſt darſtellende Lecture.

Ein wahres Wort wurde heute beim Abſchied geſprochen, als ſich die Herdern über die ſchlechten Theaterſtücke beſchwerte: Wenn nirgend mehr Gerechtigkeit auf Erden iſt, ſo muß ſie auf dem Theater ſein.

Schöne Vergleichung des italieniſchen und deutſchen Don Juan. Dieſſeits der Alpen kommt unſre moraliſirende Religion ins Spiel. So moraliſirt bei uns Leporello, woran im italieniſchen nicht zu denken iſt.

Die Engländer haben außer Shakſpeare keinen Dichter. Sie haben nur gereimte Gedanken. Sie können kein ganzes Bild auffaſſen. —

Herder las einmal die ganzen Götting. gel. Anz. vom Anfang an durch und zieht noch jetzt dieſe Zeitung allen andern vor. Die Allg. Lit.-Zeit. lieſt er, ſeitdem er im 4ten Stück des 1ſten Jahrgangs auf die unfreundliche Recenſion von Kant über ſeine Ideen zur Geſchichte der Menſchheit gekommen iſt, gar nicht mehr und hat einen bittern Widerwillen gegen Alles, was darauf Beziehung hat. Auch ſpottet er bei jeder Gelegenheit über die Lächerlichkeiten der kritiſchen Philoſophie, den Imperativ u. ſ. w.

Was er mit den Göttinger gel. Anz. gethan hatte, wollte er auch mit den Actis erudit. Lipsiens. thun. Hier erdrückte

ihn aber doch die Laſt des ungeheuern Werkes und er mußte ſeine Idee aufgeben.

Als ich mein Vaterland Preußen zum erſten Mal verließ, erzählt er, hätte ich vor Freude an der Grenze bei Polangen auf die Erde fallen und ſie wie Brutus küſſen mögen. In Riga habe ich die fröhlichſte Blüte meines Lebens gehabt und ich erinnre mich noch immer mit Vergnügen daran. Bei meiner Reiſe durch Frankreich hat mir's in Bretagne am beſten gefallen.

(Den 25. Jan. 1795.) Nirgend, ſagte Herder, fühle ich die zwei Seelen in mir lebhafter, als wenn ich in ſchlafloſen Nächten durch den Andrang der Lebensgeiſter zum Kopfe mich beim wunderlichen Spiele der bildlichen Ideen, die ſich faſt jede Secunde mit ſeltſamer Plaſtik in neue Kunſtformen umbilden, leidend verhalten und gleichſam zuſehen muß, wie dies Gaukelſpiel oft halbe Stunden lang fortdauert. Um dieſe Vorſpiegelung los zu werden, ſpringe ich plötzlich aus dem Bette auf und gehe einmal im Zimmer auf und ab, wodurch ich Herr meiner Ideen werde.

In Neapel verrichtete Herder zwei Trauungen. Des engliſchen Conſul Douglas Tochter mußte wegen allzugenauer Bekanntſchaft mit einem jungen Engländer ſchnell copulirt werden. Heigelin, der Bankier der Herzogin und der Hausfreund bei Douglas, bat alſo Herdern, die Trauung nach engliſchem Ritus in Gegenwart eines Notarius zu vollziehn. Der alte Douglas las ſorgfältig nach, damit auch die franzöſiſche Überſetzung dem Original vollkommen entſpräche und nichts ausgelaſſen würde. Herder bekam nie einen Dank für dieſe Bemühung, geſchweige ein Präſent. — Die zweite war in Hamilton's Hauſe, wo

eine Genferin mit einem Hausfreunde nach genfer Ritual getraut werden mußte. Auf der Stelle, wo die Trauung vollzogen worden war, machte Miß Heart gleich darauf ihre Attituden.

Herder ſchrieb während ſeines Aufenthalts in Neapel immer in ſeinen Briefen an ſeine Frau Lobpreiſungen der Angelica Kaufmann. Dafür rächte ſich ſeine Frau durch ebenſo große Panegyriken, die ſie nach Italien von Moritz ſchrieb, der ſich damals hier aufhielt und Alles durch ſeine köſtliche Art zu erzählen an ſich feſſelte. Aus dieſen gegenſeitigen Neckereien wäre bald eine wirkliche Erkältung entſtanden.

In Rom beſuchte Herder den alten wackern Reifenſtein ſehr oft. Reifenſtein ließ ſich ganz von einem häßlichen Weibe, einer Römerin, bei der er im Hauſe wohnte und deren Töchter ihn ausſogen, tyranniſiren. Er hatte eine einzige Stube im Erdgeſchoß, wo die Fenſter ſehr hoch von der Erde waren. Daher nannte Herder dies nur Reifenſtein's Wolfshöhle. Einmal gab er feierliches Dejeuner. Bei dieſer Gelegenheit führte Reifenſtein ſeine Gäſte durch ein anderes Zimmer in einen Saal, den er ſich vermuthlich von ſeiner Gebieterin zu dieſer Abſicht erbettelt hatte. In dem Zimmer, durch welches man dahin kam, ſtanden eine Menge Antiken, Gemälde und Kunſtwerke. Als Herder über dieſen Schatz ſeine Verwunderung zu erkennen gab, erklärte Reifenſtein das Räthſel dadurch, daß dies lauter Sachen wären, die ſeine Freunde durch ihn gekauft, aber weder zu bezahlen noch abzuholen für gut befunden hätten. Herder nannte daher dies Zimmer den Gottesacker ſeiner Freunde. Reifenſtein war durch ſeine Charge, die er von der ruſſiſchen Kaiſerin hatte,

Oberſter. Wer ihn daher necken wollte, rief ihm zu, wenn er unter ſeinen Büſten und Anticaglien ſaß: Voilà vos troupes, Mr. le Colonel! Er hatte die Raſerei, den Protector machen zu wollen, und wurde dadurch gegen fremde Talente ſehr ungerecht. Azara war darum ſein großer Gönner, weil er mit Winkelmann und Mengs gelebt hatte. Der Kaiſerin von Rußland ſchickte er viel verlegne und nichtsnützige Kunſtwerke zu, um ſeine Protégés zu bereichern. Dies zog ihm, wie der ruſſiſche Miniſter v. Kalkof im Haag verſicherte, eine Verkältung in Petersburg zu.

In Neapel ging Herder viel mit Hackert um. Dieſer hat bei aller ſeiner Generoſité (beſonders gegen ſeine arme Familie im Brandenburgiſchen) einen großen Hang zur ἀλαζόνεια und verachtet ſeine Mälertalente blos darum, weil er eigentlich zum Miniſter geboren ſei. Bei einem köſtlichen Gaſtgebot, das Hackert Herdern zu Ehren gab, war er unausſtehlich durch das großſprecheriſche Hererzählen aller Schüſſeln und Weine, ſodaß Herder, der damals ſeine Art noch nicht kannte, im Ernſte für ſeinen Verſtand beſorgt zu ſein anfing. Artige Anekdote mit dem würtemberger Maler Gmelin. Dieſer arbeitete mit Hackert's jüngerm Bruder, Georg Hackert, täglich bei Hackert und hatte von ſeiner Laune viel auszuſtehn. Endlich ſagte er zu ſeinem Leidensgefährten, dem jüngern Bruder: Er wolle heute gewiß den alten Brummbär zahm machen. Er ſolle nur Acht haben. Als ſie nun alle Drei in einem Zimmer zuſammen malten, fing Gmelin auf einmal an: „Herr Hackert!“ Was gibt's? erwiderte jener äußerſt unfreundlich. Nun ſagte Gmelin: „Ich denke, Sie ſind ein großer Meiſter. Jedermann, ſelbſt Ihre Neider müſſen Ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren

laſſen." Hackert, unverwendet fortmalend: Meint Ihr das im Ernſte? „Sollte ich nicht," erwiderte der Andere, „da ich ſelbſt Augenzeuge von Dem bin, was Andere zum Theil nur aus Hörenſagen lobpreiſen?" und ſo geht der unverſchämte Panegyrikus immer fort, während der jüngere Hackert ſeinem Freund bald die Fußzehen abtritt, damit er doch die Sache nicht zu weit treiben möchte. Auf einmal legt der ältere Hackert den Pinſel weg und ſagt: Nun, das muß ich geſtehn, Gmelin, ich habe Ihn ſeither ganz verkannt. So viel Verſtand und Klugheit habe ich Ihm nicht zugetrauet. „Ja, aber," erwiderte Gmelin, „bei alle dem hätte ich doch viel an Ihnen auszuſetzen." Wie meint Er das? — „Sie ſind zu ganz etwas Anderem geboren als zu einem Maler. Sie ſollten bei Ihren Talenten Miniſter ſein und ein ganzes Land glücklich machen." Hier konnte ſich Hackert nicht länger halten, ſchmiß die Staffelei um und die Palette zu Boden und flog mit heißer Umarmung Gmelin an den Hals, der von dieſer Zeit an ſein Liebling war.

Einen beſondern Widerwillen hatte Hackert auf Tiſchbein geworfen. Als ſie einſt zuſammen malten, kramte Hackert ſeine Idee aus, daß jeder Menſch eine Thierphyſiognomie habe. Weiß Er, fragte er, wem Reifenſtein ähnlich ſieht? einem Löwen; Ich? einem Adler; Er? einem Strauß. Nun machte er zu Jedem die Auslegung, wobei denn Tiſchbein, als ein ſehr dummes Geſicht, wenig geſchmeichelt wurde. Dies nahm natürlich der ehrliche Tiſchbein ſehr übel und ſagte: „Nun, der Strauß verſteckt ſeinen Kopf und zeigt ſeinen Feinden den Hintern." Mit dieſen Worten kehrte er Hackerten den Rücken zu und ging zur Thür hinaus. So erzählte es Tiſchbein Herdern ſelbſt. Hackert's Stärke beſteht in Seeſtücken, Bäumen

und Thierſtücken. Hiſtoriſche Portraits malt er abſcheulich. So ſah Herder ein fertiges Gemälde für den König bei ihm, wo der Act vorgeſtellt war, da in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes ein Kriegsſchiff in die See gelaſſen wird. Alle Figuren und beſonders die aufgezogene Wache waren unausſtehlich ſteif und widerlich. Er bewohnt einen der ſchönſten Paläſte in Neapel, den ihm der König geſchenkt hat, mit der herrlichſten Ausſicht. Dort einen von ihm ſelbſt mit ausgelernter Kochkunſt bereiteten Kaffee zu trinken, iſt die größte Delicateſſe. —

(Den 14. Mai 1795.) Zwei Dinge ſind ſchändlich. Der erborgte falſche Schimmer, mit dem man auswärts Gleisnerei treibt, und die jämmerliche Geiſtes- und Bücherarmuth, in der man ſchmachtet. Ich werde künftig Breitkopf's Buchdruckerzeichen, den Bär, der an ſeiner Tatze ſaugt, zur Titelvignette aller meiner Bücher nehmen, mit der Unterſchrift: ipse mihi sum nutrimentum. — „Auch die Völker haben ihr eignes Schickſal, wie die Individua. Aber dies mag ich nicht ſchreiben.“

Seine aus Leberverſtopfung und Hämorrhoiden complicirte Krankheit nennt er einen ehernen Reif, der um ſeine Lenden gelegt ſei.

Die genievollſten Menſchen ſonnen ſich am liebſten. Der König von Preußen ließ ſich zuweilen recht durchſengen und ausröſten. Herder ging vorigen Sommer in den brennenden zurückprallenden Strahlen am Mittag ſpazieren, um ſich auszukochen. Insolatio der Alten.

In Italien fehlt die Mittelclaſſe der Leſer, die bei uns die Leſebibliotheken und dergl. erhält. Daher iſt dort auch keine Schriftſtellerei für ſie möglich, kein Roman, moraliſche Schriften und dergl. Wegen dieſer Geiſtesarmuth möchte Herder auch nicht ſein Leben in Italien beſchließen.

In dem Portrait, das Tiſchbein für Frauenholz gemalt hat, iſt Herder im geiſtlichen Ornate. Wieland ſagte über dies ihn trefflich kleidende Coſtum: wenn man dies ſieht, ſo erkennt man es recht lebhaft, daß Herder dazu gemacht iſt, um der Erzprieſter des menſchlichen Geſchlechts zu ſein.

Seine freie Stirn zeigt Licht und allumfaſſende Überſicht. Sein helles Späherauge ſcheint die Natur in ihren verborgenſten Geheimniſſen ausſpähen zu wollen. Er hat oft die Haltung eines lauſchenden Horchers, um die leiſeſten Töne und Harmonien in der Geiſterwelt zu vernehmen.

Von Riga aus erhielt er den Antrag, den Erbprinzen von Oldenburg auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland und Frankreich zu begleiten. Er nahm dies unter der Bedingung an, ſeine Station ſogleich, wenn es ihm beliebte, verlaſſen zu können und ſchlug, um ſich frei zu erhalten, alle feſſelnden Belohnungen aus. Der Prinz, der nachmals für wahnſinnig und für unfähig erklärt worden iſt und noch jetzt im Schloſſe zu Plön ſein Weſen treibt, war ſchon damals ein Sonderling, ohne doch Spuren der Verirrung und Neigung zur katholiſchen Schwärmerei zu zeigen*). Weder ſein Oberhofmeiſter, der Herr v. Kappelmann,

---

*) Dieſem Prinzen werden wir in Böttiger's Reiſetagebüchern noch einmal begegnen. Es iſt rührend, wie der unglückliche Prinz, als er hörte,

noch der Hofjunker von Quálen, seine zwei übrigen Begleiter, vermochten das Geringste über ihn. Aber Herder hatte große Gewalt und arbeitete seinem Hange zum sinnlichen katholischen Pompe und den Marienbildern aus Kräften entgegen. Als sie aber nach Strasburg kamen, fand es Herder gerathen, nach Oldenburg zu schreiben und seine Dimission zu fodern, weil man hier an der Grenze grade noch einen andern Begleiter finden, er aber hier nicht bleiben könne. Später, als Herder schon in Bückeburg war, erhielt er noch einmal von den Ältern des unglücklichen Prinzen die Auffoderung, nach Darmstadt zu reisen, um dort den Prinzen zur Heirath mit einer hessischen Prinzessin zu bereden. Er reisete auch hin und fand ihn eben über Tasso's Gerusalemme liberata, wo er Stellen angestrichen hatte, denen er einen mystischen Sinn unterlegte. Herder steht noch jetzt mit ihm in Briefwechsel und ist überzeugt, daß, wenn er sanfter von seinem Vater (der ihn bei der Rückkunft von der ersten Reise mit dem Stock empfing) behandelt und von seiner Mutter weniger verhätschelt worden wäre, und wenn man ihm eine Frau mit einem Mariengesichte gegeben hätte, die ihn dann zu regieren verstanden, er dann ein so guter Regent geworden wäre als hundert Andere, die vielleicht den Verstand nicht haben. Denn eine große mathematische Combinationsgabe (er konnte auf den ersten Blättern oder bei den ersten Scenen sogleich das Ende des Romans oder des Schauspiels sagen), viele Sprach- und artistische Kenntnisse sind ihm nicht abzusprechen. Jetzt scheint er Wasser im Kopf zu haben. —

---

daß Jemand aus Weimar bei Amtmann von Hennings sei, zu diesem kommt und nun Böttigern dringend nach Herdern fragt.

(Den 20. Novbr. 1795.) Man muß es meinen Schriften anſehen, daß ich ſie in einer gepreßten Lage ſchrieb, und daß es mir an der Kraft fehlte, Alles ſo recht beſtimmt und handgreiflich herauszuſagen. Da lob' ich mir Wieland. In ſeinem Daniſchmend, z. B. in den erſten Capiteln, da iſt kein Räthſel; da iſt Alles fein hübſch breit und verſtändlich. Er hat darin ſich ſelbſt und ſeine frühern Empfindungen zum Leben abconterfeiet.

Auch ich bin einmal in jener ängſtlichen Stimmung und ſchwärmeriſchem Rigorismus geweſen, wo ich Alles für eine Todſünde hielt (vermuthlich bei Hamann).

Canitz hatte weit mehr Gedichte hinterlaſſen, als der pietiſtiſche Bogatzky in Halle geſammelt hat. Herder ſah noch im Holſteiniſchen in ſeinen jüngern Jahren ein Gedicht in Handſchrift, worin Canitz die Einweihung der Univerſität Halle unter Friedrich I. komiſch ſchilderte, alle Ceremonien und die Begleiter des Königs einzeln aufführte. Er bedauert es ſehr, daß er es damals nicht abſchrieb. Jetzt erinnert er ſich nur noch eines Verſes daraus:

Der arme Wurm Cellarius
erregte Manchem viel Verdruß,
und ſtieg nun aufs Katheder.

Canitz iſt einer der zarteſten Dichter, ein Horaz ſeines Zeitalters, der nicht vergeſſen werden ſollte. Als er ſterben wollte, ſagte er voraus, er werde mit der aufgehenden Sonne verſcheiden, ließ ſich aus der Stube hinaustragen und ſah wirklich die Sonne aufgehen, ehe er zum letzten Male athmete.

Auch um Liscov's beſte Sachen ſind wir dadurch gekommen, daß ſeine Papiere an eine engbrüſtige Frau in Sachſen

vererbten, der ihr Beichtvater ſo lange das Gewiſſen darüber ſchärfte, bis ſie ſolche in ſeiner Gegenwart ins Feuer warf.

Die Deutſchen haben die Unart der nordiſchen Völker, die Worte nur mit Einem Hauptton auszuſprechen und die darauf-folgenden Sylben alle abzuſchleifen aus Faulheit.

Die Engländer thun es noch ärger. Aber wir auch, z. B. Größmüth. Wir ſagen Alle Größmuth, da doch Muth ſeiner Natur nach ſo lang iſt als Groß. Aber dieſe verkürzende Faul-heit muß der Dichter nicht nachahmen und das Alles für Daktylen halten, was unſre faule Zunge nur dafür herauspol-tert. Er muß vielmehr das als zwei lange Sylben brauchen, was ſeiner Natur nach zwei lange Sylben hat. Er iſt os po-puli und das Volk muß von ihm ſprechen lernen; nicht aber muß er dem Volke nachſprechen. Herder hat in mehren ſeiner Diſtichen dieſe Regel zur Norm gemacht, iſt aber darüber von Manſo und andern Recenſenten gemeiſtert worden, weil man ja ſolche Worte auch daktyliſch ausſprechen könne. Klopſtock geht vielleicht auf der andern Seite zu weit, wie z. B. in ſei-ner Feldmaus, Stadtmaus. Aber die andern Herametriſere machen doch offenbar auch Unfug und daher werden wir mit ſo vielen Daktylen überſchwemmt, die es doch ihrer Natur nach gar nicht ſind.

Den 17. Januar 1797 bei Knebel.) Herder findet nur zwei Nationen in Europa, wo die Männer ſehr ſchön ſind. Die Italiener (die Lazaroni in Neapel betteln auf ihre Schön-heit) und die Schweden (der Graf von Ferſen); nur daß der Letztern Schönheit zu wenig belebt iſt.

Herder erhielt den Ruf nach Göttingen, als er noch in Italien war. Er machte daher abſichtlich eine Reiſe zu Frank in Pavia, um von dieſem Auskunft über Göttingen zu erhalten, und brachte einige Tage bei ihm zu. Frank lebte nur mit Volta in einigen Verhältniſſen, war aber übrigens überall angefeindet und verfolgt. Selbſt der wackre Graf Wilzek, der Gouverneur von Mailand, hielt ihn von ſich entfernt. Die Vorleſungen dauern nur vier Monate. Die übrige Zeit kann der Profeſſor machen, was er will. Frank wurde bis nach Genua zu Kranken geholt und imponirte durch ſein Äußeres. — Großer Widerwille gegen die Engländer. Ihre beſte Geſchichte von Henry kennt faſt Niemand in Deutſchland.

Herder findet die Erklärer bei Beſchauung von Kunſtwerken, beſonders der Gemälde, unausſtehlich. Hirt war ihm daher in Rom äußerſt zuwider. Nur Meyer's wenige, aber ſinnige Winke waren ihm angenehm, und daher ging er mit dieſem am liebſten. Als er mit Jacobi die düſſeldorfer Galerie ſah, fand er, daß Jacobi blos auf den Effect der Farben und ihre Haltung reflectire und daß er blos aus dieſem Geſichtspunkt die ganze Galerie beurtheile und nun auch Herdern darauf blos aufmerkſam machen wolle. Herder ſieht aber lieber auf Zeichnung, Haltung und andere weſentliche Stücke.

(Den 24. September 1794.) „In Bückeburg war zu meiner Zeit Kleuker Hofmeiſter bei einem Juſtizrathe. Durch mich lernte er den Zend-Veſta kennen. Von mir hatte er ihn geborgt. Da ſpukten lauter Arimans und Dromasden in ſeinem Kopfe. Einſtmals war es bis zu Schlägen zwiſchen ihm und ſeinem Principal gekommen. Da kam er ſchreiend zu mir ge-

ſprungen und rief, die Wunde auf ſeinem Geſicht zeigend: Da hat Ariman ſeine Krallen eingeſetzt! Er hat den Claſſikern nie Geſchmack und Form abgewinnen können und ſein Hang zum Myſticismus hat ihn immer verworrener und ſchwärmeriſcher gemacht. Auch in Lemgo war er nicht glücklich. Dann hat er eine brave Frau bekommen, eine Verwandte von Möſer, ein Fräulein. Er möchte gern von Osnabrück aus der Schule zu einer theologiſchen Profeſſur. Er hing mit Falk in Hanover zuſammen, daher ſein *Μαγικόν*. Gegen dieſe Schwärmerei wollte ich einmal ſchreiben und ich hatte ſchon ein Geſpräch fertig liegen. Bode widerrieth es aber, weil es mir zu viel Feinde machen würde." —

„Ich ſtatuire drei Völkerſtämme in Europa: 1) Die Celten, die ſuperieuren Menſchen, dieſe hatten wahre Regierungsform. 2) Die Germanen, die konnten über Bündniſſe der Stämme und Hermanneien nicht hinaus. Noch jetzt iſt Alles Völkerbund. 3) Die Slaven, ein Hirten- und Kaufmannsvolk, das aber gegen die Germanen, die immer zuſchlugen, nicht beſtehen konnte.

Nur die Sprache iſt eine wahre Umgangsſprache, wo ich Du oder Ihr ſage. Da ſeh' ich dem Menſchen ins Geſicht. Unſere Sprache geht durch die dritte Perſon des Singular oder Plural immer kriechend um die andern herum.

Ich nehme keine Zirkel in der Geſchichte der Menſchheit an. Es kommen wol ähnliche Ereigniſſe in der ſpätern Geſchichte vor, aber immer in erhöhter Potenz. So ein Recidiv, wie die Engländer unter Karl II. erlitten, kann in Frankreich kaum ſtattfinden. Es wird nicht bei der gegenwärtigen Regierungsform bleiben, aber es wird etwas Chineſiſches werden.

Die Religion der Aufgeklärten, der Bonzen und Das, was mitten inne iſt. — Unſere Sprache nannte ſchon Leibnitz eine Jäger- und Bergmannsſprache."

„Ich habe die glücklichſten Tage in Bückeburg verlebt. In einer ſchönen, nach italieniſcher Bauart gebaueten Kirche, vor einer äußerſt wohlgezogenen Gemeine, wo, ungeachtet zwei Dörfer mit eingepfarrt waren, die pünktlichſte Ordnung herrſchte, Jeder auf ſeiner Stelle ſaß, jeder Bauer ſeine Bibel mitbrachte und nachſchlug, die Confirmation äußerſt rührend war u. ſ. w. — hatte ich nur eine Predigt Sonntags zu thun, die ganze Woche ganz frei für mich, alle Vierteljahr nur einmal Conſiſtorium und den dritten jeden Monats nur eine Armenconferenz, eine ſchöne Wohnung, vorn und hinten Garten, eine beſtimmte Einnahme in baarem Gelde, die adminiſtrirt wurde und zu der der Graf ſo viel zuſchoß, als an der beſtimmten Summe fehlte, einen Collegen im Amte (es iſt außer dem Superintendenten nur noch ein zweiter Prediger da), der mir Alles an den Augen abſah und zu Gefallen that. Was ſollte man mehr wünſchen. Tauſendmal habe ich mich in der hieſigen weimariſchen Kirche und bei der Unvernunft des hieſigen Pöbels nach Bückeburg zurückgeſehnt. „Mein Mann," fiel die Herderin ein, „predigte einmal ein ganzes Jahr über das Leben Jeſu. Da war ſelbſt der gemeinſte Bauer ſo aufmerkſam auf die Fortſetzung an jedem Sonntag, daß er um keinen Preis auch nur Eine Predigt verfehlt hätte."

(Den 18. November 1798.) Schütz hatte geſtern Herdern die Recenſion von den Humanitätsbriefen, die er ſelbſt in der Allg. Lit.-Zeit. 1798. 345. 346. davon gemacht hat, zu-

geſchickt. Herder ſagte, ſie ſei in Schütz's leichtſinniger, frecher Weiſe gemacht. Beſonders verdroß ihn die Berührung der Stelle, wo Herder vom Homer ſpricht und doch noch keine Kenntniß der Wolfiſchen Hypotheſe zeigt, wiewol dies dort auch nicht nöthig ſei (ein offenbarer Widerſpruch, wo das Folgende das Vorhergehende wiederaufhebt), und das Aufmutzen ſeiner Anonymitätsſünde vor zwanzig Jahren. Er will ihm ſcherzend antworten, daß er gar wol ein Exemplar auf ſo ſchönem Papier leſen werde (Schütz hatte ihm geſchrieben, da er die Allg. Lit.-Zeit. nicht läſe, ſchicke er ihm hier die Bogen), wenn er's umſonſt erhielte. — Theinet gab 1772 eine neue frankfurter gelehrte Zeitung heraus, worin Goethe damals ſehr genialiſche Recenſionen machte und Herder auch ungefähr ſieben bis acht anonym lieferte, die gewaltig viel Lärmen machten; eine gegen Michaelis, die dieſer ſo übel aufnahm, und gegen Schlözer, wogegen Schlözer ein ganzes Buch, den zweiten Theil ſeiner Weltgeſchichte, voll Anzüglichkeiten gegen Herder ſchrieb. Der Graf von Bückeburg ſagte damals zu Herdern, indem er ihm zuerſt Schlözer's Angriff kund that: „Machen Sie es wie ich; ich leſe nie das Urtheil, wenn ich einen Proceß verloren habe." Herder las auch die Schlözer'ſche Schrift nie, die auch Schlözern in der Folge ſelbſt leid that, wie er denn erſt im vorigen Jahre ſeine zwei neueſten hiſtoriſchen Schriften über das Alter der Wechſel u. ſ. w. ihm mit einem ſehr höflichen Brief und der Bitte ſchickte, ſie in der erfurter Zeitung anzuzeigen, welches auch Herder mit vieler Feinheit wirklich gethan hat. Von Theinet bekam Bahrdt die frankfurter Zeitung in ſeine Klauen. Man vergleiche Bahrdt's Briefwechſel, wo viel darüber vorkommt, auch über Herdern. Letzterer glaubt ſich nicht

ſchämen zu dürfen, daß er in Abſicht auf Namensnennung ſeine Meinung geändert habe. Herder erörterte heute aufs Neue ſeine Meinung, die er ſchon in den Humanitätsbriefen ſo treffend vorgeſtellt hat. Schlechte Bücher werden gar nicht recenſirt. Gute werden ihrer Haupttendenz nach gebührend gewürdigt. In mittelmäßigen wird doch die Abſicht des Verfaſſers herausgehoben und der Recenſent zeigt, wie ſie leichter und beſſer erreicht werden könnte. Leſſing's Spruch, den Schütz für die Anonymität angeführt habe, ſei, wie Vieles, ein Sophism. Leſſing ſagt nämlich: der Recenſent ſei beſcheidner, wenn er nicht durch Autorität ſeines Namens wirken wolle. —

Gerning bringt eine ſchlechte Nemeſis auf einer Gemme vor. Dergleichen habe man, ſagte Herder, als wir in Rom geweſen, auf dem Platz Navona zu Dutzenden, das Stück zu drei Paolo gekauft. Es ſei unter der weimariſchen Colonie eine Convention geweſen, daß Niemand eine Gemme über vier Paolo bezahle.

(Den 17. November 1798.) Herder hat aus ſeinen Jugendtagen noch immer die empörenden militairiſchen Executionen und Korporalsmishandlungen in Erinnerung, womit man damals in Preußen die armen Polen, wenn ſie deſertirt waren, nachdem man ihnen den Contract nicht gehalten hatte, belegte. Dies hat ihm auf immer den preußiſchen Adler (damals regierte ſchon Friedrich II.) verleidet. — Er war in Italien außerordentlich munter und genialiſch. So hat ihn die Angelica in einem Bilde dargeſtellt, das Gerning aus Italien mitbrachte und gegen ein von Reifenſtein angefangenes, von der Angelica nur rétouchirtes, vertauſchte. Die Herderin urtheilte von dem erſtern Bilde der Angelica, ſie habe ihn verjüngt. Aber Herder

war auch wirklich dort im Quell der Hebe gebadet. Er war mit dem Kammerherrn Einſiedel in Neapel bei Philipp Hackert, der ihm zu Ehren ein Miniſtermahl gab, den erſten Platz oben einnahm und Herdern zur Rechten und Einſiedeln zur Linken ſitzen ließ. Herder beſorgte wirklich bei dieſem Gaſtgebote, daß es mit Hackert, der viel trank, überſchnappen möchte. Denn beide Gäſte turlepinirten den guten Hackert auf die Dauer.

Herder's Urtheil über Melodramen: Muſik und Declamation begegnen ſich alle Augenblicke und können doch nicht zuſammenkommen. Daher war ihm Iffland's Pygmalion unausſtehlich.

(Den 2. Decbr. Abends bei Herder mit Meyer.) Meyer hatte ſein menſchliches Leben, einen Cyclus von Genienſpielen, die das menſchliche Leben von der Verkörperung einer Pſyche bis zum Eingang zu der Pforte des Hades, wo Hypnos und Thanatos vor der Thüre ſtehen und was in einem runden Vorzimmer der Herzogin Luiſe im neuen Schloſſe als Fries gemalt werden ſoll, darſtellen, zu unſerer Aller Erbauung vorgezeigt. Ich erzählte etwas aus meinen mythologiſchen Entwickelungen. Meyer läßt die Genien noch vor der Geburt an die Alma Mater, die vielbrüſtige epheſiſche Diana, anſpringen. Den einen aber, der eben verkörpert werden ſoll, hält ſie auf dem Arm, und dieſer hält die Mutter nur beim Daumen. Ach! ſagt Herder, mich hat dieſe Mutter nicht vor der Geburt auf den Armen gehalten, ich bin blos einer von denen, die da unten heraufguken. Wir proteſtirten natürlich dagegen und erklärten ihn für ein Schooskind. Darauf begann er Folgendes aus ſeiner Jugendgeſchichte:

„Mir wurde es in der Jugend gar nicht ſüß gemacht. Ich habe den ſchlechteſten Unterricht gehabt. Mohrungen, mein Geburtsort, iſt ſo klein, daß die Schule eigentlich Niemand auf die Univerſität dimittiren konnte und durfte. Es waren in Preußen nur vier Städte, die dies Recht hatten. Durch einen ſonderbaren Zufall traf ſich's, daß der damalige Rector vorher ſchon auf einer größern Schule Rector geweſen war, ſich aber dort durch Zänkereien und Zwiſtigkeiten ſo übel verwickelt hatte, daß er die höhere Stelle verließ und dieſe kleinere annahm. Ab equis ad asinos descenderat, sed mox eum poenituit consilii. Er fing alſo an, auf dieſer kleineren Schule ſeinen Stolz darein zu ſetzen, Knaben gleich zur Univerſität zuzuſtutzen.“ Dazu gehörte auch Herder mit vier andern ſeiner Äqualen. Aber der Ehrenmann, der Rector, der noch im vorigen Jahrhundert geboren war, fühlte doch ſeine Schullaſt ſehr ſtark und war mürriſch und pedantiſch. Herder blieb bis ins neunzehnte Jahr auf dieſer Trivialſchule und kam von da gleich auf die Univerſität nach Königsberg. Auf der Schule waren das neue Teſtament und höchſtens einige Geſänge Homer's gewaltig durchanalyſirt worden. Baumeiſter's Compendium der Wolfiſchen Logik und ein handfeſtes Compendium der Theologie waren wacker getrieben worden, daher auch Herder verſicherte: alle ſeine Theologie und ſeine Syllogismenfertigkeit ſchreibe ſich blos noch von jener Schule her. Das junge, aufſproſſende Gemüth wurde unmenſchlich mit finſtern Schulſtunden geplagt, früh von 7 bis 11½ Uhr, Nachmittags von 1 bis 5 Uhr. Herder ſchilderte noch mit lebhafter Erinnerung die Freude, mit welcher er und ſeine Geſpielen, bedachtſam auf Befehl des Rectors aus dem Schulhofe gehend, im ſchnellſten Galopp davonrannten, ſobald

ſie um die Ecke herum dem Späherblick ihres Seelenhirten entſchlüpft waren.

In Königsberg war damals auch eine jämmerliche Trockenheit und Barbarei unter den Lehrern. Langhanſe, der Oberhofprediger, war der langweiligſte Saalbader und Polemiker und Herdern durchaus ungenießbar; ein gewiſſer Bock war Profeſſor der alten Sprachen, ein erbärmlicher Hecht, der das neue Teſtament voranalyſirte und bei welchem es Herder nur eine Stunde aushalten konnte. Dieſer Bock iſt übrigens doch als Schriftſteller in einigen Fächern bekannt. Kypke war damals auch Profeſſor der Theologie, wohnte aber weit draußen in der Vorſtadt, wo er Mohrrüben und Zwiebeln aus ſeinem Garten verkaufte und über die Geneſis ein ſehr ungenießbares Collegium las. Ein gewiſſer Buck las Mathematik, aber immer nur nach Wolf's Anfangsgründen und nie darüber hinaus; indeß hörte ihn Herder doch mit großem Fleiße, ſowie auch die Phyſik, die äußerſt plump vorgetragen wurde. Zum Theil mußten die Profeſſoren ſo ſchülermäßig Collegia leſen, weil die Zuhörer äußerſt unvorbereitet waren. Da war das Albertinum für die Polen, wo der häßlichſte Pennalismus herrſchte und die kleinen Buben den großen aufwarten mußten. Von dieſem Collegium wurde nun die Univerſität bevölkert. Vor Allen ein Gott ſtrahlte damals ſchon Kant auf dem Katheder. Bei ihm allein hörten auch die Liefländer und Kurländer, die nur galante Studien trieben. Aber er ſprach viel confuſes Zeug untereinander. Herder konnte ſeinen Vortrag nur dadurch ſich nützlich machen, daß er ſich in den Collegien die Hauptpunkte anmerkte und nun das Gehörte zu Hauſe auf ſeine eigne Weiſe ausſpann und verarbeitete (ſ. Herder's Urtheil über Kant in den Humanitäts-

briefen, das auch Schütz in seiner Kritik ausgezogen hat). Aber eben die grundlose Sophisterei Kant's trieb Herdern unwiderstehlich zu den Alten, die nun sein Lieblingsstudium wurden nebst der Literatur. Auf der Schule hatte er zuerst im achtzehnten Jahre Haller und Hagedorn kennen lernen. Nun betrieb er Sprachstudium und Philologie mit der zweckmäßigsten Benutzung der Quellen. Schon im zweiten Jahre seines Universitätsaufenthaltes wurde er Collaborator an dem Fridericianum, wo er die obere Secunda in den Classikern zu unterrichten bekam. Dort herrschte freilich damals der fürchterlichste Pietismus und die Directoren der Anstalt mochten wol manchmal den heiligen Geist anbeten, daß er dem profanen Herder das Herz regieren möchte. Allein weil durch ihn die Classe herrlich gedieh, getraute sich doch Niemand, ihn in seinem ketzerischen Separatismus anzutasten. Damals waren Borowski und Moldenhauer seine Schüler im Fridericianum (Hippel war schon Advocat.)

Außerordentlich wohlthätig für fernere Ausbildung war Herdern der Aufenthalt in Riga, wo er grade die Wissenschaften zu lehren hatte, die hier in Weimar der Professor vorträgt. Damals hatte der brave Hartknoch seinen Buchhandel in Riga errichtet, und dieser ruhte nicht eher, bis er Herdern jedes Buch, auch das kostbarste, zum Lesen geschafft hatte. —

Ich bin überzeugt, sagte Herder, daß, seit diese Superintendur steht, nicht so viel Heidenthum hier getrieben worden ist, als so lange ich hier wohne. Wieland hatte noch an diesem Morgen (es war der erste Advent, der hier mit den großen Glocken eingeläutet wird) eine feierliche Satire auf die Liturgie in Herder's Stube gemacht: „Da werden die Menschen zusam-

mengeläutet! Wozu denn? Da käme ein Pfäfflein und plärrte etwas am Altar; dann antworten die Jungen oben in eben dem Jargon" u. ſ. w. Herder's treffendes Urtheil über Lerſe. —

Herder an Merkel den 12. Decbr. 1799: Streichen Sie alle Lobesworte über die Ideen aus und reden von dieſem Buche wie von den beiden vorhergehenden. Eigentlich folgen wir ſo aufeinander: Iſelin, ich und Kant. Der Verleger brachte dem Letzten meine Ideen, und er ſetzte ſich flugs hin, ſein Ideal einer kosmopolitiſchen Geſchichte zu ſchreiben, und ſchickte es an Ehren Bieſter, worin er anzeigte, daß ein eigener Newton zu ſolcher Philoſophie gehöre, und damit andeutete, daß das eben erſcheinende ein verfehltes Ding ſei; weshalb er auch den eben aufgehenden Sonnen der Lit.-Zeit., die ihn einluden, nur dies Buch allein recenſiren zu können — — — den Willen that. So ſtehn wir Drei in der Weltgeſchichte: ich habe von ihm nichts geborgt, ſondern er iſt, wie ſein Name ſagt, das letzte höchſte Pünktchen .·.Kant.

(Den 12. Juli ohne Jahr.) Heute predigte Herder über das Evangelium der Eintracht: wer zu ſeinem Bruder ſagt, du Narr! wahre Worte des Lebens. Feindſchaft und gehäſſige Geſinnungen verkürzen uns und Andern das Leben. Im Gegentheil iſt Offenherzigkeit Milde, Verzeihlichkeit Lebensbalſam für uns und Andere. Gleich das Exordium hatte herzergreifende Schilderungen des Unfriedens und des Kriegs. „Was muß die uns umſchwebende Allliebe, der Geiſt, der alle Erſchaffnen in einer Kette der Harmonie verknüpfen möchte, über die bittre Feindſeligkeit empfinden, womit einzelne Menſchen und ganze Völkerſchaften ſich wechſelſeitig verfolgen und morden. Wenn Geiſter von andern Planeten, vom Jupiter oder vom Monde

herabſchwebten, oder hörten, daß es auf der Erde Geſchöpfe gebe, die ſich mit unbeſchreiblicher Wuth zerriſſen, mordeten, bekriegten, wie würden ſich dieſe verwundern! Was würden wir von einer Claſſe von Thieren ſagen, die immer heerdenweiſe gegen ihr eigenes Geſchlecht zu Kampf und Mord auszögen? Geiſt des Chriſtenthums, werde lebendig unter uns!"

Herder arbeitet jetzt an einem neuen Landeskatechismus. Er ſagte, für ihn ſei es keine ſchwere Aufgabe; er werde Vieles aus dem Lutheriſchen beibehalten. Was in der Bibel mit klaren Worten ſtehe, ſei chriſtlicher Lehrbegriff und dies müſſe aus einem chriſtlichen Lehrkatechismus nicht hinausgedeutelt werden. Eine ganz andre Frage ſei freilich die, ob nun dies Chriſtenthum für alle Zeitalter gültig und gleich brauchbar ſei? Hier müſſe man aber als Diener des Staats und der Kirche beiden getreu bleiben. Er misbillige daher die plumpe Heterodoxie der preußiſchen Aufklärer. Der achtungswürdigſte ſcheine ihm immer noch Teller. Aber ſeine Religion der Vollkommnen und alle übrigen Schriften wären ihm doch unausſtehlich neuerungsſüchtig. Löffler in Gotha ſchlage dem Faſſe den Boden ganz ein. Auch hätten die preußiſchen Theologen dabei eine unverzeihliche Nachläſſigkeit und Aufgebundenheit im Styl und Ausdruck, die ihm ſehr ekelhaft ſei. So in Teller's Predigten. Er (Herder) wiſſe nicht, wie er (Herder) bei dieſen Grundſätzen ſo ſehr in den Geruch der Heterodoxie gekommen ſei. —

In eben der Stunde, wo er ſich ſo lebhaft für die altgläubige Form erklärt hatte, ſprach er mit vieler Stärke und Wärme für die Aufrechthaltung des neuen Franzinism und hoffte mit Zuverſicht, daß Sieyes und Conſorten es nie zu einem

Recidiv der ganzen Nation in den chriſtlichen Aberglauben kommen laſſen würden.

(Den 30. Octbr. 1800, als Hartknoch bei Herder war.) Herder ſtand mit Haman in ununterbrochenem Briefwechſel. Zu der Zeit, da Haman ſein Golgatha und Scheblimini herausgeben wollte, ſchrieb er Herdern: er habe eine Metakritik über Kant's Kritik der reinen Vernunft geſchrieben. Herder bat um deren Mittheilung und communicirte eine Abſchrift dieſer äußerſt unleſerlich geſchriebenen Blätter an Jacobi. Wahrſcheinlich hat ſie dieſer ſeinem Schwiegerſohn Nicolovius mitgetheilt und durch dieſen ſind ſie in Rink's, des Herausgebers der Sammlung über die metakritiſche Invaſion, Hände gekommen. Denn da das dort Abgedruckte bis auf die geringſte Kleinigkeit mit dem Originalaufſatz in Herder's Händen übereinſtimmt: ſo iſt es unwahrſcheinlich, daß der junge Haman in Königsberg das Manuſcript ſeines Vaters mitgetheilt haben könne, das gewiß Varianten gegeben hätte.

Haman wollte zu Herdern, als er auf ſeiner Reiſe nach Weſtphalen zur Fürſtin Gallizin begriffen war, ſchrieb noch aus Magdeburg, daß er ſeinen Plan höchſt ungern aufgebe, und wollte auch von Weſtphalen aus noch zu Herdern. Ja, als er an einem Faulfieber ſterbenskrank war, ſtand ſchon der Wagen angeſpannt, der ihn zu Herdern bringen ſollte. Jacobi hatte ihn aber ſo umlagert, daß er nicht fortkonnte und eher ſeinen Geiſt aufgab. Herder beſitzt einen herrlichen Schatz von handſchriftlichen Aufſätzen, worunter viele ſehr bitter gegen Magiſter Kant's Dünkel und neue Hypotheſen ſind. Dieſe könnte Herder jetzt mit Fug ediren, da Kant ihn gereizt hat, ſcheint aber doch

keine Luſt dazu zu haben. (Man fodert im Reichs-Anzeiger 1800, Nr. 179. zu einer Ausgabe der Haman'ſchen Schriften auf, worauf ein Ungenannter antwortet, Jacobi, Herder und J. Paul würden ſie vielleicht herausgeben. Nr. 251.)

Als Herder Königsberg verließ, ſprach Kant mit dem damals 19jährigen Jünglinge und ermahnte ihn, er ſollte doch nicht ſo viel über Bücher brüten, ſondern vielmehr ſeinem Beiſpiel folgen. Er ſei ſehr geſellig und nur in der Welt könne man ſich bilden. (Wirklich war damals Herr Magiſter Kant der galanteſte Mann von der Welt, trug bordirte Kleider, einen postillon d'amour und beſuchte alle Coterien.) Darauf erhielt Herder in Riga einen Brief von Kant, worin er ihn zur Theilnahme an einem neuen philoſophiſchen Syſtem ermahnt, und erinnert, ob er auch ſeinem Rathe getreu viel in Geſellſchaften komme u. ſ. w. Darauf iſt nun der Brief, den Kant in Rink's Invaſion ſelbſt hat publiciren laſſen (eine Aufführung, die ſelbſt der kantiſirende Recenſent dieſer Invaſion in der goth. gel. Zeit. 1800. Nr. 86. S. 717 nicht billigt), blos eine Antwort.

Herder verſichert, es ſei ihm nicht eingefallen, daß er Haman's Manuſcript habe, ſonſt hätte er ſelbſt Stellen daraus angeführt. In einer neuen Ausgabe werde er den ganzen Aufſatz von Kant vordrucken laſſen. Es gereut ihn nicht, ſo ſtark und bitter in der Metakritik geſprochen zu haben. Denn nur durch dieſen ſchneidenden Ton konnte Aufmerkſamkeit erregt werden. Die Metakritik ſchrieb er in einem Fluſſe unglaublich geſchwind, wie keines ſeiner andern Bücher. In der Kalligone ſind ganze Abhandlungen weggeblieben, weil das Werk unter der Hand zu drei Bänden anwuchs.

Fr. v. Schiller.

Nirgends weht in Schiller's Geistesproducten die leichte genialische Muse, die es uns ganz vergessen läßt, daß dem Dichter seine Erzeugnisse Anstrengung und Arbeit gekostet haben. Auch rächt sich der Mangel an Schulkenntnissen und einer gebildeten Erziehung sehr oft an ihm. Der Vorwurf in den Gegengeschenken an die Sudelköche in Jena und Weimar von Manso, daß er nicht einmal den Strada zu seiner niederländischen Geschichte habe lesen können, ist vielleicht sehr treffend. —

Er konnte ein sehr glücklicher Mann sein, wenn er das sich ihm darbietende Glück in Manheim nicht mit Füßen gestoßen hätte. Der alte Buchhändler Schwan hatte eine einzige Tochter, ein schönes, muntres Mädchen, die Schillern liebte und in seinem Besitze sehr glücklich gewesen wäre. Er war damals Theaterdichter. Wenige Tage vor seiner Abreise von Manheim hielt er förmlich beim Vater um sie an. Dieser hatte eine herzliche Freude darüber und versprach ihm seine Tochter mit dem ganzen Vermögen von 50,000 Fl. zu geben, wenn er das unstete Theaterdichterleben aufgeben und die trefflich organisirte Buchhandlung annehmen und fortsetzen wolle. Er selbst, der alte Schwan, habe die Buchhandlung nicht kunstmäßig gelernt und die Sache sei so schwer nicht, zumal da er sich einen guten Factor halten könne. Habe er aber dazu keine Lust, so solle er sein medicinisches Studium fortsetzen, wozu er ihm die Kosten

gern geben wolle, und dann als Arzt seine Tochter heirathen. — Schiller reiste einige Tage nach diesen Verhandlungen fort und soll heute noch auf diese Erbietungen des Vaters antworten. Er liebte die unbeschränkte Freiheit. —

Als sich im Jahr 1792 die Nachricht selbst in den Zeitungen verbreitete, daß Schiller todt sei, wollte ihm der Herzog von Augustenburg ein Monument setzen. Diese Gesinnung benutzte Reinhold und wirkte Schillern eine Pension von 800 Thlrn. aus, die ihm der Herzog noch jetzt in Verbindung mit der Schimmelmannischen Familie auszahlt. Um so mehr sollte Schiller seine niedersächsischen Freunde schonen. In seinem Aufsatz in den Horen: Die sentimentalischen Dichter, hatte er in einer langen Note einen bittern Ausfall gegen Claudius gethan. Herder, dem er das Manuscript vorher zur Durchsicht schickte, brachte es durch seine dringenden Vorstellungen endlich doch dahin, daß er diese Note wieder ausstrich. —

Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schiller's Munde. Den 26. Nov. 1801.

Das Mädchen von Orleans ist ein in seiner Art einziges Sujet in der Geschichte und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenia bei den Griechen. Schiller hatte dreierlei Plane mit der Bearbeitung desselben, und hätte er Zeit, so würde er die beiden andern auch noch ausführen. Besonders lockend ist ihm der, wo ein treues Gemälde der damaligen Sitten und der gedankenlosen Ausgelassenheit am Hofe

Karl's VII. (den Schiller jetzt nur ſchwach und liebenswürdig geſchildert hatte, deſſen aſotiſche Denkart aber wahre Verachtung verdient) mit den Angriffen der Engländer und der begeiſterten Entſchloſſenheit der Jeanne d'Arc ganz anders contraſtirt und Alles blos hiſtoriſch geſchildert werden müßte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt. Überhaupt koſtete es ihm großen Kampf, als er mit den erſten vier Acten fertig war, von der Geſchichte abzugehn. Er reiſte deswegen nach Jena, und erſt nach einer wochenlangen Ablenkung aller Gedanken von ſeiner bisherigen Arbeit kam ihm der Geiſt und Entſchluß zu der romantiſchen Ausführung, wie ſie nun iſt. Er arbeitete im Ganzen ſieben Monate daran.

Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmanns gegen die ſtolze Gewalt der Vaſallen und des Adels. Darum mußte er der Schäferin Johanna ſchon in einem milden, rettenden Lichte erſcheinen, und darin glaubt Schiller einen Zug der weiblichen Natur durchgeführt zu haben, daß Johanna, die das Reich als Abſtractum gar nicht denken konnte, ſich doch nur immer den guten liebenswürdigen König bei allen ihren Anſtrengungen als letzten Zweck dachte. Daraus erklären ſich mehre Stellen, beſonders im Abſchiede am Schluß des Prologactes.

Die Scene mit dem Walliſer Montgomery iſt eine Lieblingsepiſode des Dichters, die er ganz im Geiſte homeriſcher Dichtung nach der Art bildete, wie dort in der Ilias Lykaon das Leben von Achilles erfleht, und darum nahm er auch hier die Jamben des alten Trauerſpiels, die Senarios und Trimetros, zur Ausführung. Dieſe ſind der Cäſur wegen außerordentlich ſchwer, aber auch ſo ſchön und volltönend, daß es Schillern

ſchwer wurde, nun wieder zu den Fünffüßlern zurückzukehren. Montgomery muß durch ein Frauenzimmer geſpielt werden.

Das Stillſchweigen der Johanna, als ſie vor allem Volk vom Vater der Zauberei angeklagt wird, iſt in ihrer viſionairen Schwärmerei ſelbſt vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorſtellung, ſie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widerſprechen. Bei dieſem wirkt die gemeine Natur, in der es im Mittelalter und im Chriſtianismus gegründet iſt, bei außerordentlichen Erſcheinungen weit lieber auf ein übermenſchliches böſes als gutes Principium zu ſchließen, und überhaupt lieber Böſes zu denken und böſe Motive unterzuſchieben. Dazu iſt Thiebault ein melancholiſcher, ſchwarzgallichter Menſch, mit dem auch Johanna nicht ein Wort ſpricht. Doch iſt ſie ſeine Tochter und es iſt pſychologiſch, daß von einem ſolchen Vater eine ſolche der Schwärmerei empfängliche Tochter geboren werden konnte. Der Himmel bekräftigt des Vaters Zeugniß und er entſühnt ſie wieder durch ein Donnerwetter, auf deſſen Erfolg ſich Johanna auf einmal wieder für ſchuldlos hält.

Der ſchwarze Ritter ſoll dazu dienen, uns mit einem neuen Band an die romantiſche Geiſterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten miteinander ſpielen. Eigentlich dachte ſich Schiller den Geiſt des kurz vorher verſchiedenen, als Atheiſt der Hölle zugehörigen, Talbot. Immer ſind die Menſchen auf der höchſten Spitze ſtehend gefallen. Das widerfährt von dieſer Scene an auch der Johanna. Vollenden iſt nur Sache der Götter. Sie muß, da ſie nun ein Wort ſpricht, das die Nemeſis beleidigt und wozu ſie keinen Auftrag vom Himmel hatte,

Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England untergeht,

für dieſen Übermuth geſtraft werden. Die Strafe folgt in der Verliebung in Lionel auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geiſtern zu ſtreiten. Eine einzige Berührung des Geiſtes lähmt ihren Arm.

Am Ende iſt doch der ganze Handel mit der Verliebung nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend erhält zuletzt die kanoniſirende Palme.

Die Frau v. Wolzogen, Schiller's Schwägerin, ſchrieb zu ihrer Agnes von Lilien eine kleine Nachſchrift, die ganz am Ende des zweiten Theils als von der Agnes von Lilien an ihre Kinder geſchrieben abgedruckt werden ſollte. Der Buchhändler Unger verſteht das falſch und glaubt, dieſer im Geiſte des Romans geſchriebene Epilog ſei eine Vorrede der Verfaſſerin in ihrer eigenen Perſon, und läßt alſo dieſe Blätter beſonders paginirt dem zweiten Theil der Agnes als Dedication vordrucken. Nun entſtehen daraus die lächerlichſten Qui pro quo's. — Karoline von Wolzogen iſt eine junge, blühende Frau und hat erſt mit ihrem jetzigen Mann ein einziges Kind, mit dem ſie in der Schweiz niederkam und es dort von einer geſunden Schweizerin ſäugen ließ. In dieſer Vorrede ſpricht ein altes Mütterchen zu ihren Kindern. Die Frau von Wolzogen war untröſtlich, als ſie vor acht Tagen ein ganzes Paket Freiexemplare bekommt und in allen dieſen den lächerlichen Misgriff fand. Sie hat von Schillern, der das Manuſcript an Unger gegeben hatte, auf der Stelle verlangt, daß er bei Unger auf einen Umdruck dieſes Bogens dringen ſoll. Indeß ſind ſchon die Exemplare an aller Welt Enden ausgeflogen; die Verfaſſerin bleibt ein altes Mütterchen. Dies hat zu mancherlei Scherz hier Anlaß gegeben.

Ihre Bekanntſchaft mit dem ſtuttgarter Hofe, wo ſie mehre Jahre lebte, ſetzte ſie in den Stand, gewiſſe Hofſcenen in dieſem Roman in Abſicht auf weibliche Herzen treffender zu ſchildern, als es bis jetzt in irgend einem Roman geſchehen konnte. —

Wieland.

(Nach einem Abendeſſen bei Wieland, am 8. Oct. 1791.) Seine Hauptidee, auf die ſich faſt alle ſeine Lecture und Schriftſtellerei bezieht, iſt die franzöſiſche Conſtitution und Legislatur. Er erhält aus Strasburg und Paris poſttäglich die nouveautés du jour. Da er von dem Verleger zu einer neuen Durchſicht ſeiner vor mehr als 20 Jahren herausgegebenen Könige von Scheſchian aufgefodert worden iſt, ſo macht ihm die Bemerkung ein großes Vergnügen, daß er ſchon vor ſo vielen Jahren unter dem Vehikel eines neuen Romans faſt alle die Ideen von Staats- und Volksrechten vorgetragen hat, die jetzt die franzöſiſche Nation zu realiſiren ſich bemüht. Wieland lebte damals in Erfurt und mußte auf Befehl des mainzer Vicariats ſechs Bogen jenes Buchs unterdrücken, wo er für damalige Zeit zu freimüthig über die Religion ſich erklärt hatte. Er warf ſie als weiter nicht brauchbar ins Feuer, wünſchte ſie aber jetzt gern aus der Aſche wieder herzuſtellen. —

In ſeinem Studirzimmer iſt Alles merkwürdig. Unter dem Spiegel zwiſchen den zwei Fenſtern ſteht eine vortreffliche Figur eines ſitzenden, mit der römiſchen Toga bekleideten Voltaire, vom

großen Houdon in Paris in Holz geschnitzt, ungefähr in der Höhe eines Fußes. Der Anblick dieser Figur lenkte das Gespräch auf V., von welchem Wieland mit Entzücken und Begeisterung sprach und gradezu erklärte, daß nie ein Mensch eine solche allgemeine Revolution in der Ideenwelt mit weniger gewaltsamer Erschütterung hervorgebracht habe (Luther's Reformation kostete Tausenden das Leben) als Voltaire. Ehrgeiz war die einzige Triebfeder seiner Handlungen. Hätte ihn dieser nicht noch im 80sten Jahre nach Paris gepeitscht, so lebte er vielleicht noch.

Im ganzen Zimmer ist übrigens nur noch ein Kupferstich von West, der Abschied des Regulus, aufgehangen, ein vollendetes Meisterstück, dessen Schönheit ich Wieland sehr gern entwickeln hörte.

Wieland ist ein trefflicher Familienvater. Sein ältester Schwiegersohn, der Rath Reinhold, war eben mit seiner Frau und einem lieben Kinderpärchen aus Jena da. Wie wir zuerst ins Zimmer traten, war die ganze Familie beieinander. „Dies ist meine älteste Tochter," sagte er und präsentirte die Reinhold; „dies meine jüngste," die kaum fünf Jahr alt sein konnte und von der ältesten Enkeltochter kaum ein Jahr Abstand hatte.

Auch über die Ursachen wurde gesprochen, warum man in hiesiger Gegend so wenig erträgliche Gesichter unter den Bauermädchen fände. Wieland fand die vorzüglichste in dem vielen Kuchenfressen, da es jährlich wol acht Festtage gibt, wobei der Magen mit Kuchenteig vollgestopft wird. Goethe bemerkte, daß die hier überall gewöhnliche Sitte, jede Last auf dem Rücken zu schleppen, den Körperwuchs zerdrücke und platte Physio-

gnomien hervorbringe. Bei den alten Griechen und in Italien trügen die Mädchen Alles auf dem Kopf. Es gebe eine sehr angenehme Form im Umrisse, ein schlankes Mädchen mit einem gut geformten Wasserkruge auf dem Kopfe mit größter Leichtigkeit einhergehen zu sehen. In Italien gebe es auch, die Seehäfen ausgenommen, selbst unter dem männlichen Geschlechte, wenig Lastträger und Crocheteurs. Der ärmste Kohlgärtner halte doch seinen Esel, den er früh mit Gewächsen beladen hereintreibe und dafür den Dünger empfange, den er wieder in sein Gärtchen aus der Stadt hinausschleppe.

Goethe's Erzählung von dem aus zwei natürlichen Felsen gehauenen Theater von Taormina in Sicilien. Die Alten benutzten die Natur zu solchen großen Werken, daher Goethe auch die Geschichte mit dem Sosthenes, der dem Alexander die architektonische Gasconade gemacht haben soll, nicht so ganz unwahrscheinlich fand. (Le voyage pittoresque par Mr. Houel sehr empfohlen.) Übrigens versicherte mich Goethe, was ich auch von andern Reisenden so oft bestätigt gehört habe, daß unter den niedern Volksclassen in Italien noch fast durchaus die Sitten, Denkart und Gebräuche wiedergefunden werden, wie wir sie in den alten Schriftstellern bezeichnet finden. Auch die Religion ist überall auf heidnische Superstition gepflanzt. — Vom ungesunden Klima in Rom. Überall gibt es Häuser daselbst, die wegen der mal' aria nicht bewohnt werden. Oft ist es jedoch nur Vorurtheil. Man könne mit Recht sagen, daß die Römer aus Drang und Noth Welteroberer geworden wären, weil es ihnen zu Hause in ihrem inficirten Neste nicht gefallen konnte. Doch sei es glaublich, daß bei der stärkeren Cultur der campagna di Roma vorzeiten das Klima weniger Krankheitsstoff

in ſich gehabt habe. — Einige Engländer haben den Einfall gehabt, die Tiber in ein anderes Bette um Rom herumzuleiten, um in ihrem ausgetrockneten Bette Schätze verſenkter Alterthümer wiederzufinden. Es iſt dies aber ein der Lage Roms nach unmögliches Unternehmen. Die Tiber hat übrigens gewiß allein den älteſten Bewohnern Roms Anlaß gegeben, das auf dem hohen Berg göttlich liegende Alba zu verlaſſen und ſich in dieſem Sumpfloch anzuſiedeln, welches ohne dieſen Bewegungsgrund ein Unternehmen von lauter Tollhäuslern geweſen wäre.

Goethe bereiſte Italien vorzüglich der Kunſt wegen. Seinem Kennerauge iſt hier nichts entgangen. So wurde z. B. die Frage aufgeworfen, wie die Alten bei ihren Rieſengebäuden die ungeheuern Steinmaſſen in ſolche Höhen hinaufgebracht hätten? Hier ſagte Goethe, daß er in Sicilien einen unvollendeten Tempel geſehn hätte, wo an den Quaderſteinen noch auf beiden Seiten die Henkel ſichtbar geweſen wären, um welche man die Seile geſchlungen und die man alsdann beim Aneinanderpaſſen abgeſchlagen habe. Übrigens habe man lauter ſolche ſchneckenförmig auflaufende Gerüſte gehabt, wie ſie in Merian's Bilderbibel noch um den babyloniſchen Thurm herum zu ſehen wären. — Goethe bewundert auf den alten Münzen die ſchönen feſten Umriſſe aller Formen, z. B. auf den Münzen von Tarent den Delphin. Aber auch hier hat er über Verhältniſſe und Proportionen treffliche Beobachtungen angeſtellt. So frappirte ihn z. B. lange die Bildung eines Menſchenkopfs an einem Stierleib auf mehren Münzen des untern Italiens, wo ein ſchönes Menſchengeſicht doch einzig auf den Körper eines Ochſen paßt. Allein das Geheimniß beſteht darin, daß der

Künſtler zwiſchen den feſten hervorſtehenden Theilen des Geſichts ungewöhnlich verlängerte Zwiſchenräume angebracht hat, ſowie im Gegentheil beim non plus ultra weiblicher Schönheit, der mediceiſchen Venus, jene Zwiſchenräume außerordentlich verkürzt ſind.

Es iſt Wonne, Goethe über ſolche Gegenſtände mit lichtvoller Präciſion ſprechen zu hören. Wieland ſpricht viel weitſchweifiger, ſowie ſeine Perioden in Proſa auch ſehr auseinanderfließen. Aber à force de parler (wie ſich Herder ſehr ſchön über ihn ausdrückt) gewinnt er jeder auch noch ſo frivolen Sache neue und frappante Anſichten ab oder drückt ſie wenigſtens neu aus. Er wollte z. B. eine große Thorheit der franzöſiſchen Ariſtokraten rügen, er machte viel Worte, endlich nannte er es eine Ungereimtheit, die hundert Elephanten nicht wegſchleppen könnten. Seine größte Stärke beſteht darin, daß ihm ſeine Phantaſie Alles bis zur höchſten Täuſchung vergegenwärtigt. Darum konnte er auch den Horaz und Lucian ſo unnachahmlich verdeutſchen. Seine dichteriſche Schwärmerei geht ſo weit, daß, als er den Horaz überſetzte, er oft im Ernſt behauptete, die Seele des Horaz ſei in ihm wohnhaft, und ſo auch beim Lucian. Des Letztern Zeitalter iſt übrigens der Zeitraum, in welchen ſich Wieland in der ganzen Geſchichte am liebſten hineindenkt, weil doch damals das ganze cultivirte Menſchengeſchlecht von Adrian bis zum letzten Antonin beinahe achtzig Jahre lang eine faſt ununterbrochene ſanfte Ruhe und wohlthätige Denkfreiheit genoſſen habe.

Auf meine Frage, mit welcher Lieblingsidee jetzt ſeine Schriftſtellerei beſchäftigt ſei, ſagte er mir, daß es mit dieſer ziemlich zu Ende ſei. Er pflege ſich gern mit Bileam's Eſel

zu vergleichen, der nur durch göttlichen Antrieb geſprochen habe. Er müſſe auch warten, bis ihn der Geiſt treibe, und dieſer ſtatte ihm jetzt weit ſeltner Beſuche ab.

(Den 10. Nov. 1794 im Club.) Wenn ich, ſagte er, als von ſeinem Gedächtniſſe die Rede war, jetzt meine Anmerkungen zu Horazens Satyren und Epiſteln aufſchlage: ſo iſt mir Alles ſo fremd, als wenn ich ſie nie geſehen, geſchweige denn geſchrieben hätte. Überhaupt iſt mein Gedächtniß für beſtimmte Wortformen und ganze Stücke mir ſehr ungetreu, weil ich immer nur mit der Imagination gearbeitet und alſo Alles, was das Gedächtniß aufnahm, meiner eigenen Phantaſie aſſimilirt und dort gleichſam eingeſchmolzen habe. Doch war mein Gedächtniß in der Jugend ſehr ſtark. Ich konnte lange Stellen des Virgil und Horaz auswendig und war beſonders in der Bibel, wozu mich mein Vater ſtark anhielt, außerordentlich bewandert. Jetzt kann ich von allen meinen Gedichten nur die erſte Stanze des Oberon und außerdem noch die erſten zehn Verſe aus der Iliade und Äneide auswendig. Ganz anders ſei es mit Goethe. Dieſer wiſſe faſt alle ſeine Werke auf den Nagel herzuſagen, denn, ſetzte er hinzu, es ſind Emanationen ſeines Ichs, das er unbeſchränkt lieb hat.

Er gibt bei der jetzigen letzten Reviſion ſeiner Werke ſehr ſtreng auf alle urſprünglich fremde Wörter acht und verbannt ein jedes, das er zu leichtſinnig eingebürgert hatte. Aber viele Wörter müſſen unangetaſtet bleiben, was auch der Schulrath Campe, mein alter zwanzigjähriger Freund, dagegen erinnern mag. Dieſer wackre Mann reformirte gern die Staatsverfaſſungen. Da dies nicht gehen will, müſſen's die Inquilinen der

Sprache entgelten. — Von allen seinen bis jetzt zur Revision gediehenen Gedichten waren die Grazien das einzige, wo er seiner besten Überzeugung nach gar keine Veränderung machen durfte, mithin auf den ersten Guß das vollendetste. Er dichtete sie in Erfurt in der glücklichsten Rosenperiode seiner Dichterexistenz.

Blankenburg in Leipzig sei einer der trefflichsten Menschen, die er je kennen gelernt habe. Um seinetwillen wünsche er in Leipzig leben zu können. Er habe noch die loyauté eines alten preußischen Offiziers, die ungeschminkten Attentionen gegen Frauen, die den alten preußischen Kriegern so eigen sei, und eine allumfassende, trefflich verdauete Gelehrsamkeit. —

(Den 21. Nov. 1794 in der Komödie.) Über den Druck seiner Werke. „Alle die Schwierigkeiten, die ich Göschen voraussagte, sind eingetreten. Bei der großen Hitze sind die Bogen für die Quart-Prachtausgabe beim Anfeuchten zum Druck fleckig geworden. Jetzt muß also jedes Exemplar der ersten Lieferung wieder durchgeschossen und genau untersucht werden. Die fleckigen Bogen werden nachgedruckt. Eine höchst mühsame Arbeit. Göschen befriedigt nur die entferntesten und ungestümsten Abonnenten; die nähern müssen sich noch lange gedulden. Ich bin ganz unzufrieden, daß Göschen um seiner Buchhändlereitelkeit willen eine Prunkausgabe meiner Werke veranstaltete, davon wenigstens die Hälfte zu einem solchen Staatskleide gar nicht geeigenschaftet sind. Eine niedliche Großoctav-Ausgabe wäre mir die liebste und geziemendste gewesen."

„In meiner frühen Jugend lernte ich das Clavier und begriff selbst die Elemente des Generalbasses. Seitdem habe ich nur selten ein Instrument angerührt, das letzte Mal vielleicht, als

meine älteſte Tochter, die Reinhold, es lernte." Sein äußerſt feines muſikaliſches Gehör, das ich oft bei dem geringſten Miston Zuckungen in ihm hervorbringen ſah, ſchrieb er blos ſeiner Organiſation zu. Oder der Seele, ſagte ich, nach Ariſtoxenus Erklärung, dem die Seele nichts als Harmonie iſt. „Nein, das verbietet Lucretius mir zu glauben", antwortete er, „und dieſem Gewährsmann folge ich ſehr gern."

Es wurde eine Verdeutſchung des Stücks von Goldoni: Il servitore e i due maestri gegeben, worin der Diener zweier Herren der arlechino Bergamasco der Italiener iſt. Warum, ſagte Wieland, wagt man es nicht gradezu, den Arlekin in ſeinem Habit zu rehabilitiren. Er nannte dies Stück in der Art der Alten, des Menander u. ſ. w. geſchrieben. Weitläufige Bemerkung: die alten Schauſpieler arbeiteten nie auf Illuſion. Sie waren τεχνικαί. Ihr Spiel ſollte idealiſirtes Kunſtwerk ſein. Daher laſſen ſich Masken und all ihr Theaterpomp, in dem die Choragen ſich ſelbſt zu übertreffen ſtrebten, erklären. Unſre neue Schauſpielkunſt jagt dem leeren Phantome nach, ſich mit der vorgeſtellten Perſon ſelbſt zu identificiren; daher die höchſt natürlichen Caricaturen der Iffland'ſchen Schlafrockſtücke, wobei man vor lauter Nachahmung der lieben einfältigen Natur unausſprechlich platt und fade wird und endlich ganz vergißt, daß dramatiſche Darſtellung Kunſtideal und Spiel dieſer Stücke Kunſtwerk iſt.

(Den 24. Nov. Im Club:) Auch im Schlaf äußert ſich die Reizbarkeit von Wieland's Nervenſyſtem. Ich darf, ſagte er heute, nur etwa mit einiger Ungeduld einen Brief er-

warten, so kann ich schon die halbe Nacht nicht schlafen. Nachdem er bemerkt hatte, daß er jetzt im Winter vor acht Uhr früh nicht aufstehe, setzte er hinzu: und ich habe wol die Erlaubniß, so lange zu schlafen, als mir's beliebt. Allenfalls dürfte ich wol 24 Stunden schlafen. Ich habe mir's sauer werden lassen bei meiner Schriftstellerei und keinen meiner Verse aus dem Ärmel geschüttelt. Komische Schilderung seiner Schlafkammer, wo er auf der einen Seite das Hungergeschrei von sechs Schweinen, die nur höchst kärglich gefüttert werden, und auf der andern das Stampfen der Pferde in dem benachbarten Gasthofe die ganze Nacht durch hört. Jetzt sei er daran gewöhnt, und mache ihm das thierische Concert, zu dem noch das Enten- und Hahngeschrei beim Anbruch des Tags komme, sogar Vergnügen.

Die Ritter des Aristophanes will er im künftigen Frühjahr vollenden. Dann hat er sich noch die zwei Sympofia des Plato und Xenophon und die Kaiser und den Barthhasser des Julian zu übersetzen vorgenommen.

Ueber Bortermann, von dem eine sehr originelle Übersetzungsprobe des Arioft im Dec. des d. Mercur dies. J. steht. Er ist ein geborner Osnabrücker und jetzt auch Advocat in Osnabrück. — Geron der Adlige, von Wieland, weckte zuerst, als er noch Schüler auf dem dortigen Gymnasium war, sein poetisches Talent, und so schickte er noch von der Schule seinen Bischof Benno, der im deutschen Manuscript abgedruckt ist, an Wieland. Dieser entdeckte in dem Producte eines sechzehnjährigen Schülers große Anlagen und munterte ihn durch seinen Beifall auf. Aus Bescheidenheit schrieb er an Wieland von Göttingen aus nur selten und bedauerte es sehr, als er hörte, Wieland habe einen jungen Brandenburger zu sich ins Haus

genommen (Lütkemüller), da er so gern alle diese Dienste auch geleistet hätte. —

Wieland verlor einmal auf dem Wege von Belvedere nach Weimar ein Rohr mit einem goldenen Knopf und ließ ihn im Wochenblatte ohne Erfolg zurückfodern. Man sagte ihm, ein hiesiger Krämer, der ihn gefunden hatte, wolle ihn nicht herausgeben. Wieland erklärte diesen in der Hitze für einen Dieb und jener, dem nichts bewiesen werden konnte, verklagte Wielanden injuriarum bei der Regierung. Diese, worunter einige Herren sich bei dem erst kürzlich damals erschienenen Abderitenproceß wegen des Eselsschatten getroffen gefunden und sehr geärgert hatten, freuten sich, Wielanden ediktaliter, wenn er sich nicht persönlich zu Abbitte und Ehrenerklärung stelle, zu citiren. Über diesen Schimpf wollte Wieland ganz unsinnig werden, und unbekannt mit dem Curialstyl, hielt er dies für eine absichtlich zu seiner Schmach erfundene Formel, die ihn eben so sehr beschimpfe, als wenn er funfzig Prügel bekommen hätte. Er wollte sich durchaus nicht stellen und eher Weimar verlassen. Man besorgte, daß, wenn man ihn doch zum Erscheinen nöthigte, er das ganze Collegium ins Angesicht segnen möchte, und so vermittelte es Goethe, daß sich der Krämer endlich eine Privaterklärung gefallen ließ. Wieland konnte diese Geschichte ein ganzes Jahr nicht verwinden.

Wieland litt einige Zeit sehr an den Augen und mußte also mehr als gewöhnlich seinen innern Contemplationen und seinem Phantasiespiel Raum geben. Eben hatte er in der Revision in seinem Gedicht den Wünscher Pervonte durchgegan-

gen. Da fand er, daß noch der dritte Theil dazu fehle. Auf einmal berührt ihn Apoll mit seinem Stab und die alte Dichterfertigkeit wachte auf. Er machte nicht allein diesen dritten Theil, in dem sich der Wünscher nach und nach aller seiner Wünsche durch Entledigungswünsche wieder begibt, sondern die süße Wohllust der dichterischen Empfängniß reizte ihn auch zum Dichten eines neuen Stückes in mehren Gesängen, das auch schon fertig ist. Ich weiß nicht, sagte er jüngst zur verwitweten Herzogin, ob es mir etwa auch geht wie dem alten Klopstock. Wenigstens werden mir in meinem zweiundsechzigsten Jahre die Verse so leicht, als sie mir in meinem zweiundvierzigsten nicht geworden sind. —

Das Schicksal eines jeden Menschen, sagte Herder, als wir von Wieland sprachen, ist eigentlich nichts als der Abdruck seines eigenen Wesens in die ihn umringende Mitwelt, und modificirt sich also immer nach seinem eigenen Einwirken auf die Umgebungen. So schuf sich Wieland selbst die bequeme Lage, in welcher er sich nach Herzenslust hätscheln und verzärteln kann. Er sucht alles Unangenehme aus seinem Gesichts- und Ideenkreise zu verbannen, läßt oft Briefe, in denen er eine unangenehme Stelle ahnet, zu halben Jahren unentsiegelt liegen, oder läßt sich wenigstens nur die Hauptcontenta daraus referiren, ohne sie selbst anzusehn. Er hat, seinen eigenen Versicherungen zufolge, nie Kopfschmerz gehabt.

In Jena spricht Schiller mit seinem Anhange sehr ungünstig von ihm als Dichter und productivem Genie. Nirgend, selbst in seinem Oberon nicht, sei Individualität und Haltung der Charaktere. Schiller schlug daher auch die Recension der

neuen Auflage seiner Werke aus, weil er nicht wisse, was er außer den Verdiensten des Verlegers daran loben solle.

(Den 25. Januar 1795.) Heute erzählte er mir, daß er diesen Morgen eine außerordentlich genußreiche Stunde gehabt habe. „Ich bin es gewohnt, Lobeserhebungen und Schmeicheleien zu hören. Aber das Lob von einem Naturmenschen, der nicht schulgerecht zugeschnitzelt, sondern Alles durch sich selbst ist, wiegt mir die Lobpreisungen von hundert hochgelahrten Recensentenzünften auf. Ein solches Lob hat mir diesen Morgen ein wackrer Kaufmann im Oldenburgischen (Mart. Hemken zu Bockhorn) in einem langen, aber sehr interessanten Brief durch einen jenaischen Studenten (Süver) ins Haus geschickt. Es ist der warme Erguß seiner Empfindungen sogleich nach der Lecture meines Agathon in der neuen Ausgabe, der ihm aber schon als Ideal seiner Hoffnung im Dunkeln vorgeschwebt war, ehe er noch seine Existenz kannte. Ich kann mir vorstellen, was auf einen solchen Mann, der die Alten nicht gelesen hat, dem also keine Reminiscenzen die Frischheit der schönsten Bilder wegwischen, diese poetische Schöpfung für einen Eindruck gemacht haben kann. Gelehrte können diesen Genuß schon nicht so rein und unvermischt erhalten. Wenn ich mir nun denke, daß noch Mehre solche Eindrücke auch dann, wenn ich längst nicht mehr bin, bei dieser Lecture empfinden werden: so freue ich mich dieser gewissen Unsterblichkeit, denn die andere müssen wir nur glauben, und ich weiß nichts davon.“ — Dieser sehr gebildete Mann, dessen Brief mir Wieland zum Lesen mittheilte, ist auch Verfasser eines Gedichts: die Nacht, das er an Herdern geschickt hat, weil er über Erziehung und Fortschritte des

Menſchengeſchlechts mit ihm einſtimmig denkt. Auch iſt das Gedicht auf Koburg im deutſchen Mercur 1793 von ihm. Doch hat es Wieland hier und da verbeſſert. —

Wieland feilt ſeine Gedichte ohne Unterlaß. Jetzt hat er wieder Cephalus und Procris unter dem Hammer. Nur dann, ſagte er, wenn mir eine ganze Paſſage, die ich ſonſt für gut erkannte, misfällt, traue ich mir ſelbſt nicht und lege das Gedicht weg, weil ich dies Misbehagen auf körperliche Indispoſition und Verſtimmung ſchiebe. Denn einmal muß man auch aufhören können. —

(Den 16. Febr. im Club.) Eine der Schriften, bei deren Verfertigung Wieland auf eine viel größere und lebhaftere Senſation gerechnet hatte, als ſie wirklich hervorbrachte, war ſein Peregrinus Proteus. Lucian erzählt bekanntlich von dieſem Caglioſtro des zweiten Jahrhunderts viel Böſes. Wieland nahm ſich bei Gelegenheit ſeiner Überſetzung Lucian's vor, beſonders zu erweiſen, daß Alles, was Lucian von ihm ſagt, wahr ſein und er doch nur Schwärmer und dupe ſeiner eigenen Empfindungen geweſen ſein könne, wie Lavater in unſern Tagen. Zugleich aber wollte Wieland unter dieſem Vehikel ſeine Überzeugung von dem Entſtehen, der ſchnellen Ausbreitung und ebenſo ſchnellen Ausartung des Chriſtianismus mittheilen.

„Vorausgeſetzt, daß mir die Legende von den Wundern, durch die das Chriſtenthum gegründet und ausgebreitet worden ſein ſoll, ſeit ich mannbar geworden, nie mehr in den Sinn gekommen iſt, ſo habe ich mir doch nie recht deutlich die unglaublich ſchnelle Ausbreitung des Chriſtianismus und die frühe Einwurzelung der Hierarchie denken können. Endlich glaubte

ich den Schlüssel gefunden zu haben, und diesen habe ich in meinem Peregrinus offen hingelegt. Die Christen waren ursprünglich ein geheimer Orden, eine Brüderunität, die sich an der herzlich gut gemeinten, aber auf jüdische Messiasideen gepfropften Vorstellung vom Reiche Gottes weideten und von der Vereinigung mit Gott schöne Träume hatten. So ging es in der apostolischen und frühern Kirche bis ins zweite Jahrhundert. Dort aber mischten sich feine Schlauköpfe, Jesuiten ante Lojolam ins Spiel und legten in dies bequeme Nest ihre Guckkkseier. Daher die schnelle Depravation ihrer ursprünglichen Reinheit. Dies habe ich nun in meinem Peregrinus exemplificirt. Das Buch fiel in die unglückliche Periode, in der das französische Ferment zu gähren anfing, und hat daher jetzt wenig Eindruck gemacht; aber diesen wird und muß es in der Folge noch machen. Das hier eingesenkte Samenkorn schlummert nur in der Erde."

Als über den Egoismus gesprochen wurde, sagte er: wir haben Alle zwei ewig im Streit liegende Principien in uns, die Sinnlichkeit, die sich überall zum Mittelpunkt aller Genüsse und Vortheile macht, d. h. der Egoismus, und die Vernunft, die Alles aufs Allgemeine bezieht, Alles generalisirt und im bürgerlichen Verhältniß zum Gemeingeist und Patriotismus, im Christlichen zu reiner Bruderliebe, im Mysticismus zur Vereinigung mit Gott veredelt und sublimirt wird. Diese beiden Principien liegen beständig miteinander im Streite, beengen und beschränken einander.

Streit mit Nicolai. Wieland hatte in einer Recension Nicolai's Sebaldus Nothanker alle Gerechtigkeit widerfahren

laſſen, aber doch am Ende hinzugeſetzt: Man ſehe ihm die Lampe an. Als ferner der mit ſo vielem Pompe angekündigte Bunkel erſchienen und überall für ein ſehr mittelmäßiges Product erklärt worden war, auch in Weimar, wo man, durch Nicolai's Rodomontaden geblendet, häufig darauf ſubſcribirt hatte, allgemeine Unzufriedenheit herrſchte, ergrimmte Wieland im Geiſte und ſchrieb einige Aufſätze dagegen im d. Mercur. Dies erwiderte Nicolai durch eine hämiſche Recenſion der kleinen Gedichte Wieland's in der allgem. d. Bibliothek, wo er unter andern einige ſchlüpfrige Stellen auszog und ſie mit dem Epiphonem begleitete: Pfui du Bock! Ueber dieſe Unbilde entrüſtete ſich beſonders Fr. Schulz, der ſich in dem Jahre 1783 grade in Berlin aufhielt. Er ſchrieb alſo einen Roman Firlifimini, und da Bertuch eben damals gute Manuſcripte für einen ſeiner Freunde, einen angehenden Buchhändler (Göſchen), ſuchte, ſo ſchickte ihm Schulz dies Product, wovon hernach Bertuch in dem Anzeiger des Mercur eine ſehr preiſende Recenſion machte, um deren willen Wieland neue Händel befürchtete und daher darüber ſehr unzufrieden war. Der Held jenes Romans iſt ein ſehr armer Autor (Schulz nahm ſelbſt aus ſeiner eigenen damaligen Erfahrung den Stoff dazu), der zu Nicolai kommt und von dieſem ſehr gemishandelt wird. Nicolai rächte ſich in der Folge an Schulz dadurch, daß er bei ſeiner Beförderung nach Mitau in die kleinen Anzeigen am Ende eines Bandes der Bibl. die Nachricht ſetzte: „Der durch ſeine Romane bekannte Friedrich Schulz iſt Profeſſor der Geſchichte in Mitau geworden.“ Die Verſöhnung zwiſchen Schulz und Nicolai ſtiftete Bode, der auch der Friedensherold zwiſchen Herder und Nicolai wurde.

In Hüttner's Briefe aus China intereſſirte Wielanden nichts ſo ſehr, als daß der 83jährige Kien-long noch Gedichte mache. Dies ſei der Doyen aller Dichter auf der Welt; er habe wol Luſt, ihm ſeine Gedichte zuzuſchicken. — Zum Muſarion gab Wielanden ein Brief aus dem Ariſtänetus die erſte Veranlaſſung. —

Ich habe, ſagte Wieland dieſen Abend bei der Herzogin, hier ſchon ſonderbare Abwechslungen erlebt. Es war eine Zeit hier, wo man mich für einen Imbecille, für ein Kind, dem man ein Geiferlätzchen vorbinden müſſe, erklärte, weil ich den Horaz für einen Dichter hielt. Seitdem iſt eine Zeit gekommen, wo man mir's lebhaft gedankt hat, daß man durch meine Überſetzung des Horaz nun erſt dieſen trefflichen Dichter recht genießen können. (Hoc oblique in Goethium dictum erat.) —

Damit hat mich Gott demüthigen wollen, daß R* die ſämmtlichen Kupfer zur Prachtausgabe meiner Werke geliefert hat.

Den 15. März 1795, als Baggeſen da war.) Wieland ſprach mit großer Vorliebe von der beſten ſeiner Jugendarbeiten, dem Cyrus; als ich ihn dichtete, dachte ich mir immer den König von Preußen als Gegenſtück dazu, weil dies damals wirklich mein Abgott war. Der Hexameter in dieſem Verſuch iſt mir nicht ſchlecht gelungen. Ich wollte die Politur des Virgil nachahmen. —

Zum alten Stadion, auf deſſen Villa Voltaire's Muthwille und Spottſucht wohnte, kam auf ſein Geheiß ein rechtgläubiger Pfarrer, der durch die würtembergiſchen Kloſterſchulen und Vicariate durchgegangen und ein mächtiger Streiter gegen

Freigeisterei und Deismus war. Stadion hetzte zuerst La Roche auf ihn, der aber seiner Disputirweise nicht gewachsen war und sich daher wirklich, da er nur den reinen Deismus vertheidigen wollte, in die Enge getrieben fand. Nun winkte Stadion mir; ich fing gleich damit an, daß ich mich für einen völligen Atheisten erklärte, und brachte dadurch meinen Landprediger so sehr außer Fassung, daß er endlich gradezu erklärte, weder Teufel noch Hölle könnten ihn von seinem Glauben abbringen. In dem Fall des Landpredigers, setzte Wieland hinzu, bin ich allezeit, so oft man mir von Lavater's Schelmenstreichen vorspricht und mich in meinem Glauben an seine Ehrlichkeit irre machen will.

(Den 3. April 1795.) Den Palmsonntag nannte er mit besonderm Nachdruck den Palmeselsonntag; denn so, sagte er, nennen wir in katholischen Ländern Erzogenen diesen Sonntag. Nun folgte eine Beschreibung der Procession, die an diesem Tage zu Biberach von dem katholischen Klerus, dem Senat und der Bürgerschaft mit einem hölzernen Esel und hölzernem Herr-Gott darauf (auf den Boden Stechpalmen gestreuet) noch zu Wieland's Jugendzeit gehalten wurde. —

Das Publicum fragt nie: was hast du gethan? sondern was thust du jetzt und was wirst du noch thun. Schröder in Hamburg hat daher sehr Unrecht, seine schon erwiesenen Gefälligkeiten dem hamburger Publicum vorzurechnen. — Da von einer Reise nach Hamburg die Rede war, hieß es: Mir geht es wie jenem griechischen Philosophen mit dem Heirathen. Anfänglich sagte er immer, es ist noch zu bald; später, es ist nun zu spät. Was soll ich auch meine bisherige Reputation auf

das Spiel ſetzen. Könnte mir's nicht gehn, wie es den Griechen mit den ägyptiſchen Tempeln ging. Sie erwarteten nach dem äußern Anſehen und nach den viel verſprechenden Vorhöfen irgend ein großes Götterbild im Sacrario, und ſiehe, ſie fanden eine Katze oder Ratte; ich, ſetzte er hinzu, habe höchſtens noch ein Bischen Hausverſtand übrig behalten. Mein Gedächtniß iſt weg; ich kann nicht mehr beißen und antworten. Vielleicht fühlte er ſich nie jugendlicher und munterer als bei dieſer Ironie.

Ebert in Braunſchweig ſchrieb noch wenige Wochen vor ſeinem Tode an Wieland einen ſehr warmen und zärtlichen Brief, worin er ihm eine Sünde ans Herz legte, die er in einem ſeiner kleineren Gedichte begangen habe, wo er Hyperion ſtatt Hyperion geſagt hat. Er bat Wieland dringend, dieſen Fleck zu entfernen, und Wieland, der den Vers nicht füglich ändern kann, wird ihn ganz weglaſſen.

Wieland und Salomo Geßner waren fünf Jahre in Zürich vertraute Freunde, laſen ſich einander alle ihre Arbeiten vor und ſtanden auch nach ihrer Trennung noch vier Jahre im zärtlichſten Briefwechſel. Nun iſt es ein Triumph für Wieland, daß ſeine Lieblingstochter, Lottchen, einen Sohn Geßner's, den Buchhändler, heirathet. Die alte Madame Geßner, eine geborne Heidegger, hat eigentlich dieſe Heirath geſtiftet.

Wieland hat durch ſeinen Oberon, Idris (Amadis) den Geſchmack an Ritterromanen und Turnierſchauſpielen befördert, aber auch manche Unterſuchung für alte deutſche Art und Kunſt veranlaßt. (Gräter im Bragur III. 518.)

Seine Abderiten empfing er in einer Hinterſtube, deren Ausſicht jämmerlich beſchränkt war, in einer Stunde des Unmuths.

Die Manheimer haben es ihm erlaſſen, daß er bei den Theaterſcenen in Abdera nicht ihre dermaligen Theatergeſchichten gemeint habe. Ein augsburgiſches Abderitenſtückchen kommt auch darin vor. Dort ſind in einem lichtleeren Rathsſaal einige vortreffliche Gemälde aller Beſchauung entnommen. Auch die Ausſicht von ſeinem jetzigen Quartier iſt äußerſt unreinlich und uneinladend. Ich möchte, rief er im Unwillen, einen Maler haben, der mir dies Geniſte zum Andenken aufbewahrte.

Er klagt häufig über Abnahme des Gedächtniſſes. Luſtige Anekdote von Verlegenheit, wie er dem Geheimenrath v. Schardt Exc. bei Hofe einen Fremden präſentiren ſoll.

Wieland ſpricht mit Entzücken von den ſüßen Träumen, die er oft die ganze Nacht hindurch hat. Noch erinnert er ſich mit Vergnügen, wie er in ſeiner Jugend träumte, er leſe die verloren gegangenen Dithyramben des Pindarus. Selbſt als er aufwachte, glaubte er noch ein Paar Verſe, die er eben bewundert und um der kühnen Bilder zu lernen beſchloſſen hatte, haſchen zu können. Jetzt iſt ein oft wiederkehrendes Traumbild ſeiner Seele die Vorſtellung, als wandle er in einem prächtigen Luſtſchloſſe, oder als bewohne er ein Haus, wo das obere Stockwerk eine ganze Enfilade von den geräumigſten, prächtigſt meublirten Zimmern habe und in welchen er, wenn es ihm in ſeiner Wohnſtube zu eng ſei, herumſpaziere. — (Iſt leicht aus ſeiner beengten Wohnung, wo er den ganzen Winter in der Familienſtube zubrachte, zu erklären.)

Wieland kann durchaus kein Geräuſch um ſich bei ſeinen Arbeiten leiden. Schon in Biberach hatte er ſich einen einſamen Garten gemiethet, wo er ſeine beſten Gedichte verfertigte, und die vielen katholiſchen Feier- und Apoſteltage, die dort noch

alle begangen werden, darum ſehr ſegnete, weil ſie ihm ſo viel Gelegenheit verſchafften, frei von ſeinem Aktenſchranke ſich blos in ſeinem Garten den Muſen zu widmen. Auch Sonntags vergrub er ſich in dieſen Garten und kam nur um ſeines ehrlichen und frommen Vaters willen (der damals lutheriſcher Oberpfarrer in Biberach war) in die Kirche.

Wieland fühlt ſich immer verjüngt, wenn er von ſeinen Jugendwanderungen in der Schweiz, beſonders im appenzeller Lande, ſpricht. Einmal befand er ſich mitten unter ſolchen eingefleiſchten Appenzellern. Da gab ihm Einer das Räthſel auf: Wer war der Vater der Kinder Zebedäi? Wieland zerbrach ſich vergeblich den Kopf über die Auflöſung und bereitete dem Frager einen ſeligen Geiſtestriumph.

Wieland hat als Pfalzgraf das Recht, Notarien zu creiren, hat ſich aber deſſelben nur im Ganzen dreimal bedient. Seinen Schreiber, den er ſich als Kanzleidirector in Biberach herangezogen und mit nach Erfurt genommen hatte, machte er am Ende zum Notarius, bekam aber ſeinetwegen von Erfurt aus durch die hieſige Regierung die Zumuthung, eidlich die Zeit zu erhärten, wo er ihn zum Notar gemacht. Wieland weigerte ſich durchaus und ſpricht noch jetzt mit Wärme über dieſe Anmuthung eines Eides.

Er pflegt oft zu erzählen, daß ihm geträumt habe, es werde ihm in ſeinem 80ſten Jahre ein Geburtstagsgedicht überreicht. Daraus leitet er ſeine Anſprüche auf Longävität ab. Er hofft, er werde nach und nach zu einer Cicade, wie dort die Greiſe auf dem ſcäiſchen Thore, mumiſirt werden.

(Den 25. Juli, als Wieland bei mir ſpeiſte.) Der alte Graf Stadion hatte eine Herrſchaft in Vorderöſtreich, die ganz vom Würtembergiſchen eingeſchloſſen iſt, Bennigenheim, wo er ſich auch ſchon einmal während ſeines Exils von Mainz ein Jahr ſelbſt aufhielt, als er ſich mit den Biberachern und beſonders mit Wieland, der faſt täglich in Warthauſen war, verunеinigt hatte. Durch eine ausdrückliche Clauſel ſeines Teſtaments wurde ſein Pflegeſohn La Roche Amtmann in Bennigenheim, welches auch der junge Graf Stadion pünktlich in Erfüllung brachte. Als ſich La Roche dort als Amtmann aufhielt, wurde ſeine Frau ſehr melancholiſch. Ein ihr ſehr ergebener Freund rieth ihr, ſie ſolle ſich durch Schriftſtellerei zerſtreuen und ihre Empfindungen in einen Roman einkleiden. Auf dieſen Rath erleichterte ſie ihr gepreßtes Herz durch die Feder und ſo entſtanden die Briefe der Fräulein von Sternheim. Da es ihr erſter Verſuch war, ſo ſchickte ſie das Manuſcript Wielanden mit der Bitte, dem Kinde die Windeln zu waſchen, welches auch Wieland mit vieler Treue that, Alles wacker durchackerte, ganze Stellen ſtrich, aber doch ſo viel als möglich das Zarte und Weibliche ſchonte, wodurch auch dieſer Roman ſo viel Glück gemacht hat, daß er nicht allein mehre Auflagen, ſondern auch Überſetzungen ins Holländiſche, Franzöſiſche und Engliſche erlebt hat. Nun lernte die La Roche die Feder immer fertiger und kecker führen; doch ſchonte ſie Wielanden und wendete ſich lieber an Bode, der bei Roſaliens Briefen Vaterſtelle vertrat und ſonſt viel von ihren Zudringlichkeiten auszuhalten hatte.

Als von den Verſuchen der Ausländer, Wieland's Schriften zu überſetzen, die Rede war, ſagte Wieland: er habe ja gar

nicht für Engländer, Franzoſen u. ſ. w. geſchrieben. Die wüßten das Alles ſchon beſſer, als er es ihnen ſagen könne. Auf den Inhalt komme es überhaupt bei ſeinen Schriften weit weniger an, als auf die Art, wie es geſagt worden ſei, und auf die Einkleidung, die wol ſchwerlich in eine andere Sprache überzutragen ſein dürfte. Sein Oberon und Muſarion ſeien durchaus unüberſetzbar. Erbärmlich wären neulich ſeine Göttergeſpräche mit trivialen Anmerkungen von einem wiener Sprachmeiſter nach einem karlsruher Nachdrucke ins Italieniſche verſudelt worden, an welcher Sünde Retzer's ungemeſſene Sucht zu glänzen und ſich fremden Schultern aufzuhucken, Schuld ſei, weil er ſelbſt durch ſich nicht inclaresciren könne. Junker's Überſetzerverſuche in Paris ſind auch ſehr fehlerhaft und Stümpereien. Neuerlich ſchickte ein junger Emigrirter aus Leipzig einen Überſetzungsverſuch, der viel Fleiß verrieth. Doch rieth ihm Wieland, von weitern Verſuchen abzuſtehen. —

Die Franzoſen übertreffen ſelbſt die Römer und Griechen an Präciſion. Man ſieht es ihrer Sprache an, daß ſie ſeit Jahrhunderten bearbeitet iſt, qu'elle était travaillée dépuis siècles, ſagte er aus Nachgiebigkeit gegen den Abbé Le Surre, der mit ſpeiſte.

Als Kalbsbraten auf dem Tiſche aufgetragen wurde, der geſchnitten und kalt war, bat er, man möchte ihn wegnehmen und im Zimmer räuchern, weil der Geruch des ausgedampften Bratens ſeiner Naſe unausſtehlich ſei. Nur im Dampfen rieche der Braten lüſtern.

(Den 18. October 1795.) Über Wieland's attiſches Muſeum. Außer der Überſetzung des Panegyricus von Iſokrates

hat er auch ſchon das erſte Stück von Agathodämon ausgearbeitet. Dies iſt die Geſchichte des Apollonius von Tyana nach Wielandſcher Hypotheſe, ein Seitenſtück zum Agathon und Peregrinus. Sowie Agathon zu Delphi erzogen (nach dem Muſter des Jon beim Euripides) von jugendlicher Schwärmerei und Allempfindſamkeit zu dem Punkt geleitet wird, wohin wir wol Alle zu kommen wünſchten, und ſowie Peregrinus auf der andern Seite ein betrogener Betrüger und fanatiſirender Fanatiker ohne Bosheit und Arges bleibt, ſo lange er lebt: ſo iſt Agathodämon der kraftvolle Menſch, der zu ſtolz, um durch Volksvorurtheile oder ſüße Schwärmerei geblendet zu werden, verzehrt vom Ehrgeiz, etwas Außerordentliches zu ſein, wozu ihm die Natur ſelbſt den Freibrief durch große Anlagen ertheilte, ſich eine neue Bahn bricht, und da er bei der römiſchen Weltmonarchie und nach der Lage ſeines Zeitalters nicht als Krieger oder Staatsmann primiren kann, ſich an geheime Geſellſchaften anſchließt, Volkstäuſchungen für erlaubt hält und die ganze Natur ſeinem Zwecke unterzuordnen weiß. Er tritt in ſeinem achtzigſten Jahre auf dem Berg Dicte in Creta auf, mit ſeiner einzigen, im ſiebzigſten Jahre mit einer Sklavin ſeiner Mutter erzeugten Tochter und einem treuen Scherasmin, der viel von den Thaten ſeines Herrn erzählt. Über Menſchenreform und Weltbeglückungsplane wird Wieland hier ſein letztes Glaubensbekenntniß ablegen. Auch kommt Apollonius-Agathodämon noch mit der keimenden Chriſtenſekte zuſammen und ſagt ihren Einfluß aufs römiſche Reich u. ſ. w. voraus.

„Herder hat mich immer wie ein Kind behandelt und viele meiner Schriften nicht einmal geleſen. Neulich ſagte er mir ganz naiv, daß er doch auch tief philoſophiſche Blicke gefunden

hätte; besonders ist er gegen ein Lieblingsproduct meines glücklichen Aufenthalts in Erfurt: Beiträge zur geheimen Geschichte des Verstandes und Herzens, sehr ungerecht eingenommen gewesen. Freilich habe ich immer in meiner Ideenwelt geträumt, aber in diesen Träumen war doch nicht bloße Phantasie. Sie waren aus der Blüte menschlicher Betrachtungen aller Jahrhunderte zusammengesetzt." —

Von Kloster Bergen ging Wieland in seinem sechzehnten Jahre zu seinem Vetter Baumer in Erfurt, zwar nur in der Absicht, ihn auf einige Tage zu besuchen, entschloß sich aber bald, Privatissima über Wolf's Anfangsgründe der Philosophie bei ihm zu hören. Baumes hatte sich sein eigenes System gebauet, was meist Idealismus war, aber wol auf Atheismus hinauslaufen konnte. Don Quixote, den er mit Wieland las, und Sancho Pansa waren nach Baumer die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag schwärmen und fanatisiren, wie es will. Von Erfurt gings nach einem halben Jahre zur Juristerei nach Tübingen.

Die Mutter von Wieland's Vater hatte den einen ihrer Söhne Gott zum geistlichen Stande gelobt. Wieland's Vater hatte schon in Tübingen bei dem berühmten Publicisten Schwerder einen herrlichen Cursus der Jurisprudenz gemacht, als er auf einmal vom Hause Befehl erhielt, zur Theologie umzusatteln, weil sein älterer Bruder, der Theolog, plötzlich gestorben war. Nun ging er nach Halle und saß zu den Füßen der dortigen Gamaliels Anton, Franke, Lange u. s. w. Die dort eingesogene engherzige Dogmatik blieb freilich sein ganzes Leben über der Zauberkreis, über welchen hinaus er sich nie wagte, aber doch war er auch als Senior in Biberach sehr tolerant. Propst

Reinbeck's Betrachtungen las doch auch der alte Wieland mit großer Andacht. Wieland, der Sohn, ſchätzt ſie wegen der Reinheit der Sprache. Die reine Proſa geht mit dem hamburger Patrioten und dem züricher Maler, die ſchon weniger wäſſerig ſind, an. Dann kommt Mosheim's zierlicher und periodenreicher Ciceronianismus. Jeniſch verweigerte Wielanden die Ehre eines guten Proſaikers, weil er keine moraliſche Tendenz habe. —

(Den 26. October 1795.) Eine Überſetzung von Wieland's Diogenes iſt unter ſeinen Augen gemacht und ſelbſt durch Zuſätze vermehrt, die Wieland bei der Reviſion des Manuſcripts hineinpaßte und damit der franzöſiſchen Überſetzung einen entſchiedenen Vorzug vor dem deutſchen Original ſelbſt gab. Der Überſetzer war franzöſiſcher Legationsſecretair in Dresden, ein Herr von Marbois, der auch die Briefe der Mad. Pompadour ſo meiſterhaft, als wären ſie von ihr ſelbſt, geſchrieben hatte. Er legte ſich während ſeines Aufenthalts in Dresden mit viel Eifer auf die deutſche Sprache und ſchickte Wielanden das Manuſcript zu, der es mit großem Fleiß durcharbeitete und dem Franzoſen ſelbſt franzöſiſche Sprachfehler zeigte. —

Reich hatte ſich einmal hart mit Wielanden entzweiet. Es erfolgte aber eine feierliche Ausſöhnung und nun hätte Wieland gewiß ſeine große Ausgabe bei ihm veranſtaltet, wenn er gelebt hätte. Gräff verſah es damit, daß er anfänglich nur immer durch den dritten Mann bei Wieland anhorchte, auch auf dieſem Wege eben ſo viel bot als Göſchen. Endlich kam er ſelbſt

und behauptete ziemlich unhöflich die Prioritätsrechte seiner Handlung, die doch nicht ausdrücklich stipulirt worden waren. Wieland kann nie ohne Galle an diesen Handel denken. —

Wieland's Don Sylvio ist ins Englische übersetzt. Dies, sagt Wieland, ist das einzige Buch, das ich, um eine Summe Gelds zu bekommen, noch in Biberach geschrieben habe. Ich mußte für eine zweite mir sehr theure Person Geld schaffen, und so schrieb ich das erste und das letzte Mal absichtlich um ein Honorar.

(Den 8. November 1795.) Meine Frau muß es bezeugen, rief Wieland, indem er auf den in seiner Stube liegenden Adelung wies, wie oft ich täglich diesen .... nachschlage, aus Angst, ein undeutsches Wort zu schreiben. Und doch schreibe ich nun funfzig Jahre deutsch. Noch immer muß ich wegen meines vaterländischen Schwäbischen auf meiner Hut sein, da mir doch zuweilen noch ein Suevismus entwischt.

Wenn Die, die über meine Saumseligkeit in Beantwortung ihrer Briefe klagen, nur meine häusliche Lage kennten und wüßten, wie sauer mir mein Schreiben würde.

Eine Conjectur von Hemsterhuys, Bentley, Wolf kann mich unendlich glücklich machen. Die irren sehr stark, die glauben, daß solche Männer bloße Büchermotten gewesen wären. Sie hatten Genie zu Allem, was sie anfingen. Sie hätten ebenso gut große Dichter als große Kritiker werden können.

Gutta cavat lapidem. Wer nur nicht müde wurde, Wielanden bescheiden zu schreiben, wenn er auch nicht antwortete. Diese Bescheidenheit rührt endlich, und er antwortet doch. So rührte ein Brief von Voß, mit welchem er ihm seinen Almanach von 1796 schickte und nichts von Wieland's Unter-

laſſungsſünden gedachte. So beſchloß er, Reinharden, dem Göttinger, zu antworten. —

Den Chevalier Du Vau möchte er doch nicht zum ami de la maison machen; denn, ſagte er, ich habe erwachſene Töchter in meinem Hauſe und die Franzoſen ſind des Teufels. Übrigens bevatert er ihn in literariſcher Hinſicht auf jede Weiſe. —

Den Panegyricus des Iſokrates habe ich darum zum Anfang meines Muſeums (des attiſchen) gewählt, weil er gleichſam durch ſeine Lobſchrift auf Athen ein prächtiges Portal zu dieſem resurrection-house der Hellenen mache.

Er wiſſe nicht, ob er Hegemonie, die oft im Panegyricus vorkomme, durch Primat überſetzen könne. Das Wort ſei fremd und ſeit Campe ſeine puriſtiſchen Kritteleien treibe, wolle er ſich doch ſo ſehr als möglich vor fremden Wörtern hüten.

Über Goethe und Herder. Ihm und Goethe fehlt es an Selbſterkenntniß. Sie glauben, das Publicum müſſe Alles dankbar aufnehmen. Herder ziehe Alles in ſein Gebiet und wolle überall herrſchen. Die Horen ſeien doch nur eine mercantiliſche Speculation von Schiller. Anfänglich ſei es eine Bundeslade geweſen, die Niemand habe anrühren dürfen, ohne daß Feuer daraus hervorgegangen und die Frevler zu verzehren gedroht habe. Jetzt könne man ſchon menſchlicher mit ihnen umgehen. Der Aufſatz von Goethe 1795. 10. das Feenmärchen fange prächtig an, ende aber ſehr mattherzig; amphora coepit, urceus exit. Es werde ihm bange, daß es mit dem Wilhelm Meiſter auch ſo gehen könne. Herder nehme ſich nicht Zeit genug, ein Ganzes, Vollendetes auszuarbeiten, und daher liefre er immer nur kleine Aufſätze, Fragmente. Selbſt ſein größtes Werk habe er mit Recht nur Ideen zur Geſchichte der

Menſchheit genannt, mehr wären ſie auch nicht. Dies thue ihm in den Augen der Kenner Schaden. Wenn man einen ſo vollendeten, tief gedachten Aufſatz, wie den über den Seneca in der neuen deutſchen Monatsſchrift 1795 leſe, ſo müſſe man wünſchen, daß er einmal hier auch ein Werk liefre, wie Leſſing's Nathan. Der jugendlichen Petulanzen in ſeinen kritiſchen Wäldern u. ſ. w. ſchäme er ſich jetzt ſelbſt.

Den 15. November. Die Märchenſammlung Dſchinniſtan entſtand, als Wieland auf ſeinem Garten einmal von einer ſchweren Arbeit ausruhen und gradezu etwas arbeiten wollte, wobei er nur in ein Buch zu ſehen brauche. Dies waren die Feenmärchen von Monkrif und Mad. d'Aulnoy. Einige überſetzte er blos; andere erhielten unter ſeiner Überarbeitung ſchon eine andere Wendung und Ausgänge. Zwei aber ſind darunter ganz von ſeiner Erfindung. Das eine iſt die Salamanderin und die Bildſäule. Wieland hat in der Vorrede zum dritten Band ſelbſt einige Notizen darüber gegeben. Das ſchönſte Märchen der d'Aulnoy iſt der Oiseau bleu. Auch die Märchen müſſen eine Einheit und etwas haben, wofür man ſich herzlich intereſſiren kann. Dies iſt in Goethe's neueſtem Märchen im zehnten Stück der Horen nicht der Fall.

„Gewiſſe Bücher habe ich als Tröſter in der Noth. Wenn mir der Geſchmack zu allen übrigen vergangen iſt, ſo bleiben dieſe, als eine feine Hauslecture. Hierher gehören einige Stücke Lucian's. Den Rabelais würde ich gern auch hierher rechnen, wenn ich ihn vom Blatt weg leſen könnte. Lange Zeit war der Triſtram Shandy dies Leibbuch; ich habe ihn wol dreißig-

mal durchgeleſen, und nun iſt er mir doch etwas zu bekannt. Da hat ſich aber neuerlich ein gewiſſer Herr Richter in Hof hervorgethan, deſſen Hesperus oder 45 Hundspoſten habe ich mir auch von Leipzig als ein ſolches Noth- und Hülfsbüchlein für meine alten Tage kommen laſſen. Der Menſch iſt mehr als Herder und Schiller. Er hat eine Allüberſicht wie Shakſpeare. Göthe urtheilt von ihm: man müſſe ſich mit dieſem Menſchen in Acht nehmen und ihn weder zu viel noch zu wenig loben — ein ſehr alltäglicher Orakelſpruch."

Auf Akenſide's Pleasures of Imagination, die er aus Ebert's Auction erhalten. Jetzt freut er ſich auf ihn als auf einen alten Bekannten. Er ſah und las ihn vor 36 Jahren nur einmal bei Bodmer in Zürich. —

„Die wahre Humanität iſt eigentlich das Ideal der menſchlichen Vollkommenheit. Wer ſie ganz beſäße, vereinigte alle geiſtigen und körperlichen Vollkommenheiten im höchſten Grade, wäre ſtark wie Hercules, behende wie Achilles, klug wie Ulyſſes, weiſe wie Sokrates, ſcharfſinnig wie Chryſippus, witzig wie Lucian. Nun begreift man leicht, daß dieſe Humanität in dem wirklichen Menſchen nur theilweiſe ſtattfinden kann, daß wir ihr aber Alle, ſowie der Tugend, nachſtreben müſſen nach beſtem Vermögen. Das ſokratiſche καλὸς κἀγαθός war das Ideal der atheniſchen Humanität, aber nicht der griechiſchen. Nur die Athener konnten ſich unter den Griechen bis dahin erheben. Aber die Humanität nationaliſirt ſich überall und iſt nur in der platoniſchen Ideenwelt rein."

„Die engliſche Geſchichte beweiſet, daß dieſe ſtolzen Inſulaner im Grunde ſtets den Gott Stupor anbeteten. Trotz ihrer Conſtitution ließen ſie ſich ſtets auf das Abſcheulichſte tyranniſiren."

Den 26. Novbr. 1795. Ich weiß nicht, wie mir der Vorwurf gemacht werden konnte, ich sei ein schlüpfriger Schriftsteller. In meiner Seele ist nichts von dem Stoffe, der hier gähren müßte, wenn ich das sein sollte. Es sollte mir wol auch verecundia wie dem Virgil gegeben werden. Noch jetzt in meiner neuen Ausgabe habe ich sorgfältig geprüft, wo etwas der Art anstößig sein könnte. Ein alter Mann, der Kinder und Enkel um sich herumlaufen hat, ist wol von allem Kitzel frei. Ich habe überall Originale copirt und mich sorgfältig in Acht genommen, der menschlichen Natur Bocksfüße zu geben, wo sie keine hat. Da hat Weiße in Leipzig in seinen sonst sehr bewunderten Gedichten weit mehr anstößige Sauf- und Hurenlieder. Bei mir handeln die Personen ihrem Wesen gemäß, und der Wollüstling kann nicht anders sprechen, als ich ihn reden hörte. Hätte ich die Menschen so geschaffen, dann könnten mich Vorwürfe treffen. Aber die hat Gott so gemacht. Nur eins meiner frühern Gedichte habe ich deswegen auf immer verdammt, weil es teuflische Caricatur und Bordellcharakter hat, Juno und Ganymed. Eine Gräfin, die mir und meiner Freundin (bei Stadion) groß Herzeleid zufügte, hatte meine Galle so gereizt, daß sie in diesen Erguß gerieth.

Über Schiller. „Er branlirt sich, um tief zu scheinen. Er begeht dadurch die Sünde gegen den heiligen Geist, daß er Das, wozu ihn sein Genie bestimmt, die Dichterei verleugnet, um Philosoph zu sein. Sein Geisterseher und die Götter Griechenlands sind menschliche, schöne Producte mit Schiller's eigenthümlicher und in dieser Mischung sehr angenehmen Stimmung. Er hat nie die Alten kennen gelernt, darum ist seine Schreibart

ſo ungeheuer. In ſeinem Don Karlos iſt Philipp ein gigantiſches Unding und Alles iſt koloſſal; aber der Schwanz, der Alles verdirbt, iſt die Eboli, ein unerklärliches Geſchöpf voll Widerſprüche. Wenn der gute Schiller weniger Krämpfe hätte, würden auch ſeine Darſtellungen weniger convulſiviſch ſein. Was er Gutes ſchrieb, entfloß ihm in heiteren Stunden. Wenn ich jetzt meinen Rath an einen jungen Dichter wiederabdrucken laſſe, werde ich am Ende noch eine Nachſchrift beifügen, ungefähr des Inhalts: „Sind Sie mit Krämpfen je behaftet geweſen, ſo laſſen Sie ſich nie mit den Muſen ein. Dieſe Buhlſchaft vermehrt die Krämpfe entſetzlich. Iſt Ihnen etwa einmal durch einen Pfuſcher die Krätze in den Leib zurückgetrieben worden, ſo machen Sie ja keine Verſe (auf Baggeſen, dem dies wirklich in der Jugend paſſirte und der daher ewig eine innere Inconſiſtenz bei der größten Kraftfülle behält)."

Über Göthe. „Bei Ende des zweiten Bandes des Wilhelm Meiſter hoffte Goethe mit vier Bänden auszukommen. Jetzt ſpricht er ſchon von fünf Bänden. Die vier Friedrichsd'or pro Bogen ſchmecken ſo gut, daß noch ſechs oder acht Bände daraus werden können. Die Geſtändniſſe der ſchönen Seele, welche die größte Hälfte des dritten Bandes ausmachen, ſind von einer verſtorbenen Dame, die Goethe nur nach ſeiner Art zuſchnitt. Man ſieht ihnen das Fremdartige auf jedem Worte an. Es fehlte eben Goethe an Manuſcript. Das ganze Buch hat dadurch ſchon eine auffallende Ungleichheit, daß morceaux aus ganz verſchiedenen Perioden Goethe's darin ſind. Überhaupt arbeitet Goethe ſo, daß er Stücke (z. B. bei einem Schauſpiel Scenen aus dem erſten und fünften Act) einzeln ausarbeitet und ſie dann ſehr loſe zuſammenhängt. Das erſte

Buch im Wilhelm Meister war schon vor zehn Jahren viel lebendiger einmal niedergeschrieben. Aber seltsam ist es, daß Goethe, der in seinem Serlo und Meister solche Ideale von guten Theaterdirectionen aufstellt, selbst ein so abscheulicher Director ist und bald den Geschmack des weimarschen Publicums auf Haberstroh reducirt haben wird (z. B. der Zauberzither) *)."

(Den 29. Novbr. 1795.) Wieland sprach mit größtem Respect von Mounier, der ihn oft besucht und ihm vorplaudert. „Wenn ich überlege, was wir armen Bücherwürmer und Stubenphilosophen für elende Wichte gegen einen solchen praktischen Mann sind, so halte ich es schier für ein Sacrilège, ihm Einwürfe zu machen und zu widersprechen. — Überhaupt sind wir Gelehrte und Büchermacher doch eigentlich zu gar nichts nütze und nur eine Ausgeburt überfeinerter Staaten (dies macht, Wieland hatte nie bei seinem literarischen Leben eine eigentliche Function, ein Amt, einen Actenkasten). Das hab' ich oft meiner Frau gesagt, wenn ich so Sümmchen von Reich zugeschickt erhielt: Was sind die Menschen für Narren, daß sie für beschriebenes und bedrucktes Lumpenpapier, das doch am Ende nur dazu gut ist, Käse einzuwickeln oder zur Serviette zu dienen, so viel Geld wegschmeißen. Wir Gelehrte sehn uns für viel zu wichtig an. Wir sind Drohnen und Faulthiere im Bienenstock." —

(Den 24. Decbr. 1795.) Merkwürdige Recension über Wieland's Prachtausgabe, besonders über den neu bearbeiteten

---

*) Wer möchte solche Urtheile jetzt noch unterschreiben wollen. Sie mögen aber als charakteristisch für ihre Zeit und das Zusammenleben der vier weimarschen Heroen auf die Nachwelt übergehen.

Agathon von Jacobs in d. Neuen Bibl. d. schön. WW. LVI, 1. Als ich mit W. darüber sprach, äußerte er, daß ihm besonders die Stelle sehr treffend geschienen hätte, wo das unaussprechliche Etwas, das wie ein Zauber über alle seine Bilder gegossen ist, bemerkbar gemacht wird. „Ich kenne dies," sagte Wieland, „sehr gut. Zum Theil entspringt es aus meinen blöden Augen, die ich schon in dem frühesten Knabenalter so gehabt habe. Diese Blödsichtigkeit umschleierte gewissermaßen alle Gegenstände außer mir mit jenem zartgewebten ätherischen Duft, der der Phantasie so wohl thut. Dies würde aber doch nur Nebelbilder hervorgebracht haben, wenn nun nicht in mir selbst Streben nach sinnlich klaren, festen Umrissen meiner Phantasiegeschöpfe gekommen wären."

Sehr wahr fand er auch, was Jacobs bemerkt hatte, daß Wieland's Nachahmer alle so sehr verunglückt wären und er überhaupt keine eigentliche Schule von Jüngern und Nachfolgern gebildet habe. Dies sei daher gekommen, weil er nichts schreibe, auch das muthwilligste oder kleinste scherzhafteste Gedicht nicht, dem nicht etwas von Lebensphilosophie oder sokratischer Weisheit, etwas von dem Horazischen ridendo dicere verum beigemischt sei. Dies horazisch-lucianische Ingredienz von spottender, lächelnder, strafender Ironie mache das Salz seiner üppigsten und muthwilligsten Dichtungen, und dies fehle allen seinen Nachahmern.

Unzufrieden war er mit dem Tadel, daß des Sophisten Hippias plötzliche Erscheinung im Agathon am Ende zu wenig motivirt sei. Hippias habe ja in Olympia Agathon's Schicksale in Syrakus gehört; Veranlassung genug, um ihn dort aufzusuchen.

Wieland's lobende Briefe ſind oft ſehr gemisbraucht worden. So zog der M.... mehr als ein Jahr mit einem ſolchen Briefe durch ganz Deutſchland herum und bediente ſich ſeiner als eines literariſchen Paſſe-Ports für ſeinen Subſcribentenſammlungsunfug.

So ließ Arvelius im Intell.-Blatt der Allg. Lit.-Zeit. 1795 eine Stelle aus Wieland's Lobpreiſungen ſeiner Gedichte, gegen Alxinger's ſcharfen Tadel derſelben, als Ägide abdrucken. Arvelius hatte 1794 Wielanden ein ſplendides Dedicationsexemplar ſeiner Gedichte geſchickt, die aber Wieland, der eben damals Kopf und Hände voll hatte, nicht einmal anſah und in Hoffnung beſſerer und ruhigerer Zeiten ſeiner Bibliothek ohne weiteres einverleibte. Seitdem hatte Wieland nicht weiter daran gedacht und den ganzen Handel rein vergeſſen. Ein Jahr darauf ging Arvelius vom Karlsbade durch Weimar und ließ ſich bei Wieland melden. Dieſer ſchnauzte ſeiner Gewohnheit nach, da es ihm eben ſehr ungelegen kam, die Miſſion an und war nicht zu Hauſe. Eine zweite Beſchickung mit dem Vermelden: Herr Arvelius wünſche den Herrn Hofrath nur auf ein paar Worte zu ſprechen. Eine zweite noch unwilligere Verweigerung. Indeß fällt dies Wielanden doch auf's Herz. Arvelius!? den Namen ſollteſt du doch ſchon geleſen und gehört haben. Er denkt nach und endlich erinnert er ſich, wie durch einen Nebel, des Dedicationsexemplars. Kaum iſt er in ſeine Bibliothek getreten, ſo fällt ihm auch der prächtige Band in die Augen. Er greift zu und blättert, lieſt, ſeines Unrechts ſich bewußt, mit Bedauern gegen den armen Arvelius, findet wirklich recht artige Stellen, findet nun Alles artig und zürnt wegen ſeiner Ruſticität auf ſich ſelbſt. Indeß jetzt muß er zur Her-

zogin und die Sache iſt einmal geſchehen; als er Abends nach Hauſe kommt, findet er einen Brief von Arvelius, im beſcheidenſten Ton voll Klagen über ſein Unglück und mit der Bitte, ihm wenigſtens ſein Verdammungsurtheil nicht vorzuenthalten. Nun ſetzt ſich Wieland zu einer amende honorable hin und ſchreibt freilich mit größerer Wärme des Guten mehr, als er es ſonſt gethan haben würde, um den gebeugten Verfaſſer wieder aufzurichten. So etwas läßt nun Arvelius aus allem Zuſammenhange herausgeriſſen, öffentlich, ohne den Schreiber zu fragen, abdrucken. Alxinger ſchrieb Wielanden einen langen Brief zur Entſchuldigung, daß er ſo verſchieden von ihm geurtheilt habe. Im Januarſtück 1796 des Mercur will Wieland den ganzen Hergang erzählen. Mit Alxinger's wunderlicher Art, ſich ſelbſt durch Apoſtrophen zu chicaniren, iſt Wieland durchaus unzufrieden.

Reinhold ſondirte kurz vor ſeinem Abgange nach Kiel Wieland's ſämmtliche Briefſchaften und nahm große Pakete der wichtigſten mit ſich. Unter ihnen fand ſich auch der intereſſante Brief von Leſſing an Wieland, den Reinhold dann in der ſchleswiger Monatsſchrift 1794 abdrucken ließ. Nach Wieland's Willen werden, ſobald er todt iſt, alle ſeine Briefſchaften in eine Kiſte gepackt und Reinholden zugeſchickt.

Den 6. Januar 1796. Wieland hatte von Reinhold die Einladungsſchrift: Entwurf zu einem Einverſtändniſſe unter Wohlgeſinnten, über die Hauptmomente der moraliſchen Angelegenheiten, als Manuſcript gedruckt, durch mich erhalten und zu leſen angefangen. „Wenn nur die Herren erſt eine Sprache ſprächen, die auch der Laienbruder verſtehn könnte. Ich möchte wiſſen, ob denn die Kantiſche Schule auch die Vernunft in dem Sinne nehme wie

Cicero ſeine ratio. So lange dieſe Herren nicht Allen verſtändlich ſind, iſt und bleibt ihre Philoſophie leere Terminologie. So weiß ich nicht, ob das, was Reinhold Gewiſſen nennt, probehaltig iſt. Überhaupt habe ich in meinem Leben mit dem, was man Gewiſſen nennt, nicht recht fertig werden können. In meiner platoniſirenden Jugendperiode las ich einmal eine myſtiſche Schrift eines ſchweizer Edelmanns, Muralt, L'institut divin betitelt. Darin wird das Gewiſſen als die einzige in dem Menſchen befindliche particula aurae divinae, als das ἀποσπασμάτιον des alldurchdringenden Gottes in dem Menſchen vorgeſtellt. Damals machte die Lecture dieſer Schrift außerordentlichen Eindruck auf mich, und ich werde mir bei meiner Reiſe in die Schweiz alle mögliche Mühe geben, ſie wieder aufzutreiben und nun in meinem jetzigen Ideenkreiſe noch einmal durchzuleſen. (Beiläufig, dieſer Muralt war ein herrlicher Kopf in der frühern erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts. Er iſt Verfaſſer der Lettres sur les Anglois et les François, in denen er dieſe zwei Nationen richtiger paralleliſirt hat als ſpäter Voltaire. Muralt zeigte den Franzoſen, daß ihre zwei angebeteten Schriftſteller Molière und La Fontaine nicht einmal von Seiten der Moral und Naivetät, worauf beiden ſo große Lobſprüche ertheilt werden, echt wären und wol gleich die erſte Fabel von La Fontaine: Maître corbeau eine ſcharfe Cenſur verdiene, wobei er ihre Plattheiten zeigt. Darüber erhoben die Franzoſen ein: Kreuzige! gegen ihn. Später aber gerieth dieſer Muralt in den Myſticismus und ging verloren.) Wäre das Gewiſſen etwas Göttliches, ſo könnte es nicht irren, nicht übertäubt werden.

Über Humanität und den Begriff, den die Alten damit verbanden. Ihnen war ſie die Perfectibilität des

ganzen Menſchen nach Seele und Körper, Alles, was durch unendliche Stufen vervollkommnet, den Menſchen über die Thierheit erhebt, Bildungsfähigkeit und reiche Ausbildung des Körpers durch Gymnaſtik, Muſik, ſchöne Künſte, der Seele durch Geſchichte, Poeſie (humaniora) u. ſ. w. Reinhold's Unterſchied (a. a. O. §. 2, S. 5.) zwiſchen Humanität, Menſchlichkeit und Menſchheit iſt ſehr willkürlich.

Bei Gelegenheit der rührenden Trauhandlung, durch welche Herder in Belvedere 1795 Heinrich Geßner mit Lottchen Wieland verband und wobei Alles bis zu Thränen gerührt wurde, erzählte Wieland, wie rührend der Actus geweſen ſei, als ſein biederer Vater ihn und ſeine Braut (eine geborne Augsburgerin) ſelbſt mit ſichtbarer, bei ihm aber ſonſt ſehr ſeltenen Bewegung in Biberach getraut hätte. Wieland's Vater verſchloß alle ſeine tiefen Empfindungen in die Bruſt, weil er nach dem Wegſterben ſeines einzigen Freundes Niemand in Biberach fand, der ihn gefaßt hätte. So kam alſo ſeine Empfindung nur ſelten zum Vorſchein. Auch war ſeine Mutter keineswegs dazu geſchaffen, dem Herrn Oberpfarrer Wieland den ſteifen Prieſterkragen abzubinden. Dieſe war viel zu lebhaft, viel zu ſehr dem Spiel ihrer Phankaſie unterthan. Bei Wieland's Trauung war ein alter im Hageſtolzenſtand verhärteter Bürgermeiſter von Biberach gegenwärtig. Dieſer kam nach dem Trauactus zum Bräutigam, drückte ihm die Hände und ſagte, um ſo getraut zu werden, möchte ich wol ſelbſt noch heirathen.

Als Wieland in Zürich war, hatte Sal. Geßner die muntere Heidegger noch nicht geheirathet. Geßner's Vater wollte in dieſe Heirath lange nicht willigen, weil der Zunftherr Heidegger ein wildes, ausgelaſſenes Leben führte, mit Maitreſſen

lebte und ſich daher um ſeine Tochter wenig bekümmerte. Auch hatte Jungfer Heidegger damals die Meinung der Züricher gegen ſich, und als Sal. Geßner endlich als einziger Sohn dennoch durchdrang, hielt man ihn wegen dieſer weltlich geſinnten Frau allgemein für verloren. Aber grade dieſe Frau wurde eine muſterhafte Gattin und Mutter, ordnete Salomo's Kunſtgenie zum Erwerb, den ſie anfangs, wo er nur noch Diener in der Buchhandlung des Vaters war, wohl nöthig hatten. Auf ſie freute ſich jetzt Wieland mit voller Seele.

Unbeſchreiblichen Genuß macht ihm die ſplendide Ausgabe von Geßner's Werken, 2 Bde. 4 (1778.) mit den von Geßner ſelbſt vortrefflich geätzten Kupfern, wovon er ſoeben ein herrliches Exemplar aus Zürich geſchickt erhalten hatte. „Könnte ich Kupfer ſtechen, wie viel beſſer als Ramberg wollte ich meinen Agathon in der neuen Prachtausgabe auch von dieſer Seite ausgeſchmückt haben.“ Dreizehn Ölgemälde von Sal. Geßner bewahrt die Familie noch als einen beſondern Schatz.

(Den 13. Januar 1796.) „Ich habe große Noth, das Datum meiner früheren Producte zu fixiren und muß mich dazu ſelbſt oft Meuſel's bedienen. Panthea und Araspes war eigentlich im Plane meines Cyrus, iſt aber alsdann während meines Aufenthalts in der Schweiz in Proſa geſchrieben worden. Dies iſt meine erſte gute Proſa geweſen, wiewol ſie freilich noch viel jugendliche Declamation enthält. In keiner meiner Schilderungen der Liebe iſt die Sache ſo pſychologiſch vom erſten Keim bis zur smania amorosa fortgeführt, und darum gebe ich dieſem Product einen entſchiedenen Werth. Der größte Theil des Agathon und des Idris ſind im erſten Jahre nach meiner Verheirathung zum Theil im Gartenhäuschen zu Biberach

geſchrieben. Vom Muſarion war nur ein Fragment fertig, was lange in meinem Pulte lag, ohne daß ich ſehr darauf achtete. Einmal komme ich darüber und finde beim neuen Durchleſen, daß ſich doch wol etwas daraus machen ließe."

„Mit dem neuen Amadis debutirte ich in Erfurt, wo ſich freilich Alles kreuzigte und ſegnete, daß der erſte Profeſſor der Philoſophie ſolches Zeug ſchreiben könnte. Ich machte mir aus alle dieſem Geſchnatter nichts, da ich mich auf die Gunſt des Kurfürſten von Mainz und ſeines erſten Miniſters ſicher verlaſſen konnte."

„Die gehäſſigſten Recenſionen gegen mich erſchienen in der Nicolaiſchen allg. Bibliothek. Da war das Laſtthier Muſäus mein Recenſent. Dieſem ehrlichen Manne habe ich in der Folge zu einem Honorar von zwei Friedrichsd'or pro Bogen von Freund Hains Erſcheinungen bei Steiner geholfen, wovon er ganz entzückt war. Muſäus' Jovialität litt keinen Thaler im Sacke. Daher war er immer in Geldnoth und mußte für Nicolai große Stöße von Allerweltsſchriften den Bogen zu vier Thaler recenſiren."

„Ich bin noch immer ſehr furchtſam über die Stimme des Publicums gegen mich und verſpreche mir für mein Attiſches Muſeum kaum 500 Abnehmer."

(Den 24. Januar 1796.) „Die Art, wie ich arbeite, iſt ungefähr der Arbeit eines Zeichners ähnlich, der nur immer Linien und Striche hinkritzelt, immer mit ſeinem Brote wegwiſcht, immer zuſetzt und endlich doch etwas ganz Leidliches hervorgehn läßt. Sowie ich etwas aus mir ſelbſt producire, ſo ſchreibe ich gleich aufs Papier. Aber mein Gedanke bildet und

formt ſich erſt, indem ich ihn drei-, viermal und noch öfter umkehre, ausſtreiche, drehe, wende*). Daher nichts fürchterlicher als meine Brouillons. Darum muß ich auch meine Augen mit möglichſter Sorgfalt ſchonen, weil ich durchaus nicht mich in dieſem Alter ans Dictiren gewöhnen könnte. Wer dictirt, muß ſchon Alles vor ſich in der Seele feſtſtehn haben."

„Meine Überſetzung ſoll möglichſte Approximation zum Autor ſelbſt ſein. So haben aber z. B. weder Auger noch Gillis den Iſokrates überſetzt. Jener hat einen vornehmen Prälaten, der ein éloge funèbre hält, dieſer einen Lordkanzler Thuelow aus ihm gemacht."

„Die Engländer haben einen eiſernen Ring um den Hals, der ſie hindert, rechts und links zu ſehn; ſie ſehen büffelartig nur immer auf einen einzigen Punkt. Den ſehn ſie ſcharf und richtig. Aber Alles iſt einſeitig und pedantiſch."

„Da Lucian's Werke ſelbſt im Gehalte ſehr verſchieden ſind, ſo habe ich nur auf die große Sorgfalt gewendet, die es verdienen. Viele ſeiner Jugendproducte ſind unausſtehlich geſchwätzig und uncorrect. Dieſen mußte ich nachhelfen und da überſetzte ich freier. Aber ſeine guten Werke, ſeinen Timon, Nigrinus, Reviviscentes habe ich mit größter Treue wiederzugeben verſucht. Meine Hypotheſe über des Demoſthenes Encomium halte ich für ſehr ſcharfſinnig." —

*) Damit hängt eine Äußerung Herder's zuſammen, bei Gelegenheit von Baggeſen's Lied: Ja und Nein, oder die Grazien des Widerſpruchs (in Voſſens Muſenalmanach). Dies ſei auf Lottchen Wieland (Mad. Geßner in Zürich) gemacht, welche eine ſchwebende Unbeſtimmtheit gewiſſermaßen als Erbtheil ihres Vaters habe, der die ſonderbare Gewohnheit beſitzt, einen hart und rund ausgeſprochenen Satz nach und nach ſo lange zu mildern und zu umſchränken, bis die ganze Sentenz ihre völlige Kraft verliert.

(Den 3. Februar 1796.) „Ich will Alles anwenden, um aus meinem 24jährigen Fürſtendienſt noch am Ende meiner Tage herauszukommen. Ich werde allezeit au premier venu aufgeopfert. Z. B. ſeit vielen Jahren ſtand ein Fortepiano hier in meiner Stube, das mir faſt unentbehrlich geworden war, weil ich die Gewohnheit hatte, oft für mich ſelbſt darauf zu phantaſiren und ein erträgliches Cantabile darauf zu ſpielen. Das iſt Muſik fürs Haus, die Niemand weiter hören darf. Vor Kurzem ſchreibt Einſiedel an mich, ob ich es nicht auf einige Zeit entbehren könne. Herzlich gern. Aber man ſchickt es, wie ich von den Leuten höre, die es abholen, zu Mounier. Und dieſer und deſſen Tochter ſpielen — nie darauf! Dies, ich geſtehe es, hat mir meine gute Laune mehre Tage verdorben. Jetzt laſſe ich mir mein altes Klavier zurecht machen, das mir darum freilich weniger zur Hand iſt, weil ich nicht Virtuos genug bin, um in die Zartheit des bloßen Klaviers zu entriren. So erhalte ich auch keinen Reiſewagen von der Herzogin. Ich werde es in den Anzeiger ſetzen laſſen, wer mir einen ablaſſen will."

„An Galle gegen dieſe Hofmishandlungen*) hat es mir nicht gefehlt, und ich habe ihr auch immer Luft gemacht. Mein Daniſchmende bin ich ſelbſt. In dem verklagten Amor ſind hieſige Hofſcenen abconterfeiet. Die Abderiten entſtanden in einer Stunde des Unmuths, wie ich von meinem Manſardenfenſter herab die ganze Welt voll Koth und Unrath erblickte und mich an ihr zu rächen beſchloß."

*) Es verſteht ſich wol von ſelbſt, daß dieſe Klagen nicht von den höchſten Perſonen ſelbſt gelten, auch zum Theil nur Ausflüſſe einer übeln Laune und ſeiner reizbaren Heftigkeit waren.

„Man hat in meinen Abderiten viel Anſpielung gefunden, an der ich völlig unſchuldig bin. Niemand aber fand ſich mehr gekränkt als der ehrliche Maler Müller in Manheim. Ich hatte an ihm in Manheim ſelbſt einen geraden, braven Mann kennen lernen, voll Geniedrang, aber eine gute Haut, bonne pâte d'homme. Nun hatte er aber ein ganz ungenießbares Kind ſeiner Phantaſie zur Welt gebracht, Niobe. Dies that mir um ſeinetwillen leid, und ich ſuchte es abſichtlich zu vergeſſen, daß Er Vater dieſes Wechſelbalgs ſei. In meinen Abderiten aber brauchte ich eine Inſtanz und nehme die Niobe, ohne nur zu ahnen, daß dies Müllern treffen werde, deſſen Vaterſchaft ich rein vergeſſen hatte. Dieſer wurde indeß, da Jedermann mit Fingern auf ihn wies, unbeſchreiblich dadurch gebeugt. Man ſchrieb mir's und ich gab mir alle mögliche Mühe, ihm wenigſtens zu beweiſen, daß ich ihn nicht habe kränken wollen."

„Überhaupt hat mir in dieſem Falle mein Gedächtniß oft böſe Streiche geſpielt. Ich behalte die Sache und vergeſſe die Namen, halte die Sache für meine Erfindung, brauche ſie als die meinige und finde am Ende, daß es eine Reminiſcenz geweſen, die der Deutungsſucht einen offenen Spielraum gewähre. Ich habe eigentlich nur Eine Perſon in meinem Leben gemeint, das iſt die Gräfin Schall, Tochter des Grafen Stadion, gegen die ich eine große Wuth hatte und die ich als Juno figuriren laſſe. Aber darum iſt mir jetzt das Stück unrein und verhaßt. Sonſt hat man mir wol auch Schuld gegeben, daß ich im Dionyſius meines Agathon's den vorigen Herzog von Würtemberg geſchildert habe. In Einigem können die Leute wol Recht haben, aber es iſt doch nicht mit Bewußtſein geſchehen. Ich verfahre mit allen dieſen Schöpfungen wie Zeuris zu Kroton

mit der Helena. Man mochte indeß dem Herzog ſelbſt etwas der Art von mir geſagt haben; 'als er hier war und Herder und ich ihm präſentirt wurden, affectirte er uns gar nicht zu kennen. Dagegen hielt er in Jena ein großes Gaſtgebot, wo er die Pedanten alle zuſammenbat und ſie von ſeiner neuen Univerſität unterhielt, ihnen ſtreitige Punkte zur Entſcheidung vorlegte, aber allezeit vorausſchickte: der Geſetzgeber (ſich ſelbſt meinend) hatte darüber ſo geſprochen u. ſ. w.! Ich konnte mich damals nicht enthalten, ein Epigramm auf dieſen Dionyſius zu machen, das aber die Leute ſehr beißend fanden und fleißig circuliren ließen*)."

„Einſt ſprach der große Friedrich von mir mit Herzberg und bezeugte ſeine Verwunderung, daß ein Mann in Deutſchland wäre, der berühmt ſein ſolle, aber ſeine Bekanntſchaft nicht gemacht hätte. Freilich hätte ich ihm huldigen, ihm etwas dediciren ſollen. So wollen es die großen Leute haben."

Als ich zu ihm kam, hatte er eben den hämiſchen Ausfall Schiller's in den Horen (1795. XII.) geleſen und war über der letzten Reviſion ſeiner Abderiten begriffen. Warum (fragte er) gedenkt der Herr dieſes in ſeiner Art gewiß vortrefflichen Buchs mit keiner Sylbe? Schiller wollte die Vorrede zur großen Ausgabe von Wieland's Werken machen und ſchrieb deswegen

---

*) Ich habe ein Epigramm, doch nicht von Wieland's Hand, vorgefunden, welches ſo lautet:

Mit größtem Recht, o Schwabenkönig, hieß
Die Welt dich längſt den zweiten Dionys;
Dir fehlte nichts, die Gleichheit zu vollenden,
Als mit Schulmeiſtern auch wie Dionys zu enden.
(An den Herrn G.... v. U...)

an Wieland. Dieſer lehnte es beſcheiden ab, daher die erſte Miſlaune. Einige kleine Billets von Schiller beantwortete Wieland nicht. Das verdroß wieder. Nun fröhnt er Goethen. —

„Komme ich einſt dazu, die Geſchichte meiner Schriften zu ſchreiben, ſo werde ich Vieles über die mir angeſchuldigte Schlüpfrigkeit meiner Schriften zu ſagen haben. Ich habe beſondre Vorſtellungen von den Sacris phallicis des grauen Alterthums. Es waren die ehrwürdigſten Naturfeierlichkeiten. Sobald der Menſch nur ein Glied an ſeinem Leibe hat, deſſen er ſich ſchämen muß, hat er ſeine Unſchuld verloren. Man tadelt es, daß nackte Figuren da aufgeſtellt werden, wo Mädchen im Hauſe ſind. Hätte ich nur recht viel, ich wollte alle meine Zimmer davon anfüllen. Warum ziehn wir denn den Hunden und Ochſen nicht auch Hoſen an? Der heiligſte Naturtrieb iſt durch Pfafferei entadelt und verſchrien worden. Um dieſer Bigotterie zu entgegnen, habe ich ſolche Themen ausgemalt, die ich abſichtlich ergriffen habe, nicht daß ſie mir, wie Schiller beliebt zu ſagen, unglücklicherweiſe in die Hände gefallen wären.“ —

(Den 28. Febr. 1796.) „Ich habe nie etwas gedichtet, wozu ich nicht den Stoff außer mir, in irgend einem alten Romane, Legende oder Fabliau gefunden hätte. So half mir ein ganz unbekannter Romancier, Caveccio, aus dem ſechzehnten Jahrhundert, deſſen tolles Geſchwätz in den Mélanges tirées d'une grande bibliothèque ſteht, auf die erſte Idee von Clelia und Sinibald, meinem Lieblingsſtücke unter den kleinern. — Ja, wenn ich ſo vollgeſtopfte Scrinia hätte, wie Herder! aber ich habe nie in meinem Leben etwas im Voraus gearbeitet. — Ich wollte Falken eher die 200 Thaler ſelbſt geben und ihn bitten,

er möge mir lieber seine Materialien zum Calender für den Mercur geben. —

Von meinem vierzehnten Jahre an bin ich in Klosterbergen gewesen. Nach drei Jahren auf ein halbes Jahr zurückgekommen. Dann bin ich wieder von der Universität zu Hause gewesen. Dann sechs Jahre in der Schweiz, beinahe fünf Jahre in Zürich und eins in Bern. Dann wieder neun Jahre in Biberach. In Memmingen möchte ich Patrizier sein. In Biberach ist wegen der Parität keine heilsame Besserung möglich." —

(Den 6. März 1796.) „Bertuchen habe ich durch den Einfluß von Görz zum geheimen Secretair des Herzogs gemacht. Er hatte viel auszustehen, als die Göthe'sche Genieperiode anging, wo er immer nur der Philister hieß. Dafür warf man ihm aber zuweilen auch etwas zu. Dahin gehörte die Bewilligung, den alten fürstlichen Garten für einen sehr leichten Kanon zu besitzen. Hier erbauete er mit den 2000 Thalern, die er durch seine Don Quixote gewonnen hatte, durch die Erleichterungsmittel, die ihm als Secretair des Herzogs zu Gebote standen, sein Haus. Sonderbar ist's, daß der ehrliche Cervantes, der in seinem undankbaren Vaterlande fast Hungers starb, einem Deutschen, einer thüringer Heringsnase, ein Haus erbauen mußte. Zur Abonnententrommel bediente sich Bertuch des Mercurs, der ihm überhaupt treffliche Dienste leistete, um seine Bekanntschaften zu erweitern. Übrigens weiß ich wohl, wie weit Bertuch's Freundschaft gilt. Er hat mir statt Ducaten schön glänzende Souverainsd'or aufgeschwatzt, wobei er das Agio trefflich zu benutzen wußte. Ich war Kind genug, um die blanken Goldstücke lieb zu haben. Da gab er mir die Puppe.

Er hat mich beſchwatzt, an der deſſauer gelehrten Buchhandlung Theil zu nehmen, und ich habe baare 1000 Thaler dabei verloren, worüber er mir nie eine Rechnung vorgelegt hat. Die Idee zur Allg. Lit.-Zeit. iſt eigentlich die meinige. Ich hatte damals von meiner Schwiegermutter Einiges geerbt; das ſollte wuchern, und ſo kauften wir Mauken die Preſſen. Zwei Billets, die ich und Schütz einander gleich in der erſten Woche übel nahmen, brachte die Trennung hervor. Auch wollte ich nicht umſonſt an dem Gewinn theilnehmen. Bertuch machte grade nur ſo viel Gegenvorſtellungen, als die Höflichkeit foderte. — Die letzten zwei Bände der großen Ausgabe ſollen Mémoires pour servir à l'histoire littéraire de Mr. Wieland enthalten.

Über Solon will ich ſchreiben. Seine Geſetzgebung hätte ſtets Regulativ der Athener bleiben ſollen; er hatte das rechte Temperament zwiſchen Ariſtokratie und Demokratie gefunden."

(Den 10. März 1796.) Die Empfindungen der Chriſten, Sympathien, Briefe der Verſtorbenen u. ſ. w. gab Wieland der Orell-Füßliſchen Handlung umſonſt, erhielt aber vielleicht für 20 Thaler Werth Bücher dafür. Darum konnte auch dieſe nichts dagegen haben, wenn er jene Sachen für die Supplementbände ſeiner Opera omnia reclamirte. Sie haben damals großen Gewinn gebracht. —

Das erſte, wofür Wieland einen Ducaten-Honorar bekam, war Araspes und Panthea. — Für den Shakſpeare erhielt er pro Band im Deutſchen gedruckt zehn Carolin. — Es war etwas Unerhörtes, als Reich Wielanden zwei Louisd'or pro Bogen zahlte. Reich wußte dies aber auch in allen ſeinen Briefen recht geltend zu machen, zumal da er allerdings das

Unglück hatte, daß immer in vier Wochen auch schon ein Nachdruck des Wielandschen Werkes da war. (Anekdote: Der Buchdrucker Schmieder in Karlsruhe inhibirte den Nachdruck des Oberon, als er hörte, der rechtmäßige Verleger Hofmann sei todt und habe Witwe und Kinder hinterlassen. Ex Büttneri ore qui tum forte Caroliruhae degebat.)

Wieland kann noch jetzt die kleinste Elzevirische Ausgabe lesen und wünscht sich einen Horaz besonders in dieser Form gedruckt. — Der prächtige Oberlin'sche Horaz ist das einzige Präsent, welches Wieland vom Herzog als seinem fürstlichen Zögling erhielt. — Die Recension des Mangelsdorfischen Hausbedarfs der Geschichte in der Allg. Lit.-Zeit. macht Wielanden große Mühe.

(Den 16. März 1796.) „Ich habe immer die Meinung gehabt, daß die Menschen eigentlich nur als eine höhere Classe von Affen mit einer besondern Perfectibilität, die bei ihnen statt des Instincts ist, zu betrachten wären. Gewisse höhere Genien haben sich von Zeit zu Zeit verkörpert, um dies Affengeschlecht zu civilisiren. Etwas von diesem Genialischen haben alle Musenpriester. Ich will dies einmal besonders ausführen. — Ich wollte den Isokrates malen, wie er ausgesehen haben muß, und aus der Pnyx herauslesen, wenn ich in der Ekklesia wäre. Er ist unter den Rhetoren ein Sokrates gewesen, voll Bonhomie. Ihm ist's ernst, daß aus den Athenern etwas Gescheites werden möge." (Die Untersuchung, wie die chronologischen Zweifel über die Zeit der Abfassung des Panegyricus gelöst werden können, beschäftigt ihn eine Woche lang.)

(Den 20. März 1796.) „Vielleicht erlebe ich es noch, daß kein Deutschland mehr ist.“ Ein gewisser Lehrer an einem Forstinstitute bei Meiningen schickte Wielanden Dichtererstlinge und nannte ihn in seinem Briefe den Meistersänger Deutschlands. Diese Benennung machte ihm große Freude. Dabei erzählte er, daß er sich als Kind in Biberach die letzte Hefe der dortigen Meistersänger bei Hochzeiten und am Neujahrstage vor den Thüren singen gehört zu haben erinnere.

Hottinger's Leben von Salomo Gesner hatte ihm großen Genuß bereitet. Auch Wieland's erste Dichterbekanntschaft war Brockes. Als neunjähriger Knabe lustwandelte er, den Brockes in der Tasche, in der schönen Thalgegend bei Biberach und seine ersten Dichterversuche waren in Brockes' Manier.

(Den 27. März 1796.) Als ich zu ihm kam, war er mit der Ausfeilung seines Oberon für die Göschen'sche Ausgabe beschäftigt. Ist es möglich, daß sie noch viel zu ändern finden? fragte ich verwunderungsvoll. O ja! war die Antwort, sehen sie selbst! In der That waren in den vier bis jetzt revidirten Gesängen fast auf allen Seiten wichtige Verbesserungen. „Das wird so in der ersten Hälfte fortgehn; in der zweiten kommt's seltner, denn da war ich im Flusse.“ Er sucht jetzt wo möglich alle die kleinen Spuren lächelnder Laune wegzupoliren, die in der ersten Ausgabe stehn geblieben sind. Der Oberon soll ein reines Werk objectiver Darstellung sein; man muß darin, wie im Homer, den Dichter gar nicht merken. Zum Beweis gab er mir eine soeben emendirte Stelle, dritter Ges., Strophe 36:

Allein beim ersten Stoß, den Huon's gutes Schwert
Auf seinen Harnisch führt, vergeht ihm schon das Lachen.

Dieſer Ausdruck iſt zu komiſch und kann gewiſſermaßen nicht ohne Lächeln geſprochen werden. Darum paßt er nicht in den Oberon und iſt nun getilgt. — Manche grammatiſche Kleinigkeiten, ſchielende Reime, z. B. zurücke, Blicke, ſind nun auch weggekommen. Ingleichen macht er ſich's zur Regel, überall die Anapäſten auszuſtreichen, wo ſie nicht eigentlich malen, z. B. Geſ. II. Str. 42., wo ſie allerdings ſtehn bleiben mußten.

Wieland erhielt nach der allgemeinen Verbreitung ſeines Oberons einen Brief von dem Miniſter des Herzogs von Parma, der ſeit Jahr und Tag ſeiner Dienſte entlaſſen iſt, Reconi. Dieſer hatte Deutſch gelernt und den Oberon im Original geleſen. Er dankte dem Dichter für den Genuß, den er aus dieſem reinen Kunſtwerk geſchöpft habe und den ihm kein italieniſcher Dichter der romantiſchen Epopöe je gewährt habe. — Im Roman, dem Wieland den erſten Stoff zum Oberon verdankt, im Huon de Bourdeaux, iſt Oberon ein Sohn des Julius Cäſar und einer Hexe, ungefähr ein ſolcher boshafter Kobold, wie ihn Scherasmin jetzt noch dem Huon in der Beſchreibung des Zauberwaldes ſchildert. Wieland hat ihm das Gutmüthige aus Shakſpeare's Mid-summer night gegeben und doch das knabenhafte Elfenweſen mit größerer Majeſtät vertauſcht. Darauf thut er ſich jetzt noch eben ſo viel zu gut als in der Vorrede zum Oberon ſelbſt. Auf einen Fehler im Oberon ließ ein Reiſender Wielanden durch Göſchen aufmerkſam machen. Es iſt geographiſch unrichtig, daß es in Tunis nicht Nacht werde, ſondern nur ein halbdüſtrer Abend mit dem Morgen abwechsle. Der Reiſende war ſelbſt in Tunis geweſen. Dieſe Stelle wird viel Arbeit in der Umänderung koſten. — In der berühmten Schilderung der Wirkung der Phantaſie, wo die Todtenhand

hervorlangt, hat Wieland mehr als einen Tag damit verloren, das Wort Gaben, das Vielen (z. B. dem Prinz August [von Gotha]) ganz unverständlich ist, wegzubringen. Aber es ließ sich durchaus nicht machen. Jetzt soll ein kleines Glossarium veralteter Worte gleich den Eingang zum Oberon machen. Ich habe versprochen dazu behülflich zu sein.

(Den 24. April 1796 auf einer Promenade im Park.) Ein gewisser Tettenrieder aus Ulm, ein Büchsenspanner, der eine Büchsenspannerswitwe in Biberach geheirathet hatte, ein Frauenzimmerschuster, der in Paris gewesen war und Carlin spielen gesehen hatte — er machte in der ganzen Gegend die niedlichsten Frauenschuhe und Pantoffeln — waren die Hauptacteurs beim Bürgerschauspiel in Biberach, als Wieland aus der Schweiz dahin zurückkam und als Stadtsecretair und unterster Senator die Aufsicht über dies Schauspiel bekam. Es waren nämlich sonst in den meisten schwäbischen Reichsstädten eigene Corporationen von Schauspielern, die aus Bürgern und Bürgermädchen bestanden und jährlich bei gewissen Gelegenheiheiten ungefähr in der Manier spielten, wie Shakspeare seinen Pyramus und Thisbe aufführen läßt. Die Sache stand unter Aufsicht des Magistrats und hatte alle mögliche Rechtmäßigkeit. Wieland wollte nichts Gewöhnliches aufführen lassen und so verfiel er darauf, den Sturm von Shakspeare zu bearbeiten. Dies gab ihm die erste Idee zur Übersetzung des ganzen Shakspeare.

Die Tochter des Chordirectors und Cantors Knecht in Biberach spielte in diesem Stücke eine Nymphe; zur Miranda aber hatte sie nicht Stimme genug. Von dieser Zeit bekam Jungfer

Knecht einen unwiderſtehlichen Hang zum Theater, den der oben-erwähnte Herr Tettenrieder, der mit ſeinem Eheteufel zu Hauſe recht ſchlecht lebte (ſie hatte ihn eigentlich als einen jungen Burſchen gekapert) und in Jungfer Knecht verliebt war, liſtig zu unterhalten wußte. Bald ſpielte ſie in einem Privattheater auch die Alzire von Voltaire und träumte wachend und ſchlafend nur von den hohen Genüſſen theatraliſcher Darſtellungen. — Endlich entſpann ſich ein förmliches Liebesverſtändniß zwiſchen Tettenrieder und Jungfer Knecht, um welches Wieland wohl wußte, da ſie ihn zu ihren Vertrauten gemacht hatten. Es wurde verabredet, daß die Knecht zuerſt davongehen, ihr Liebhaber mehre Monat ſpäter nachfolgen ſollte, um allen Verdacht eines Einverſtändniſſes zu vermeiden. So geſchah's. Ihre Flucht machte kein großes Aufſehen. Die Matronen hatten einen ſolchen Schritt von dem ſchauſpielthörichten Mädchen längſt erwartet. Aber des Herrn Büchſenſpanners Entweichung, der ſeine Frau mit zwei Kindern ſitzen ließ, erregte allgemeinen Unwillen und ſelbſt gegen Wieland einiges Murren, der ſich nur dadurch zu helfen wußte, daß er ſelbſt auf dieſe Handlung wacker ſchimpfte und ſeine völlige Unwiſſenheit verſicherte.

Dieſe war auch zum Theil gegründet, und Wieland wußte wirklich einige Jahre nicht, was aus Beiden geworden war. Endlich erhielt er einen Brief von Herrn Abt, ſo hatte ſich der Büchſenſpanner umgetauft, worin dieſer ziemlich räthſelhaft ſeine Geſchichte errathen ließ und ſeinen hinterlaſſenen Kindern durch Wieland Unterſtützung zu ſchicken verſprach. Jungfer Knecht hatte ſich wirklich mit ihm copuliren laſſen und war die bedauerungswürdige Sklavin eines Unholds geworden, der ſie aufs Abſcheulichſte tyranniſirte, den ſie aber doch aus Großmuth

nie verlaſſen wollte. Sie hatte zwei Kinder von ihm. Er ſpielte nur Eine Rolle gut, den Tartuffe von Molière; ſonſt war er ein Wirrkopf und ſehr ſchlechtes Subject. Sie feſſelte Alles durch ihre Kunſt und Natur, durch ſeelenvolles Auge und ihre Silberſtimme. Sie war nicht ſchön, aber unbeſchreiblich anmuthig. — Als Wieland nach Erfurt verſetzt wurde, war Mad. Abt die Göttin des Tages. Sie hatte hier in Weimar geſpielt und der Herzogin außerordentlich gefallen. Man glaubte allgemein, ſie ſei ein entführtes Fräulein aus dem Reich. Ihr edles Weſen rechtfertigte dieſen Verdacht und Wieland ließ Jedermann gern in dieſem Irrthum. Er ſah ſie hier in Weimar nur acht Tage lang, als ſie mit der Verzweiflung rang, in die ſie die abſcheuliche Lage mit ihrem Henker von Manne geſtürzt hatte. Am letzten Abend, wo ſie bei Wieland zu Tiſche war, ſchilderte ſie ihr Elend ſo herzergreifend, daß Wieland's Frau ſelbſt mit überwallendem Gefühl zuerſt den Vorſchlag that, ſie im Hauſe zu behalten und als Schweſter zu behandeln. Aber die Abt wollte doch ihren Mann, den ſie übrigens wie die Hölle haßt, doch nicht im Elend verſchmachten laſſen. Sie hielt es für eine Strafe ihres Vergehens, an dieſen lebendigen Leichnam gefeſſelt zu ſein. Sie ſchlug Wieland's Anerbieten großmüthig aus. „Und dies", ſetzte Wieland hinzu, „war ſehr gut, denn wie ich ihr jetzt nur gut war, wie allen ausgezeichneten Frauen, ſo hätte dies contubernium zu keinen guten Dingen führen können. Denn in Manchem gleiche ich doch dem Hofrath in Iffland's Hausfrieden und wer iſt der Mann von Geiſt, dem dies nicht zuweilen paſſirte?

Mehr noch war ich Anbeter der Koch, als ſie meine Alceſte vortrefflich ſpielte. Da verlieh ihr meine Phantaſie alle Reize

des Ideals, das ich meiner Alceſte angedichtet hatte. Ich hatte damals erſt drei Kinder, war noch heiter und heftiger. Da hielt ich in meinem Hauſe kleine Soupers fins, wo Seyler die beſten Glieder ſeiner Geſellſchaft mitbrachte. Einſt hatte mich der Koch Spiel als Alceſte ſo entzückt, daß ich, ſowie ich nach Hauſe kam, ſogleich ein Gedicht in derſelben Nacht auf ſie machte und es ihr den andern Morgen mit der ausdrücklichen Bitte zuſchickte, ja Niemanden eine Abſchrift davon zu geben. Wie groß mußte daher mein Unwille ſein, als ich dies Gedicht im folgenden Theaterkalender von Reichardt abgedruckt und mich dadurch dem Spott der Herzogin, welche die Koch zuletzt gar nicht leiden konnte, ausgeſetzt fand. Dies hat auch gemacht, daß ich dies Gedicht nicht in meine Sammlung aufgenommen habe, ob ich es gleich für eins meiner beſten halte. Nach meinem Tode mag es herauskommen und aufgenommen werden. Immer habe ich der Koch keine ſolche verliebte Geckereien vorgetändelt, als Voltaire der Goſſin."

Der verſtorbene Buchhändler Voß fragte bei Wieland an, ob er etwas dagegen habe, wenn er die Literaturbriefe wiederabdrucken laſſe? Wieland's frühere Schriften ſind darin hart angegriffen; aber Wieland hat ſich wohl in Acht genommen, ſie je aufmerkſam zu leſen, weil er überhaupt die Gewohnheit hat, etwas gegen ſich ſelbſt gar nicht zu leſen. Wieland antwortete auf jene Frage ſehr gutmüthig, daß er gar nichts dagegen habe. Zwar wiſſe er wohl, daß er ſcharf darin mitgenommen ſei; allein zum Theil möge er es wol verdient haben, zum Theil habe er es nie gefühlt. Darum machte ihm die Voſſiſche Buchhandlung ſpäter ein Geſchenk mit Leſſing's ſämmtlichen Werken. — „Leſſing", ſagte er, „habe ſich ſeiner doch

zuerſt mit gegen Göthe's und Gerſtenberg's Neckereien über ſeine Überſetzung Shakſpeare's ernſtlich angenommen, habe zuerſt mit die Deutſchen auf ſeinen Agathon aufmerkſam gemacht u. ſ. w."

(Den 31. Octbr. 1796 bei Herder.) Wieland las den Wilhelm Meiſter vor, im vierten Theil von da, wo Sarno dem Wilhelm den Lehrbrief erklärt. Herder klagte darüber, daß Göthe ſo oft blos Sophiſterei treibe, im Lothario, dem er überall huldigt, dem Eigenwillen der Großen Kopfkiſſen unterlegt, und in Scenen, wie in der Erzählung von Philine, die der Graf Friedrich macht, ſeine eigene laxe Moral predigt. Den Einfall der Philine, die ſich mit ſchwangerm Leibe im Spiegel ſieht und ruft: „pfui! wie niederträchtig ſieht man da aus", hat Goethe ſeiner vorigen Geliebten, der Frau v. St. abgeborgt. „Man mag unter allen dieſen Menſchen nicht leben", ſagte Herder ferner, „nichts ſpricht uns an. Wie ganz anders iſt es in Lafontaine's Romanen." Als der Herr v. Knebel bei der Herzogin Klara du Pleſſis vorgeleſen hatte, glaubte Herder die Töne noch zwei Tage darauf um ſich zu hören, und Herder's Gattin bekam die Nacht, wo die Lecture geendigt war, beinahe ein Fieber.

Wieland hatte ſoeben den dritten Theil von Flamming geleſen und hielt ihm eine große Lobrede. Das Großherzige des Helden, wo die Gutmüthigkeit immer ſeinen Verſtandesgrillen den Vorrang abläuft, thut ihm ſo unausſprechlich wohl. Aber, ſetzte Wieland hinzu, Angſt iſt mir's, daß meine Töchter über dieſe Leſerei gerathen. Es iſt in dieſem dritten Theile wieder eine Liebesepiſode mit einer Glut, mit einer ergreifenden Wahrheit geſchildert, die grade dadurch einem jungen Mädchen

mit gesunder Phantasie doppelt gefährlich wird, daß sie in moralischer Hinsicht untadelhaft ist. Mein Amadis, selbst mein Idris sind nicht halb so gefährlich. Nun kam's auf die Clarissa zu sprechen. Wieland weinte sich über sie im siebenzehnten Jahre fast blind und ist noch jetzt ein enthusiastischer Lobredner derselben. Herder hat sie nie gelesen. „Warum", fragte Herder, „finden wir jetzt alle diese Phantasieschöpfungen so unausstehlich lang. Zeigt es von wirklichen Fortschritten?" — Ich fragte Herdern, ob er die Hildegard hinausgelesen habe? Antwort: „Erst den zweiten Theil, der mich doch weniger als der erste befriedigt hat." Die musikalischen Lectionen, denn dies wären sie doch im Grunde, beträfen die Opernmusik, wozu man in Deutschland zu wenig Kenntniß hätte. Der nur zu sehr davon getrennte Roman beschäftige sich nur zu sehr mit zwei unbescheidenen Griffen. Natürlich greife der Musikmeister sicherer.

Wieland erzählte hierauf von dem Eindrucke, den Zürich, wo er fünf Jahre der blühendsten Jugend verlebte, auf ihn vorigen Sommer gemacht habe. Er hatte erwartet, daß ihm auf einmal alle Jugenderinnerungen sich wiederaufdringen und das verlorne Arkadien zurückzaubern würden. Allein Alles war und blieb ihm nur wie ein Traum. Er fand sogar noch die Frau am Leben, der er als Witwe einst so zärtlich die Cour gemacht und es nur bis zum Händekuß gebracht hatte. Sie war jetzt eine achtzigjährige Matrone und ging wirklich trotz ihres hohen Alters noch so gerade wie vor vierzig Jahren. Allein sie blieb eiskalt, als sie Wieland aufsuchte, und Wielanden überliefs auch ganz schauerlich. Er versprach wiederzukommen, betrat aber während der ganzen drei Monate ihre Schwelle mit keinem Fuße wieder. Er hatte sich außerordentlich darauf gefreut, wie-

der in das Haus zu kommen, wo er bei Vater Bodmer zwei Jahre gewohnt hatte; die Stube, der Tisch war ihm noch gegenwärtig, wo er mit Bodmer zugleich geschrieben und gelesen hatte. Als er aber bald nach seiner Ankunft hingehen wollte, erfuhr er, daß ein Junker Meyer v. Knonau, ein Sohn des Fabeldichters, dies Haus gekauft und Alles umgekehrt hatte. Wirklich sah er auch in der Ferne — das Haus liegt in der Vorstadt auf einer kleinen Anhöhe — die neugeweißten Wände und verlor alle Lust, dies Grab seiner Jugendphantasien zu besuchen. Nur der Anblick der bezaubernden Naturschönheiten um Zürich beseligte ihn für Gegenwart und Erinnerung. Dabei hörte er aber täglich so viel Abderitenstreiche und Sultanismen des Raths, daß es ihm bei so manchem Blicke auf die Stadt (er wohnte auf einem kleinen Landhause an der Sihl, eine halbe Stunde von der Stadt) immer nur wehe um's Herz wurde, weil so viel elende, zusammengeschrumpfte, liliputsche Menschen in dieser herrlichen Natur zusammenbrüten. Ein einziges Mal thauete Jugendfreundschaft sein Herz ganz auf, als ihn der 84jährige Schultheß, der Uebersetzer des Arrian, mit welchem er einst bei Bodmer oft zusammen gewesen, vom Lande, wo er Prediger ist, zu besuchen kam. Als er ihn eine Strecke weit beim Abschied begleitet hatte, fielen sie Beide einander beim letzten Lebewohl in die Arme und mischten ihre Thränen. Dies war aber auch die einzige empfindsame Scene der Art. Am liebsten war er außerdem mit Hottinger, einem edeln Manne, der aber sehr unglücklich in seinem Hause durch eine zänkische und herrschsüchtige Frau ist. Einmal kam ein Rathsherr, der bekannte Hirzel, ganz ängstlich zu ihm, und bat ihn, behutsamer in seinen Reden zu sein, weil die Züricher gar wunderliche

Menſchen wären und wol eher Einem den Kopf vor die Füße gelegt hätten. So ſehr Wieland darüber lachen mußte, ſo ſehr verdroß es ihn doch innerlich. Noch an eben dem Abend erklärte er in einer großen Geſellſchaft: „daß es doch wol möglich wäre, daß er einen dritten Theil zu ſeinen Abderiten ſchriebe.“

Die größte Freude auf der ganzen Reiſe machte ihm ein alter Rector von der Sebaldsſchule in Nürnberg. Als Wieland mit einem großen Gefolge die Sebaldskirche beſah, ſchickte dieſer nebenan wohnende Schulmonarch ſeine Magd in die Kirche und ließ Wieland bitten, ob er ihn nicht, wenn er aus der Kirche käme, in ſeinem Hauſe beſuchen wolle. Die Begleiter Wieland's waren ungehalten über dieſe Unſchicklichkeit, Wieland aber verſprachs auf der Stelle und ging wirklich hin. Er fand ein altes eingeſchrumpftes, aber feuriges Männchen, das ihm mit der Wieland'ſchen Überſetzung des Horaz entgegenkam und ihm nicht genug für die daraus geſchöpften Belehrungen danken konnte. Die pedantiſch aufrichtige Art, mit der der Rector dies Alles ſagte, machte Wielanden außerordentlich vergnügt, weil er ſich überzeugte, daß dies kein ſtudirtes Compliment ſei.

Als Göſchen hier war 13. Nov. (1796?) Thümmel habe ſich weder durch ſeine Wilhelmine, noch durch ſeine Reiſen einen bleibenden Ruhm erwerben können, weil ſie beide zu ſchlüpfrig wären und ohne alle moraliſche Tendenz. —

Zur Erhaltung ſeiner Geſundheit nimmt er Rhabarberpillen und ein Digeſtivpulver, das in wenig Minuten Herzklopfen und Magenkrampf ſtillt, der Teufel genannt. — Er lernte L'hombre zuerſt in Biberach, als er's mit ſeinem Bürgermeiſter ſpielen mußte, dann ſpielte er's mit dem jüngeren Stadion. Jetzt liebt er es ſo leidenſchaftlich, daß er Tag und Nacht fort-

ſpielen könnte; nur ein ſchön declamirtes Gedicht oder eine vorzügliche Muſik würden ihm noch lieber ſein. Die neun Blätter geben dem Verſtand und dem Zufall grade ſo viel zu thun, als nöthig iſt, die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe beim Spiele zu unterhalten und eine angenehme Succeſſion von Vorſtellungen in der Seele hervorzubringen. Er ſpielt jetzt kaum alle vierzehn Tage einmal. — Für den Shakſpeare erhielt er von Orell, Gesner ꝛc. pro Band 100 Fl. Seine Hülfsmittel beſtanden in Warburton's Ausgabe, in Bowyer's French and english Dictionary und einem kleinen Wörterbuche über Shakſpeare's Wörter und Phraſen, das er nicht nennen kann und das ihm damals La Roche als unentbehrlich mittheilte.

Noachide. Als Wieland ſie in ſeinem achtzehnten Jahre zuerſt las, erſtaunte er über die Schätze der Phantaſie und Scenerei. Als er aber nach und nach die engliſchen und italieniſchen Dichter ſelbſt geleſen hatte, denen Bodmer ſeine Federn verdankte, ſo entdeckte er das Moſaik. — „Was mich zuweilen zu einem recht lebhaften Gefühl meiner Schwäche und Unvermögenheit bringt, iſt, daß ich nun an einigen Gedichten ſchon dreißig Jahre feile und putze, und doch immer, wenn ich ſie auch jetzt zur neueſten Ausgabe bereite, aufs Neue ſo viel daran zu ändern und zu feilen finde. Gewiſſe Freiheiten muß ſich jeder Dichter im Reime geſtatten. So habe ich mir z. B. nie ein Gewiſſen daraus gemacht, bald itzt bald jetzt am Ende eines Verſes zu brauchen, weil das itzt oft einen vortrefflichen Vers zuſpitzt."

Der ſelige Reich pflegte Wielanden immer ſeinen theuern Wieland (with a sly look) zu nennen und hat durch dergleichen Inſinuationen es wirklich dahin gebracht, daß man Wie-

landen allgemein für ſehr eigennützig hält. Göſchen hat völlig die gegenſeitige Erfahrung gemacht und die merkwürdigſten Actenſtücke darüber in den Händen.

„Ich ärgerte mich allezeit, ſo oft ich Reinholden mit ſeinem Vorſtellungsvermögen im Kampfe ſah," ſagte Wieland; aber eben darum würde Reinhold ein ſchlechter Biograph Wieland's ſein.

Wieland hat die Büſte der Fauſtina und der Sappho. Dieſe liebkoſet er oft mit platoniſcher Inbrunſt auf ſeinem Zimmer.

Im Nachlaß des Diogenes iſt ein Ideal einer Republik, das Wieland vorzüglich ſchätzt und von welchem er glaubt, daß nach deſſen Leſung Niemand weiter eine Republik zu ſchreiben ſich einfallen laſſen ſollte. — Er überreichte heute der Frau von Berlepſch bei Herdern das 5. Evangelium Lavater's, das er von Zürich mitgebracht hatte, kniend und huldigend.

Aus einem Brief von Herder: „Wieland's Wort über die Metakritik iſt, wie mich dünkt, ſo glücklich ausgefallen, daß es ſowol in Beziehung auf mich als auf die Sache ſelbſt meinen wärmſten und (welches noch mehr iſt) meinen kälteſten Dank verdient. Eben daß es nur darſtellt, aber ſo ernſt, angelegen, biederhaft, verſtändig und parteilos iſt, was ich wünſchte und Jeder wünſcht, dem an der Sache liegt, nicht am Bücherruhme. Bewirkte meine Meta (Kritik) einen ſolchen Conciliator oder Doctor perplexorum (wie Maimonides ſein berühmtes Buch nannte), ſo hätte ſie genug bewirkt. Jetzt wünſche ich nichts, als daß die Fortſetzung dieſem Tone treu bleibe. Wir wollen alten deutſchen Verſtand wecken, wir wollen ihn lüften; ihm

neue Regeln oder Ketten anlegen — der Gedanke ſelbſt iſt mir unerträglich. Danken Sie dem braven Neſtor alſo aufs freundlichſte; ich bitte ſehr. Wir wollen uns freuen, wenn's gelingt." —

(Herder den 20. Nov. 1796:) „Wieland hatte immer einen gewiſſen Pythagoräismus zu ſeiner Lieblingsphiloſophie. Dieſer blickt ſchon in ſeiner Natur der Dinge hervor, iſt im Archytas, im Agathon ſehr deutlich (über Agathon wollte Wieland vor zwanzig Jahren ein eigenes Buch ſchreiben) und kommt in ſeinem Agathodämon wieder zum Vorſchein. — Wenn ich den Agathon jetzt leſen ſollte, ſo müßte ich gewiſſe kritiſche Reſultate daraus ziehen und niederſchreiben können, wozu ſonſt das zweckloſe Leſen?

Wieland hat oft erklärt, daß er den Idris und die komiſchen Erzählungen gern zurückkaufen möge. Er hatte, als er dieſe glühenden Gemälde entwarf, eine Geliebte. Hinc illae lacrimae!

Schade, daß er ſeinen Cyrus ſo roh in ſeine revidirten Werke aufnahm, ohne die Hexameter durch einen kritiſchen Freund ſichten zu laſſen. Sie haben faſt keine Cäſur und noch die Härte der Hexameter vor 30 Jahren. Jetzt haben wir doch die Sache faſt in eine Theorie gebracht." —

(Den 24. Dec. 1796.) Anch'io son pittore des Correggio erklärte Wieland nicht als Ausruf des ſtolzen zuverſichtlichen, ſondern des beſcheiden ſich verwundernden Correggio, der, ſeiner eigenen Größe ſich nicht bewußt, beim Anblick der Raphaeliſchen Gemälde zum erſten Mal fühlte, daß er doch nicht in einem ſo weiten Abſtande von dem Gotte der Maler ſtünde.

Spinnfüßeleien nennt Wieland ſcharfe Kritiken über kleine hiſtoriſche Unrichtigkeiten. So rügte er meine fehlerhafte Benennung des Octavian in einer Anmerkung zum zweiten Stück des Attiſchen Muſeums, wo vom Apollo Tortor die Rede iſt und ich von der coena δωδεκαθεος ſage, Auguſt habe ihr als Apollo beigewohnt. Dies ſei um ſo unverzeihlicher, da Octavian als Auguſt ſich ſolcher ὑβρις gewiß nie ſchuldig gemacht habe, weil ihm alsdann von Mäcenas und Agrippa ſchon der Kopf zurechtgeſetzt worden wäre. Dies habe er in ſeinen Anmerkungen des Horaz bewieſen. Hierbei ereiferte er ſich ſehr, daß man trotz ſeiner Deductionen den Horaz immer noch für einen Schmeichler, die Fauſtina immer noch für eine H... halte. Bei Letzterer, ſagte er, will ich nur meine Apologie ableſen und ihre Büſte daneben ſtehen haben, und kein Teufel ſoll die Reinheit dieſes Engelkopfs anfechten. — Brockes, der alte Liebling, erhält in den Geſprächen über den Almanach (T. Mercur 1791. I.) neue Elogen. — „Ich beſuche den Club, weil ich gern loyal in Beobachtung jeder geſellſchaftlichen Pflicht bin und weil ihn ſo viele Andere nicht beſuchen."

(Den 8. Jan. 1797 bei Herder:) „Der gute Wieland ſchickt ſich zu Allem eher als zu einem Kritiker. Es fehlt ihm hier die unerläßliche Schärfe und Präciſion. Er hängt zu ſehr von augenblicklichen Eindrücken und Launen ab. So ſagte er einmal im Club, daß er alle ſeine Gedichte für Voſſens Idyllen hingeben wollte, und in der Recenſion des Almanachs für 1796 bewunderte er Voſſens glückliche Stanzen ganz außerordentlich. In der diesmaligen Recenſion der Almanache ſetzt er ihn eben ſo ſehr herab. Da heißt es denn, wie dort von De-

metrius dem Goldschmied geschrieben steht: „und die Gemeinde wurde irre an ihm.“

Wieland will die Geschichte seiner Werke, des Assimilationsprocesses seiner Ideen mit fremden schreiben, und dies würde wieder ein sehr liebliches Gedicht werden. Aber über die Selbstbekenntnisse und Selbstbiographien bin ich, sagte Herder, ganz des wackern Lafontaine's Meinung. Wer unter uns könnte es aushalten, sich drei Stunden nacheinander im Spiegel anzusehen? Der Selbstbekenner hat kein bestimmtes Publicum, für welches er wahrhaft schreiben sollte. Soll er für Kinder, für Weiber, für den lieben Gott schreiben? Aber was ich sehr wünschte, wäre, daß Jedermann das Wort zum Räthsel seines Lebens, die wenigen Hauptmaximen und das simulacrum, was ihn immer umschwebte, als Testament niederschreiben möchte. So wie der Bildhauer zuerst auf den Marmorblock in wenig Außenlinien die Höhe und die Umrisse seines Bildes zeichnet: so hat gleichsam die Natur für jeden Menschen ein solches Maß angegeben, das aber wenig Menschen nur durch die glücklichste Combination erreichen. Aber alle Menschen tragen dies Urbild, diesen Maßstab dunkel in sich herum, und das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, das dunkle Emporstreben zu Etwas, was man gern sein möchte und nie werden kann, ist das unentwickelte Bewußtsein jenes simulacri. Dies macht zugleich die geheimsten Wünsche des Menschen, die nur ein König laut werden lassen darf. So dachte sich Friedrich Wilhelm I., des großen Friedrich's Vater, in seiner Mohrennatur als das höchste Ideal den Erbstatthalter, an dessen Hof er in früher Jugend gewesen war. Diesen ahmte er laut nach. Übrigens war ein Oberster zu sein, das höchste Maß seiner Natur, und noch

auf ſeinem Todtenbette bat er ſeine Gemahlin (?), ſich ja nicht unter dem Rang eines Oberſten zu verheirathen. Was dieſer als König laut ſagte, tragen tauſend Menſchen verſchloſſen in ihrem Herzen. Ich ſelbſt trage Etwas in mir, das, wie ich ſehr wohl weiß, ich nie erreichen werde, was mich unglücklich macht, daß ich es nicht erreichen kann und das ich nie ſagen kann. Dies iſt mein simulacrum. Dann ſollte jeder Menſch bei ſeinem Tode geſchrieben hinterlaſſen, was er eigentlich immer für Poſſen oder Puppenſpiel hielt, aber nie aus Furcht vor Verhältniſſen laut dafür erklären durfte. Wir Alle haben ſolche Lügen des Lebens um und an uns, und es müßte uns wohlthun, ſie wenigſtens dann auszuziehn, wenn wir den Todtenkittel anziehn."

Ich führte hier das Beiſpiel des Biſchofs Hunt, eines der größten Vielwiſſer und Demonſtratoren an, den wir ſeinen evangeliſchen Demonſtrationen nach noch jetzt für ein encyklopädiſches Repertorium anſehen können. Dieſer bekannte ſich durch ein opus posthumum für einen vollendeten Skeptiker. —

(Den 19. Jan. 1797.) Wieland: „Ich habe ſtets zu ſehr in der Ideenwelt geſchwebt, um einige Tauglichkeit zu einem dramatiſchen Schriftſteller in mir zu fühlen, wozu ich übrigens vor zwanzig und mehr Jahren oft Luſt verſpürte. Denn wer kann in kürzerer Zeit auf ein größeres Publicum wirken, als der fleißig geſpielte dramatiſche Dichter. Aber dazu muß man die Menſchen um ſich her genau belauſchen und auch auf ihre kleinen Züge Jagd machen können, welches mir nie möglich geweſen iſt. — So iſt es mir, als ich noch im hieſigen Hofe verflochten war, oft vorgekommen, daß mir die Verhält-

niſſe der Höflinge gegeneinander und gegen die Fürſten ganz fremd blieben, während alle Welt um und neben mir davon unterrichtet war und mich ſelbſt darin verwickelt glaubte. So bin ich faſt täglich mit der Frau v. W* umgegangen, ohne ihr Verhältniß zu dem Hrn. v. E* zu ahnen, von dem ſie ſich in der Folge aus dem Grabe entführen ließ. Jedermann glaubte damals, ich müſſe um dieſe Liebesintrigue gewußt haben, und doch war ich ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind."

„Goethe's Alexis und Dora eröffnet uns ein ganz neues Genre. Auch hier beweiſet er wieder, daß er Alles kann. Hätte er gereimte Stanzen machen wollen, ſo bin ich ſicher, daß er mich auch hier aus dem Felde geſchlagen hätte, wie ein Fragment eines ſeiner Gedichte in Stanzen hinlänglich beweiſet. Er kann, wenn er will, Alles; ſein Zauber hat mich in der erſten Zeit ſeines Hierſeins dahin gebracht, daß ich ganz in ihn verliebt war und ihn wirklich anbetete. Wir fuhren im Jahre 1776 im Winter nach Stetten zu der Mutter der Frau von Bechtolsheim in Eiſenach (das Gut hat jetzt der Graf Keller, ihr Sohn). Da freute ich mich recht innig, wie er ſo auf alle Leute einen recht großen Eindruck machte, und beſang ihn in einem Liede (im Teutſchen Mercur) an die Frau von Bechtolsheim, die damals erſt an ihren jetzigen Mann verſprochen war. Bei der Sammlung und Reviſion meiner Werke ſtand ich lange an, ob ich dies Gedicht nicht auch einer neuen Feile unterwerfen und mit aufnehmen ſollte. Allein ich hab's doch unterlaſſen. Dies Monument einer Idololatrie, die ich ſpäterhin nur zu oft zu bereuen Urſache hatte, ſollte nicht auf die Nachwelt kommen. Mir fällt immer der Spruch des Plato dabei ein: der Liebende iſt der Schwache und Bedürfende, der

Geliebte der Starke und Selbſtändige; und in dieſem Verhältniſſe ſtand ich zu Goethe, deſſen große Kunſt von jeher darin beſtand, die Convenienz mit Füßen zu treten und doch dabei immer klug um ſich zu ſehen, wie weit er's grade wagen dürfe. In Stetten z. B. war er gegen die Alte weit reſpectvoller als hier gegen die .... Mutter, in deren Gegenwart er ſich oft auf dem Boden im Zimmer herumgewälzt und durch Verdrehung der Hände und Füße ihr Lachen erregt hat.

(Den 2. Februar 1797.) „Wenn ich meine Memorabilien und den Agathodämon geſchrieben habe, dann bin ich mit dem fertig, was ich aus mir ſelbſt herausſpinnen möchte. Dann ſoll es beſonders an eine Überſetzung der Memorabilien des Xenophon gehn. Eine ſchwere Aufgabe, ſo ſchwer als die Überſetzung des Ariſtophanes. Ich denke mir ein eigenes Ideal dieſer Überſetzung, aber erreichbar müßte es denn doch ſein. Dies aber ſoll in meinem secessus zu Tannrode geſchehen.

Der Herzog hat mich ſeit funfzehn Jahren nicht einmal ernſtlich angehört. Wenn ich auch kein Dukatengold bin, ſo bin ich doch Kronengold und auch dies wirft man nicht ſo muthwillig weg.

Als der Doctor und Exadvocat Goethe als Favorit des Herzogs hier eintrat, fand ihn auch die verwitwete Herzogin äußerſt liebenswürdig und witzig. Seine Genieſtreiche und Feuerwerke ſpielten nirgend ungeſcheuter als bei ihr. Er hat ihr ſelbſt mit Undank gelohnt! Alle Welt mußte damals im Wertherfrack gehn, in welchen ſich auch der Herzog kleidete, und wer ſich keinen ſchaffen konnte, dem ließ der Herzog einen machen. Nur Wielanden nahm der Herzog ſelbſt aus, weil er zu alt zu dieſen Mummereien wäre. Görz hielt es mit der re-

gierenden Herzogin. Sonst zog die verwitwete Alles an sich. Oft stellte sich der Herzog mit Goethen stundenlang auf den Markt und knallte mit ihm um die Wette mit einer abscheulich großen Parforcekarbatsche. Niemand kann diese Periode besser beschreiben als Bertuch, der dabei abscheulich mystificirt und einmal so geärgert wurde, daß er bald an einem Gallenfieber gestorben wäre."

(Den 25. Jan. 1797.) Ich muß aufs Land. Hier in Weimar wird mein Geist durch den Hof, mein Körper durch das fatale Klima gemordet. Wollt ihr also mein längeres Leben, so misgönnt mir diese ländliche Ruhe nicht. Ich habe mir übrigens alle Nachtheile gedacht, welche diese Isolirung für mich haben kann. Allein Der ist glücklich, sagt Epiktet, der, was die Nothwendigkeit gebietet, gern thut. Mit dieser Lebensphilosophie bin ich immer ausgekommen. Tannrode ist ein altes Schloß. So eine Junkerburg habe ich mir immer gewünscht. Je gothischer von Außen, je besser. Das Schloß hat den Grafen von Gleichen gehört. Es liegt auf dem Berge. Die Bergluft hat mir in Belvedere und Ettersburg stets gut zugesagt. „Ich will ihnen doch einmal zeigen, daß ich kein Honi Jule, wie die Schweizer sagen (süßer Julius) bin," sagte Wieland, als er eben die Kritik über den Schillerschen Musenalmanach schrieb und in den Berlocken gelesen hatte: Wieland.

Gegen sich selbst ist er streng, nur gegen Andre voll Nachsicht.
Was er sich selbst nicht erlaubt, findet an Andern er schön.

„Ich muß immer", sprach er von derselben Arbeit über den Schiller'schen Musenalmanach, „so viel ausstreichen, daß ich es dann noch einmal abschreiben muß. Aber durch dies Abschrei-

ben und Lecken wird es erſt gut. Ohne dieſe wiederholte Abſchreiberei wird von mir nichts Erträgliches hervorgebracht." — Eine etwas ſelbſtgenügſame Tirade in einer Note zum erſten Aufſatz im erſten Stück des Mercur 1797 nannte er eine Vortuchheit.

(Den 26. Febr. 1797.) Der kaiſerliche General Nauendorf hatte ſich mit ſeiner liebenswürdigen jungen Gemahlin fünf Tage hier aufgehalten und Wieland war faſt täglich in ſeiner Geſellſchaft geweſen. Er hat intereſſante Dinge vom jetzigen Kaiſer (er hat eine abſolute Geſchäftsſcheu, verfärbt ſich ſogleich, wenn nur von Geſchäften die Rede iſt, geht auch nur alle vierzehn Tage pro forma ins Conſeil und wenn er zurückkommt, klagt er ſeinem Kammerdiener ſeine Plage) und vom Kaiſer Joſeph erzählt, mit dem er in Cherſon geweſen war. Joſeph habe auch Wieland's goldnen Spiegel geleſen, doch ziehe er, der General, den Diogenes von Sinope allem vor. „Und dadurch beweiſt der Mann," fuhr Wieland weiter fort, daß ihm der Kopf auf dem rechten Fleck ſitzt. Denn dieſer Diogenes iſt eins meiner beſten Producte. Ich weiß nicht, ob ich ein beſſeres in Proſa geliefert habe. Ich habe darin den Diogenes auf meine eigene Weiſe idealiſirt, denn von dem alten Diogenes iſt nur der Hang zuv Unabhängigkeit übrig geblieben. Hätten die Franzoſen meine Republik des Diogenes geleſen, ſo wären ſie auf einmal von ihrer Republikenſucht geheilt geweſen. Denn da habe ich's ſonnenklar bewieſen, daß die Bedingungen, unter welchen eine wahre Republik auf dieſer Erde möglich wäre, gar nicht ſublunariſch ſind. Sie und der Mann im Mond ſind meine beſten Stücke im Diogenes, und dieſe ſind auch lucianiſch, ob ich gleich damals von Lucian's Spottſucht noch nichts

in mir hatte. Denn ich ſchrieb den Diogenes in meiner glücklichſten Lebensperiode in Erfurt, als ich von den verdrüßlichen Acten meiner biberacher Canzleiſtelle entfeſſelt unter den vornehmſten Bedingungen meiner literariſchen Freiheit recht froh wurde. Unter dieſem wölkenloſen Frühlingshimmel ſprang mein Diogenes hervor. Aber nachdem ich ein Jahr in Weimar geweſen war, fing die Milch meines Gemüths ſchon an, nach und nach Salz abzuſetzen und ſo viel acidum einzuſaugen, daß auch meine Schriften davon geſalzner und conſtringirender wurden. Alles Kauſtiſche und Bittere iſt mir nur gegeben und nicht in meiner Natur. Aber wer hätte auch dieſe Hoflaunen gleichmüthig ertragen können? Heute nahm mich die Herzogin vor dem ganzen damals ſehr brillanten Hofſtaate an ihre Seite und machte mir die ſchmeichelhafteſten Confidenzen, daß ich ſelbſt nicht wußte, wie mir geſchah. Tags drauf that ſie gar nicht, ob ich in der Welt wäre, und peinigte mich mit dieſer mordenden Kälte oft mehre Tage hintereinander.

Seit vier Wochen hat mir mein Gutskauf alle Ruhe zum Studiren geraubt. Ich habe blos Güteranſchläge durchgegangen und gerechnet, und ich kann nicht eher ruhig werden, als bis ich das rura bobus excolit suis praktiſch erfahre. —

(Den 9. März 1797.) Ein armer Emigrirter in Jena, der mit Frau und Kindern bald verhungern möchte und eine Art von Sprachmeiſter dort macht, hat Wielanden vor einigen Monaten viel Pein verurſacht. Der Menſch hatte ſich's durchaus in den Kopf geſetzt, er müſſe Clelia und Sinibald von Wielanden in franzöſiſche Verſe überſetzen. Er kam ſelbſt und brachte ſeine Überſetzung, die außerdem, daß ſie alle Grazie des Originals tödtet, auch ſogar gegen die Proſodie der franzöſiſchen

Alexandriner sündigte. Wieland hatte alle mögliche Mühe, dem zudringlichen Menschen begreiflich zu machen, daß dies nicht einmal französische Verse wären. Endlich versprach ihm Wieland sein ganzes Vermögen, wenn er ihm einen solchen Vers in Boileau oder Voltaire, auf die sich der Franzmann in der Angst berufen hatte, vorzeigen könnte. Nun ging er zwar in sich, hatte aber die eiserne Beharrlichkeit, seine ganze Übersetzung noch einmal auf den Ambos zu legen und sie so umgearbeitet Wielanden zum zweiten Mal mit unendlicher Selbstgefälligkeit zu überreichen. Dies brachte Wielanden wirklich aus aller Fassung. Er wollte doch nicht ganz grob sein und ihm grade heraus sagen: Herr, ihr könnt mich nicht übersetzen. Nun hielt der Franzose Wieland's schonendes Abrathen für bloße Bescheidenheit und Blödigkeit, versicherte ihn höflich, daß er gar kein Bedenken tragen dürfe, sich auch in der Übersetzung seinen Landsleuten zu zeigen; kurz, er brachte Wieland so weit, daß dieser in eine ungewöhnliche Wuth gerieth und die Stunde verfluchte, wo er geboren wurde. Der arme Franzose zitterte am ganzen Leibe und schlich sich ganz betreten davon.

So hatte ihm eben vor einigen Tagen Herr Nehrlich, ein armseliger Empfindler, ein Trauerspiel aus seiner Fabrik zugeschickt, das über alle Beschreibung erbärmlich war und wovon er mir diesen Abend die ersten Scenen zu meiner größten Geduldsprüfung vorlas. Diesen Unsinn will er ganz durchlesen. So verdirbt Wieland manche schöne Stunde. „Ich lerne", sagte er, auf meine Vorstellungen darüber, „aus den schlechtesten Büchern oft das Meiste. So wird mir dieser liber ineptiarum ein Cursus der Psychologie, wie ihn kein Professor geben kann."

So hat er vorige Woche les chevaliers de l'ordre du cygne von der Madame Genlis durchgewürgt.

Das wahre Gegenbild seiner Frau ist die Hausmutter, wie sie Xenophon in seinem Oekonomicus dem Ischomachus schildern läßt. Als ich diesen Abend in sein Wohnzimmer trat, wärmte er selbst am Ofen die Betten für seine Frau, die ein kleines Katarrhalfieber gehabt hatte.

Ueber Kritiken. Die jungen Aristarchen, die sich über uns alte Männer zu Richtern setzen, sollten bedenken, daß wir das doch wol auch so gut wissen wie sie, und in der Folge gewiß wegwischen werden auch ohne ihre virgulas censorias. Schon jetzt bin ich mit meinem isokratischen Panegyricus äußerst unzufrieden, und kommt es zur Sammlung aller meiner Übersetzungen, so wird sehr Vieles ausgefeilt. Meine ganze Schriftstellerei hält und nährt sich von der Feile. Ich möchte das kleinste Billet zwei Mal schreiben, und was ich drucken lasse, schreibe ich gewiß mehrmals ab.

(Den 26. März 1797.) Als Herder Wielanden das 6. Bändchen seiner Zerstreuten Blätter schickte, gaben sich die Herderin und Wieland das Wort, sich in versiegelten Billets die Namen der am Ende dieses Bändchens stehenden Legenden mitzutheilen, die jedem am besten gefallen hätten. Heute wurden die Billets entsiegelt. Wieland hatte die Geschwister aufgeschrieben, die Herderin die Krone und den himmlischen Garten. Wieland freut sich besonders, daß Herder den heiligen Franz so zu Ehren gebracht hätte; denn dieser sei schon in früher Jugend sein Held gewesen, wie er den Fischen gepredigt, u. s. w. — „Ich könnte manche Stunde Briefe schrei-

ben, wo ich nichts Beſſeres thue. Allein ich begreiſe recht, wie ein Böſewicht verhärtet werden kann. Es iſt bloße Verſtockung, daß ich ſo lange ſchon keine Briefe mehr ſchreibe."

(Den 4. April 1797 bei Herder.) Niemand iſt verpflichtet, durch ſein Beiſpiel zu lehren und zu warnen. Darum werde ich über die Thorheiten meiner Jugend auch in meinen Memoiren ſtillſchweigend weggehen. — Was ihr jetzt an mir ſeht, ſind nur die kümmerlichen Überreſte, die das wilde Feuer meiner Jugendhitze übrig gelaſſen hat. - In meinem achtzehnten Jahre habe ich unausſprechlich feurig geliebt, und doch konnte ich den Gegenſtand meiner Liebe auf alle Weiſe peinigen, unglücklich machen und durch Verdacht kränken. Im Bette fiel mir mein Unrecht ein, und das brachte mich zuweilen faſt bis an den Rand der Verzweiflung. Es war, als wären in alle Glieder eiſerne Pflöcke geſchlagen. Ich hatte Anfälle des hitzigen Fiebers und fürchtete in dieſen Augenblicken den Verſtand zu verlieren.

Wieland hat immer eine Art von Koketterie mit ſeiner eigenen Geſtalt gehabt und ſchimpft auf die Maler, die ihn ſo häßlich machen. (videatur ſ. von Bauſe geſtochenes Bild und Göthens Brief darüber). Als er noch ſehr jung war, bekam er einmal eine Hitzblatter auf der Naſe. Dies ärgerte ihn ſo ſehr, daß er ſie ſich ſelbſt mit Gefahr und Schmerz ausſchnitt. Heute erſt ließ er ſich einen ſchwarzen Fleck an der Naſenſpitze vom jungen Doctor Herder beſehen, der ihn, ſo oft er ſich im Spiegel erſchaue, ſehr unglücklich mache. Herder (d. V.) ſagte dabei, daß dies das ſchwarze Fleckchen ſei, das der Engel Ga-

briel dem Muhamed aus dem Herzen als die Erbsünde genommen und auf die Nasenspitze gesetzt habe. —

Als Wieland vorigen Sommer in Zürich war, wollte ihm die Mad. Gesner ihren eignen Verlag, die Lobwasserschen Psalmen, Gebetbücher u. s. w., treffliche Artikel, von denen sich Sal. Gesner viele Jahre ganz allein nährte, nicht zeigen, weil es ja abscheuliche Schächer und Tröster wären. Wie wunderte sie sich, als Wieland, der sie endlich doch zu sehen bekam, eine große Lobrede auf diese Tröster hielt, weil sie bürgerliche Ordnung erhielten und zu vielen Dingen nütz wären.

Als Wieland von Erfurt nach Weimar kam, kaufte er eine ganze französische Bibliothek, den Folioband à 1 Thlr., den Quartband zu 12 gr. u. s. w., blos um doch mit Büchern einzuziehen. —

(Den 16. April 1797 bei Herder.) Herder will beweisen, daß der Name Wieland so viel bedeute, als Italiener. Wieland erbittet sich ein Dissertatiönchen darüber. Wäre ich je nach Italien gekommen, so wäre ich Katholik geworden und nie wieder herausgegangen. Ich war in meinen frühern Jahren so nah und konnte doch nicht hinkommen, so wenig als den Montblanc sehen. Herder glaubt in Wieland's Physiognomie der Stirn, der Oberlippe etwas Italienisches zu finden. Wieland findet einige Ähnlichkeit zwischen seinem eignen und Ariost's Gesicht, nur daß dies weit feiner geschnitten sei.

Wieland's beste frühere Gedichte waren in Wien völlig unbekannt, als zufällig der Chevalier Boufflers hinkam und alle Welt fragte: ob sie die Philosophie der Grazien gelesen hätten?

Durch diese Anfrage des Ausländers wurden die Wiener zuerst mit Wieland's Verdiensten bekannt.

In Bodmer's Briefwechsel, gesammelt von Stäudlin, kommen mehre Briefe vor, die Wieland noch von Tübingen aus an Bodmer schrieb, voll Gelehrsamkeit und bescheidnem Urtheil, wie Herder darüber urtheilt. — Wieland bat mich heute, ihm Alles, was über Xenophon's Memorabilien vorhanden ist, zu verschaffen. Eine Übersetzung derselben, mit dazugehörigem Commentar, zu liefern, ist der letzte Wunsch Wieland's.

(Den 26. Juni 1797.) In der 1. Ausgabe des Agathon sind vom zweiten Theile an bittre Ausfälle gegen Adelsdespotismus u. s. w., die dann in der folgenden vertilgt worden sind. Diese schreiben sich von den Händeln mit Stadion in Warthausen her (s. oben). Die Madame La Roche wurde indeß auch von ihrem Manne sehr gemishandelt, als eine Anhängerin von Wieland. Sie schreibt nur Empfindungen. Bodmer führt sie zu ihrem Manne in Offenbach. Wieland las über Iselin die Geschichte der Menschheit, widerlegte ihn vier Wochen, dann warf er ihn ganz weg; denn er hatte das Collegium in Erfurt angeschlagen, ohne Iselin selbst genau gelesen zu haben. — Der junge La Roche, den Wieland mit nach Erfurt nahm, wurde dort gewaltig munter; die Wielandin mußte ihm einmal Rock und Schuh einsperren, damit er nicht auslaufen konnte. Dann ging er als Offizier nach Amerika. —

(Den 12. Nov. 1797.) Wieland's Mutter lebte in den letzten Jahren hier in Weimar bei ihm. Sie hatte pietistische Grundsätze und war daher ganz untröstlich, daß ihr Sohn, den

ſie übrigens mit zärtlichſter Mutterliebe und tiefem Hinanſtaunen betrachtet, durch ſeinen Unglauben zur Hölle fahren ſollte. Bei ihrer äußerſten Reizbarkeit, die ſie auch in reichlichem Maße auf ihren Sohn vererbt hat, konnte es nicht an Gelegenheit fehlen, wo ſie denſelben an ſein Seelenheil erinnerte, und da ſetzte es denn immer Stürme. Einſt war die Geheimeräthin v. Schardt zum Wochenbeſuch bei ſeiner Frau und die Mutter äußerte in Wieland's Gegenwart ihre andächtigen Himmelsſeufzer. Da gerieth er in Zorn und ſagte ihr harte Worte, warum ſie denn jetzt, da ſie ſchon ſo lange bei ihm geweſen, noch immer ſo elendes Zeug ſchwatzen könne. Die Frau Seniorin gerieth in heftige Bewegung, ſtotterte eine Entſchuldigung, daß ſie es ja nicht ſo gemeint habe, und ſchlich ſich fort zur kranken Enkeltochter, der nachmaligen Reinhold, in ein anderes Zimmer. Wielanden gereuete auf der Stelle ſeine Hitze und als die Geheimeräthin Abſchied nahm, bat ſie Wieland, ob ſie nicht auch ſeine kranke Tochter auf einen Augenblick beſuchen wolle. Er begleitete ſie dahin, weil er wußte, daß ſeine Mutter da ſei. Als ſie ſo ans Bette getreten waren, ergriff Wieland auf einmal die Hand ſeiner Mutter, küßte ſie inbrünſtig und rief laut zur Geheimeräthin v. Schardt: „Sie haben vorhin geſehen, wie unartig ich meiner Mutter begegnete. Werden Sie nun auch Augenzeuge, wie ich es ihr feierlich abbitte.“ — Noch jetzt ſpricht er oft mit Rührung davon, daß er doch ſeiner guten Mutter manche Kränkung verurſacht habe. — Wenn er in der Hitze recht aufgefahren iſt und Jemand hart angelaſſen hat, ſo thut es ihm in wenigen Minuten ſo weh, daß er ſelbſt kommt und das Unrecht abbittet, und dies ſind ſeine ſchwächſten Momente, wo man Alles von ihm erhalten

kann. Dieſe benutzt ſeine kluge Gattin meiſterhaft und erhält in ihnen Alles, was ſie ſonſt nicht errungen haben würde. Er weiß es auch recht wohl und ſagt oft laut: Jedermann, der kein Böſewicht ſei, ſtehe in gewiſſen Stunden unvermeidlich unter dem Pantoffel und müſſe ſich dieſe Herkulesſchwäche zur Ehre ſchätzen. Er iſt auch oft gegen ſeine Tochter ſehr auffahrend, aber auch der Mann dazu, der der beleidigten Tochter feierlich ſein Unrecht abbittet. Sehr pathetiſche Scenen der Art kamen vor, als Reinhold noch nicht ſein Schwiegerſohn war, aber im Hauſe ſeines nachmaligen Schwiegervaters ſchon wohnte. Reinhold pflegte ſeinem damals hier privatiſirenden Freunde Fr. Schulz zu erzählen, daß Wieland nach einem heftigen Zwiſte einmal noch gegen Mitternacht an ſein Bette gekommen ſei und ihn weinend um Verzeihung gebeten habe. — So macht ſich Wieland jetzt harte Vorwürfe, daß er den armen Gräter aus Schwäbiſchhall, der ihn im October auf vierzehn Tage beſuchte, bei verſchiedenen Gelegenheiten (als z. B. bei der Betrachtung der Herzogin von der Angelika K. in des Herzogs Sommerhauſe, wo Wieland über die kalte Frage, was es denn eigentlich vorſtelle, gewaltig ergrimmte und ihm gradezu ſagte: So ein Gemälde ſtelle ſich ſelbſt vor, hier nach Ähnlichkeit zu fragen, ſei ein Schwabenſtreich) hart angelaſſen habe. Gräter war etwas vergeßlich und trödelte gern, wenn aufgebrochen werden ſollte. Dies, ſagte mir Wieland, iſt das wahre Zeichen von uns Schwaben; wir verzetteln und vergeſſen Hunderterlei. So bringe ich gewiß täglich mehr als eine halbe Stunde mit Aufſuchen verlegter Kleinigkeiten zu.

Die größte Noth in Osmanſtädt iſt um einen Barbier. Jetzt unterwirft ſich Wieland dem Schermeſſer eines Maurers

im Dorfe, der freilich die Steine beſſer handhabt als den Bart des Weiſen. Haßte Wieland nicht Alles, was nur von fern den Sonderling verrathen könnte, ſo ließe er ſich gewiß den Bart patriarchaliſch wachſen.

(Den 28—30. Decbr. 1797.) Wieland wollte den Reſt dieſes Jahres in Weimar beſchließen. Es war lange daran gearbeitet worden. Er hatte mit dem Herzoge in Unterhandlungen über die Patrimonialgerechtſame ſeines Gutes geſtanden. Wieland, der edle Kosmopolit, hätte ein Gefängniß bauen und Ketten für Verbrecher anſchaffen laſſen müſſen, wenn ihm ſein Wunſch, Gerichtsherr und Patron von Osmanſtädt zu werden, gewährt worden wäre. Der Herzog ſchrieb eigenhändig an ihn und ſtellte ihm die Urſachen vor, warum er ihm ſein Verlangen nicht erfüllen könne. Er machte den Mann zum Gerichtshalter, den Wieland gewünſcht hatte. Er ſetzte ihm ein Deputat von 12 Haſen und 24 Rebhühnern aus, ſtatt ihm die läſtige Jagd aufzuhalſen. Er behandelte ſeinen ehemaligen Lehrer durchaus edel und wie man es von unſerm Herzoge erwarten konnte. Die Folge davon war, daß Wieland mit ſeiner ihm unentbehrlichen Gattin froh hereinkam.

So wie er mir ſeine Ankunft zu wiſſen thun läßt*), eile ich zu ihm in den Gaſthof. Kaum bin ich ins Zimmer getreten, ſo bricht ein Donnerwetter über Weimar, über ſeinen dummen

---

*) Siehe Gruber's Biographie Wieland's. Leipz. 1815. I. 229. Neben deſſen kürzerer hiſtoriſcher Relation nach Böttiger kann die weit anſchaulichere Darſtellung Böttiger's ſelbſt wol noch ihren Platz finden.

Einfall, hierher zu reiſen, und über Alles, was ihn umgibt, los. Er wolle aber auch nie wieder einen ſolchen Schwabenſtreich begehen und nie wieder nach Weimar kommen. Ich höre ganz gelaſſen zu, ſetze mich auf einen Stuhl, fange an, von allerlei Dingen zu ſprechen, die ihm angenehm ſein mußten. Darüber vergißt er etwas ſeinen Unmuth und zieht ſich nach und nach fertig an. Wie ich fortgehen will, ergreift er traulich meine Hand und ſagt: „Nun will ich Ihnen ſagen, lieber Böttiger, warum ich vorhin ſo böſe war und — noch bin. Wie jetzt meine Sachen ausgepackt werden, findet ſich's, daß ich zweierlei Tuchſtiefeln (ſeine beſtändige Chauſſure) habe. Sehen Sie nur ſelbſt, wie das ausſieht." Ich verſichere, daß man ſelbſt mit dem Mikroſkop keinen Unterſchied finden werde. Dies erheitert ihn ſichtlich. „Nun fahre ich deswegen meiner Frau auf den Hals, die ſie eingepackt hat. Ich habe ſie gewiß ſeit Jahr und Tag nicht ſo hart angelaſſen. Sie iſt fortgegangen. Und nun begreifen Sie, daß ich meiner guten Frau ſehr unrecht gethan habe. Es war beim Einpacken Nacht; ich hatte mehre dergleichen Stiefeln. Es war leicht, ſie zu verwechſeln. Aber eben das iſt mir nun ſo ärgerlich, und eben darum bin ich nun auf mich ſelbſt ſo böſe, daß ich meiner guten Frau ſo unrecht und um einer ſolchen Nichtswürdigkeit ſoviel Böſes angethan habe." Und nun war voller Sonnenſchein, Alles vergeſſen, denn er hatte ſein Herz erleichtert.

Solche Kleinigkeiten können den äußerſt reizbaren Mann außer aller Faſſung bringen. Sein Arzt hat mir geſagt, daß er bei ſolchen Vorfällen oft gleich fieberhaft werde. Er, der Arzt, hat einmal 122 Pulsſchläge in dieſem Zuſtande an ihm gezählt, da er in ſeinem Alter höchſtens 70 haben könnte. Seine Geſund-

heit hat übrigens auf dem Lande mächtig zugenommen. Er ist gegen viele Unannehmlichkeiten der Witterung jetzt völlig abgehärtet.

Wir sprachen über die Recension von Schlegel in der Allgemeinen Literaturzeitung, wo Goethe auf Unkosten Homer's und Virgil's gelobt wird. Sogleich gab Wieland eine treffliche Idee von der Äneïde. Sie sei nach seiner Meinung gewiß in nuce in dem Verse enthalten:

Tu regere imperio populos, Romane, memento.

„Die höchste Blüte der Äneaden ist unter einem Julier, dem August. Dieses sei der geheime Plan dieses Nationalheldengedichts." — „Goethe's Unglück sei, nichts vollenden zu können." Er, Wieland, habe bei seinen größern Werken grade gegen das Ende am meisten Ruhe und Fassung angewandt Als er den Oberon zu vollenden sich angeschickt, habe er sich selbst immer zugerufen: Ruhig! ohne Eil!

Wieland besuchte vor vielen Jahren Göthe's Vater in Frankfurt und machte diesen dadurch sehr glücklich, daß er mit seiner breiten Manier zu erzählen Nachsicht hatte und ihm geduldig zuhörte. — — Unter andern wies er Wielanden ein prächtig eingebundenes Manuscript, die juvenilia seines Wolfgangs enthaltend, die Goethe, als er noch das Gymnasium in Frankfurt besuchte, schon gedichtet hatte. Wieland versichert, daß er sich noch lebhaft erinnere, es seien sehr genialische Stücke darunter gewesen, davon Goethe in der Folge wol selbst noch Einiges gebraucht hätte. —

Dem Herzog und der Herzogin schlug er gestern, als er mit ihnen und Goethe allein speiste, den besten Plan zur Rettung Deutschlands vor. Es sollten sich nämlich alle kleine Für-

ſten entweder zu Öſtreich oder Preußen ſchlagen, ſodaß Deutſchland ganz aufhöre und die Fürſten Vaſallen entweder von Öſtreich oder Preußen würden. —

Bei der Betrachtung der trefflichen Copie der Madonna della Seggiola in Goethe's Hauſe glaubte Wieland, ſo eine weibliche Geſtalt, wie die Madonna, ſei nirgends in Deutſchland anzutreffen. Meyer behauptete: Wir fänden ſie überall. Goethe ſetzte die Erklärung hinzu: „die Künſtler ſind wie die Sonntagskinder; nur ſie ſehen die Geſpenſter. Wenn ſie aber ihre Erſcheinung erzählt haben, ſo ſieht ſie Jedermann." —

Wieland ſpielte ſonſt leidenſchaftlich gern L'hombre. Dieſe fünf Tage, die er wieder in der Stadt geweſen iſt, hat er keine Karte angerührt. Als ich ihm meine Verwunderung darüber bezeigte, verſicherte er mir, daß er jetzt höchſtens nur noch ſpielen würde, um einem Andern gefällig zu ſein. „Darüber müſſen Sie Sich nicht wundern, ich treibe Alles leidenſchaftlich. Und ſo war mir's Spiel auch Geſchäft. Aber keine Leidenſchaft iſt permanent." —

„Als ich in Tübingen Jurisprudenz ſtudiren ſollte, hatte ich die Liebe (zur La Roche) im Leibe (ich bediene mich dieſes Ausdrucks ungefähr ſo, wie man ſagt: die Ratte hat Gift im Leibe), und dichtete an der Natur der Dinge. Dies misfiel freilich meinem Vater, aber ich disputirte mit ihm, und ſo wurde er endlich einmal recht böſe. Ich muß es mir daher ſchon auch gefallen laſſen (ſein älteſter Sohn Louis, der in Jena ſtudirt, war gegenwärtig), wenn mein Sohn zuweilen das Wiedervergeltungsrecht übt. Nur damit könnte er mich zur Verzweiflung bringen, wenn er ſich ganz der Fichte'ſchen Ichphiloſophie ergäbe." —

(Den 30. December 1797.) Als ich Wielanden die Stelle eines Briefes vorlas: „Sie glauben wol zu wiſſen, wie alt ich bin," unterbrach er mich und ſagte: „Da wird vermuthlich ſo eine Rechnung kommen, wie ich auch immer mache. Denn ob ich gleich jetzt erſt 64 Jahre alt bin, ſo verlange ich doch mit Recht, daß mir ein Jeder noch ſechs Jahre zurechne. Billiger kann meine Foderung gar nicht ſein, da es ein baares Wunder iſt, daß ich jetzt noch leben kann. Man bedenke nur, daß ich immer eine forcirte Treibhauspflanze geweſen bin. Von meinem vierten Jahre an ſaß ich ſo (die Bruſt an die Schärfe des Tiſchrandes, nach Art kurzſichtiger Schreiber, klemmend), und in ſolcher Poſitur habe ich einen großen Theil meines Lebens zugebracht. Rechnen Sie dazu den Kampf der ſinnlichen Liebe mit dem überſpannteſten Platonismus, in meinen ſpätern Jünglingsjahren die religiöſe Frömmigkeitswuth, wo ich wegen des geringſten peccadillo oder vielmehr wegen der leiſeſten Anwandlung eines mir ſündlich ſcheinenden Phantaſieſpiels die ſchrecklichſte Gewiſſensangſt bekam, ſo als wenn mich Satanas mit Fäuſten ſchlüge. Setzen Sie dazu die vielen Kinder und Bücher, deren Erzeugung doch auch nicht ohne Kraftaufwand abging. Rechnen Sie, um die Summe voll zu machen, die zweiundzwanzigjährige Hoffrohne, die Indigeſtionen bei den Soupers, die Verkältung u. ſ. w. und ſagen Sie mir, ob ich zu viel fodere, wenn ich auf Alles dies wenigſtens ſechs Jahre gut zu haben verlange? Wie ganz anders hat ſich da Klopſtock abzuhärten und die Hülſe ſeiner Pſyche zu erhalten gewußt. Als er in Zürich bei Bodmer war, gab er Beweiſe von körperlichen Fertigkeiten, von Geſchicklichkeiten im Fechten und Reiten, die noch lange nachher als halbe Wunderlegenden erzählt worden ſind. Er war der größte Eis-

läufer. Kein Tag verging ihm ohne Gymnastik! Und dabei fühlte er nie den Zwang des Hoflebens, war stets sein Herr und Meister. Da läßt sich wol auf ein hohes Alter zählen. Er muß so alt werden als Bodmer. Wenn ich siebzig Jahre alt werden sollte, so ist's ein Wunder und mit jedem Tage weiter hinaus wächst dies Wunder." —

Als wir auf Bemerkungen über den Messias kamen, gerieth Wieland in eine seiner seltnen, hohen Entzückungen, indem er den Eindruck schilderte, den das Lesen der ersten Gesänge auf ihn den Jüngling gemacht habe, und den Anstoß anzugeben suchte, den diese Lecture seinen Dichtungen gab. „So unendlich verschieden auch der Messias und mein Musarion nach Zweck und Ausführung sein mögen, so stehen sie doch insofern in engerer Beziehung, als man glauben sollte, inwiefern diese ohne jene nie gedichtet worden wäre. Das hohe Ideal und die Begeisterung, die ich dem Messias und einigen Elegien, die ich zuerst aus den Bremischen Beiträgen kennen lernte, auf immer verdanke, haben mich zur Hervorbringung einiger himmelweit verschiedener, aber doch auch nicht ganz schlechter Werke zuerst geschickt gemacht. Es waren in meinem frühern Leben Zeiten, wo ich gern zu Klopstock gewallfahrtet wäre, um ihm dies selbst zu sagen. Jetzt erwacht diese Begierde lebhafter als je in mir. Wenn ich nicht Scheunen bauen und Ochsen kaufen und Alles zusammennehmen müßte, so reiste ich blos um seinetwillen noch einmal nach Hamburg." — „Das möchte ich Klopstock nicht sagen, daß nur die ersten Gesänge und was in den letztern mit jenen gleichzeitig ist, das Gepräge der Unsterblichkeit hat, das Übrige aber weit mehr Kunst- als Geniewerk ist. Es ist aber doch so. — Unter seinen Epigrammen sind einige witzig,

einige sehr fein, nur zu fein. Es sind mehr Witzbestrebungen als Witzergießungen." —

Wieland's Dunciade. An einem schönen Abend setzten sich Meister Gottsched, seine zärtliche Hälfte Culmus, Hermann-Schönaich und Magister Schwabe, ergrimmt über den Sieg des Feuers der Bremischen Beiträge über ihr Element das Wasser, traulich zusammen und schmiedeten das berüchtigte ästhetische Wörterbuch, worin Haller, Bodmer, Breitinger, Klopstock und seine Freunde mit einer Flut Gottschedischen Wassersuppenwitzes begossen wurden.

Bei dem gewaltigen Zwiespalt, der damals zwischen den züricher und leipziger Schöngeistern eine unergründliche Kluft befestigte, machte dies Werklein mehr Aufsehen, als es verdiente, und that dem von Breitinger gestachelten Bodmer, dessen Schooskind, die Noachide, besonders gemishandelt war, außerordentlich weh. Wieland, damals neunzehn Jahre alt und von Bodmer und Klopstock auf's höchste begeistert, kam grade zu dieser Zeit zu Bodmer nach Zürich und theilte diesem seine Idee mit, die Leipziger Dunse nach Gebühr zu züchtigen. Nichts konnte Breitinger erwünschter kommen als ein solcher Waffenträger. Er entflammte Wieland's Muth noch mehr, und so schrieb dieser in einigen Tagen (1752) in neun Bogen eine Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, worin er Schwefel und Naphtha auf das Haupt seiner Feinde goß; doch zeigte sich auch schon hier der edle Charakter des Mannes, der nie etwas blos darum that, um zu schaden, sondern immer lehren und bessern wollte. Denn ein großer Theil dieser Schrift beschäftigt sich mit allgemeinen Ideen über den Werth und die Würde der Dichtkunst, wozu eine Stelle aus Baco „De

augm. scient.“, die erklärt wird, Veranlaſſung gibt. — Wieland ſchickte dieſe Schrift anonym an Gleim in Halberſtadt, der ſelbſt nicht wußte, woher ſie kam, aber mit Vergnügen drucken ließ. Denn auch er paradirte im äſthetiſchen Wörterbuche. Die Auflage war wahrſcheinlich nicht ſtark und wurde ſchnell vergriffen. Wieland hat ſelbſt nie ein Exemplar davon beſeſſen und fand die Schrift viele Jahre ſpäter bei einem ſeiner Freunde, wo er ſich ſelbſt über ſeine damalige Heftigkeit tadelte und den Feuereifer ſeiner Kunſtjüngerſchaft für Bodmer, den er nun ſtrenger zu würdigen gelernt hatte, belachte. Hätte er Gleimen in der Folge nicht ſelbſt geſtanden, daß er Verfaſſer jener Satyre ſei, ſo wäre dieſe Jugendſünde nie dem Publicum bekannt geworden, zu dem er ſich nun in der Rec. des Schiller'ſchen Muſen-Alm. im Merk. 97. Febr. S. 201 öffentlich, doch misbilligend ſelbſt bekennt.

(Den 15. Juli 1798 bei Wieland in Osmanſtedt.) „Klarheit iſt jetzt das Lieblingswort von Goethe. Das Genie hat ſich zu Boden geſetzt und klares Waſſer ſchwimmt oben. Als Goethe zuerſt nach Weimar gekommen war, bat er ſich oft ſelbſt bei Wielanden Abends zu Gaſte. Denn der Herzog, mit welchem Goethe alle Mittage aß, ſpeiſte Abends nur ſelten, außer wenn er alle ſeine Umgebungen mit delicaten Bratwürſten tractirte, die in unendlicher Menge gemacht werden mußten. Damals war das Wort unendlich überall wiederkehrendes Stichwort. Wenn Goethe Abends bei Wieland eſſen wollte, ſo ſchickte er ſeinen Bedienten (der beiläufig in Allem ſeinen Meiſter nachahmt, ſo ging, den Kopf ſchüttelte, ſprach u. ſ. w.) vorher ins Haus und ließ ſich eine unendliche Schüſſel

unendlicher Borsdorfer Aepfel (gedämpft) ausbitten. Trat er ins Haus, so nahm er jedes der Kinder beim Kopf, gab ihnen komische Namen, schüttelte, hob sie auf den Arm u. s. w. Als Goethe mit dem Herzoge von Lavater zurückkam, war ihm jedes hübsche Mädchen ein Müßchen (das schweizer. Diminutiv von Maus.)" —

Wieland erklärte sich von seiner Seite gegen den Gebrauch des Wortes Tugend und machte es überall lächerlich, weil er den Unsinn dieses so sehr gemisbrauchten unverständig gelallten Wortes haßte und es für den Alltagsgebrauch zu vornehm hielt. — Mit größter Heftigkeit spricht er gegen die Philosophie um so mehr, da Reinhold aus Bonhomie der Fichte'schen Wissenschaftslehre gehuldiget habe, da er doch selbst über alle Kant'sche Philosophie durch ein System der Popularität sich hätte die Oberherrschaft erwerben können. Er, Wieland, würde einem solchen philosophischen reinen Ich eine Tracht Stockprügel auf den Hintern aufzählen lassen, um ihn zum Geständniß zu bringen, daß sich das reine Ich nicht ohne das NichtIch setzen könne.

„Agnes von Lilien könnte ein classisches Buch der Nation geworden sein, wenn die Verfasserin (Fr. v. Wolzogen) im Verfolge des Buches nicht auf einmal in Schiller's mystischer Metaphysik zu sprechen gelüstet hätte."

Über Bürger. Sein hohes Lied habe ihm stets die widrigste Empfindung gemacht, weil es der Frau eines Andern gegolten hätte. Diese Art von Galanterie war Wielanden von jeher am unausstehlichsten. Bürger besuchte ihn grade zu der Zeit, wo er dies Lied im Musenalmanach eingerückt hatte und große Lobsprüche zu empfangen hoffte. Wieland hatte seit drei

Monaten den ihm von Bürger zugeschickten Musenalmanach ungelesen liegen lassen und mußte ihm dies auf endliches Befragen grade heraus gestehen. Bürger gestand ganz unbefangen, daß dies das Gedicht sei, mit dem er selbst am meisten zufrieden wäre. —

Die erste Bekanntschaft mit Wieland stiftete Bürger dadurch, daß er Proben seiner jambischen Übersetzung Homer's für den Mercur einschickte. Diese entzückten Goethen und Wielanden dermaßen, daß sie damals in Weimar und Gotha von den Fürstenkindern eine so ansehnliche Subscription zu erpressen beschlossen, die Bürgern Muße geben könnte, das Werk auszuführen. Aber der veränderliche Dichter gab die Idee selbst auf.

Möchte ich nur einen so billigen Biographen erhalten, als Althof Bürgern gewesen ist. Es sei Manchen, die ihm (Wielanden) zur unrechten Stunde gekommen seien, sehr schlimm gegangen. So erinnere er sich noch immer eines braven jungen Mannes, der von Göttingen kommend ihn überfallen habe. „Ich verfluchte die Stunde, wo ich die erste Feder ergriffen habe. Meine Celebrität ist mein Tod u. s. w." Der erschrockene Fremde wollte sich endlich zurückziehen. Da erkannte Wieland sein Unrecht auf der Stelle. „Da Sie mich böse gesehen haben, müssen Sie mich auch wieder gut sehen." Er hielt ihn zurück und sprach noch einige Stunden recht herzlich mit ihm. Diese compensirende Güte wußte stets Wieland's Frau, die von seiner Hitze viel auszustehen hatte, trefflich zu benutzen. —

Als Kraus im Juni dieses Jahres die La Roche in Offenbach besuchte und eine Weimeranerin, die Demoiselle Schnauß, mitbrachte, fing diese gleich an: Freuen Sie Sich, Wieland's Doris kennen zu lernen. Die La Roche erhielt durch anonyme

Frauenzimmer schon zweimal zehn Karolin, wegen des Nutzens aus ihren Schriften, durch einen frankfurter Bankier unter der Bedingung ausgezahlt, daß sie nie forschen sollte. Sie verlor nun auch ihre kleine Pension in Speier. Jetzt lebt sie von der Erziehung ihrer drei Enkel Brentano.

(Den 28. Nov. 1798. Wieland logirt bei Herdern.) „Ich hoffe," fing Wieland an, „Falk wird mir verzeihen, daß ich diesmal nicht bei ihm logire. Ich bin im Hause meines lieben Herder so unaussprechlich glücklich." Nun wurde über Falk gesprochen. Er habe, sagte Herder, eigentlich nur ein Talent zur Persiflage. Dies habe er unglücklicherweise für ein Talent zur Satyre angesehen. Dazu fehle es ihm durchaus an Galle. Er sei nur Milch, und sein sanftes Turteltäubchen, sein Weibchen, könne ihn weder stählen noch fassen. Man müsse einem Jeden, sagte Wieland, in der Liebe seinen Geschmack lassen. Ihm falle von seinem achten Jahre das Verschen ein:

Quisquis amat ranam, ranam putat esse Dianam,
Quisquis amat cervam, cervam putat esse Minervam.

Solche Verslein wünsche er noch recht viele zu wissen. Überhaupt thue es ihm leid, daß er nicht Alles aus der Jugend mehr behalten habe, aus dem Blütenmonde des Lebens. „Da muß man's," sagte Herder, „nur machen wie Leibnitz, der immer noch seine frühern Schulbücher wieder las und sie selbst auf spätern Reisen mit sich führte." „Ja," sagte Wieland, „das ist es eben, daß ich gar keine Bücher aus jener Zeit mehr habe. Wenn ich z. B. nur noch Heidegger's „Acerra philologica haben könnte." „Die ich Ihnen geben kann," sagte der

kleine Rinaldo (der heute zweimal vergnügt ist, weil er zum erstenmal in die Komödie — Zauberflöte — gehen darf und den Wieland kurz vorher mit dem schon aufgestellten Bilde seines Vaters von der Angelica verglichen hatte). Wieland: dafür sollst du ein Buch mit schönen Bildern einen Louisd'or an Werth von mir erhalten, wenn du zu mir kommst. Ich bedaure nur, daß ich bei meiner letzten Anwesenheit in Zürich (1796) nicht alle die Bücher mitnehmen konnte, die man mir dort mitgeben wollte. Unter andern hätte ich so gern das helvetische Museum mitgenommen, worin der Obmann Füßli eine mit interessanten Briefen beurkundete Biographie Bodmer's bis an die Briefe der Maler fortgeführt hat. Herder erbietet sich, dies zu leihen, und fragt, ob er nicht wisse, wo ein Bild vom neapolitanischen Tischbein, Bodmer's Kopf im hohen Greisenalter hingekommen sei. Da habe der Greis mit seinen dickstraubigen Augenbraunen wie ein Mann vor der Sündflut ausgesehen. Bodmer habe seinen ersten Anstoß vom italienischen Himmel auf einer Fußreise über die Alpen bekommen, wo er aber nur bis Mailand und Genua gelangte. Hätte, sagte Wieland, Bodmer sich damals statt einiger frommer Ascetiker, die er sich in Taschenausgaben in Italien kaufte, schon mit Ariost's Dichtungen bekannt gemacht, welche Nicht-Noachide hätten wir da erhalten können. Übrigens wußte fast Niemand bei meiner letzten Anwesenheit nur ein Wort von Bodmer und Breitinger mehr in Zürich zu erzählen, selbst ihre Schüler sind fast alle schon abgestorben. Überhaupt ist aber nichts undankbarer als Republiken. Der große Heidegger, der zu Anfange dieses Jahrhunderts der Perikles von Zürich und von fast ganz Helvetien war, wäre beinahe zuletzt, weil er sich nicht vor

jedem Zunftmeiſter knechtiſch bücken mochte, abgeſetzt worden. —

Darwin's Botanic garden lag auf dem Tiſche. Wieland blättert und findet Füßli's Tornado, ein ſublimes Ungeheuer. Herder ſagt, in Darwin ſei Alles, was je ein Engländer Neues und Frappantes über phyſiſche Gegenſtände gedacht oder erfunden habe, zuſammengeſetzt. Ich nenne es das britiſche Witzrepertorium.

Bei Tiſche erzählt Wieland, wie es mit ſeiner Muſik ſtehe. Er hat jetzt ein ſchönes Inſtrument, ein Pianoforte von unſerm trefflichen Klaviermacher Schenk für funfzehn Louisd'or erhalten. Da will er ſich aufs neue üben. In ſeinem zwölften Jahre hatte er bei einem Organiſten in ſeiner Vaterſtadt, der alle Wochen zweimal zu ihm ins Haus kam, ein Jahr hindurch Unterricht, und kam bis in die Principien des Generalbaſſes, lernte aber doch nie die Akkorde zuſammenſchmelzen. Indeſſen leitete ihn doch ſein eignes Gefühl auf die Theorie, die ſpäter Gretry geübt und niedergeſchrieben hat. Gewöhnlich phantaſirt er jetzt blos auf ſeinem Inſtrumente. Schweizer, fuhr er fort, hat mir doch zuweilen, wenn ich bei ihm auf dem Klavier phantaſirte, Lob gegeben und geſagt, das wünſche er in Noten zu ſetzen. Schweizer war ein armer Chorjunge in Hildburghauſen, wo ihn der vorletzte Fürſt, einer der geſchmackvollſten und prachtliebendſten damaliger Zeit, auf der Gaſſe aufgriff und ſein herrliches Talent zur Muſik entwickelte. Als dieſer Fürſt ſelbſt nichts mehr hatte, harrte Schweizer aus Dankbarkeit bei ihm aus, bis ihn dieſer ſelbſt gehen hieß. Er nahm den Titel Kapellmeiſter mit von ihm hinweg und engagirte ſich bei Saylern zur Direction ſeines Orcheſters. Mit dieſem kam er auch

nach Weimar, wo er aber bald am Kapellmeiſter Wolf und ſeiner cabalenſchmiedenden Frau heftige Widerſacher fand. Ich lernte ihn damals von Erfurt aus kennen, wo ich oft zur Herzogin herüberfuhr und — ich mag es nicht leugnen, der ſchönen damals vierunddreißigjährigen Regentin mit vollem Enthuſiasmus huldigte. Als ich einſt allein in dieſer Stimmung nach Erfurt zurückfuhr, entwarf ich im Wagen den Plan zu einem Geburtstagsvorſpiele, Aurora, worin ich der Herzogin die ſüßeſten Dinge ſagen durfte. Das Ding hat für mich jetzt keinen Werth mehr, und ich habe es daher weder in meinen Werken ſelbſt noch in die Supplemente aufgenommen. Aber als ein Kind des begeiſterten Entzückens für den Augenblick mag es damals immer große Freude erregt haben. Vor Allem aber gefiel der Herzogin auch die Muſik und ſie lobte ſie laut gegen mich. Indeſſen war ich nun ſelbſt nach Weimar verpflanzt worden. Meine Frau war gefährlich krank geweſen und war gleichſam aus der Unterwelt zurückgekommen. Da verfiel ich plötzlich auf die Alceſte, die mir mein Euripides ſo angenehm macht. Das Perſonal des ſingenden Theaters beſtand nur aus vier Perſonen. So viele Perſonen konnte ich alſo nur annehmen. Beſonders gefiel mir die Idee, der Alceſte zwei Kinder zu geben, weil ich ſelbſt damals nur zwei hatte. Als ich es der Herzogin vorgeleſen hatte, fragte ſie mich, wer es denn componiren würde. Der brave Schweizer antwortete ich. — Aber warum nicht der gute Wolf? — Da gerieth ich in Feuer zum Lobe Schweizer's und bewies mich freilich als einen ſchlechten Hofmann. Aber das bin ich ſo ſtets geweſen. Wolf's Frau war ſchon damals taub. Ich hatte ſchon drei Jahre mit ihr geſprochen und wußte es noch nicht, bis mirs einmal die Her-

zogin sagte. Meinetwegen könnte ein Hof so viel Hoffräuleins haben, als Tage im Jahre sind, und diese Hoffräuleins könnten sämmtlich mit ihren respectiven Kammerjungfern hochschwanger sein, ich würde nichts davon ahnen, als bis das Generalaccouchement vor sich gehen müßte. — Schweizer war außerordentlich dankbar für mein Zutrauen. Er kam oft zu mir, ich sollte ihm in fröhlicher Gemüthsstimmung die Alceste vorlesen. Auch muß ich ihm das Zeugniß geben, daß er Vieles selbst nach meiner Declamation zu setzen wußte. Eines Tages kam er und sagte, er müsse wol die ganze Composition aufgeben. Da sei eine Stelle, wo Alceste aus Elysium wieder hervortritt und die Worte spricht: „Noch weht ein Geist der Unvergänglichkeit mich an." Hier müsse ein gewaltiger Übergang stattfinden, der ihm aber unmöglich zu treffen sei. Ich sprach ihm Muth ein, rieth ihm, diese Arie vor jetzt ganz bei Seite zu legen. Mir gehe es mit gewissen Dichtungen, ja sogar einzelnen Reimen ebenso. Acht Tage darauf kam er mit Sonnenschein im Auge wieder. Ich glaube es gefunden zu haben. Wirklich ist es eine der sublimsten Stellen geworden. Der Übergang von B dur zu H dur (nach Tische spielte es Wieland am Klavier) ist überraschend und bei vollem Orchester erschütternd. Bei den vielen Proben ging es mir bekanntlich sehr schlimm. Einesmals war es im (damaligen) Hoftheater bei der Probe sehr dunkel. Ich stehe hinter einem Pfeiler und rufe der Alceste-Koch, die sich in einer Stelle selbst übertrifft, zu: O du Engel (eine Phrase, die ich bei jedem mir liebgewordenen weiblichen Wesen ohne alle Beziehung brauche)! Unglücklicherweise hat die Herzogin, die, mir unbewußt, auf einer andern Seite des Theaters uns behorcht, dies gehört. Vier Wochen lang war

ich aus aller Gnade gefallen. Sie sah mich gar nicht an, oder wenn sie dies nicht vermeiden konnte, warf sie mir Blitz und Flamme mit ihrem Blick zu. Endlich klärte sich das Räthsel (denn dies war es für mich durchaus gewesen) auf und Alles kam ins alte Gleis. Am Geburtstage des Herzogs wurde dann noch Herkules am Scheidewege aufgeführt, auch von Schweizern componirt. Eine gewiß gute Sängerin, aber ein häßliches Schätzchen, Demoiselle Heuß, sang die Wollust ganz vortrefflich. Demoiselle Koch als Tugend apostrophirte am Ende den sechszehnjährigen Herzog selbst, der dadurch ungemein gerührt wurde. Solche Sachen galten damals noch etwas, und loyanté wog selbst manches andere Mangelhafte auf. So konnte man ja Hermann's treue Köhler trotz ihrer gewaltigen Plattheit gut finden und mit Beifall wiederholen.

Jetzt kam die Auffoderung von Manheim, eine neue Oper für das damals in ganz Deutschland primirende Orchester und Operntheater in Manheim zu schreiben. Aus Addison's, meines Lieblings, Spectator fiel mir nach langem Suchen die schöne Rosamunde ein. Freilich wußte ich unhöfischer Tropf nicht, daß der Kurfürst auch viele solche Rosamunden hatte und mit ihren Kindern das Land bevölkerte. Schweizer hatte sich in der Composition, die nun ganz vertilgt ist (und wahrscheinlich beim letzten Bombardement von Manheim mit verbrannte), selbst übertroffen. Kranz mußte die Tänze zu den Ballets setzen und ich nahm ihn auch mit nach Manheim, als ich zur Aufführung hinreisete. Dort hatte man sich über meine Wahl des Themas außerordentlich gewundert und Beziehungen hineingelegt, die mir nicht im Traume eingefallen waren. Die Kurfürstin war erstaunlich darüber ungehalten. Aber der Kurfürst

hatte sich nichts daraus gemacht. (Man fragte Wielanden, als er angekommen, im Vertrauen, warum er grade dies Thema gewählt, und beruhigte sich, als man sah, daß er nichts Arges dabei hatte.) Als ich nach der zweiten Probe bei dem Minister Hompesch speiste, kam die Staffette, der Kurfürst von Baiern sei gestorben. Dies zerstörte Alles. Hompesch ging von der Tafel weg. Der Kurfürst reiste schnell ab, befahl aber doch, daß die Proben fortgesetzt und blos vor Wieland das Stück bei verschlossenen Thüren aufgeführt werden sollte. Die tiefe Landestrauer machte die öffentliche Aufführung unmöglich. Der Kurfürst wollte gewiß nach Manheim zurückkehren und da sollte es vor ihm aufgeführt werden. Es ist nie geschehen (damals war der große Bassist Fischer schon beim manheimer Theater. Wieland hatte nichts für ihn gesetzt; auch der Tenorist war beleidigt). Jetzt denke ich noch die Pandora zu erleben, die ich nach einem französischen Original für Kranz bearbeitet habe und der auch Goethe und Schiller ihren Beifall gegeben haben. Vor meiner Abreise hatte ich noch bei der Kurfürstin eine Audienz, die es sehr übelgenommen hatte, daß ich ihr vom Anfange aufzuwarten unterlassen hatte. Sie war höfisch-freundlich, that, als wenn sie von meinem frühern Dasein gar nichts wisse, und zog bei meinem Abschiede den Handschuh ab, um mich zum gnädigen Handkuß zu lassen.

Es wurde über Kotzebue gesprochen. Wieland erinnerte sich noch der ersten Verse, die jener ihm von Jena zuschickte und die unter aller Kritik waren. — Warum er fortdauernd so viel Beifall erhalte? Herder gibt zur Ursache an, weil er die Materie des Drama gut inne habe und alle Schwächen besonders

des weiblichen Geschlechts unbarmherzig aufstelle. Man sei bei ihm immer in einem feinen Bordelle.

Über Jean Paul Richter. Er habe einen trefflichen Takt, den Menschen zu erfühlen. Herder versicherte, er habe ihm über Menschen, die er zum erstenmale sprach, so richtige Urtheile gefällt, als er (Herder) sie nach jahrelanger Bekanntschaft nicht besser zu fällen sich getraue. Er gehöre zu den reflectirenden Menschen, wiederhole sich also auch im Stillen, was er in der Gesellschaft gesagt habe, bessere sich, gebe besser auf sich Acht. In Allen diesen finde ich große Ähnlichkeit mit mir, ruft Wieland, „und welcher gute Mensch fände sie nicht", sagt Herder. Ich wenigstens verlasse selten eine Gesellschaft, wo ich mir nicht heimlich sagen muß: da sprachst du zu stark, da zu scharf, da wurdest du zu warm u. s. w. —

Über Zwerge. Wieland wünscht sich eine ganze Schüssel voll und mißt an den Fingern ab, wie groß die Kinder gewesen sein müssen, wovon jene brabantische Gräfin dreihundertundfünfundsechzig erhalten hat. Herder sagt, er könne sich die Zwerge recht gut aus den in der Jugend gelesenen und gehörten Geschichten von dienenden Berggeistern denken, und erzählt die Dichtungen davon. Er hofft, es werde ihm immer einer noch einen Ring oder Becher bringen, der auf seine Familie forterbe.

Wallenstein's Lager findet Wieland höchst unmoralisch, sowie die Elegie Amyntas im Musenalmanach von 1799, die aber übrigens zu dem Vollendetsten gehöre, was unsere Sprache aufzuweisen hat, ausgenommen die klägliche Klage. Er lies't mir Schiller's Dionysius, der Tyrann, aus eben diesem Almanach vor und zeigt das Unpassende des Metrums, das Schie-

lende der Construction, das gothisch Abenteuerliche in dieser schönen, aber einfachgriechischen Erzählung. Das Unglück komme vom Vielschreiben. —

Der helle Sonnenschein im Ausdrucke, den Addison so sehr liebt, sei ihm vorzüglich im Cicero über Alles angenehm. Er lese jetzt täglich eine halbe Stunde den Cicero, um sich gegen die Pest des Zeitalters zu bewahren. Goethe's Propyläen sind auch klar und stralend.

Der Mercur hat Manchem geholfen und ihn glücklich gemacht. So erhielt Wieland erst vorige Woche noch eine Danksagung von Teschadik in Ungarn. Eine neue Motive, ihn fortzusetzen. Agathodämon geht jetzt ununterbrochen seinen Weg fort. —

Wieland schläft auf seiner Schweizerreise stets in einer wollenen Decke so eingepackt, daß ihn seine Frau ordentlich wie ein Kind damit einwickelt. Bei seiner äußerst dünnen und transpirabeln Haut ist dies nothwendig. Er hatte sich wirklich in den zwei letzten Tagen seines jetzigen Hierseins (1. u. 2. December) viel zugemuthet und eine böse Diät gehalten. Daher bekam er vom jungen Herder zu schwitzen, was ihn doch wieder stark incommodirte. Goethe vermag viel über ihn. Dieser muß ihm zureden, daß er künftig die December, Januar und Februar in der Stadt zubringt. Er hat ja nun seine eignen Pferde. Bei seinem Gute hätte er dreißig Äcker mehr für eben das Geld haben können, wenn er nicht so hitzig gewesen wäre. —

(Den 4. Nov. 1798.) Wieland gestand, er habe jetzt

gar keine Luſt mehr, Verſe zu machen, er könne nur noch Proſa, und auch dieſe nur mit ewiger Zuziehung des Adelung ſchreiben. Als Schwabe wiſſe er immer nicht, ob ein Verbum haben oder ſein zu ſich nehme. So ſei ihm dieſen Morgen noch zweifelhaft geworden, ob man ſagen müſſe: geſtanden habe, oder geſtanden ſei. Adelung habe ihn auch ſitzen laſſen; endlich habe er's ſich ſelbſt ſo gelöſ't: ſein bedeute mehr einen ſelbſtändigen, activen, haben mehr paſſiven Zuſtand. So ſage ich: der Leichenſtein hat lange ſchon hier geſtanden; aber von einem Bettler: er iſt lange vor der Thür geſtanden. Oft bewundere er ſeinen Oberon ſo ſehr, daß er ſelbſt nicht begreifen könne, wie er dies zu dichten vermocht habe.

Er hat ſich einen Flügel von Schenk machen laſſen, und phantaſirt nun vor ſeiner Frau ein eignes cantabile oder ſpielt eine leichte Arie von Mozart. Man brauche ſo eine Stimmung der Seele durch ein äußeres Inſtrument doppelt in ſeinen Jahren. —

Der Herzog von Auguſtenburg hat Wieland's goldnen Spiegel ſchon im vierzehnten Jahre geleſen und dadurch einen Hang zum Länderreformator und Menſchenverbeſſerer bekommen, der freilich oft in wunderliche Grillen ausarten mag. „Guter Alter, Sie müſſen morgen mit mir eſſen!" Einladung des Herzogs an Wieland, in der Komödie geſtern Abend.

(Den 20. Jan. Abends bei Falk.) „In meinem achtzehnten Jahre glaubte ich einmal ſterben zu müſſen. Ich hatte eine Fiſchgräte verſchluckt und fürchtete daran zu erſticken. Meine Mutter ſaß geängſtet bei mir. Ich ſpreche von Unſterblichkeit und Wiederſehn wie ein begeiſterter Bramin, gerathe immer

mehr in Eifer und halte mir eine herzschmelzende Standrede, sodaß meine Mutter in Thränen zerfließt, schluchzt, wehklagt. Während des großen Eifers hat sich die Gräte gelöset, ich fühle es und sage nun auf einmal: ich wolle noch fortleben. Es sei Alles gut!"

Wieland wundert sich, daß man Goethe's Reinecke Fuchs nicht mehr schätze. Er lese oft mit Vergnügen darin. Falk tadelt die Hexameter. Hier hätten blos Knittelreime hingehört. Wieland nimmt sich des Hexameters an. Wieland hat nur einmal wahre Knittelverse gemacht in der Titanomachie, eine Burleske gegen das heutige Genieunwesen. Er verbittet sichs aber, daß man Liebe um Liebe ja nicht zu diesem Genre rechnen möge. — Wieland will Schiller's Piccolomini nur so bei der Aufführung hören, als sei es eine auswendig gelernte Vorlesung, immer besser als eine bloße Vorlesung. Richter (J. Paul) widerlegt es, weil beim Lesen auf dem Zimmer die Phantasie mehr wirke. — Streit über das Alte und Neue. Richter behauptet, die Alten hätten aus Mangel tief eindringender Verstandescultur nirgends wahre Charaktere geschildert; sie hätten nichts Komisches im Vergleich mit den Neueren gehabt. Aristophanes und Shakspeare. Wieland wird ungeduldig. Er sagt Richtern: „Er solle doch nicht so docciren und die Leute, wie mit einem Ocean überschwemmen." Richter befindet sich nur wohl, wenn er gespannt ist, das Disputiren spannt ihn. Daher sucht er diesen Reiz überall und ist ein animal disputax. Nur Der, der ihm recht Gegenpart hält, gilt bei ihm. Nüchtern kann er kaum etwas schreiben. Er trinkt, wenn er componirt, viel Bier oder Wein, und sitzt erstaunlich warm, wie in einem Schwitzofen. Er sagte: „man soll auf mei-

nen Grabstein setzen, daß nie ein Mensch so viele Gleichnisse gemacht hat wie ich."

Wieland erhielt zugleich mit Riedeln einen Antrag zu einer Lehrstelle in Wien von Maria Theresia; dies wurde aber vom Pater Jordan Simon in Prag, der noch Wieland's Zeitgenosse in Erfurt gewesen war, durch eine Betschwester, die Gräfin Ogilvy in Prag, die ein ordentliches Tagebuch für die Kaiserin hielt und ihr also die Gefahr von diesen Freigeistern schilderte, hintertrieben. (Allg. Lit. Anz. 1799. N. 36. den 5. März. 352.).

(Den 21. Jan. 1799.) Wieland negocirte für seine Vaterstadt Biberach eine Summe von 50,000 Fl., ohne einen Heller Profit zu nehmen, da sie es ihm doch besonders anboten. Er erhielt dafür ein herzlich abgefaßtes Danksagungsschreiben vom Bürgermeister und Rath der Stadt Biberach mit 50 Thaler pro cura. Dies nahm er herzlich wohl auf, weil es mit schwäbischer Treuherzigkeit gegeben war, und sagte: Und wenn sie mir nur einen Laubthaler geschickt hätten, so machte er mir mehr Freude als 1000 Fl. erzüdelte Provision. —

In Klosterbergen las man cursorisch den Livius, als Wieland dort war. Einer der Schüler wurde aufgerufen und mußte gleich deutsch vom Blatte weg lesen. Dies erregte gewaltige Ämulation und war sehr nützlich. Der Lehrer braucht dabei eben kein großer Held zu sein. —

Eine Scene in Osmanstädt. Wieland sitzt in den Visionen seines Agathodämons. Der kleine Enkel, ein wilder stämmiger Bube, der gar nicht zu bändigen ist, schießt auf einmal unten im Hause eine Flinte los, daß das ganze Gebäude

erdonnert. Wieland ſpringt mit Entſetzen auf. Alles läuft beim Vater zuſammen. Man glaubt, der kleine Liebeskind habe ſich erſchoſſen. Wieland wird pathetiſch, beklagt das Elend, mit ſolchen Ranzen geplagt zu ſein, erkennt den Kleinen gar nicht für ſeinen Abkömmling, decantat iras tragicas. Niemand will zur Thür hinaus, um das Unglück zu beaugenſcheinigen. Endlich wagt die eine Tochter das Hinabgehen. Man findet die Flinte des Jägers (für die Haſen im Garten) im Hauſe, ein Loch in die Thüre geſchoſſen. Der Schütz iſt über alle Berge. Neue Declamation von Wieland. Dies dauert drei Stunden. Die Frau, die Töchter verſuchen vergeblich Beſänftigung. Nur nach und nach ingens detumet ira. —

(Den 22. Jan. Wieland und Herder bei Falk.) Wieland behauptet gegen Dem. Schröder, daß er nie ein Frauenzimmer wegen ihrer Schönheit geliebt habe, ſelbſt die in ihrer Jugend unwiderſtehliche La Roche nicht. Julie Bondely war ſo häßlich, daß er ſich erſt an ihren Anblick gewöhnen mußte; doch hatte ſie ein paar ſehr ſchöne ſprechende Augen und eine ſüße Stimme. Die Liebe zu einer häßlichen Frau iſt die dauerhafteſte. Die klugen Weiber lieben nie die Schönheit an den Männern, ſie ziehen ſogar, ſagte Herder, aus Koketterie und Widerſpruchsgeiſt die unanſehnlichern, aber klugen Männer vor. Ich, ſagte Herder, bin nie durch die Liebe einer Frau gehätſchelt worden. Und ich, ſagte Wieland, bin Alles, was ich bin, durch edle Weiber. Aber die Männer, ſagte Dem. Schröder, ſuchen doch zuerſt die Schönheit an der Frau oder vielmehr an den Frauen, denn an Einer genügt nie. „Lieben Sie nur Eine Blume?“ fragte

hierauf Herder. Das war eine sehr männliche Frage, erwiderte die Schröder.

Über Fichte's Appellation. Wieland macht eine komische Kritik derselben. Sie sei im ersten Theile ein Seufzer nach dem Unendlichen, im zweiten eine Stimme. Man empfinde ein Sehnen, ein Seufzen nach Etwas, was die Sinnenwelt nicht befriedigen könne. Dies sei eben das Übersinnliche, das aber eben darum gar nicht gefaßt und gedacht werden könne, weil es übersinnlich sei. Es sei eine Gotteslästerei, zu sagen: Gott sei. Dies setze ja schon ein Sein in Etwas voraus, und also Verkörperung in Zeit und Raum. Jesus selbst sei nach Fichte's Meinung ein Fichtling. Im zweiten Theile neige sich Fichte zu hypermetaphysischem Mysticismus. Die Stimme in uns gebiete uns die Pflicht. Man müsse Alles aus Pflicht thun. Der Teufel lehre die Maxime des Eudämonismus. Es schließe also mit dem Motto: ihr Fische, thut eure Pflicht! Was wir Menschenkinder Nichts nennen, ist Fichte's Ding an sich. Herder erinnert dabei an Wetzel's Narrheit, der sich für Gott hält. Wieland räth dem Kurfürsten von S.: ein Narrenhaus für die kritische Philosophie zu bauen. Aber Fichte hat am Ende den dresdner Mystikern den Hof gemacht, wo er sich als einen frommen Religiosen schildert, den heute der Papst kanonisiren kann.

Das zarteste Stück in Herder's Legenden ist Porphyrite oder die Krone (S. 276.) Dies hält Richter für den Triumph der reinsten Weiblichkeit. Wieland kann sich nicht darauf besinnen, sagt aber, Herder's Zerstreuete Blätter lägen bei ihm zum Sommergenuß in der Bibliotheca selectiori.

(Den 22. Jan. 1799.) Goethe äußert gegen Wieland, daß die urſprüngliche einzige vis comica in den Obſcönitäten und Anſpielungen auf Geſchlechtsverhältniſſe liege und von der Komödie gar nicht entfernt gedacht werden könne. Darum ſei Ariſtophanes der Gott der alten Komödiendichter, ſagte Wieland, und darum hätten wir eigentlich gar kein Luſtſpiel mehr. Es iſt auch wahr, fuhr Wieland fort, daß ſelbſt der ſtrengſte, ernſthafteſte Mann, ſobald er es unbemerkt thun darf, bei einem glücklichen Einfall aus dieſer Fundgrube des Witzes, der den Bettler wie den König beluſtigt, ſeine Stirne entrunzelt, und daß dieſem Univerſalmittel aus Demokrit's Apotheke eigentlich kein Sterblicher widerſtehen kann. Darum die Aiſchrologien und ὑθυφαλλικα in den ernſthafteſten und heiligſten aller alten Religionsgebräuche, in den Myſterien der Ceres, von welchen man erzählte, ſie hätten ſelbſt der unausſprechlich bekümmerten Mutter, wenn ſie auf dem ἀγέλαστος πέτρα geſeſſen habe, Lachen abgelockt. Darum iſt eben mein Ariſtophanes kein ſolcher Schweinigel, als ihn unſere Überverfeinerung achten will. —

Wieland lieſ't eine Stelle aus einer der erſten Fabeln der Metamorphoſen nach der Voſſiſchen Überſetzung, die ihm ihr Bewunderer Falk dazu geliehen hat. Er findet auch hier alle Unarten und Härten des Voſſiſchen Hexameters, und geräth darüber in ſeiner Art in einen gewaltigen Eifer. Es ſei abſcheulich, daß ein ſolcher eigenſinniger, bocksbeiniger, mit hamburger Rindfleiſch geſtopfter Querkopf durchaus der deutſchen Sprache ſeine Geſetze aufdringen wolle, die nie Geſetze werden könnten. In den erſten Verſen kommt gleich Jener ſtatt er vor. Er hat dem leichtfüßigſten aller römiſchen Dichter Reiterſtiefeln angezogen. Er (Wieland) habe doch auch Hexameter gemacht, und

ſein Cyrus gefalle ihm jetzt noch. Aber ſolche Unbilde habe und werde er ſich nie zu Schulden kommen laſſen. Voß hat die ganze Ilias ebenſo wie die erſte Odyſſee im Manuſcripte liegen. —

(Den 6. Febr. 1799 Schlittenfahrt zu Wieland.) Goethe erklärt ſich ſtark gegen Die, welche Weimars Gemeinvortheil verrathen. Wieland ſagte einſt zu ihm: Aber wie könnte ich mich ſo ekelhaft loben laſſen, Herr Bruder, wie es die Sch..... thun? Antwort: Man muß ſich das ebenſo gefallen laſſen, als wenn man aus vollem Halſe getadelt wird. Wieland misbilligt Macdonald's*) blinden Eifer gegen die Kantiſche Philoſophie. Man müſſe nie gegen Etwas Lärm ſchlagen, was man nicht durchaus kenne. Darum enthalte auch er ſich von der Kantiſchen Philoſophie zu ſprechen, ob er gleich lueurs davon habe. Auch gegen Fichte werde er nie öffentlich etwas ſagen, ob er gleich ſeine letzte Appellation kindiſch finde. Das Kind ſingt im Finſtern, wenn es Geſpenſter fürchtet. Ihm brandert es ſchon, ſagte Goethe, darum ſchreit er vom Scheiterhaufen. Plato habe die Sophiſten als dumme Jungen antworten laſſen. Lucian hätte die Form des Dialogs ſchon weiter gebracht. Am weiteſten Shaftesbury. In ſeinem Philosopher ſei es jedem der Colloquirenden voller Ernſt. Er (Wieland) habe einige Dialoge geſchrieben, mit denen er nicht unzufrieden ſei, z. B. in den Neuen Göttergeſprächen das zwi-

---

*) James Macdonald, ein edler hochgebildeter Schotte, der mit ſeinem jüngern Vetter wegen des Mounierſchen Inſtituts in Weimar war und den Tiſch bei Böttiger hatte. Er war in den Cirkeln von Herder und Wieland ſehr geſchätzt und wird noch öfters vorkommen.

ſchen Zeus und dem Unbekannten. Jenes Geſpräch enthalte, was den Unbekannten anlangt, den Keim zu dem, was er jetzt im Agathodämon ausgeführt habe. — Herder's Helldunkel. — Er begreife nicht, wie Herder das Evangelium von Johannes für ſo rein und unverfälſcht halten könne, da gewiß nur der geringſte Theil von Johannes ſei, ſondern der bei weitem größere gnoſtiſche angeflickte Stücke. Jeſus habe keine Religion ſtiften, ſondern den Religionsſchlendrian zerſtören wollen. — In ſeinen Osmantiniſchen Unterhaltungen (ad modum quaestionum Tusculanarum) werde auch ſein Liebling Ariſtipp noch bedacht werden. Deſſen Philoſophie ſei die einzig wahre. Er las mir den Anfang der Revolution zu Syrakus unter dem Dion vor. Überall dachte er dabei an Bern und Zürich. Mit unendlichem Wohlgefallen las er die zwei Einleitungscapitel. So lange ich noch ſo ſchreiben kann, lebe ich noch. Wenn ich aber fühle, daß es dicker und trüber fließt, dann lege ich die Feder weg und gehe ſchlafen. Er citirte ein altes Sprüchelchen: Si qua sede sedes, hac tu sedere memento. Dies bleibe ihm noch aus der Jugend. Was er jetzt leſe, das könne er nicht brauchen, weil Alles nur einen ſchwachen Haupteindruck hinterlaſſe.

(Den 3. März zum Beſuch bei Wieland.) Wie ſoll ich gleich das Wort ἀπομνημονεύματα überſetzen? A. Nachrichten.

Wieland gab, als er in Bern war, an die zwei einzigen Sprößlinge von der Familie Torman Lehrſtunden in der Philoſophie, und empfand dabei ein inniges Vergnügen, ihnen ihre Abſtammung vor Tor und Man recht eindringlich zu machen.

Er habe bis in sein funfzigstes Jahr ein ganz vortreffliches Gedächtniß gehabt. Jetzt wisse er oft über den zweiten Tag nicht, was er geschrieben habe (auf Veranlassung eines Gedichtes von Schiller: das Bürgerlied, was er hier getadelt, dann in einem Briefe sehr gelobt hatte.)

Er werde jetzt wieder, was er in seiner Jugend gewesen sei, sehr launisch. Er könne, seinem Dichtergenius folgend, heute auf Jemand recht viel Böses sprechen, und bald darauf gar nicht wissen, daß ihm so ein Wort entschlüpft sei. Er erinnere sich, daß ihn einst Breitinger in Zürich vor diesen-Kreuzsprüngen seiner Laune nachdrücklich gewarnt und ihm gesagt habe: Er habe in einer Gesellschaft sehr spöttisch über ihn (Breitingern) gesprochen. Wieland wurde darüber aufgebracht und versicherte, daß dies gewiß nicht sein könne. Nun überführte ihn Breitinger, daß er es selbst hinter einem Busche mit angehört habe.

Es treffe sich sonderbar, daß sein Agathodämon in seinen Geständnissen über seine eigene Religion fast ganz mit Fichte übereinkomme. Man müsse jetzt Fichte's Sache vertheidigen, weil sie die Sache der allgemeinen Preß- und Denkfreiheit sei. Doch könne Fichte nichts Anderes sagen, als was er einst im deutschen Mercur bei Veranlassung des preußischen Religionsedicts gesagt habe.

Wieland hatte im Januarstück des Mercurs 1799 Mallet du Pan's britischen Mercur eine incendiarische Schrift genannt, und ihn neben die Eudämonie und Schirach's politisches Journal rangirt. Darüber ergrimmte H. Mag. Dyk in Leipzig und ließ in einigen Bemerkungen des Übersetzers in dem Buche:

Zerſtörung des Schweizerbundes v. Mallet du Pan I. S. 279, ſeinen ganzen Grimm darüber aus. Mallet ſei von Ludwig XVI. ſelbſt an die öſtreichiſchen und preußiſchen Miniſter nach Frankfurt geſchickt worden, und ein wahrer Staatsmann. Einen ſolchen Politiker über die Achſeln anzuſehen, mit einem paar Federſtrichen aburtheln zu wollen, iſt doch fürwahr eine etwas ſtarke poetiſche Licenz, verſetzt mit kleinſtädtiſcher Gelehrtenpedanterie. Herr Wieland der Dichter iſt höchſt verehrungswerth; Herr Wieland der Menſch iſt liebenswürdig in ſeinen Schwachheiten, aber Herr Wieland der Politiker, der den Corſen Bonaparte gern auf Frankreichs Thron ſähe und der oft Einfälle mit Raiſonnement verwechſelt, kommt gegen einen Mann wie Mallet du Pan gar nicht in Betracht; denn der politiſche Scharfblick eines ſolchen Staatsmannes verhält ſich zu dem literariſch-theoretiſchen des weimariſchen Dichters wie ein Herſchelſches Fernrohr zu einem gewöhnlichen Gucker.

(Den 29. Juni 1799 bei Falk.) Im Jahre 1775 war Wieland bei Gleim zum Beſuche. Anfangs gings vortrefflich. Doch konnte Wieland ſchon dem lärmenden gewaltigen Ton Gleim's und ſeiner Vergötterung des großen Friedrich (den Wieland ſtets für einen großen Unmenſchen hielt) keinen rechten Geſchmack abgewinnen. Aber in einer heiligen Stunde der Weihe las ihm Gleim die ſchwärmeriſchen Herzensergießungen der Karſchin (die es eigentlich darauf anlegte, Gleim's, des ewigen Junggeſellen und Waſſertrinkers, Frau zu werden) mit großer Emphaſe vor. Wieland, der dieſe Liebelei nicht recht goutirte, erlaubte ſich, einige perſiflirende Bemerkungen dazwiſchenzuwerfen. Darüber ergrimmte Gleim aufs äußerſte und warf ſeinem Gaſt eine ſo derbe Brocke (in der neueſten Genie-

ſprache: Xenien) an den Kopf, daß Wieland (der nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe da dreimal gröber wird, wo er nur einfache Grobheit bemerkt) Gleim wieder die härteſten Dinge ſagte, aufſprang und auf der Stelle Gleim's Haus und Halberſtadt verlaſſen wollte. Endlich goſſen die Weiber, Gleim's Nichte und Wieland's Frau, ihr weibliches Öl in dieſen Eſſig ſo reichlich, daß ſich das Ganze wieder freundlich miſchte. Wieland hat indeſſen von dieſer Scene noch ein ſehr lebhaftes Andenken behalten und nannte noch in dieſem Augenblick Gleim einen groben Knollen, deſſen Wille nie gebrochen worden ſei. — Wieland ſchilderte ſich ſehr lächerlich, wie er in Biberach den ſenatoriſchen Ornat, einen langen ſchwarzen gros-de-tournen Mantel, getragen habe. — Falk erzählt, wie er noch vor drei Jahren Gleim in ſeinem Garten über einen breiten Graben habe ſpringen ſehen, welchen Sprung ſich keiner der viel jüngern Anweſenden zu machen getrauete. —

(Während der Anweſenheit der La Roche im Juli und Auguſt 1799.) Die neunundſechzigjährige Frau verbindet mit der lebhafteſten Phantaſie ein außerordentlich treues und gehorſames Gedächtniß. Sie erinnert Wielanden ſtündlich an Dinge, wovon keine Spur mehr in ſeinem Gedächtniß übrig iſt. Man redete ihm daher von allen Seiten zu, er ſolle doch jetzt, wo dieſer Buchhalter ſeiner früheren Lebensgeſchichte bei ihm wohne, anfangen, ſeine eigenen Memoiren zu ſchreiben. „Haben Sie ſchon Etwas darüber niedergeſchrieben?" fragte die Herzogin vorigen Sonntag, den 28. Juli (wo Herder, Wieland und ich da eingeladen waren). „Ich kann keine Unwahrheit reden," ſagte Wieland, „und daher muß ich geſtehen, daß ich noch keinen Federzug gethan habe. Ich kann

nicht dazu kommen, und nehme es für einen Wink meines Genius, daß ich es nicht thun soll. Die Frau von La Roche hat Alles selbst gesehen, erfahren, umtastet. Daher ist ihr Gedächtniß durch Autopsie so treu; dahingegen mein Gedächtniß blos Buchstaben und darauf gegründete Phantasiegemälde umfaßte," sagte Wieland. —

Die La Roche klagte beständig, daß sie nie nach Italien gekommen sei. Als sie einst auch klagte, erinnerte sie Wieland an den Atapalibo, der zu seinem winselnden Diener sagte: Glaubst du denn, daß ich auf Rosen liege? So könnte auch ich sagen. Glauben Sie denn, daß es mir etwa besser gegangen ist als Ihnen?

Herder erinnerte sie an die Zeit, wo sie in Darmstadt seine Frau als Mamsell Heß gesehen habe. Sie beschrieb die Herderin als eine herrliche, schön daherschwebende Gestalt und wußte noch ihre Kleidung anzugeben.

Herder's Entschluß, nach Italien zu gehen, war ganz unabhängig von dem der Herzogin. Er arbeitete noch in Nürnberg Ephoranen und Acten fürs Consistorium aus, die er hierher zurückschickte. Der Baron von Dalberg, des Coadjutors Bruder, reisete auf Musik. Darum ging er über Venedig. In Verona war Herder nur 24 Stunden der Herzogin voraus. Dann reiste er längs dem adriatischen Meere hinab, während sich die Herzogin lange in Florenz aufhielt. Herder's treuer Bedienter (jetzt bei der Herzogin), Werner, wurde in Rom tödtlich krank. Die römischen Ärzte sind allzumal stümperhafte Quacksalber, und es war daran, daß sie ihn zur Pyramide des Cestius schicken wollten. Da erschien wie ein heilbringender Engel die Herzogin mit ihrem Gefolge, und der Arzt der Her-

zogin, Huſchke, rettete Wernern. Im Winter ging die Herzogin fünf Wochen nach Neapel, wohin ſie Herder begleitete. Dann wohnten ſie in einer Villa unweit Rom alle bei einander. Man ſagte, es ſei eine Villa Lucull's. Die Angelica konnte hinten durch den Garten ihrer Wohnung zur Herzogin kommen und hatte alſo Zeit, Herdern und die Herzogin recht con amore zu malen. Herder hält es allerdings für einen ſehr glücklichen Zufall, daß er mit der Herzogin la ducchessa di Sassonia, der Schweſter des Herzogs von Braunſchweig, der vor kurzem in Italien geweſen war, und Nichte des Königs von Preußen, in Italien Alles beſehen konnte. —

Auf mein Befragen, wie ſie (die La Roche) Wieland verändert gefunden habe? ſagte ſie: ſie bemerke, ſein gutes Herz liegt jetzt noch mehr zu Tage. Er könne noch jetzt ſehr heftig werden, aber er werde gleich wieder gut und ſuche ſeine Heftigkeit zu compenſiren. Dies wäre vordem nicht ſo geweſen. So ſei z. B. der Bruch zwiſchen ihm und dem Grafen Stadion auf Warthauſen durch eine ſolche Heftigkeit unheilbar geworden. Stadion ſtichelte immer auf die hohlköpfigen Rathsherren von Biberach, die er häufig verſpottete, in Gegenwart ihres Kanzleidirectors, der doch am Ende Unrecht verſtand und was ihm nicht gelten ſollte, als gelte es ihm, mit verfocht. — Sie hat Wielanden eine Zeichnung von Warthauſen mitgebracht. Da wies ſie uns die Allee, wo ſie den Strumpf verloren habe; da (indem ſie zwei Fenſter im herrſchaftlichen Gebäude bezeichnete) wohnte Wieland; da daneben hatte ich mein Zimmer, obgleich die Wohnung des Amtmanns (dies war eigentlich La Roche) hier in einem andern Hauſe im Hofe war. Der alte St.

wohnte ganz eigentlich in seiner Bibliothek. Dort bei St. lernte auch der Minister Grosschlag Wielanden kennen und ruhte nicht eher, als bis er ihn aus dem „Abderitennest" Biberach nach Erfurt gebracht hatte. —

Die La Roche sagte mir gestern (30. Juli in Osmanstädt), Wieland's zweite Periode gehe erst davon an, als er nicht mehr in der engen Verbindung mit ihr gestanden habe. Sie habe nur die drei ersten Producte seiner Muse veranlaßt: die Natur der Dinge, die moralischen Briefe und die moralischen Erzählungen. Wäre sie bei und um ihn geblieben, so hätte er gewiß ebenso wenig einen Idris als — eine Wasserkufe gedichtet; die moralischen Briefe wären dadurch veranlaßt worden, daß Wieland sie mit Barthes Poesien in der Hand angetroffen habe. Wieland nahm diese und warf sie in einen Winkel, indem er versicherte, daß er wol noch etwas Besseres machen könnte als der Franzos. — Sie ließ der Wielandin Gerechtigkeit widerfahren, daß sie sich weit besser für diesen Mann schicke, als sie sich geschickt haben würde, weil sie weit duldender und gefaßter sei als sie. Nur die Frauen können mit voller Fassung und Freude viel tragen. Ein Sinnbild davon wären die Karyatiden, die zierlich und mit gesenkten Händen die größte Last trügen, dagegen die Atlanten die Hände auf beiden Seiten gewaltsam unterstützten.

Wieland's Vater war ein äußerst formeller, ängstlich frommer Mann, der oft seufzte, oft ergrimmte, seinen Sohn auf so seelenverderblichen Wegen mit Voltaire'schem Spottgeiste erfüllt zu sehen. Dagegen war Wieland's Mutter die lebendigste, geistvollste Frau. Grade dasselbe Verhältniß, nur in einer höhern Instanz, trat bei Goethe's Vater und Mutter ein: Mutterwitz (nur

die Deutſchen haben dies Wort, bemerkte ich) iſt das ſchönſte Erbtheil.

Mit immer neuem Entzücken ſpricht ſie von England. Als ſie bei der Gräfin Reventlow in Richmond war, ging ſie eines Morgens allein ſpazieren und fiel auf einem der Hügel, von welchen man die herrlichſte Ausſicht hat, Gott anbetend und dankend, auf ihre Knie. Dieſen Fleck beſchloß ſie durch eine Schrift zu verherrlichen und ſo entſtand die Miß Long. — Herder ſagte von ihr: Sie ſpricht blos die Canzleiſprache, aber nie die Cabinetsſprache des Herzens. La Roche war trieriſcher Geheimerath, ohne es in der That zu ſein.

Einmal wurde Wieland während ihrer Anweſenheit ſehr empfindlich, da ſie mit ihm Abends von Weimar zurückfuhr und wegen des ſchlechten Weges alle Augenblicke ängſtlich aufſuhr und ſchrie. Wieland zankte mit ihr und wunderte ſich über ihre Ängſtlichkeit, da ſie doch ſo weite Reiſen gemacht hätte. Sie aber verſicherte, daß ſie die Wege nirgends ſo halsbrechend angetroffen hätte. Nun aber hat ſie von Schönebeck aus amende honorable gethan, indem ſie die Wege hinter Eisleben noch viel abſcheulicher gefunden hat. Es ſei ein Ideal eines ſchlechten Weges. Dabei ſchrieb ſie die jakobiniſche Bemerkung, die Wege würden ſchlechter, je größer die Fürſten würden, in deren Land man reiſe.

Es fehle ihr, ſagte Wieland, durchaus an Takt und Menſchenkenntniß, ob ſie gleich vierzig Jahre mit Menſchen aus den oberſten Ständen umgegangen iſt.

Der Chevalier Angiolini, toscaniſcher Geſandter in Rom und neuerlich in Paris, kommt nach Weimar und beſucht hier

den Prinzen Mocenigo, einen Venetianer, ſeinen alten Freund, der am Tertianfieber krank liegt und den er mit echter China curirt. Beiläufig geht er auf die Bibliothek und ſpricht dort Schmidten, hört von einem hieſigen Gelehrten, ja von einem deutſchen Voltaire, Wieland, deſſen Namen er noch nie hatte ausſprechen hören, ſieht ſeine Werke und läßt ſich nun von Schmidten recht viel vorplaudern. Nun kommt er zur regierenden Herzogin, kramt da ſeine ſoeben erhaltenen Notizen als alte Wiſſenſchaft aus, und ſpricht davon, daß er il gran Wilando, von dem Italien und Frankreich voll ſei, kennen lernen müſſe. Ich (Böttiger) bekomme Auftrag von der Herzogin, begleite ihn am andern Tage zu Wielanden, den er mit Fleuretten überhäuft und eine ſelige Stunde macht. So geht es mit unſerer literariſchen Fama. Eben dieſer Angiolini pflückt Samenſchoten von Blumen im Park, um ſie auf ſeinem Landgute in Toskana anzuſäen, invitirte, als er noch Geſandter in Rom war, wöchentlich einmal die Künſtler zu ſich, und ließ ſich dafür Gemälde, Kunſtwerke, geſchnittene Steine bringen und behält ein der Dame Newbell zu machendes Geſchenk, das er hier durch Bretari zu verkaufen ſucht. (W. d. 17. Aug. 1799.)

(Den 31. Aug. 1799.) „Ich habe Goethe's Hermann und Dorothea wieder geleſen und gefunden, daß der letzte Geſang mich jetzt ganz befriedigt, ſo wenig er mir ſonſt gefallen wollte. Nur durch das dort eingeleitete Misverſtändniß konnte ſich Dorothea ſo herrlich zeigen. Ich bin mit Humbold's Kritik ganz zufrieden und leſe ſie mit großer Aufmerkſamkeit. Schade nur, daß er ſeine ganze Theorie in die Beurtheilung des Goethe'ſchen Gedichts einflicht. Er hätte jene unabhängig von dieſer vorausſchicken ſollen. Bei dieſer Lecture habe ich

mich aufs neue überzeugt, Goethe sei eigentlich zum Künstler geboren. Die Figuren von Hermann und Dorothea sind alle in großen Raphaelischen Umrissen herrlich gezeichnet. Es sind Figuren in Marmor gehauen. Ans Colorit muß man dabei nicht denken. Auch dies konnte Goethe geben, wenn er malen wollte. Aber auch hier ist er Bildhauer. Alles ist im großen Stil; die Vernachlässigung des Verses kommt daher, weil er Alles dictirt. Jamben und Herameter sind ihm ungefähr gleich geläufig. Aber er achtet es nicht, zehn Verse von demselben Einschnitt aufeinander folgen zu lassen. Ich erinnere mich aus den ersten Jahren noch einer Aufgabe, wo wir ein englisches Liedchen zusammen aus dem Stegreif übersetzen sollten. Ich bin nie ein Improvisator gewesen. Aber Goethe nahm das Buch, übersah eine Strophe und dictirte nun, es mochte brechen oder klappen, wenns nur ungefähr der Sinn war."

Über die neuesten Schlegeleien. (Athenäum 4tes Stück.) „Ich habe mich nie für einen großen Dichter gehalten; lange Zeit sind meine Gedichte nur Studien für mich gewesen. Wenn ich dichtete, waren mir nicht einzelne Stellen gegenwärtig. Ich verarbeitete Ideen, die mein geworden waren. Aber was die Herren mir Schuld geben, war ganz bei Bodmern der Fall. Als ich seine Noachide las, hielt ich Alles für seine Empfindung. Als ich zu ihm kam, schrieb ich unter seinen Augen ein Buch voll des ungemessensten Lobes darüber, das auch gedruckt wurde. Unterdessen las ich seine ganze Bibliothek durch und lernte Englisch und Italienisch während meines anderthalbjährigen Aufenthalts bei ihm. Da sah ich, daß er Alles zusammengestohlen hatte. Die naiven Schäferideen, die der Tochter der Sima zugeschrieben werden, sind aus Kemenes(?)

Paſtorale; er hatte ganze Sätze aus Montesquieu hexametriſirt u. ſ. w. Ich möchte es doch gern ſehen, wie es die Herren anfangen wollten, um zu zeigen, daß ich meine Muſarion zuſammengetragen hätte. Man ſollte ſie auffodern, dieſes Moſaik vor den Augen des Publicums zu zerlegen. Mir ſollte es die größte Unterhaltung gewähren."

Wieland kam d. 11. Sept. 1799 zur Vorſtellung des Luſtſpiels Alles aus Eigennutz und der Komödie aus dem Stegreiſe, die von Liebhabern geſpielt wurde, von Osm. in die Stadt, langweilte ſich aber ganz gewaltig bei der bis zu neun Uhr verlängerten Darſtellung, weil er überhaupt immer mehr den Sinn für ſolche Dinge verliert. Denn die Vorſtellung war wirklich gut.

Er hatte dieſen Morgen einen Brief von Werthes aus Stuttgart bekommen, den er mir mittheilte. Werthes kam von Stuttgart aus freien Stücken zu Wielanden nach Erfurt 1771, blos von der hohen Bewunderung der Wieland'ſchen Gedichte getrieben. Wieland behielt ihn von nun an bei ſich. Er hatte unbeſchreibliche Muſolepſie und Jucken zum Verſe drechſeln. Aber Wieland machte ihm das Leben außerordentlich ſchwer. Oft vergoß er Thränen des Unmuths, daß man ſich die Hände unter ſeinen Augen hätte waſchen mögen, weil er Wielanden gar nichts recht machen konnte. Damals erging auch das ſtrenge Urtheil über den erſten Act des Konradin, deſſen er in ſeinem heutigen Briefe gedenkt. Endlich brachte ers doch dahin, daß er Wielanden mehre Schäferpoeſien ſo zu Danke machte, daß eine kleine Sammlung derſelben gedruckt werden konnte. Unterdeſſen war er mit Wielanden nach Weimar gezogen und blieb auch

da noch einige Zeit bei ihm, bis ihn Wieland an Fritz Jacobi übergab, der sich seiner treulich annahm und ihn eine Zeit lang bei sich hatte. Von hier kam er nach Italien, wo er Gozzi übersetzte und Tasso. Von da wurde er Professor in Pesth und später Gesellschafter und Reisebegleiter eines reichen Russen, wo er sich so viel erübrigte, daß er nun unabhängig in Stuttgart seine Tage beschließen kann. „Ja, wenn ich die beiden Schl... auch so eine Zeit lang hätte unter der Ruthe haben können, so sollte wol auch etwas daraus geworden sein. Bald wird man sagen müssen: hütet euch vor den jungen Griechen!"

(Den 18. Dec. 1799.) Seit Wieland in Osmanstädt ist, kann er weit mehr vertragen. Er hat gar kein Herzklopfen mehr. Sein Teufelspulver allein ist seine Panacee. — — Nichts ist ihm verhaßter als Parade und geräuschvoller Pomp. Daher klagte er noch heute über den Verdruß, den ihm die Krönung und Überreichung seiner Werke in Leipzig, als er 1795 nach Dresden reiste, verursacht habe. Er mußte freilich damals einen Bissen über Macht nehmen, um Göschen nicht weh zu thun, aber er hat es noch nicht verwunden.

Als Wieland (s. oben) für das biberacher Theater ein Stück aus Shakspeare zuschnitt und damals einen gewaltigen Haß gegen alle Könige hatte, so wünschte er für den dort vorkommenden König von Neapel einen recht abscheulichen, klapperbeinigen, ungestengelten, ungelenkten Lümmel zu haben, der auch wirklich in einem eben von der Wanderschaft zurückgekommenen Schneider gefunden wurde. Dieser hatte besonders das Talent, sehr hörbar und pathetisch zu gähnen, in seltenem Grade, und erschütterte das Zwergfell der biberacher Auditoren aufs angenehmste. Doch merkten die emunctae naris homines

in Biberach sehr wohl, daß dies ein neuer trick von dem μισοτυραννος Wieland sei.

Als ich ihm Hammer's Schirin vorlas, machte er seine Bemerkungen über die oberdeutschen und obersächsischen Reime. „Wir reimen steigen und reichen ohne Arges. Dies ist der abscheulichste Miston im Ohr eines Schwaben, dagegen haben jene wieder viele echte Reime, die uns ganz entsetzlich auffallen."

„Wir haben eigentlich gar keine Philosophie mehr. Nur die Griechen hatten das Wort und die Sache dazu. Ich wünschte dies einmal in einer eigenen Schrift zu zeigen. Unsere heutige Philosophie ist ein Recidiv in die Scholastik, durch Egoismus eisern gemacht." —

„Ich habe mir in meinen Schriften eine eigene Interpunction gemacht. Da, wo ich wünsche, daß der Vorleser einen Hauch inne halten möge, mache ich ein Komma, es mag dies nach der gewöhnlichen Art Sitte sein oder nicht. Wo mehre Sätze eine Periode zerlegen, ein Semicolon; wo die Periode grade halbirt wird, ein Colon. Jeder Deutsche hat seine Interpunction wie seinen Glauben für sich." — Der Bondische Horaz wurde Wieland zweimal gestohlen.

(Den 17. Jan. bei Knebel.) Schon gereut es Wielanden, daß er überall F statt Ph schreibt. Er machte diese Neuerung vorzüglich deswegen, weil es den armen Kindern so sauer wird zu begreifen, daß Ph so viel als F sei, und er diesen also eine Erleichterung verschaffen wollte. Er hoffte eine allgemeine Nachfolge und findet mit Verdruß, daß Niemand es nachthun will; daher gereuet es ihn ebenso wie die hartnäckige Be-

obachtung des teutſch ſtatt deutſch. In der großen Ausgabe ſeiner Werke ſchreibt er wirklich überall deutſch, aber der Mercur muß ſchon der Gleichheit wegen teutſch bleiben. Herder behauptete bei dieſer Gelegenheit mit Recht, daß es weder deutſch noch teutſch, ſondern Theutſch (Theut, Thaut, Thot, Seuther, es war ein ziſchender Laut) heißen müſſe, und macht die Schreibart mit dem F immer dadurch lächerlich, daß er ſagt, nach dieſer Schreibart heiße Filoſophie: Fadenweisheit.

Wieland ſchimpft ſehr auf das Wortgemengſel in der engliſchen Sprache aus allen andern. Unwillig auf den lächerlichen Nationaldünkel der Engländer. Wie ſchändlich ſie ihren großen Baco behandelt haben. Nur die Deutſchen laſſen fremdem Verdienſte unter jeder Zone Gerechtigkeit widerfahren.

Wieland wünſcht ein Gemälde der römiſchen und griechiſchen Sklaverei miteinander contraſtirt im Mercur zu erhalten.

Wieland iſt in demſelben Falle mit Bürger, wegen des häufigen Wiederabſchreibens des Manuſcripts. Nur dadurch erhalten ſeine Gedichte alle Vollendung der Feile. Er hat den Oberon ſiebenmal abgeſchrieben, ehe er ihn im Mercur in den Druck gab. Die Recenſion des Schiller'ſchen Muſenalmanachs von 1796, worin die Xenien waren, ſchrieb er dreimal ab und jederzeit milderte und ſänftigte er Vieles, was ihm noch zu hart ſchien. — Es hat Jemand angemerkt, daß viel darauf ankomme, wie ordentlich es auf dem Schreibtiſche des Arbeitenden ausſehe (etwa wie auf dem Schreibtiſche Buffon's). Viel unordentlich herumzerſtreute Papiere und Maſſen ſtören die Reinheit der Conception. So iſt es auch mit einem reinlich abgeſchrie-

benen Manuſcripte, hier ſieht man erſt die Überbeine und Höcker des Stils.

Sander hatte ihm ein Prachtexemplar von Ramler's Gedichten geſchenkt, und Wieland erzählte nun, wie er damals durch ſein Lob Ramler's eine Erkaltung von Seiten Bodmer's und Breitinger's herbeigeführt, dann fuhr er fort: Nicht lange, nachdem Goethe in unſern Kreis hier getreten war, wurde in einer Geſellſchaft beim Herzog mit äußerſter Verächtlichkeit von Ramler geſprochen. Ich nahm mich des Verläſterten nachdrücklich an. Nun citirte man die Oden: Der Du den blutenden Cäſar (12) und Liebe, die du (37), und lachte über dieſe lächerliche Partikelvermählung. Ich vertheidigte friſch weg, was mir doch ſelbſt fatal war. Nun beſchloß man, mir den Anfang der letzten Ode ſo lange vorzuſingen, bis es mein Ohr nicht länger aushalten könnte. Wirklich machten nun auch die ſämmtlichen Anweſenden eine Art von Kanon daraus, und ſo dauerte es einige Stunden, wobei ich aber wacker aushielt und meine Vorausſetzung ſich erfüllte: daß eher ihre Kehlen heiſer, als meine Geduld müde werden würde.

„Man macht mir den Vorwurf, ich ſei nicht originell. Man ſollte doch finden und erfinden unterſcheiden. Was iſt überhaupt der Stoff unſerer Gedichte? Faſt Alles läßt ſich bis auf die entfernteſte Periode des Menſchengeſchlechts zurückführen. Woher nahmen die Mauren den Stoff der contes und fabliaux, woraus die Provençalpoeſie und ſpäter die romantiſche Epopoe der Italiener hervorging? Haben nicht Shakſpeare und Milton faſt allen Stoff entlehnt? Woher nahm

Homer ſeinen Stoff? Es müſſen einmal in Aſien Menſchen gelebt haben, deren Ereigniſſe die erſten Keime der Fabel geworden ſind. Nebenbei mögen auch Träume Stoff für Wachende geworden ſein. Ich habe ſelbſt einige Träume der Art gehabt. Aber die Bearbeitung des Stoffs iſt die wahre Erfindung. So habe ich den Agathon, die Muſarion, den Idris erfunden. Oder wo hat irgend eine Nation ein ſo erfundenes und componirtes Gedicht, wie meine Muſarion iſt, aufzuweiſen? „Ein Grundſatz bei ihm ſei immer der geweſen, ſich nicht die höchſten Muſter vorzuſtellen, die zu erreichen man ſtets verzweifeln müſſe. Er habe nur das Mittelmäßige vor ſich geſtellt und ſo etwas weniger Mittelmäßiges geliefert.

„Schade daß ich nicht reich genug war, um mir einen Secretair zu halten, der hätte die Cataloge durchſuchen und mir meine Bibliothek completiren müſſen. Ich hätte dann noch mehr geleſen, überſetzt, weniger geſchrieben und erfunden.“ „Iſt alſo recht gut,“ erwiderte ich.

Als die Alceſte in Flor war, war in Wieland's Hauſe Alles alceſtiſirt. Sein ſechsjähriges Lieblingstöchterchen Sophia ſpielte die Alceſte nach dem Modelle der Koch zur Bewunderung der Anweſenden. Die ſämmtlichen Muſikalien Schweizer's, Körbe voll, dienten einem hieſigen Becker, bei dem er gewohnt hatte und bei dem ſie auf dem Dachboden lagen, zum Ofenheizen.

Der Oberhofmeiſter Graf Görz führte das Spiel Plumpſack und Schmitzchen mit den Fingern zu ſchlagen beim Erbprinzen ein. Wieland bat bei den Hofleuten um Gnade, weil er zu zarte Hände und Finger habe. Der Herzog als Erbprinz ſchlug immer gewaltig zu und wurde geſchont. Endlich

ſchonte man ihn auch nicht mehr und belehrte ihn durchs Gefühl vom: do as you will be done by.

Mitleid Wieland's gegen angehende Dichter, weil ein Verſuch im Mercur abgedruckt oft das Glück eines armen Teufels in ſeinem Kreiſe gemacht habe. Arvelius nahm ſich ſein Unglück ſo zu Herzen, daß er melancholiſch wurde und darüber ſtarb.

Wieland nach Falk's Beobachtungen. Falk hatte ſich vorgenommen, eine Parallele: Wieland und Horaz zu ſchreiben. Es hat wol ſelten congenialere Geiſter gegeben als dieſe Beiden. Falk logirte einigemal mehre Tage auf Wieland's Osmantino und hatte die beſte Gelegenheit, da Alles zu beobachten. Sequebatur perreptantem hortulos suos et deambulantem in viridariis. Einmal entzückte ſich der äußerſt myopiſch ſehende Wieland über eine ſchöne Schotenblüte. Es ergab ſich aber bei genauer Beaugenſcheinigung, daß es ein Sperlingskoth auf einem Blatte war. — Immer ſchimpfte der Alte auf die verwünſchte Hoffrohne *), und doch führte er die bitterſten Klagen, daß ihn die Herzogin gar nicht zu ſich holen laſſe. Endlich kommt ein Bedienter der Herzogin: Es ſei der Graf NN. angekommen, der ſie in Tiefurt beſuchen werde. Wieland ſolle kommen. Da erhebt ſich ein Donnerwetter: Wieland ſchimpft, tobt, er habe mit ſolchen Grafen nichts zu thun, man ſoll ihn mit Frieden laſſen. Der Bediente ſteht draußen und hört Alles mit an. Unterdeſſen wird er von ſeiner Frau und Tochter

*) Man vergleiche Gruber in ſeiner Biographie Wieland's (Wieland's Werke 52. S. 14.)

angeſchuhet, angewamſet, angezogen. Er klopft an die Weſtentaſche. Dies bedeutet, daß man die Schnupftabacksdoſe hineinſtecken ſolle. Murrend und brummend ſetzt er ſich endlich in den Wagen, und wenn er Abends nach Hauſe kommt, glänzt ſein Angeſicht vor Freuden und er wird zwei Tage nicht fertig, den allerliebſten Grafen zu loben. So müſſen alle Menſchen und Gegenſtände bei ihm alle Grade des Lobes und des Tadels durch. Immer iſt es ihm bitterer Ernſt, aber nur auf dieſen Augenblick. In Horaz Satyren und Epiſteln kommen viel ähnliche Stellen vor. —

Mit Recht hat Goethe Wielanden die zierliche Jungfrau von Weimar genannt. Er iſt kaum ein Viertel Mann. — — — — Sein genialiſtiſches Product iſt Pervonte, da iſt er unvermuthet ſelbſt ſchaffend geworden. —

(Den 4. Mai.) „Ich habe", ſagte er bei der Herzogin heute bei Tiſche, „ungeheuer wenig Imagination, und gleichwol hat man immer nur die Phantaſiegeſchöpfe bei mir in Anſchlag gebracht. Ich habe aber ſeit funfzig Jahren eine Menge Ideen in Umlauf geſetzt, die den Schatz der Nationalcultur vermehrt haben und nun gar nicht mehr den Stempel ihres Urhebers tragen. Dies iſt mein Verdienſt." Die Anzeige ſeiner Philoſophie der Grazien im zweiten Stücke der Archives littéraires macht ihm große Freude. Die Griechen ſeien am Ende doch ein wahres luſtiges Lumpengeſindel geweſen und konnten die Hochachtung nicht verdienen, die man ihnen grade jetzt zolle. Er habe in ſeiner Jugend den Cicero außerordentlich geliebt und noch ſei eine Ausgabe von Cicero unter ſeinen Büchern, wo er viele Stellen angeſtrichen. Zu einem kleinen Lucrez habe er in ſei-

nem achtzehnten Jahre, zwei Jahre, nachdem er Klosterbergen verlassen, widerlegende Anmerkungen geschrieben. Auch dieser Lucrez ist noch unter seinen Büchern.

(Den 11. April 1803.) Zuerst die Mittheilung, welche der Geheimehofrath Gruber Wieland's Werke 53. S. 360 u. ff. schon auszugsweise benutzt hat. Dann was gleichfalls Gruber in der Selbstschilderung Wieland's, Leipzig bei Fleischer 1826, als Einleitung zum Vorwort braucht, daß man wie bei Klopstock auch von Wieland ein Er über ihn aus seinen Werken schreiben könne, man müßte aber meine geheime Geschichte ganz wissen. — „So ist mein Idris im ersten Jahre meiner Ehe in Biberach gedichtet. Aber meine geliebte Frau wurde durch die Unvernunft eines Arztes, der sich bei uns einzuschmeicheln gewußt hatte und nach der damaligen neuesten französischen Heilmethode der Schwangeren unaufhörlich kleine Aderlasse verordnete, so geschwächt, daß sie eine Fehlgeburt hatte und mir dadurch alle Lebensfreuden verbitterte. Darum konnte ich damals den Idris um keinen Preis fortsetzen und darum habe ich ihn nie geendet. Als jener Sturm vorüber war, kam mir die Idee zum neuen Amadis. Ich lebte damals ganz abgeschlossen von aller deutscher Literatur, las kein Journal, beantwortete keinen Brief und überließ mich ganz dem Treiben meines eigenen Genius. Tristram Shandy erschien damals auf Subscription. Dazu kam ein äußerst humoristisches englisches Gedicht: New Bath guide. Dies gab mir den letzten Anstoß zum neuen Amadis, bei dem ich mir vornahm, mich ganz dem freien Fluge meiner Phantasie zu überlassen, sodaß ich weder den Plan vorher ängstlich entwarf, noch das Metrum regelte. Ich durfte dabei wol meinem musikalischen Takte und innerm Ohre trauen.

Es haben ſeitdem Viele in eben dieſer regelloſen Manier gedichtet. Aber Wenigen iſt wol dieſe Freiheit zum Wohllaute geworden. Daſſelbe gilt von meinen Perioden. Ich weiß es, daß ſie oft zu ſehr mit eingeſchobenen Sätzen angefüllt ſind. Allein mein Beſtreben nach Deutlichkeit und Beſtimmtheit geſtattet mirs nicht anders. Und haben nicht Iſokrates und Cicero dieſelben Perioden? Die in der neueſten Ausgabe des Agathon und des Ariſtipp ſind die beſten. Die Grazien wurden zur Hälfte in Biberach, zur Hälfte in Erfurt gedichtet."

Die Wolfiſche Philoſophie machte hell durch klare Vorſtellungen. Wieland's Vater hatte zu Anfange des vorigen Jahrhunderts unter dem großen Theologen Joachim Lange ſtudirt und daher manche myſtiſche und dunkle Ideen mitgebracht. Allein die Wolfiſche Philoſophie ſiegte am Ende bei ihm, beſonders durch des Propſtes Reinbeck in Berlin Schriften.

Mit Unwillen ſprach er von Goethe's neuerer Gefallſucht, dem Hof durch Sentenzen, welche die Willkür begünſtigen, ſich zu verbinden, wie dies bei dem neueſten Product, der Natürlichen Tochter, wieder ſehr auffallend geweſen iſt. Goethe hatte die vorige Woche ein déjeûner gegeben, blos um ſich wegen ſeines neuen dramatiſchen Products von den Hofdamen u. ſ. w. loben zu hören. Die Thränen hatten ihm in den Augen geſtanden.

(Unterredung mit Wieland den 19. April 1804.) „Ich habe eigentlich ſeit dem Tode meiner Frau alle Lebensluſt verloren, und der Glanz, den ſonſt die Sachen für mich hatten, iſt für mich verſchwunden. Ich ſuche mich abſichtlich zu zerſtreuen, um mich über dieſen mich beim Einſchlafen und Er-

wachen begleitenden Verluſt zu betäuben, ſo gut es gehen will. Ich habe nie in meinem Leben etwas geliebt als meine Frau. Wenn ich nur wußte, ſie ſei neben meinem Zimmer, wenn ſie nur zuweilen in mein Zimmer trat, ein paar Worte mit mir ſprach und wieder ging, ſo war's genug. Mein Schutzengel, der alles Widrige von mir abhielt und auf ſich nahm, war da! Seit ſie todt iſt, gelingt mir auch keine Arbeit mehr nach Wunſch. Freilich hätte ich mir kaum vorgeſtellt, daß ſie nach ihrem ſchwächlichen Körperbau fünfunddreißig Jahre mit mir leben würde. Aber warum konnten wir nicht an einem Tage ſterben? Ich mußte Osmanſtädt auch ſchon um der Erinnerung willen an ſie verkaufen. Die erſten zwei Jahre, wo wir dort zuſammen lebten, waren noch ein wahrer Himmel. Wir hatten nur unſer Gartenreich zu bewirthſchaften. Das darauffolgende war fruchtbar und als das erſte Jahr der eigenen Wirthſchaft voll Hoffnungen. — 1800 war entre deux. — Nun ſank die Geſundheit meiner Frau. Ihr Todesjahr war voll Kampf zwiſchen Hoffnungsloſigkeit und Täuſchungen." —

„Darum kann ich auch jetzt gar nicht mehr daran denken, Verſe zu machen (dennoch wollte ich es für Ungern noch einmal verſuchen). Es iſt unbeſchreiblich, wie ſchwach ich mich jetzt fühle, wenn ich damit vergleiche, wie mir damals zu Muthe war, als ich den Oberon zu dichten anfing."

Wieland hatte die (Bothiſche?) Anzeige ſeiner Überſetzung des Jon im Freimüthigen geleſen, und ſie hatte ihn eine halbe Stunde geärgert. Dann hatte er ſich ſelbſt geſtanden, daß es doch mit der Verwäſſerung des Prologs ſeine Richtigkeit hätte, daß dies Alles aber weit glimpflicher hätte geſagt werden können. Er ließ noch eine Empfindlichkeit über das unbedingte

Lob blicken, das Herder in der Adraſtea der Bothe'ſchen Überſetzung gegeben habe. Sie ſei griechiſcher und dem Original viel treuer. Allein man könne ſie keiner Dame vorleſen. Seine Überſetzung ſei genießbarer. Er verzichte auf die kalte Bewunderung ſeiner Griechheit, die Jedermann lobe und Niemand in ſeinem Kämmerlein haben möge.

Er habe einen guten Genius, wie ehemals das attiſche Volk. Was er Albernes begehe, mache dieſer Genius zur Weisheit. Das Werk dieſes Glücksdämons ſei es geweſen, daß, da er ſich in ſeiner osmanſtädter Wirthſchaft kaum mehr zu helfen gewußt habe, ein fetter hamburger Kaufmann (Kühne) ſeine Capitalien anzulegen gekommen ſei, und natürlich wohlfeil gefunden habe, was hier zu Lande alle Welt enorm theuer hielt.

(Den 22. April.) Herder habe ihm viel zu erſtatten gehabt. Er glaubte noch als Collaborator in Riga, Wieland ſei der Verfaſſer gewiſſer ſokratiſcher Geſpräche, die Weguelin in Zürich herausgegeben hatte, und ſchwang daher ſeine petulante Geißel ganz unbarmherzig gegen Wieland in den Kritiſchen Wäldern. Als er nach Weimar gekommen war, hielt er es weit mehr mit Goethen gegen Wieland. Faſt alle ſechs Wochen kam es zu einer Ausſöhnung. Wieland beſchwor die Herderin, doch ja keiner Klätſcherei über einen humoriſtiſchen Ausfall, dem ſich Wieland freilich damals weit öfterer überließ, das Ohr zu leihen, ſondern ein für allemal von ſeiner Liebe zu Herders überzeugt zu ſein. Allein man verfiel doch immer wieder in den alten Fehler. Erſt ſeit Goethe und Herder einander fremd wurden, näherten ſich Wieland und Herder unzertrennlicher. Für

Herdern hatte die Herzogin-Mutter eine große Neigung und einen gewiſſen Reſpect, weil ſie ihn nicht immer verſtand. —

Vater Wieland ſchien heute ſehr unangenehm berührt von einem Geſpräch in Herder's (poſthumer) Adraſtea (11. St. 91 ff.): Deutſchlands falſches Epos. Er ſchien zu ahnen, daß unter dieſem falſchen Epos ſeine eigenen romantiſchen Epopöen verſtanden ſein könnten, und was dort vom Oberon im Gegenſatz des Befreieten Jeruſalems geſagt wird, ſchien ihm ſehr kahl.

Geſtändniß. Er habe immer noch einmal den Triſtan zu einem Gedicht, ſogar als Gegenſtück zum Oberon verſuchen, vielleicht auch eine Suite von Romanzen (wie Herder aus der Geſchichte des Cid) daraus machen wollen. Er habe es auch jetzt (wo Unger in Berlin um einen Beitrag gebeten hatte) ernſtlich und zu verſchiedenen Malen verſucht. Allein die *μανία ἐκ τῶν Μουσῶν* fehle ihm gänzlich, und ohne Begeiſterung, d. h. ohne innigſtes Intereſſe für den Gegenſtand ſei doch gar nichts Erträgliches zu machen. Das komme aber theils von ſeinem Alter, theils von dem Bewußtſein, daß es geckenhaft in ſeinem Alter von einundſiebzig Jahren ſei, verliebte Scenen, ohne welche jenes Gedicht gar nicht ausführbar ſei, mit Feuer auszumalen. Da ſei noch eine ſchöne Zeit der Begeiſterung geweſen, als ihm einmal geträumt, er habe Pindar's verlorene Dithyramben gefunden und als er ſie wirklich im Traume geleſen habe. Er beneide Metaſtaſio, der zu jeder Stunde ſeine Muſe zu citiren vermöchte. De commande gelinge ihm nie etwas.

Das verruchteſte Deutſch habe der Kurfürſt von Trier geſprochen, eine Miſchung von dresdner Beenkleeder und wiener

Halter. Als er ihn mit den beiden Jacobis in Koblenz besuchte, wo eine Zeit lang La Roche Alles vermochte (bis ihn eine Verschwörung des päpstlichen Nuntius und aller Domherren stürzte), entschuldigte sich der Kurfürst selbst über sein vulgäres Deutsch. Er sei von einem bairischen Geistlichen in Dresden erzogen und habe fast immer nur Italienisch und Französisch gesprochen.

Die Frau von Staël foderte Wielanden auf, die neueste Zeitgeschichte zum Gegenstand einer Darstellung zu machen. Dies veranlaßt Wielanden, sein Glaubensbekenntniß über die Ohnmacht aller Schriftstellerei zu sprechen, wenn es darauf ankomme, auf Regenten und Staatenschicksale zu wirken. Wer sich einbilde, da etwas zu wirken und in die Speichen des Rades zu greifen, das die Nemesis unaufhaltsam wälze, sei ein Thor, und werde, wenn er nicht bei Zeiten klug werde, erquetscht. Er habe sich einmal eingebildet, Kaiser Joseph lese ihn und habe wirklich dies und das für ihn geschrieben. Allein er habe später zu seinem Leidwesen erfahren, daß Joseph gar nichts lese, am wenigsten die Hirngeburten der schönen Geister seiner Aufmerksamkeit werth achte. Was hätte der König von Scheschian auf den Gewalthaber Frankreichs noch vor der Revolution wirken können? Wie gut habe ers mit seinen Neuen Göttergesprächen, mit seinen Gesprächen unter vier Augen gemeint? Sed cui bono? Eins seiner besten Producte sei die Republik des Diogenes. Auch er wälze sein Rad, weil ihn der absolute Müssiggang tödten würde; allein auf Wirkung rechne er nicht. — Er gab mir indeß doch zu, daß sich dies so grade nicht bestimmen lasse, weil wir nur Resultate in der Geschichte erblicken, die Prämissen in den Überzeugungen und Meinungen

der Staatsacteurs liegen. Und dieſe ſind doch auch von Lecture motivirt. Er erinnert ſich dabei mit Vergnügen, daß ſeine Schriften im katholiſchen Deutſchland ſehr ſtark geleſen und erwogen worden wären, wovon ihn tauſend Briefe überzeugten.

Er intereſſirt ſich aufs Lebhafteſte für den Herrn von Kleiſt, der in Mainz im Elend ſchmachtet, nachdem er ſich mit ſeiner ganzen Familie in Pommern verunreinigt hatte. Wedekind in Mainz hatte ſeinetwegen an Wieland geſchrieben und Wieland antwortete ausführlich. Kleiſt iſt entſchloſſen, in Koblenz ſich ſein Brot als Tiſchler zu verdienen.

Bertuch.

Bertuch hat ſeine literariſche Bildung ganz Wielanden zu danken, wie er ſelbſt dankbar geſteht. Er ſchickte ihm ſeine Erſtlingsgedichte zu, als Wieland noch Profeſſor in Erfurt war. Einſt beſuchte er ihn von Jena aus, als Wielanden eben ſeine erſte Tochter, die jetzige Reinhold, geboren war. Da brachte Vater Wieland dies Kraftproduct ſeiner Lenden und legte es Bertuchen auf die Arme. Sehen Sie, ſagte er, hier iſt etwas, was mehr werth iſt als alle meine Reimereien, und worauf ich ſtolzer bin als auf alle meine Hirngeburten!

Später aſſociirte ſich Bertuch mit Wielanden zur Herausgabe des Mercur, wobei denn freilich Bertuch mit Wieland's Launen manchen ſchweren Straus hatte, z. B. wenn Wieland fatale Noten zu fremden Aufſätzen gemacht oder beleidigende

Inserate aufgenommen hatte. So drang einmal der rudolstädter Hof auf Satisfaction, wo Bertuch nur durch seine geschmeidige Wendung der Schande einer öffentlichen, im Mercur zu leistenden Abbitte entging. Als das Unternehmen der Allgemeinen Literatur-Zeitung projectirt wurde, trat zwar Wieland durch den Vorschuß eines ansehnlichen Capitals mit ein, ließ sich aber durch allerlei Geschwätz kleinmüthig machen und sprang ab. Hier befand sich Bertuch einige Zeit in einer mislichen Lage. Er hatte für Mauken die Pressen gekauft und überall große Vorschüsse gethan, wo er nun ganz allein dastand. Aber seine rastlose Thätigkeit wußte überall Rath zu schaffen; er drang durch und ist nun Alleinbesitzer des großen Fonds der Allgemeinen Literatur-Zeitung, die allein in Jena jährlich zwischen 10 bis 12,000 Thlr. circuliren macht.

Als er, um das Privilegium der hiesigen Hofmannischen Buchhandlung zu eludiren, das Industrie-Comtoir anlegte, wußte Niemand, wo er hinauswolle, und man gab sich Mühe, ihn doch von einem Handel mit blechernen Kaffekannen u. s. w. als seiner unwürdig abzubringen. Bertuch lachte seine Auslacher aus und erreichte seinen Zweck.

Die nachdrückliche Empfehlung des kissinger Bades erwarb ihm die Liebe des Fürstbischofs von Würzburg und gab ihm seine neue Laufbahn. —

Seine frühere Ausbildung erhielt er als Hofmeister im Hause des Geheimenraths von Backhof, der dänischer Gesandter in Madrid und beim Reichstage in Regensburg gewesen war, und eine Gräfin Moltke, Tochter des Hofmarschalls v. Moltke bei der prachtliebenden Herzogin Luise in Gotha, und Nichte des reichen dänischen Moltke, zur Gemahlin hatte. Hier bekam

er die älteſten zwei Barone zur Akademie vorzubereiten und war fünf Jahre (bis 1772, wo er nach Weimar kam und als garçon ſich etablirte) in einem Hauſe, wo pariſer Luxus und zierliche Hofetiquette Alles aufs Höchſte geſchraubt hatten und alſo eine vielfältige Schule für einen jungen Mann wurden, der die Univerſitätswelt mit der wirklichen vertauſchen wollte. Bertuch war Zwitter, hatte die erſte Hälfte ſeiner akademiſchen Jahre Theologie, die zweite Jura ſtudirt und daher in beiden nicht allzuviel geleiſtet. Der alte Backhof, der ganz von ſeiner ſtolzen Frau beherrſcht, wahrſcheinlich auch actäoniſirt wurde, war Dilettant in den ſchönen Wiſſenſchaften, machte deutſche Gedichte in der ſanften Gattung (mitunter auch ein geiſtliches Lied), ſprach mehre Sprachen und hatte ſich auf ſeinen Reiſen viel belletriſtiſche Kenntniſſe und vollſtändige Büchersammlungen in der ausländiſchen Literatur geſchafft. Hier fand alſo Bertuch Gelegenheit, ſeine Neigung zur Belletriſterei mit den Neigungen ſeines Principals zu verſchmelzen. Bertuch gab ein paar Bändchen Gedichte des Geheimenraths Backhof in Druck und wurde auch ſelbſt Autor. Seine erſte Sammlung Gedichte führte den Titel: Copien für meine Freunde Dann gab er die Überſetzung vom Nußbraunen Mädchen, dann Bilboquet. Von Backhof hatte einen alten Kammerdiener, der ihm auf ſeiner Geſandtſchaft in Spanien große Dienſte geleiſtet und ſich in den Klöſtern und Häuſern der niedern Stände wacker umgeſehen hatte. Durch die Aufſchlüſſe, welche dieſer alte Kammerdiener Bertuchen über ſpaniſche Kloſter- und Volksſitten geben konnte, wurde er in den Stand geſetzt, die Überſetzung des Bruder Gerundio de Campa-

zas zu unternehmen, die ohne ſolche Hülfe unmöglich geweſen wäre.

Hier lernte Bertuch auch zuerſt Spaniſch. Die nächſte Veranlaſſung war folgende: der alte Backhof bekam während ſeines Herbſtaufenthalts auf einem ſeiner Güter, Hartmannsdorf unweit Köſtritz, ſeine gewöhnlichen Hämorrhoidalkoliken (die ihn immer den Winter im Bette feſſelten) und es war ihm unmöglich nach Altenburg zu kommen, wo er ſonſt den Winteraufenthalt in großem Staate zu halten pflegte. Bertuch blieb alſo, um den alten Mann nicht ganz allein zu laſſen, mit ſeinen zwei Eleven beim Pater auf dem Lande und ſchlug ſeinem preßhaften Principal zum Zeitvertreib vor, er wolle bei ihm Spaniſch lernen. (In Hartmannsdorf ſtand grade die ſpaniſche Bibliothek, die von Backhof mit großem Fleiße in Spanien ſelbſt zuſammengekauft und von ſeiner Geſandtſchaft mitgebracht hatte.) Wenn er ſich alſo den Tag über mit ſeinen Eleven beſchäftigt hatte, ſetzte er ſich gegen Abend ans Bette des Vaters und las ihm nun ſogleich den Don Quixote vor, der ſein Elementarbuch im Spaniſchen wurde. Es war ausgemacht, daß der Schüler immer den folgenden Tag das gehabte Penſum überſetzt vorlas und auf das Neue gut vorbereitet kam. Bertuch betrieb die Sache mit außerordentlicher Heftigkeit, blieb oft des Nachts mit kleinen Schlafpauſen bis drei und vier Uhr auf und arbeitete raſtlos in der Sprache, die er ungemein lieb gewonnen hatte, fort, ſodaß er nach ſechs Wochen drei Bücher des Don Quixote abſolvirt und die Sprache vollkommen inne hatte. Um ſich munter zu erhalten, trank er die Nacht ſtarken Kaffe und trieb überhaupt die Geiſtesdebauche trotz der Bitten und treuen Warnungen des wackern

alten Vaters aufs Höchste. Er nannte diese im Genuß Cervantischen Witzes verlebten Nächte Götternächte. Aber nun rächte sich auch die Natur. Er bekam ein heftiges Fieber und eine höchst gefährliche Augenentzündung, sodaß er einige Wochen gar nicht sehen konnte und besorgte, er werde erblinden. Seit dieser Zeit ist sein rechtes Auge stets blöde und kurzsichtig geblieben, während er mit dem linken ein Presbyope ist. Bertuch pflegte daher auch wol im Scherz zu sagen: Er habe sein rechtes Auge zum Lehrgeld für die spanische Sprache bezahlt.

Damals fiel es übrigens dem mit Schüleraugen Lesenden noch nicht ein, an eine Übersetzung des Don Quixote im Ernste zu denken. Darauf wurde er durch den Bibliothekar Schmidt, seinen Universitätsfreund, zuerst aufmerksam gemacht. Dieser lernte, als Bertuch 1772 nach Weimar kam, bald auch durch Bertuch's Empfehlung die Reize der spanischen Sprache kennen. Beim gemeinschaftlichen Lesen der ersten Capitel des Don Quixote versicherte Schmidt, dies sei gar nicht ins Deutsche zu übersetzen. Besonders müsse an Sancho's Witz jedes Übersetzertalent scheitern. Bertuch fand sich dadurch angespornt, doch mit dem ersten Buche einen Versuch zu machen und sich besonders für Sancho-Pansa's Kraftsprache auch eine eigene Sprache im Deutschen zu verschaffen. Er las seine Versuche zuerst Schmidten vor, der die alte Wolfische, nach einer elenden französischen Übersetzung gedolmetschte, Verdeutschung zugleich nachlas. Die Sache ging besser, als sich Bertuch selbst anfänglich geschmeichelt hatte. Bertuch legte also Wielanden, seinem großen Schutzpatron und Lehrer, eine gefeilte Probe vor.

Dieſer fand ſie meiſterhaft und entflammte Bertuch's Ehrgeiz noch mehr. So wards nun Ernſt mit der Überſetzung.

Von jener letzten Periode ſeines Hofmeiſterlebens hatte Bertuch periodiſche Anfälle einer ſchrecklichen Migräne, und bei einem äußerſt reizbaren Nervenſyſteme gichtiſche und podagriſche Zufälle, die ihm auch oft Strangurie verurſachen. Dies hat ihn frühzeitig zum Selbſtarzt gemacht und er geht ſeit mehren Jahren ganz in Wolle auf die Haut eingewickelt. Daher auch faſt in allen ſeinen ſpätern ſchriftlichen Aufſätzen der häufige Gebrauch von Gleichniſſen und Bildern aus der Pathologie und Diätetik für geiſtige und moraliſche Gegenſtände. Mode heißt ihm Epidemie, Geldüberfluß Plethora des Staats u. ſ. w. Vorſchlag zu einem anonymen Journal Masken betitelt.

Die erſte Idee zur allgemeinen Literatur-Zeitung weckte Wieland in ihm, der eine kritiſche Schrift vorſchlug, die nach dem Muſter von Baillet jugémens des scavants nur über vorzügliche Werke Recenſionen enthielte. Allein Bertuch's mercantiliſcher Takt überzeugte ihn bald, daß nur bei der größtmöglichen Allgemeinheit ein ſolches Werk beſtehen könne. Dies wurde Wielanden zu kraus. Darum ſagte er ſich bald von ſeinem Antheil völlig los. (Aus Herder's Munde).

Bertuch bewies dem Herzog aus den Büchern ſeines Induſtrie-Comtoirs, daß er im Jahre 1794 8500 Thlr. in dem Weimarſchen durch ſeine verſchiedenen Entrepriſen habe circuliren laſſen, das Papier noch nicht einmal gerechnet.

Er trat als junger Ehemann zur damals in Weimar ſehr fleißig arbeitenden Loge. Seine Frau war ſehr gegen dieſe Ordensverbindung, weil der Mann nichts vor der Frau geheim halten müſſe. Grade an ſeinem Receptionstage, als ihn Kraus

abholte, lag seine Frau in Geburtsschmerzen. Es gehört bei einem zärtlichen und jungen Ehemanne allerdings einiger Muth dazu, unter diesen Umständen in die Reception zu gehen. Kraus schlug ihm Aufschub vor. Er blieb aber fest und ging. Aber nach einigen Jahren war es auch Bertuch, der als Bruder Redner die Schwächen des Ordens aufdeckte und die Veranlassung gab, daß die Loge sich ganz trennte.

(Den 22. April 1795.) Bei seinem neuesten Gallenfieber träumte er in der Fieberphantasie, die oft durch Wachen unterbrochen wurde, in dem Gedanken: ich muß eine Abhandlung träumen. Nur war er, wenn er so im Hinbrüten dumpf darüber dachte, über den Titel zu dieser erschlafenen Abhandlung verlegen. Als er mir dies gestern erzählte, setzte er scherzend hinzu: Viele von den Meßfabrikanten träumen zu den schon gefundenen Titeln die Abhandlungen.

Liebe zu einem Mädchen machte Bertuch schon auf der Schule zu einem andächtigen Schwärmer und flößte ihm große Liebhaberei zum Studium der Theologie ein. Er studirte auch wirklich das erste Jahr in Jena Theologie, fand aber bald, daß dies sein Fach nicht sei. Die symbolischen Bücher und der Gedanke, daß er wol gar einmal einen Delinquenten zum Tode zu präpariren bekommen könne, verleideten ihm dies Studium auch. Dazu kam, daß das Mädchen, die den Mittelpunkt seiner Theologie machte, einen Andern heirathete. — Schon auf der Schule war er ein großer und raffinirter Rahmenvergolder. —

Geschichte der Literatur-Zeitung. Durch die Streitigkeiten, welche Bertuch mit den Buchhändlern Fritzsch und Reich in Leipzig über das Verlagsrecht der Autoren gehabt

hatte (Fritzſch behauptete, als Bertuch ſeine Überſetzung des Don Quixote ankündigte, dies könne Bertuch nur in ſeinem — Fritzſche's — Verlag unternehmen, weil er eine frühere, höchſt unlesbare Überſetzung eben dieſes Schriftſtellers veranſtaltet hatte, Bertuch behauptete aber ſein Recht und ſtärkte auch Wielanden in ſeinem Unternehmen, den Mercur auf eigenen Verlag fortzuſetzen) — fand ſich Bertuch bewogen, im Jahre 1780 durch den Hofrath Behrisch (vormals Hofmeiſter des Erbprinzen) in Deſſau die bekannte Buchhandlung der Gelehrten aus allen Kräften zu unterſtützen. Allein dieſe ging durch ihres Directors Herrmann (eines guten Kopfs, der ſich aber dem Trunk ergeben hatte) und des Magiſter Reich's Liederlichkeit im Jahre 1784 völlig zu Grunde und Bertuch ſelbſt verlor dabei eine anſehnliche Summe. Misvergnügt über dieſe Fehlſchlagung und den Gang der deutſchen Literatur überhaupt, wo damals die Nachdruckerzunft ſchrecklich graſſirte und die gelehrten Zeitungen zur tiefſten Verächtlichkeit herabgeſunken waren, blätterte Bertuch, als er von der leipziger Oſtermeſſe zurückfuhr, im Meßkataloge und beherzigte den verlaſſenen Zuſtand der Literatur. Zwiſchen Rippach und Lesnig (?) kam ihm die erſte Idee eines allgemeinen Journals ein, das mit dem Anſehn der Literaturbriefe die höchſte Unpartheilichkeit und jährliche Vollſtändigkeit verbände. Er theilte dieſe Idee bei ſeiner Rückkunft ſogleich Wielanden mit, der ſie ſehr goutirte und das damals ſehr elegant redigirte und meiſterhafte Bücheranzeigen enthaltende Journal de Paris zum Muſter aufſtellte, übrigens aber an der Ausführbarkeit noch große Zweifel hatte. Um den Geiſt des deutſchen Publicums zu prüfen, ließ Bertuch im Auguſtſtück des Mercurs (1784) einen Aufſatz voll bitterer Satire: Vorſchlag ei-

ner allgemeinen Nachdruckbibliothek mit einem kritischen Nebenblatte (eine Nachahmung von Swift's Satire, Vorschlag ein Armenhaus in Dublin zu errichten) einrücken. Bald kamen von allen Seiten Beifallsbezeigungen Solcher, die die Persiflage für baaren Ernst genommen hatten. Gerle in Prag, der Erzschelm unter der Schelmenzunft der Nachdrucker, schrieb sogar einen langen Brief an die Expedition des Mercur, worin er seine Prioritätsrechte auf den allgemeinen Nachdruck weitläufig deducirte. Bertuch lachte, Wieland schimpfte über diese Schöpsigkeit des Publicums. Bertuch aber leitete daraus einen neuen Beweis her, wie begierig jetzt das Publicum ein allgemeines kritisches Blatt aufnehmen müsse, da es grade über die, für die große Lesewelt calculirten Bücher in keiner gelehrten Zeitung etwas Befriedigendes fand. Auf Wieland's Verlangen machte nun Bertuch wirklich einen Entwurf, wo er aber das Honorar pro Bogen bis auf 20 Thlr. ansetzte, und selbst bei diesem Anschlage bewies er die Ausführbarkeit des Unternehmens, wenn nur 200 Karolins zusammengeschossen würden. Auf Schütz in Jena wurde dabei sehr stark gerechnet, der sich des Vorschlags unendlich freuete und Rath und That willig beitrug. So erging nun gegen Ende des Jahres die berühmte Ankündigung durch ganz Deutschland, an der Bertuch, Schütz und Wieland gemeinschaftlich gearbeitet hatten. Wieland und Bertuch wurden die beiden Actionairs und jeder schoß 200 Karolins. Schütz trat als dritter dazu, konnte aber freilich kein Geld, aber desto mehr seinen Kopf und seine Feder beitragen. Als die Ankündigung erging, war noch kein einziger Mitarbeiter angeworben. Aber in vier Wochen waren schon vierzig der vorzüglichsten Männer zusammenge-

treten. Der Überschlag war gemacht, daß 1200 Exemplare alle Unkosten decken könnten. Schütz erhielt 300 Thlr. Gehalt und bei jedem steigenden hundert Exemplare wieder 50 Thlr. (Jetzt steht die Literaturzeitung auf 2400 Exemplare, woraus Schützens Gehalt abzunehmen ist). — Das eigentliche Personal in Jena in Schützens Logis in einem alten Hause hinter der Kirche bestand aus Schütz, dem jetzigen Rath Lenz, und Fiedler, einem verdorbenen Advocaten aber trefflichen Geschäftskopf.

Nun begann endlich die Zeitung. Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von Kant recensirt eröffneten das Schauspiel sehr unglücklich. Herder's Unwille war sogleich aufs äußerste gereizt. Damals convertirte der Mönch Reinhold bei Herder, war fast täglich in dessen Hause, und durch ihn influirte Herder auf den schwachen Wieland bald dermaßen, daß dieser laut auf das ganze Institut, den Schulfuchs in Jena, der die Sache nicht verstünde, und auf die Stunde schimpfte, wo er zu einer solchen Sache die Hand geboten habe. In Weimar selbst erklärte sich also sehr bald eine starke Partei dagegen. Besonders war Reinhold, dessen Stil damals noch keine Rundung und Fülle hatte, in seinen anfänglich gelieferten Recensionen so eigen, daß Schütz manches streichen mußte. Darüber ergrimmte Reinhold und reizte Wielanden, der in ihm immer deutlicher seinen Tochtermann erblickte und ihn am Mercur großen Antheil nehmen ließ, immer mehr. Zugleich drückte anfänglich der oft eintretende Mangel an Manuscript zum täglichen Bogen. Bertuch und Schütz mußten daher oft vor dem Riß stehen, und Bertuch's Recensentennummer 2 steht im ersten Jahrgange sehr häufig. Wie Wieland immer unfreundlicher wurde, entschloß sich endlich Ber-

tuch, nach einem fehlgeſchlagenen Verſuch, Griesbachen zum Mitactionair anzuwerben, ganz allein das Spiel zu wagen. Er hielt mit Schütz in Ketſchau eine ſehr warme Zuſammenkunft, empfing von dieſem neue feierliche Verſprechungen, alle Kräfte anzuſtrengen, und löſte nun Wielanden zu deſſen unſäglicher Freude von aller Verbindlichkeit. Doch mußte Wieland einen Revers ausſtellen, nichts gegen die Literaturzeitung ſelbſt zu ſchreiben, oder auch nur im Mercur einrücken zu laſſen, was wegen Reinhold ſehr nöthig war. Schon nach den erſten ſechs Monaten waren 600, und nach Ablauf des Jahres 1100 Exemplare beſtellt, und die Abnehmer vermehrten ſich dermaßen, daß vom erſten Jahrgang 85 ſchon im folgenden Jahre eine neue Auflage gemacht werden konnte (mehr jedoch um an Anſehn dadurch zu gewinnen, als um des Gewinnſtes willen). Wieland iſt ſeitdem oft auf ſich unwillig geweſen, daß er ſich von einem Unternehmen losgeſagt habe, dabei ſo großer Vortheil zu erwerben geweſen. Er ſagte Bertuchen: er wiſſe ja wol, daß man ihm nicht allezeit ſeinen Willen thun und den erſten Eingebungen ſeiner Laune nicht nachgeben müſſe. Bertuch erntet nun auch ganz allein die Früchte ſeiner Beharrlichkeit, weil er der einzige Actionair und Fondhalter des Unternehmens iſt.

Zu Ende des Jahres 1786 wurde Hufeland, der damals von einer Reiſe nach Paris und in die Schweiz zurückkam und Luſt zum akademiſchen Leben bezeugte, zuerſt als Aſſiſtent und Secretair der Redaction angeſtellt. Bertuch kaufte den Platz und erbauete das Haus, worin jetzt das ganze Unternehmen wohnt. Der erſte Directeur bewohnt das obere Stockwerk, der zweite, ſo lange er unbeweibt iſt, wohnt Parterre.

Das gegenwärtige Personal der allgemeinen Literaturzeitung ist folgendes: Bertuch Director und Commissarius; Schütz und Hufeland Redacteurs, Schleußner Assistent, Secretair und Redacteur des Intelligenzblattes, Hagen Revisor (kommt von Weimar, erhält 50 Thlr. und Auslösung), Hofcommissair Fiedler Buchhalter, ein Schreiber und der Literaturbediente Mattheſius. — In schwierigen Fällen ist der Geheimerath Voigt in Weimar den Redacteurs vom Herzog zugeordnet. Sonst hat sie gar keine Censur.

Die zwei größten Anfechtungen, die sie bis jetzt auszuhalten hatte, war im Jahre 1787 die Sperrung durch Thurn und Taxis bei allen Reichsposten und 1793 die Suspension in den preußischen Landen. Die erstere erfolgte auf die Recension einer Deduction, dadurch sich die Stadt Frankfurt gegen die Eingriffe der Reichspostjurisdiction gewehrt hatte, von Hofrath Klüber in Erlangen. In dieser Recension war die Unrechtmäßigkeit jener Eingriffe klar auseinandergesetzt und gesagt, daß alle kleine Reichsstaaten auf ihrer Hut sein müßten. Nun kam auf einmal in Frankfurt das Verbot, die Literaturzeitung weiter zu versenden, und es entstand eine fürchterliche Stockung. Bertuch erhielt deswegen eine Staffette nach Karlsbad, wo er damals war. Die erste Correspondenz mit dem Geheimenrath von Lilien war fruchtlos. Man wollte den Verfasser der Recension wissen und drang auf Widerruf. Zu keinem von beiden wollte sich die Literaturzeitung verstehen. Endlich brachte es Bertuch durch Vorstellungen beim Herzog und dem Ministerium dahin, daß er die Erlaubniß erhielt, den Taxischen Minister mit der Aufhebung der drei Reichsposten in Jena, Weimar und Eisenach, die nur tolerirt würden, zu bedro-

hen, wofern man die Literaturzeitung nicht frei gebe. Dies ſchlug durch.

(Theater.) Zur Zeit, wo vor dem Schloßbrande die Seyler'ſche Geſellſchaft hier war, hatte Bertuch außerordentlichen Hang zum Theater. Er hatte die Schauſpiele des St. Aubin aus dem Franzöſiſchen überſetzt und ſchrieb ſeine Elfride für die Brandeß, wo Oskar von Eckhof unausſprechlich ſchön gegeben wurde. Dies war ein hoher Genuß für den Verfaſſer. Faſt alle Abende war er damals bei Seylers, wo ſich ein kleiner Zirkel von Theaterliebhabern verſammelte. Es wurden Stücke vorgeleſen und beurtheilt. Eckhof war dabei, der aber über die Kunſt den lächerlichſten Unſinn ſchwatzte, nur Empiriker, nie Theoretiker war, ob er ſich gleich ſonſt der Sache ſehr annahm, zuweilen Reden an die Schauſpieler hielt, auf ſtrenge Ordnung beim Theater ſah, wie Schröder u. ſ. w. (Er ſpielte oft jugendliche Rollen, die ihm gar nicht gebührten, z. B. den Major Tellheim, aber als Odoardo war er unübertroffen). Die Seylerin hatte durch Kunſt alle Fehler ihrer Stimme beſiegt und ſprach als große Kennerin über das Theater. Von ihm (Seyler) lernte Bertuch die erſten Begriffe des kaufmänniſchen Buchhaltens, denn Seyler war ein banquerottirter hamburger Kaufmann. Bertuch war damals mit Wielanden beim Mercur aſſociirt und brauchte dieſe Kenntniſſe. Eckhof's Steckenpferd war die Politik. Er las alle möglichen Zeitungen, kaufte die Karten des damaligen ruſſiſch-türkiſchen Kriegsſchauplatzes und lebte darin. Einſt beſuchte ihn Bertuch, wie er auf vier ausgebreiteten Karten des Kriegstheaters auf der Erde ſaß und einen Ort aufſuchte, der in den Zeitungen vorgekommen war.

Später nahm Bertuch ernſtlichen Antheil an den zwei ge-

sellschaftlichen Theatern, an dem französischen, wo er soufflirte, und dem deutschen, wo er selbst spielte. In den Mitschuldigen, einem Stücke von Goethe (er schrieb es, noch als leipziger Student, in Alexandrinern, um die in dieser steifen Versart geschriebenen Trauerspiele von Weisse und Clodius lächerlich zu machen, und gab ihm die Eigenheit, daß das Theater in der Mitte durch eine Wand getheilt ist und also die Zuschauer zu gleicher Zeit in zwei Zimmern spielen sehen), spielte Bertuch den Sello, den mari cocu, außerordentlich treu, und den Monolog, wo dieser die Kasse des Fremden bestiehlt und seine pfiffige Remarke dabei macht, daß doch auch das Eisen, das er bei einem Justizfalle aufgehoben hatte, zu etwas gut sei. Bertuch hatte die Kasse selbst mit 100 Laubthalern gefüllt und stahl also wirklich Geld. Die Scene wurde mit treffender Wahrheit gegeben, sowie die gleich darauf folgende, wo der Mann, im Cabinet versteckt, sich zum Hahnrei machen hört und seine Bemerkungen darüber den Zuschauern zuwirft, von Bertuch auch sehr charakteristisch gespielt wurde.

Oft half Bertuch ein, wie z. B. in dem Westindier, wo Bode selbst mitspielte und Eckhof kein sterbliches Wort wußte, Goethe aber immer extemporirte und daher das Einhelfen außerordentlich erschwerte.

Das gesellschaftliche Theater trug das erste Jahr seine Unkosten selbst; die folgenden aber nahm der Herzog Theil daran und trug die Ausgaben für Decorationen, Kleidungen u. s. w. Bertuch war Tresorier dabei. Goethe spielte immer sehr gespannt. Am besten in den Geschwistern, Malchen Kotzebue (Gildemeister) gegenüber.

(Den 13. Jan. 1796.)

Durch den Präsidenten Kalb, der den Engländer oder vielmehr Amerikaner Thomson (er ist zu Boston geboren, diente im nordamerikanischen Kriege für England, ging nach Ende des Kriegs, wie er in Manheim dem Kurfürsten sehr gefiel, in pfalz-bairische Dienste) in Manheim kennen lernte und ein großes Ascendant über ihn gewann, wurde im Jahre 1789 der Plan gemacht, daß für die pfalz-bairischen Lande zu Manheim eine Bank errichtet werden sollte, und Bertuch zum Director derselben bestimmt. Darum arbeitete Bertuch damals sehr fleißig im Bankwesen und verschaffte sich Einsichten in Geldgeschäfte, Courszettel u. s. w., die ihm in der Folge für seine merkantilischen Speculationen sehr nützlich wurden.

(Den 13. Jan. 1796 in der Gesellschaft.)

Während der Verhandlungen des Fürstenbundes führte Bertuch als Geheimsecretair (abwechselnd mit Schmidt dem Geheimenrath) die Correspondenz. Es war von Aschersleben her, wo der Herzog war, eine eigene reitende Briefpost bis Eisenach angelegt, von da es mit der eisenacher Postkutsche nach Frankfurt ging, vom Kaufmann Panse in Empfang genommen und durch Expressen nach Mainz geschickt wurde. So ging es auch wieder zurück. Die kaiserlichen Posten hatten überall Instruction, die weimarischen Briefe zu erbrechen. Bertuchen wurden daher auf den Posten selbst viele Privatbriefe erbrochen. Er ließ sich an sechs verschiedene Kaufmannssiegel machen. Aus Wien erhielt er die Nachrichten zum Fürstenbund gehörig unter dem Couvert der Expedition des Modenjournals.

In der Postchaise, sagte Bertuch, sind meine glücklichsten

Ideen entsprungen, da bin ich dem Spiele meiner Phantasie am freiesten überlassen.

Bertuch's Salinenspeculationen (d. 15. Dec. 1795.) — Die Salzwerke waren schon seit mehren Jahren ein Nebenaugenmerk seiner Beobachtung gewesen. Immer trug er eine Wasserwage bei sich, um die Schwere und den Gehalt der Sole zu messen. Seine erste große Speculation ging darauf, mit dem Präsidenten von Kalb, dem Grafen Beust und einigen anderen Associes die großen französischen Salzwerke zu Nancy und Chateau Salins zu pachten. Schon hatte Kalb 1791 zu Paris Alles eingeleitet und ein sehr gut ausgearbeitetes Project der assemblée legislative überreicht, schon hatte Bertuch Voranstalten für seinen gänzlichen Abgang von Weimar getroffen, da es seine und seiner Genossen Absicht war, daß Bertuch für beständig in Nancy wohnen sollte, als die Flucht des Königs nach Varennes und die mislichen Aussichten in Frankreich den Präsidenten Kalb nöthigten, alle Entwürfe aufzugeben und Paris schnell zu verlassen. Der ausbrechende Krieg zerstörte vollends den Rest der Hoffnung.

Im Sommer 1793 machte Bertuch eine Reise zu Kalb nach Franken und brachte mit ihm einige Wochen im kissinger Bade zu. Natürlich besah er bei dieser Gelegenheit die eine halbe Stunde von Kissingen gelegenen Salinen und fand Alles in der schrecklichsten Verwirrung und Unreinlichkeit. Dabei stieg ihm der Gedanke auf, daß hier doch auch etwas zu machen sei. — Von Würzburg kam um diese Zeit der Dombechant von Zobel ins Bad, und da dieser so gern den Protector der Gelehrten machte, so nahm er Bertuch und dessen Beglei-

ter Loder sehr in Affection. Bei einem Spaziergange wurde über die Verbesserungsfähigkeit des kissinger Bades gesprochen und Bertuch rückte mit mehren Ideen hervor, wie diesem Bade schnell emporgeholfen werden könne. Zobel bedauerte nur, daß der Fürst mehr für Bocklet und zu den Verbesserungen in Kissingen kein Fond auszumitteln wäre. Dieser wäre doch wol herbeizuschaffen, sagte Bertuch, ohne daß ihn die fürstliche Kammer geben dürfte. Wie so? — Eben stand die Gesellschaft auf der Saalbrücke beim heiligen Nepomuk, von wo aus man die schöne Aussicht ins kissinger Thal hat. Bertuch nahm den Herrn Dombechanten und bat ihn sich dahin zu drehen, wo die Salinen hervorwinkten. Hier, sagte er zu Zobel, hier ist der Fond! und nun erklärte er ihm, daß diese Salinen um 5000 Fl. höher verpachtet, besser eingerichtet und zu der ergiebigsten Quelle gemacht werden könnten. Jetzt ging dem Herrn Dombechanten ein Licht auf. Er freuete sich dieser Idee ungemein und bat Bertuch, sie ihm schriftlich zu geben, damit er sie dem Fürstbischof in Würzburg, wohin er eben zurückgehen wolle, überreichen könnte. Bertuch schrieb sogleich einen Plan nieder: Ideen eines Kurgastes über Verbesserung und Emporhebung der beiden Bäder Kissingen und Bocklet, wo er in sieben Abschnitten über Verbesserung und Erweiterung der kissinger Brunnenanstalt um so annehmlichere Vorschläge thun konnte, da ihm dabei seine technologischen und Kunstgärtnerkenntnisse zu statten kamen. Die Vorschläge von den vier Promenaden, wo die letzte für fromme Spaziergänger zur St. Gotthardskapelle führt, mußten dem frommen Fürsten außerordentlich einleuchten. Er trug dabei auf einen beständigen Brunnenintendanten an, und dachte wahrscheinlich dabei schon an

sich selbst. Um die Unkosten zu alle diesem herbeizubringen, wurde nun auch ein Anerbieten einer Societät — so maskirte sich Bertuch jetzt noch mit großer Klugheit — beigefügt, den Pacht der Salinen zu übernehmen und 5000 Fl. mehr zu geben.

Das Ganze ging sehr nach Wunsche. Zobel überreichte dem Fürsten die Bertuch'schen Vorschläge, und der Fürst kam bald selbst, blos um Bertuch kennen zu lernen, unterhielt sich fast blos mit ihm und gewann außerordentliches Zutrauen zu ihm. Unterdessen versicherte sich Bertuch auch des Leibarztes Marcus und des geheimen Referendarius Seyferth, der beiden Hände des Fürsten, immer mehr. Mit der Versicherung, daß der Plan der Kammer vorgelegt werden solle, ging der Fürst nach Würzburg zurück, wo ihm Bertuch auch noch persönlich aufwartete.

Aber die Krankheit des Fürsten und seine Ängstlichkeit hemmten vor jetzt alle thätigen Fortschritte. Alles, was Marcus, dessen Bruder, den jetzigen amerikanischen Consul für Franken, Bertuch nun auch durch seine weitaussehenden amerikanischen Länderverkaufsprojecte ganz gewonnen hatte, für Bertuch thun konnte, war, daß er es dahin brachte, daß der kranke Fürst den Sommer 1794 wieder nach Kissingen kam, wo sich denn Bertuch auch schon wieder eingefunden hatte. Der Graf von Beust, der überall gern die Directorialgebühren schmaust, um die Salinen selbst sich aber nichts bekümmert, hatte Bertuch's Plan zum Theil errathen, zum Theil erfahren, steckte sich hinter einen der alten Salinenpächter und gab auch einen Verbesserungsplan ein, oder vielmehr, er warf ihn dem Fürsten an den Kopf, drängte sich ihm und den Höflingen im Bade bei jedem Schritte auf und machte sich überall

verhaßt und lächerlich. Endlich schickte der Fürst beide Plane, Bertuch's und Beust's, zur Berichterstattung an die Kammer, gab aber selbst schon in seinem beigefügten Gutachten dem Bertuch'schen den Vorzug. Weiter war es noch nicht gekommen, als der Fürst zu Anfang dieses Jahres 1795 starb, und dieser Tod, der anfänglich dem ganzen Werke die Vernichtung zu drohen schien, es erst ganz durchsetzen half.

Denn nun wurde der thätige Fechenbach sein Nachfolger, der sich nicht mehr so ängstlich an Formen bindet, sondern durchgreift. Nach vielen Winkelzügen, die vorzüglich von dem bigotten Kammerpräsidenten und den Katholiken gegen einen Protestanten herrühren mochten, drang der Wille des Fürsten endlich doch durch alle Cabalen, oder vielmehr der auch jetzt allmächtige Seyfarth wußte es durchzusetzen. Die Sache ist gewiß und in wenig Wochen reiset Bertuch nach Würzburg, um den Contract abzuschließen, wo die zu stellende Caution von 30,000 Fl. auf Kalb's Güter in Franken hypothecirt wird *).

Bertuch's Lage war während dieser drei Jahre 1793 bis 1795 äußerst kritisch und peinlich. Er mußte auf zwei Fälle vorarbeiten: 1) wenn er Weimar mit Kissingen vertauschte; in diesem mußte er hier einen treuen Aufseher seines etablirten Comptoirs haben. Er war so glücklich, in Gädike seinen Mann zu finden, und gewann ihn dadurch auf immer, daß er ihn zu seinem Associé machte, auch zu seiner Verheirathung allen möglichen Vorschub that. Er mußte aber dabei alle Plane seines

*) Weshalb die Sache doch nicht zu Stande gekommen, finde ich weder in den Memorabilien, noch in Bertuch's Briefen.

Buchhandels so formiren, daß dabei seine unmittelbare Gegenwart hier nicht durchaus nöthig war. Dazu zog er auch Gaspari aus Hamburg heran und fixirte den braven Kupferstecher Stark in seinem Hause auch durch eine Verheirathung. Indeß hemmte ihn doch die Aussicht in Kissingen auch darin, daß er nicht Alles auf den Buchhandel legen und nicht mit ganzer Kraft agiren konnte. Zu gleicher Zeit mußte er sich schon um gute, bei den kissinger Salinen anzustellende Subjecte umsehen und da gewann er einen trefflichen Mann bei den kurfürstlichen Salinen in Dürrenberg, der, zu kümmerlich besoldet, Bertuch's Anträge mit Freuden annahm. Um die außerordentlich wichtige und holzersparende Sonnencoctur zu beobachten, machte er selbst in diesem Sommer kleine Reisen nach Kösen und Dürrenberg. Die neue Einrichtung, Fassung des Brunnens u. s. w. in Kissingen foderte wenigstens sogleich 18,000 Fl. Zur Herbeischaffung derselben mußten Vorbereitungen gemacht werden. Und dies Alles doch immer gewissermaßen aufs Ungewisse.

Blieb er, und das war der zweite Fall, so mußte es Niemand erfahren, daß sein Plan abzugehen gescheitert sei. Aber dann kaufte er sich doch irgendwo ein Gut und verließ Weimar. Ein Meisterstück bleibt auch das, wie diese ganze Zeit über dieser so vielseitig vorbereitete Plan der Hauptsache nach ein Geheimniß geblieben ist. Noch heute hat der Herzog mit ihm und Goethe die neuen Entwürfe des Parks und die Bauentwürfe fürs künftige Jahr gemacht und sich nicht träumen lassen, wie nahe Bertuch's Abschied sein könne.

Druckfehler.

S.	12	Z.	8	v. u. st. Ellersburg l. Ettersb.
—	21	—	4	v. u. st. Thumebus l. Thusneldus
—	49	—	2	v. u. st. Flüchtigkeit l. Flüssigkeit
—	102	—	14	v. u. st. Windeman l. Windemen
—	109	—	10	v. u. st. de Pamo's l. de Pauw's
—	147	—	6	v. u. st. Manuscript l. Mercur
—	167	—	10	v. o. st. Auf Akensides freut er sich jetzt als ꝛc.
—	236	—	4	v. o. st. Ranzen l. Rangen
—	244	—	9	v. o. l. Atapaliba und 11 v. u. l. Ephoralien
—	247	—	8	v. o. st. Miß Long l. M. Lony

K. A. Böttiger's

literarische

Zustände und Zeitgenossen.

Zweites Bändchen.

Literarische Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen

aus

Karl Aug. Böttiger's

handschriftlichem Nachlasse.

Herausgegeben

von

K. W. Böttiger,

Hofrathe und Professor zu Erlangen.

Zweites Bändchen.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1838.

Vorwort.

Auf die vielen Fälle, wo Werke bändereicher werden, als beabsichtigt worden, darf wohl auch einmal der entgegengesetzte seltnere eintreten. Das angekündigte zweite und dritte Bändchen der literarischen Zustände und Zeitgenossen ist nach noch strengerer Sichtung in ein einziges zusammengeschmolzen worden; sodaß nur von den Reisetagebüchern hier die über zwei in den J. J. 1795 nach Hamburg und 1797 nach Berlin gemachten Reisen folgen. Vierzig und mehr Jahre haben viel verändert und wahrscheinlich alle hier Genannte in andere Regionen abgerufen. Doch wird mancher Name noch heute wie mit Achtung genannt, so wohl auch mit Theilnahme hier wiedergefunden werden. Eins thut uns leid, kann aber seiner Zeit, wenn das Publicum — das unparteiische, das nicht an einem alten guten Manne nach dessen Tode zum Ritter werden will — es wünscht, nachgeholt werden, daß wir eine Reise von 1793 nach Halle, Dieskau, Halberstadt, Braunschweig und Helmstädt nicht mit aufnehmen konnten, wo über Wolf, Sprengel, Niemeyer, Gleim, Ebert, Zimmermann, Jerusalem, Campe, Resewitz, Beireis, Bruns, Henke,

v. Veltheim, das braunschweiger Museum, die Aufhebung der Constantisten interessante Notizen enthalten sind.

Die zweite Abtheilung dieses Bändchens bilden vorerst nur eine Anzahl Briefe Verstorbener von Weimar an Böttiger: von Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Frln. v. Göchhausen, Einsiedel, Knebel, Meyer, Falk, Fernow u. A., mit möglichster Sichtung des Interessanteren. Böttiger stand oft in Dresden in seinem sogenannten Weimarischen Zimmer vor den Bildern verehrter Fürstenhäupter und dortiger Freunde, nicht ohne Rührung, und was von Weimar kam, war ihm lieb und werth. — Auch diese Abtheilung könnte erfoderlichen Falles wie die Tagebücher und die Memorabilien (wo noch über Fr. Schulz, Voß, Angelika Kaufmann, Joh. v. Müller, Rehberg, Tischbein, v. Ramdohr, Göschen, Manso, Loder, Gotter, besonders aber über Fr. v. Stael und ihren Verkehr mit den Weimarischen Notabilitäten manches vorliegt) durch sehr anziehende Briefe von Schlözer, Klopstock, Jean Paul, Joh. Müller, Loder, Hufeland, Heyne, Wolf, Reinhard, Schütz, Elisa v. d. Recke, Gleim einen spätern Zuwachs erhalten. —

Erlangen 1. Mai 1838.

Aus

K. A. Böttiger's Reisetagebüchern.

Aus Böttiger's Reise nach Hamburg 1795.

Ich fand weder in Eisleben, noch in Quedlinburg, wo ich das Handwerk aufsuchte, die Rectoren zu Hause. Höpfner war zu seinen Eltern nach Leipzig, Meinecke zu seinen Verwandten nach Hanover gereist. Letztern hätte ich gern wegen seiner versprochenen Übersetzung des Lucrez befragt. In Halberstadt erzählte man, daß ihr in Sachsen das imprimatur versagt worden sei, weil ein so seelenverderblicher Schriftsteller wenigstens deutsch nicht verbreitet werden dürfe.

Halberstadt den 7. August.

Mittags und Abends bei Vater Gleim, in dessen Gesellschaft wir auch Nachmittags die Spiegelberge besuchten. Zuerst kam die Rede auf die so eben erschienene Schrift: Preußens Friede mit Frankreich (Basel, Rippel 1795), in der Jedermann Johannes Müller in Wien zu erkennen glaubt. Gleim lernte Müllern als einen hoffnungsvollen 17jährigen Jüngling zuerst in Göttingen bei Feder kennen. Als er das Professorat in Schaffhausen aufgegeben hatte, weil er die

schweizer Sklaverei nicht ertragen konnte, kam er zu Gleim ins Land, wo damals allein Freiheit herrschte. Gleim schrieb seinetwegen an den Kronprinzen und erhielt sogleich Antwort, er solle nach Potsdam kommen, wo der Kronprinz durch eine Krankheit im Zimmer gehalten und um so bereitwilliger war, den Mann zu sprechen, von dessen Schweizergeschichte er sich schon ein Exemplar zu verschaffen gewußt hatte, ungeachtet sie noch gar nicht ausgegeben war. (NB. Dies war die erste uncastrirte und jetzt sehr selten gewordene Ausgabe, worin z. B. das schöne eloge auf den König von Preußen vorkommt, das in den folgenden Ausgaben ausgelassen worden ist.) Allein statt unmittelbar zum Kronprinzen zu gehen, ließ sich Müller von Köpken in Magdeburg beschwatzen, unmittelbar eine Audienz beim König selbst zu suchen, der damals am Podagra krank lag. Der König unterhielt sich über eine Stunde mit ihm, und bestimmte ihm eine Stelle bei der Akademie, zu der ihn Mérian dem König vorgeschlagen hatte. Als er das Zimmer, worin ihn der König im Bette gesprochen hatte, verließ, fragte der König seinen Vorleser, wie alt er den Mann halte. Dieser sagte, höchstens 20 Jahr! Nun, so ist er zu jung für die Akademie! sagte der König. Dies ist nicht das erste Mal, daß Müllern sein allzujugendliches Ansehen, das er auch jetzt noch hat, Schaden that. Vergeblich bemühte sich Gleim, ihm durch Herzberg eine Stelle bei der Diplomatie zu verschaffen. Es war damals keine offen, die Gehalt gegeben hätte. Zedlitz wollte ihn zum Professor in Frankfurt an der Oder machen. Aber das Professorleben ekelte Müllern an. Nun bot Gleim Müllern sein Haus an und trug von allen Seiten Materialien zusam-

men, aus welchen Müller eine Geschichte des großen Königs schreiben wollte. Allein während dieser Zubereitungen erhielt Müller von Tronchin bei Lausanne Briefe, die ihn zur Rückreise in die Schweiz vermochten.

Bei dem jugendlichsten Frohsinn scheint Vater Gleim dennoch (im 77. Jahre) Mistrauen in seine fernere Lebensdauer zu haben, oder wenigstens vorzugeben. „Ich will Herdern posttäglich flehen, daß er uns die Übersetzung des Horaz bald gebe, damit ich sie noch lesen könne." — Zu einer vollständigen Sammlung seiner Werke scheint er zwar schwerlich zu bewegen, indessen scheint doch sein petit neveu, den er unter dem Titel seines Bibliothekars den Fremden präsentirt, zu einer solchen Ausgabe unter Gleim's Anweisung Anstalten zu machen. Er sammelt jetzt alle Recensionen, die Gleim's Gedichte erfahren haben. Gleim selbst erklärt, er könne deßwegen an keine Ausgabe denken, weil dann eine große Scheidung vorgenommen werden müsse, zu der er durchaus keine Zeit habe. Er habe durch seine scherzhaften Lieder zuerst die kleinern reimlosen Metra in Umlauf zu bringen gesucht. Den Anakreon habe er wol 14 Mal immer aufs neue übersetzt, und noch jetzt thue ihm keine Übersetzung genug. Die Einfalt und der Wohlklang der Anakreontischen Lieder schienen ihm durchaus unerreichbar. — Er hat neuerlich wieder von Cramern wegen seines Aristokratism Anfechtungen gehabt, weil er in einer Note in Archenholz „Minerva" den Abbé Sieyes einen Bolzendreher genannt hatte. Cramer hat ihm dies selbst sehr freimüthig geschrieben, als Gleim ihm die Pränumeration zu Louvet geschickt hatte. Aber Gleim hat auch alle sich selbst verblendende Hartnäckigkeit, die so charakteristisch bei den eingefleischten Ari-

ſtokraten iſt. Als Dohm bei Tiſche die beſtimmte Nachricht von Frankreichs Friedensſchluß mit Spanien mittheilte, beſtritt Gleim die Echtheit deſſelben aufs heftigſte, und ſagte, als er in die Enge getrieben wurde: Nun, ich mag und will es nicht glauben. Zimmermann iſt ihm ein Märtyrer. — Gleim hat eine ausgeſuchte Bibliothek, die in einem andern Hauſe ſteht. Als Reliquie wies er uns da die aus Mendelſohn's Bibliothek gekauften Werke von Leibnitz, die Ausgabe von Dutens, wo auf dem erſten Blatte ein Atteſtat darüber ausgeſtellt war, daß es aus Mendelſohn's Nachlaß gekauft ſei. Die kleinen Gedichte des Italieners Lemene zeigte er uns als eine Seltenheit. Er habe ſelbſt mehrere daraus überſetzt. Er vermehrt ſeine Sammlung noch täglich. So hatte er vor kurzem erſt eine große Suite von engliſchen Claſſikern erhalten. Le Parnasse français mit ſchönen Kupfern in Fol. — Eine ſchöne Sammlung von Kupferſtichen. Einige radirte Blätter von Ramberg, beſonders die Exhibition of the Royal Academy of Arts, ein ſeltenes genievolles Blatt.

v. Dohm, Geh. Rath und Preußiſcher Geſandter in Köln, mußte fünfmal ſeinen Wohnort verändern, ehe er in Halberſtadt für jetzt bleibende Stätte erhielt. Er arbeitet hier als Geſandter ununterbrochen fort. Er iſt ein Heſſe von Geburt, ſtudirte in Leipzig und Göttingen in den Perioden der Stolberge, Bürger, Miller, ging dann nach Deſſau ans Baſedowiſche Inſtitut, kam von da ans Carolinum in Kaſſel und betrat weiter die diplomatiſche Laufbahn. In Kaſſel redigirte er mit Boje das deutſche Muſeum. Gleim hatte ihn uns mit zu Tiſche gebeten. Nachmittags machte er die Fußpromenade mit uns auf die Spiegelberge, wo wir ſeine niedliche

geiſtreiche Frau in Geſellſchaft von Gleim's Nichten ſchon antrafen. Dohm hat eine lange, hagere Figur mit viel Beſtimmtheit und Feſtigkeit in allen ſeinen Umriſſen. Keine Spur von Miniſtermiene und möglichſte Offenheit. Seinen Überzeugungen zufolge behalten die Franzoſen Alles bis an die Maas. Die Lütticher ſind ganz à la hauteur de la révolution, die Belgier gar nicht. Er erzählte mir viel Intereſſantes vom Königsberger Haman, der erſt vor 2 Jahren in Münſter, wo er das Gnadenbrot der Fürſtin Gallitzin aß, geſtorben und von ihr in ihrem Garten begraben worden iſt. Die Fürſtin Gallitzin iſt eine eifrige Anhängerin des Myſticismus, darin Haman ſein ganzes Leben geſchwebt hat. Darum hat ſie ihn auch in der lateiniſchen Inſchrift auf ſeinem Begräbnißmonument virum summa pietate genannt. Eigentlich war Haman ein preußiſcher Untereinnehmer mit einem ſehr geringen Gehalt. Als der jetzige König die Regie aufhob, verlor er ſeine Stelle und bekam eine ſehr kärgliche Penſion. Ein reicher Weſtfälinger ſchenkte ihm auf einmal eine Summe von 5000 Thalern. Haman geſtand, daß er vieles in ſeinen frühern Schriften ſelbſt nicht mehr verſtehe. In ſpätern Jahren ließ er faſt gar nichts mehr drucken und webte allein in Myſticismus. — Anekdoten vom Kurfürſten von Köln. Er hat das einem Fürſten ungeziemende Talent, jedem nachzuagiren und ſeine Stimme nachzuäffen, zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit gebracht. Als der Kaiſer Leopold bei der Krönung zu früh von der Proſtration ſich aufrichtete, rief er ihm zu: Willſt Du couchen! Dem Kurfürſten von Mainz zupfte er bei der feierlichſten Repräſentation die Hermelinſchwänzchen vom Pelze.

Der Assistenzrath Lucanus, den ich früher in seinem Hause besuchte, ist mit seinen Halberstädtischen Geschichten, die bis jetzt fragmentarisch in den Halberstädter gemeinnützigen Blättern abgedruckt wurden, bis ins 11. Jahrhundert fortgerückt. Das Hypothekenwesen und seine übrigen Geschäfte lassen ihm nur wenig Augenblicke zur Erholung in literairischen Geschäften. Nutzen der alten Urkunden z. B. zur Bestimmung der Feldmarken.

Schlichthorst erzählte mir noch Manches vom halberstädter Diogenes, David Klaus, dem er ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Er wollte ihn in der Leiche abgypsen lassen, weil dies eine sehr schöne römische Büste abgegeben haben würde. Allein der Hospitalaufseher glaubte, als der Gypsformer mit einer Schüssel und Messer kam, Klaus sollte secirt werden, und ließ dies durchaus nicht zu. Ehe der Irrthum berichtigt werden konnte, war Klaus schon begraben. Der Janhagel sagte nun, Schlichthorst habe gern Klausens Herz haben wollen, um es zu einem geheimen Gebrauche zu bestimmen. Schlichthorst selbst hat ein so mildes und freundliches Ansehen, daß man beim ersten Anblick volles Zutrauen zu ihm gewinnen muß. Er ließ so eben eine Stube austapezieren, wo er die Wände mit elenden Predigt- und Erbauungsbüchern ausgeklebt hatte. Musterung derselben.

Nachtigallen hörte ich eine Lehrstunde in der Domschule halten. Zuerst interpretirte er den Virgil etwas oberflächlich. Dann wiederholte er eine Lehrstunde in der Diätetik, die er diesmal als Fortsetzung der Physiologie vorträgt. Hier waren Lehrer und Schüler ganz in ihrem Element. Die Fragen waren gut eingeleitet und wurden sehr fertig beant-

wortet, welches ein um so unverdächtigerer Beweis von Aufmerksamkeit war, da die Schüler auf diese Stunde, die Nachtigall außer der Ordnung vornahm, durchaus nicht vorbereitet sein konnten. Übrigens verfolgte Nachtigall seine biblischen Untersuchungen und arbeitete eben jetzt an einer Abhandlung über das älteste Drama der Ebräer, wo das ganze Volk selbst mitspielte und zugleich Spieler und Zuschauer war. Dies findet er z. B. bei der Einweihung des Berges Sion und der dabei angestellten Feste unter David. Er wird es als Othmar in Henkens Magazin abdrucken lassen.

Bei Gleim lernte ich auch Clamer Schmidt und Tiedge kennen. Schmidt hat etwas Schüchternes und Zurückgezogenes, sprach wenig, und gab Dem, was er sagte, einen gewissen Anstrich von Derbheit. Tiedge ist genialischer und ein guter Practicus in der Philosophie des Genießens.

Sangerhausen (Rector in Aschersleben) will ein lateinisches Journal unternehmen. Von ihm ist im 6. Stück der Deutschen Monatsschrift der Aufsatz über Preßfreiheit, dem er wohlweislich seinen Namen nicht beigesetzt hat.

Braunschweig den 9. August und ff.

Campe fand ich sehr gesund und frisch aussehend. Er hat seinen Gesundheitsklepper abgeschafft und ist nun ein passionirter Jäger. Im strengsten Winter geht er 2 Meilen weit auf die benachbarten Forste. Ganz durchschwitzt kann er eine Stunde still auf dem Anstand stehen, ohne die geringste Unbequemlichkeit dadurch zu empfinden. Er ist nicht allein ein sehr fertiger, sondern auch ein sehr glücklicher Jäger. An Orten, wo sonst das Wildpret sehr selten ist, darf sich Cephalus-

Campe nur hinstellen, so kommt auch schon ein Hirsch oder Schmalthier angelaufen und hält sichs zur Ehre, von der Kugel des Philanthropen zu fallen.

Von den Beiträgen zur Beförderung der Ausbildung der deutschen Sprache dürfte schwerlich mehr als noch das dritte Stück herauskommen, da Campe bei jedem 100 Thaler zubüßen muß und seine eigene Arbeit daran nicht einmal rechnet. — Schreckliche Verwirrung des deutschen Buchhandels, der durch die ephemerisch aufsprossenden kleinen Buchhändler ganz zerrüttet wird. Das österreichische Bücherverbot ist so streng, daß es Campe nicht wagt, dorthin etwas zu schicken. Vieweg in Berlin soll 100 Thaler Strafe wegen des Verlags einer Schrift: Versuch die Wunder des N. Testaments natürlich zu erklären, geben. Dagegen gestattet man den unverschämtesten und sittenlosesten Schriften völlige Preßfreiheit. So ist kürzlich Schiller's treffliches Trinklied „Freude, schöner Götterfunken," auf das schändlichste travestirt und auf Mdme. Schubitz lebendige Verlagsartikel angewandt in Berlin gedruckt worden.

Campe hatte einen Brief von dem deutschen Prediger in London, Rörs, erhalten, worin er meldet, daß die Universität Oxford der Prinzessin v. Wallis einen Glückwunsch in allen druckbaren Sprachen zu überreichen entschlossen gewesen, wozu die Clarendonischen Pressen sehr gut hätten gebraucht werden können. Allein Niemand wollte chinesische und malayische Verse machen und darum unterblieb das ganze Unternehmen. Als einen Beweis von der ausgezeichneten Liebe der Nation zur Prinzessin meldet er, daß noch keine Caricatur und Spöt-

telei in den Kupferſtichbuden und Flugblättern bis jetzt auf ſie erſchienen ſei.

Prof. Heuſinger hat ſeit Ebert's Tod vom Herzog den Auftrag erhalten, Vorſchläge einzureichen, wie das Carolinum mit dem Catharineum vereinigt werden könnte. Das ganze Inſtitut muß der geiſtlichen Gerichtsbarkeit entnommen, von Schwören auf die ſymboliſchen Bücher losgezählt und dem geheimen Rathe blos untergeordnet werden. Ein Director führt die Aufſicht über Alles und iſt Beiſitzer der Ephorie. Zimmermann wünſcht ſich eine Lehrſtelle auf einer Univerſität. Eſchenburg wurde mit Beibehaltung ſeines ganzen Gehalts in Ruheſtand verſetzt. Nur dieſe Beiden könnten bei der Reforme Widerſtand leiſten. Die übrigen, Lüders, Emperius, Helwig u. ſ. w. würden ſich die neue Einrichtung ſehr gerne gefallen laſſen. Heuſinger hätte gern Trapp als Profeſſor der Kantiſchen Philoſophie beim neuen Inſtitut angeſtellt geſehen. Aber der Herzog weigerte ſich aus dem Grunde, weil Trapp den proteſtantiſchen Fürſten zu nahe getreten ſei und behauptet habe, es dürfe gar keine poſitive Religion mehr geben. Heuſinger bewies zwar dem Herzog aus Trapp's Schrift ſelbſt den völligen Ungrund dieſer Beſchuldigung, erhielt aber bis jetzt weiter keine Antwort. Der Herzog glaubt einmal, daß Alle, die an der vormaligen verunglückten Schulreform Theil hatten, den allgemeinen Widerwillen gegen ſich hätten, und mag daher ſeinem neuen Inſtitut durch Anſtellung eines Mannes aus dieſer Zunft keinen Haß zuziehen. Er bezahlt daher lieber die 400 Thaler Penſion an Trapp, ohne ihn anzuſtellen.

Die ehemalige Schulcommiſſion unter Campe und Ge-

hülfen zerschlug sich blos darum, weil der Herzog zwar zwei Plätze in derselben den Landesständen zur Besetzung überlassen, dies aber als eine bloße Gnade angesehen wissen wollte, die Stände aber behaupteten, dies sei keine Gnade, sondern sie könnten es als ihr Recht so fodern. — Die Professoren vom Carolinum hatten seit Jerusalem's Tod gar keine Aufsicht mehr. Sie setzten ihre Collegien so an, wie es ihnen beliebte, oft in solchen Stunden, wo sie vorauswußten, daß sie keine Zuhörer bekommen könnten. Sie nahmen ganz unreife Subjecte aus der Stadt auf, und der Schüler, der sich auf einer der Stadtschulen für beleidigt hielt, ging ohne weiters sogleich ins Carolinum. Alle diese Misbräuche blieben dem Herzog nicht verborgen. Er hatte es aber Eberten versprochen, vor seinem Tode keine Änderung vorzunehmen. Als er Heusingern seitdem zum erstenmal sprach, sagte er ausdrücklich: Ich will mich von den Herren nicht länger dupiren lassen!

Als ich selbst den 10ten Nachmittags eine zweistündige Unterredung mit dem Herzog auf seinem Zimmer hatte, erklärte er sich sehr lebhaft gegen die Indisciplin der Caroliner, nannte die hieher kommenden jungen Engländer Jungen und Auswürflinge der Eaton- und Westminsterschule, deren Geld hier großen Schaden thue.

Der Herzog sprach viel über die ungezügelte Aufklärung, drückte sich zwar sehr stark gegen die unvernünftigen Maßregeln, alle Aufklärung zu unterdrücken, in den preußischen Staaten aus, erklärte aber auch seinen Unwillen gegen Fichte, dessen Schriften viel starkes Gift enthielten, wünschte, daß Forschungen über Glaubens- und Regierungsgegenstände, die durchaus zur Wahrheit gehörten und nie gehemmt werden müß-

ten, in lateinischer Sprache geschrieben, aber nicht in Broschüren und Journalen jedem Unvorbereiteten preisgegeben würden. Die Herren in Jena wären gewiß zuweilen zu weit gegangen, und er habe es auch dem Herzog oft gesagt. Den Landeskatechismus, den Herder jetzt geschrieben hat, soll ich ihm, sobald er gedruckt ist, zuschicken.

Den 12. August.

Wir wollten schon den Mittag in Celle sein, bekamen aber in Braunschweig so schlechte Pferde und zerbrachen gleich beim Ausfahren aus der Stadt so unverantwortlich den Wagen, daß wir erst Mittags auf der Mittelstation ankamen, wo ich Jedermann rathe, bei der alten Postmeisterin einzukehren.

Celle selbst hat einen sehr fröhlichen Eindruck in meiner Seele gelassen. Die besten Familien wohnen äußer der eigentlichen Stadt in den mit Gärten umringten Vorstädten. Mein würdiger Freund Lenz führte uns, da es sehr dunkel zu werden anfing, noch ins Schloß, um uns die Wohnung der unglücklichen Mathilde zu zeigen (hierbei eine Erzählung von einem vergifteten Pagen, über dessen Tod sich auch die Königin den Tod zuzog), auf die schönen Stadtwälle und zum Monument von Öser im Eingange des französischen Gartens, das mit Recht alle den Tadel und Spott verdient, den ein so verunglücktes Kunstwerk bis jetzt erfahren hat.

Den Abend brachten wir im Kreise des trefflichen Wichmannschen Instituts zu. Ein angenehmer, nur allzu schnell vorüberflatternder Traum, über welchen wir die zwei folgen-

den Tage in den troſtloſen Heidegegenden bis Hamburg ganz ungeſtört nachdenken konnten.

Familie Reimarus in Hamburg. 1795.

Wenn unſer Vater Wieland ſich ſeine Reiſe nach Hamburg und Kiel recht reizend vorphantaſirt, ſo gehört es immer zu den erſten Bedingungen ſeines Aufenthalts in Hamburg, nie aus dem Kreiſe der erleſenen Familie Reimarus zu kommen. Und er hat Recht. Sie iſt der Licht- und Mittelpunkt des geiſtigen Hamburg (welches ſorgfältig von dem gelehrten Hamburg unterſchieden werden muß, denn in dieſem führt Herr Thieß nur ein einziges Mitglied dieſer Familie an). Das Fleiſchliche bedarf eines ſolchen Salzes, auf daß es nicht faul und im eignen Fette fühllos werde. — Die Stunden, die ich in dieſem Kreiſe am Eß- und Theetiſche und in Sieveking's Gartenreſidenz bei Neumühlen zugebracht habe, gehören zu den froheſten und unvergeßlichſten meiner niederſächſiſchen Pilgrimſchaft. A. v. Hennings (der Amtmann zu Plön) hatte mich der Familie angemeldet. Außerdem hatte mir Herder einen Gruß an die unchriſtliche Familie aufgetragen, der dem Überbringer ein ſehr freundliches Geſicht eintrug.

Die beiden Häupter der Familie ſind der würdige Doctor Joh. Albr. Heinr. Reimarus und ſeine unverheirathete Schweſter Eliſa Reimarus. Der Doctor, jetzt in ſeinem 67. Jahre, iſt Kosmopolit im edelſten und umfaſſendſten Sinne

des Worts; der erste praktische Arzt, der von früh 8 Uhr bis Nachmittags 2 Uhr in seinem wohlgekannten Wagen alle Straßen und Tweeds Hamburgs durchrennt und oft nur Rathschläge ertheilt, wo andere Ärzte die eigentliche Besorgung haben, eines der ältesten und thätigsten Mitglieder der hamburgischen patriotischen Gesellschaft, Politiker, Philosoph, Naturforscher, alles nicht im encyklopädischen Taschenformate, sondern mit Tiefe und Gründlichkeit, in Royalfolio, ohne alle Pedanterei, von einem zum andern mit vielgewandter Leichtigkeit schnell übergehend. — Nur seine Kranken beschweren sich bisweilen mit Recht über zu sehr getheilte Aufmerksamkeit und Zerstreuung am Krankenbette. Denn es ist freilich nichts Seltenes, daß ein neues Barometer, eine kunstreiche Erfindung, ein Kupferstich in der Krankenstube, der ihm beim Eintritte ins Gesicht fällt, ihn dermaßen fesselt, daß er darüber den Kranken und das Recept vergißt und wie aus einer Extase erst zurückgerufen werden muß. Zuweilen mag denn dies auch unangenehme Folgen für den Patienten selbst haben. Das neueste Beispiel davon war der wackere von Heß, der Topograph Hamburgs und freimüthige Verfasser der Durchflüge. Er litt außerordentlich an Eingeweideverstopfungen und Hypochondrie und brauchte Reimarus. Dieser hatte von einem andern beliebten Arzte gehört, daß eine hartnäckige Hypochondrie des Schulcollegen Wesselhöft durch Klystiere von Belladonna sich völlig gehoben habe. In der Zerstreuung hatte er statt 14 Quentchen 40 gehört und ließ sie nun auch, obgleich der Apotheker das Recept noch einmal zurückschickte, wie Reimarus, der es in Hessens Zimmer geschrieben hatte, noch da war und Politik verhandelte, unabänderlich in einem Klystiere appliciren. Die

natürliche Folge war, daß Heß länger als 24 Stunden in eine Art Raserei gerieth und mit dem Tode rang. Dies war die allgemeine Stadtgeschichte, als ich nach Hamburg kam, wobei der gute Reimarus eben nicht geschont wurde, um so mehr, da sich Heß auch bei diesem Unfall sehr edel genommen und seine Freunde gebeten hatte, dies unwillkürliche Versehen ja nicht zu hoch anzurechnen, auch versicherte, daß er, wenn es ihn auch das Leben kostete, doch die herzlichste Hochachtung für seinen Freund Reimarus mit ins Grab nehmen werde. Zum Glück und Trost für Reimarus erholte sich Heß wieder etwas und ich hatte die Freude, noch den Tag vor meiner Abreise ihn auf Sieveking's Garten zwar noch sehr schwach von Körper, aber kräftig am Geiste zu sprechen und die zärtliche Aufmerksamkeit zu bemerken, die ihm die ganze Familie zu beweisen suchte. Er schätzte Kanten, verehrte Reinholden und verkannte das Gute und Revolutionnaire der kritischen Philosophie keineswegs. Aber er empörte sich gegen die Barbarismen der Kantischen Philosophie und sprach mit einiger Bitterkeit über die allegorische Exegese, durch welche Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" die „morschen Grundsäulen des Christianismus" stützen will. Bei einer Unterredung über das magnetische Fluidum gab er mir zu, daß doch wol etwas Wahres daran sein könne. Von ihm ist, wie er mir sagte, der Aufsatz in der Berliner Monatsschrift: Was ist Wahrheit? *)

*) Heß ist klein von Figur und hat überhaupt ein kränkelndes, schwächliches Ansehen, auch wenn er gesund ist. Ich sprach mit ihm über

Elise Reimarus hat nur die zartere Empfindsamkeit und den feineren Takt für moralische Sittlichkeit von ihrem Geschlechte. Übrigens ist sie die helleste Forscherin und Denkerin, die wohlwollendste Friedensstifterin und Zurechtlegerin Dessen, was Andere verschoben und versehen haben, und die thätigste Freundin. Lessing's Geist ist in ihr und von ihm spricht sie und hört sie am liebsten. Auch Klopstock ist ihr gleich ehrwürdig und liebenswürdig. Man ist durch sie am besten bei ihm eingeführt und empfohlen. Fremden, die an sie und ihren Bruder adressirt sind, ist sie gern Führerin und ordnet ihre Besuche und Lustpartien. Sie führt einen ausgebreiteten Briefwechsel und ihre Briefe sind die Zierde jedes Portefeuilles. In frühern Jahren hatte sie mehrmals Gelegenheit, sich zu verheirathen. Da sie sich aber mit der Vorstellung plagte, daß ihr dieser oder jener Mann blos darum die Hand biete, weil sie die Tochter des großen Reimarus sei, nicht aber um ihrer selbst willen, so schlug sie aus diesem Stolze

---

seine Durchflüge. Es sollte mir lieb sein, sagte er, wenn ich's erlebte, daß ich das 5. und 6. Bändchen noch schreiben könnte, da ich darin aus meinen Reisebeobachtungen über den Gang und Geist der Revolutionen in Belgien neue und bis jetzt ganz übersehene Gesichtspunkte angeben wollte. Heß genießt wegen seiner unbesiegbaren Freimüthigkeit die Hochachtung aller Edeln und ist eine Geißel der Narren. Er erzählte, daß er vor einigen Tagen einem berüchtigten Geizhals, einem Mäkler, der bald eine Million zusammengescharrt hat, durch seine Demonstration die Hölle recht heiß gemacht habe. Von seiner Beschreibung Hamburgs fällte der im vor. J. verstorbene Syndicus Maalsen das Urtheil, daß er den süßesten Lohn seines Syndicats darum geben wolle, wenn er den Theil von der Verfassung Hamburgs, der wirklich mit ungemein scharfsinniger Forschung geschrieben ist, selbst abgefaßt hätte. — Er genießt eine schwedische Pension.

mehrere Anträge aus und wählte so den ehelosen Stand, in welchem sie um so ungestörter ihren Forschungen und gelehrten Liebhabereien nachhängen kann. Sie besitzt Seelenstärke genug, um so manchen Lieblingsvorstellungen der weicheren Empfindsamkeit, z. B. dem Glauben an Wiederfinden und Wiedererkennen nach dem Tode, eine Idee, die doch in der That nur in Graden vom zu Tische sitzen in Abraham's Schoos oder andern sinnlichen Vorstellungen von den Paradiesesfreuden verschieden ist, schon lange gänzlich entsagt zu haben. Zufällig kam ich in einer meiner Unterredungen darauf zu sprechen, daß ich schon längst von dem süßen aber täuschenden Traume von der Erziehung des Menschengeschlechts, einer von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsenden Vervollkommnung zu höherer Humanität in dieser Periode unseres Erdenlebens erwacht sei. Hier funkelte ihr Auge und sie versicherte mich nun mit Innigkeit, daß sie seit vielen Jahren an dies Gedicht gutmüthiger Schwärmerei nicht mehr glauben könne. Zugleich erfuhr ich die Anekdote, daß Lessing selbst zu der Zeit, wo er seine Erziehung des Menschengeschlechts herausgab, nicht mehr an diesen früher geträumten Traum geglaubt, ihn aber blos darum damals herausgegeben habe, um den theologischen Streitern eine Diversion zu machen. Daß es Lessingen selbst damit kein Ernst gewesen sei, beweisen auch, recht verstanden, mehrere Stellen seines Nathan.

Madame Reimarus, die Gattin des Doctors, ist mit dem ihrer Familie gleichsam erblichen Verstand und Witz nicht am schlechtesten bedacht worden. Sie ist es werth, eine Hen-

nings zu sein und hat, trotz ihres ansehnlichen Embonpoints, die treffendste Familienähnlichkeit mit ihrem würdigen Bruder, dem Kammerherrn Hennings in Plön. Der Vater war ein berühmter Jurist und Gerichtsverwalter zu Pinneberg, der seinen Kindern eine treffliche und keine Kosten scheuende Bildung gab. Er brachte seine erwachsene und schöne Tochter nach Hamburg, um ihr von D. Reimarus, der damals aus England zurückgekommen war und als Impfarzt sehr geschätzt wurde, die Blattern einimpfen zu lassen. Dies geschah auch mit dem besten Erfolg. Ja, es erfolgte sogar eine förmliche Inoculation der Liebe, der Impfarzt führte seine Patientin nach erfolgter Genesung an den Traualtar. Noch lebt ein jüngerer Bruder von ihr zu Pinneberg, ungefähr in eben den Geschäften und mit dem Ansehn, das der alte Vater hatte, aber mit einem großen Hange zur Melancholie. Er hat zwei erwachsene Töchter, kluge Mädchen, wovon die eine die Processe des Vaters während seiner Abwesenheit mit Zunge und Feder zu führen versteht und jüngst Schrödern in Rellingen durch ihre Redefertigkeit in großes Erstaunen setzte. — Die Doctorin Reimarus waltet unumschränkt im Hause zur großen Erleichterung und Hülfe ihres mit Geschäften beladenen Mannes; sie bittet die Gäste, sie ordnet seine Schriftstellerei, sie überhebt ihn eines großen Theiles des unvermeidlichen Briefwechsels — wenns hoch kommt, setzt er ein paar Zeilen als Nachschrift unter den Brief seiner Frau — sie ist die zärtlichste Gattin und Mutter. Ein gewisser ansteckender Frohsinn ist stets über ihr ganzes Wesen verbreitet, und eine Herzlichkeit, die einen beim ersten Besuche wähnen läßt, man gehe schon seit Jahren da aus und ein. Sie ist eine glückliche und

empfindungsreiche Dichterin. Ich ſtahl ihr ein Exemplar ihres neueſten Muſenopfers, das auch in den „Genius der Zeit" eingerückt worden iſt, wo überhaupt mehrere Gedichte von ihrer Hand vorkommen. Jüngſt präſidirte ſie im Familienkreiſe ihrer Töchter und einiger Freundinnen derſelben. Da erſcholl eben die neue Mähr, daß Lottchen Campe mit Vieweg Braut ſei. „Kinder", rief ſie, „laßt uns ſogleich gemeinſchaftlich ein Glückwünſchungsgedichtchen verfertigen, was wir nach Braunſchweig ſchicken können!" Geſagt, gethan! Jedes gab ſein poetiſches Scherflein. Mutter Reimarus gab ſelbſt reich und ſammelte die Gaben der Übrigen nicht ohne Umſatz und Einſchmelzung. So entſtand ein komiſches Gedicht, das Betty Weſſelhöft die Güte hatte, mir aufzuſchreiben und zu ſchicken.

Nichts iſt in der That fröhlicher und genußreicher als eine Theetiſchconverſation im Kreiſe dieſer Familie, zu der ich während meines Aufenthaltes in Hamburg ſo oft eilte, als ich mich anderswo wegſchleichen konnte. Während Vater Reimarus im Kaftan und mit der Pfeife bald mit einſitzt, bald in dem benachbarten Zimmer Arzneien zubereitet, aber auch von daher durch die geöffnete Thür den Faden des Geſprächs feſthält und oft ſeine Bejahung oder Verneinung mit vorgeſtrecktem Kopfe hereinruft, ſitzt die Mutter Reimarus am dampfenden Theeſtänder, ihr zur Seite die ehrwürdige Eliſe und zwei unverheirathete Töchter des Doctors. Tienchen (Chriſtine) Reimarus iſt ein ſehr kluges und doch beſcheidenes Mädchen. Sie hat ein vortreffliches Gedächtniß und ſagt mit dem anſpruchsloſen Weſen, welches allein einem declamirenden Frauenzimmer Verzeihung auswirken kann, die ſchönſten und neueſten Gedichte der Lieblingsdichter der Nation her. Ich

ſprach von Goethe, von deſſen Elegien in den Horen ſo eben die wunderbarſten Nachrichten erſchollen waren. Sie fragte mich, ob ich das von Goethe in Pempelfort bei Jacobi improviſirte Gedicht kenne, welches er gemacht habe, als ihm die Recenſion von ſeinem Großkophta in der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zu Geſichte kam. Sie hatte es von Jacobi, der von ſeinem eutiner Exil fleißig nach Hamburg kommt und dann gewöhnlich bei Reimarus ſpeiſt. Auf meine Bitte gab ſie mir eine Abſchrift davon und ſo erhielt ich in Hamburg, was einem Stadtgenoſſen Goethe's in Weimar nie zu Geſicht gekommen wäre*). — Ein anderes Mal las der Buchhändler Frommann aus Züllichau, mit dem ich Mittags bei Reimarus geſpeiſet hatte, in dieſem Theezirkel einen Aufſatz aus Leſſing's literariſchem Nachlaſſe vor, wobei ich den feinen Takt der Zuhörerinnen verſchiedentlich zu bemerken Urſache hatte. Keine ſeiner eigenthümlichen Wortfügungen, keine ſeiner ins Paradoxe ſich neigenden Behauptungen blieb unbemerkt. — Einmal war der gute Reimarus recht warm über den noch immer fortdauernden Pfaffen- und Glaubensdespotismus. Er erzählte dabei, daß er anfänglich ſehr wider die Herausgabe der bekannten Fragmente ſeines Vaters geweſen wäre, weil er das Zeitalter noch nicht für reif dazu gehalten habe. Aber Leſſing habe durchaus auf ihre Bekanntmachung beſtanden. „Das trübe Waſſer", ſagte Reimarus zu Leſſing, „darf nicht eher ausgeſchüttet werden, als bis man reines

*) In dieſer Abſchrift liegt es vor uns und iſt überſchrieben Fabula narratur.

(A. d. Herausg.)

hat." „Aber", erwiderte Leſſing, „wer das trübe nicht ausſchüttet, kann doch nie reines bekommen!"

Vor einiger Zeit war das bekannte Kantiſche Kraftgenie, Dr. Erhard aus Nürnberg, einige Zeit in Hamburg in der Familie Reimarus. Als er kurz darauf nach Kopenhagen kam und auf Reinhold's und Baggeſen's Empfehlungen im Schimmelmann'ſchen Hauſe oft eingeladen wurde, ſtützte ſich der Ehrenmann einmal ganz unbefangen in der natürlichſten Poſition von der Welt mit beiden Armen auf die Tafel und erzählte zu Bernſtorf's nicht geringer Verwunderung, der mit zu Tiſche ſaß: „Da ſpeiſte ich beim wackern Reimarus in Hamburg, wobei Folgende — die er nun nannte — zugegen waren, und ſiehe, da war kein einziger Chriſt unter uns!!" Reimarus erzählte mir dieſe Ungezogenheit mit aller der Misbilligung, die eine ſolche Plattheit wirklich verdient.

Einen ſehr angenehmen Morgen brachte ich auch mit der ganzen Familie Reimarus bei der Mutter Weſſelhöft zu, deren zwei Töchter, Hannchen Frommann und Betty, die vertrauteſten Freundinnen der Töchter Reimarus ſind. Aber eigentlich galt dies Frühſtück dem Buchhändler Frommann und ſeiner Frau, die in wenigen Tagen wieder von Hamburg abreiſen wollten. Der wackere Trapp aus Wolfenbüttel unterhielt die ganze Geſellſchaft durch das gutmüthige Recitiren ſeiner launigen Gedichte, die, wie ich fand, ſeit meiner letzten Anweſenheit in Braunſchweig und Wolfenbüttel vor zwei Jahren allerlei wohlgerathenen Zuwachs erhalten hatten. Trapp hatte wegen ſeiner biedern Offenheit und Freimüthigkeit in Hamburg ſehr viel Freunde und aus den Zeiten ſeines dortigen pädagogiſchen Lebens viele ihm verpflichtete Menſchen. Ein ſchönes Mädchen,

das ihm aus einem Fenster, als ich ihn zu Reimarus begleitete, einen Kuß zuwarf, gehörte auf jeden Fall zu den Letzteren. Sie war, wie er sagt, seine Zöglingin gewesen.

Einmal speiste ich bei Reimarus mit dem düsseldorfer Jacobi, auf den ich ausdrücklich eingeladen war. Er ist eine hagere, schlanke Figur mit ziemlich eingefallenen Backen, aber einem geistvollen Auge. Sein Witz schien mir diesmal mehr kaustisch als gutmüthig. Er fragte am herzlichsten nach Herdern, am kältesten nach Wieland. Er arbeitete eben seinen Woldemar für eine französische Übersetzung um, die ein ihm attachirter emigrirter Schiffscapitain macht, und da dieser bald nach Amerika abgehn will, so nöthigt dies Jacobi, seine Umarbeitung zu beschleunigen. Er eilte, weil er heute wieder fortreisen wollte, und machte bei seinem Abschied noch einen Witz über seinen papiernen Kopf, denn er hatte sich seine Büste in rothem Papiermaché in einer sehr sauber arbeitenden hamburgischen Fabrik (auf dem neuen Wall bei Schulze) machen lassen und diese trug er auf den Armen mit sich fort. Bei Tische bemerkte ich auch einen Sohn von Reimarus, der mit größter Eilfertigkeit aß, um nur wieder aufs Comptoir bei Voigt zu kommen, wo er die Handlung lernt. Es ist merkwürdig, daß aus dieser scientifischen Familie der einzige Sohn und Stammhalter sich der Kaufmannschaft gewidmet hat. Aber das Comptoir eines Voigt ist freilich gehaltreicher und in so mancher Beziehung lehrreicher als die gelehrteste Universität Deutschlands. Der einzige Voltaire wurde durch seinen Geistesumsatz ein Millionair. Aber Menschen, die durch Waarenumsatz Millionairs wurden, begegnet man in Hamburg auf allen Straßen. Dabei schwelgt ein hamburger Kaufmann, der sich nur

etwas über die Mäklerzunft erhebt, in allen geistigen Genüssen. Wie armselig erscheint der angestaunteste Katheder-politikus auf der Universität gegen das Oberhaupt eines großen Handelshauses in Hamburg, das seine Agenten in Paris, Basel und London bezahlt und durch sie besser bedient wird, als mancher Fürst mit seinem ganzen département étranger und corps diplomatique. Voigt, ein ehrwürdiger Name in Hamburg, war seit zwei Jahren auf einer Reise durch Schottland und England abwesend, hatte in Edinburg Anatomie gehört und sammelte an literarischen Schätzen, während sein Handlungscompagnon Burmester mit 20 Commis Schiffe nach Ost- und Westindien, Cadix und Bordeaux befrachtet.

Dergleichen Betrachtungen mußten sich mir in Menge aufdrängen, so oft ich die hamburgische Kaufmannsgröße in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit auf Sieveking's Garten zu bewundern eingeladen war. Reimarus' älteste Tochter, einst unter dem Namen Hannchen Reimarus durch körperliche und geistige Reize die Königin unter ihren Gespielinnen und durch ihre unerkünstelte Bescheidenheit selbst von denen geliebt, die sie verdunkelte, ist seit neun Jahren Sieveking's Gattin und die Mutter von einem gedoppelten schönen Kinderpaar, die an den Knien und um den Hals ihrer immer noch schönen Mutter an das bekannte Juwelenkästchen der Römerin Cornelia erinnern. Sieveking, ein kleiner untersetzter Mann, aber voll Kraft und Gedrungenheit, höchst bestimmt in seinem Ausdruck im Französischen sowol als in der Muttersprache, im unabsehlichen Wirrwarr seiner Geschäfte nie zerstreut oder abwesend, ist ohne Widerrede einer der klügsten und reichsten Männer Hamburgs und, was er ist, durch sich selbst. Er kam

mit 6000 Mark zum alten Voigt, ward nach und nach Compagnon der Handlung und verdankte allerdings dem edeln Benehmen des Vaters und des Sohnes Voigt ungeheure Vortheile. Aber sein eigener Muth war es doch, der ihn, trotz aller ihn unmittelbar bedrohenden Gewitter und Verfolgungen, während des ganzen Kriegs öffentlich die Partei der Franzosen ergreifen und dadurch sich und den übrigen hamburger Kaufleuten eine Goldgrube eröffnen hieß, aus welcher bis jetzt zum Verdruß des ganzen übrigen Deutschlands Millionen aus Frankreich nach Hamburg abgeleitet werden. Denn daß man dies vorzüglich Sieveking's Beharrlichkeit beim Interesse des republikanischen Frankreichs zu danken habe, das können selbst seine Feinde in Hamburg nicht in Abrede stellen. Freilich mochte nun auch der Drang der Umstände den Mann zuweilen über die Grenzlinie der Mäßigung führen und ihn nöthigen, selbst das Blut- und Schreckenssystem eines Robespierre zu vertheidigen. Aber er wollte wenigstens auch hier consequent handeln. Jetzt erntet er goldene Garben von diesem Felde. Er hält seinen eigenen Agenten in Paris und gewinnt unermeßliche Summen durch behutsamen Ankauf von sichern Nationalgütern; ein Handel, der überhaupt in Hamburg jetzt Alles in Athem setzt und zum Theil auch die bittern Klagen des Bürgers Grouvelle beim hamburger Senate wegen der bodenlosen Agiotage der hamburger Kaufleute veranlaßte.

Die geschäftsvolle Thätigkeit eines Mannes, wie Sieveking ist, erregt einem behaglichen Stubensitzer und Bücherwurm; wie unser einem, beinahe Schwindel. Er liest oft in einer Stunde mehr als 40 Briefe und schreibt oft täglich eigenhändig eben so viele in verschiedenen Sprachen. Dabei gewinnt er noch

Zeit, die interessantesten Zeitungen, Journale, Flugschriften aus allen Ländern und selbst aus verschiedenen Erdtheilen zu durchlaufen, stundenlange Conferenzen mit fremden Kaufleuten zu halten, alle seine Bücher und Buchhalter zu revidiren, in der Stadt herumzufahren, um nöthige Besuche zu machen und hundert Unterbrechungen durch schnellere Thätigkeit wieder auszugleichen. Daß auch hier durch tägliche Übung ein gewisser Mechanismus erlangt werden könne, will ich gern glauben; aber es gehört doch auch ein von Natur privilegirter Kopf dazu. Es entgeht ihm sogar kein neues Product aus der schönen Literatur und er ist das Orakel der leselustigen Frauen, denen er mit vieler Kennerschaft die Lecture auf ihrer Toilette regulirt. Freilich kann bei allem diesen noch die Frage aufgeworfen werden: genießt ein solches Thätigkeitsungeheuer auch seines Lebens wirklich wie andere Menschen? Fast möchte ich dies nach meinen wenigen Beobachtungen ganz verneinen. „Mein Mann kommt", so sagte mir Mdme. Sieveking selbst, „in der schönsten Jahreszeit kaum einmal in der Woche zu uns in den Garten; an großen Posttagen speist er oft Mittags gar nicht und sitzt bis Abends 10 Uhr auf dem Comptoir." Also wäre Sonntags der einzige Erholungstag, wo er im Schooße seiner Familie, seiner Gattin und seiner Kinder froh werden könnte. Allein da ist wieder nicht daran zu denken. Alle Fremde, die die Woche über Empfehlungsschreiben brachten oder Geschäfte mit dem Hause hatten, erhalten regelmäßig eine Einladungskarte auf den Sonntag. Gegen 2 Uhr Nachmittags kommen aus allen Gegenden Kutschen und Fußgänger. Die Salons, der Garten, Alles füllt sich mit Menschen, die sich einander nicht kennen, einander nicht vorgestellt werden, oft selbst

der Dame des Hauſes nicht bekannt ſind. Ich habe zwei Sonntage da geſpeiſt. Das erſte Mal waren 80, das zweite Mal 70 Couverts in zwei großen Speiſeſälen gelegt und noch waren überzählige Gäſte. Für den Fremden ſelbſt mag dies ein ganz angenehmes Schauſpiel ſein. Es iſt eine congregatio gentium wie am jüngſten Gericht und eine Zungenvermiſchung wie in der Pfingſtepiſtel. Da war beide Mal der letzte Sprößling aus dem Hauſe Gonzaga, ein Prinz ohne Land aber mit vielem Verſtand und erklärter Demokrat, gegenwärtig. Da waren ein paar reiche Holländerinnen, die von Juwelen glänzten, während die Frau vom Hauſe das erſte Mal in einer einfachen Taftchemiſe (weil ſie eben bei ihrem Gartennachbar dem Kapellmeiſter Reichard das neunte Kind aus der Taufe gehoben hatte), das zweite Mal in einem ganz gewöhnlichen Kattunkleide allen erborgten Glanz demüthigſtolz verſchmähte *). Da ſaß ein Engländer aus Liverpool neben einem Republikaner aus Bordeaux, neben ihnen eine Dlle. Feraud, die an

*) Ich hatte die Freude, ihr gleich bei meiner erſten Anrede mit einem Geſchenke zu huldigen, das ihr Schröder durch mich ſchickte. Es war die ſchönſte Spätroſe, die Schröder für ſie in ſeinem Rellingen pflückte und mir auf den Weg mitgab, ein Geſchenk, das der ſtolze Mann wahrſcheinlich in ganz Hamburg weiter Niemandem gemacht hätte. Mylord Macartney kann ſeiner tatariſch-chineſiſchen Majeſtät die koſtbaren Geſchenke ſeines Hofes nicht ſtolzer überreicht haben, als ich mit meiner abſichtlich in Papier verhüllten Roſe in den ſchon ganz von Fremden angefüllten Salon trat und wirklich durch das Sonderbare meines Aufzugs aller Umſtehenden Erwartung erregte. Mit einer angenommenen Feierlichkeit näherte ich mich der Dame des Hauſes, welcher mich der Wirth ſelbſt präſentirte, übergab mein Creditiv und ward — wie mir ein freundlicher Händedruck nach Tiſche ſagte — ganz verſtanden. Schröder's Roſe wich nicht von ihr, ſo lange ich da war.

Dumouriez' Seite focht und mit ihm emigrirte, und neben ihr in scherzhaftem Gespräche Barthelemy, ein Bruder des baseler und Agent der Republik. Weiter oben ein schwedischer Consul, der aus Marokko zurückgekehrt war, in Unterredung mit einem paar englischen Juden aus St. Domingo und einem Amerikaner aus New-Yersey. Der Banquier Küstner aus Leipzig — wie verdunkelt war hier dieser Sirius des leipziger Sternenhimmels! — saß unglücklicherweise dem ehrlichen Büsch gegenüber, der, wie er erfuhr, daß ihm ein leipziger Magnat gegenübersitze, mit echter hamburger Gradheit die Unhöflichkeiten erzählte, die ihm der Geh. Kriegsrath Müller bewies, der sichs in Hamburg bei Büsch hatte recht wohl sein lassen und ihn nun, da er ihm bei einer Durchreise durch Leipzig nur im schlichten Frack aufwartete, sehr frostig aufnahm. Mir hatte mein Glücksstern das erste Mal den wackern Reichard zum Nachbar, und Exegeten der Tischgesellschaft gegeben, da mein anderer Nachbar, ein muffigter Emigrant, nirgends recht anzuzapfen war. Mich mußte also dies bunte Gewühl recht angenehm unterhalten, weil ich mich durchaus in einer neuen Welt befand. Aber welcher Genuß konnte für den Wirth und die Wirthin hier stattfinden? Auch nach Tische, wo in einem andern Salon Kaffe getrunken und ein Emigrant als Virtuos auf dem Clavier beklatscht wurde, hatte das bunte Getümmel kein Ende. Nur erst gegen Abend, wenn der Thorschluß allgemeine Retirade befiehlt, mögen die Menschen etwas zur Besonnenheit kommen. Aber dann eilt Sieveking nach vollbrachter Abfütterung *) auch schon wieder in die Stadt und die

*) Sieveking schrieb einmal an Schröder bei Gelegenheit eines Vor-

gute Frau kann alſo ihren Mann kaum in einzelnen Momenten ſehen. An häusliches Glück iſt hier nicht zu denken. Man erwirbt, um zu verpraſſen. Man überhäuft Fremde mit Gaſtfreundlichkeit und Höflichkeit und iſt vielleicht gegen ſeine Gattin ein Tyrann, launenhaft und mürriſch von Innen, glatt und freudelügend von Außen.

Die Lage des Sieveking'ſchen Gartens, den er vor einigen Jahren vom engliſchen Conſul Pariſh gekauft hat und jetzt mit noch zwei andern Familien bewohnt, iſt die entzückendſte, die man ſich nur denken kann. Das vorderſte große Gartengebäude liegt hart an der Elbe. Mit Entzücken erinnere ich mich noch der von der Sonne vergoldeten Abendſcene, als wir einmal Abends nach Tiſche auf der in der Elbe aufgemauerten Terraſſe im bunten Kreiſe feſtlich gekleideter Menſchen den Kaffe tranken, während mit der Flut Schiffe aller Nationen und Klimate den königlichen Strom majeſtätiſch vor uns vorüberzogen und wir mit unſern Ferngläſern die Paſſagiers in der Kajüte und auf dem Verdeck muſterten und uns des laut herüberſchallenden Matroſenhuſſah, die nun das Ende ihrer Schifffahrt und den hamburger Berg *) erblick-

---

ſchlags zu einem allgemeinen Vergnügungshauſe nach einem großen Maßſtabe, er wünſche gar ſehr, daß ein ſolcher Ort eingerichtet werde, damit man dort die Fremden „abfüttern" könne. Überhaupt iſt Schröder mit Sieveking ſehr unzufrieden. Er nannte ihn unter Anderm einen tyranniſchen Ehemann.

*) Dieſe nur durch einen ſchmalen Graben von Altona getrennte hamburger Vorſtadt erſchallt täglich von Muſik und Tanz und iſt der beſuchteſte Tummelplatz der Matroſen und Dirnen. Über ein dortiges Freu-

ten, zugleich mit den dichten Haufen der Altonaer und Hamburger, die längſthin am Ufer das Vaterland und die Ladung der Ankömmlinge berechneten, herzlich erfreueten. So ſah ich auf einmal in weniger als einer halben Stunde 14 große Schiffe, Dänen, Engländer, Holländer, Franzoſen und Amerikaner vorbeiſegeln. Meine Nachbarn erklärten mir die Nationalflaggen und übrigen Kennzeichen. Ein neben mir ſtehender hamburger Kaufmann erhielt Glückwünſche, weil eben ſein Schiff aus Cadix ankam. Ein anderer verſicherte mich mit ſtolzem aber ſehr verzeihlichem Selbſtbewußtſein, daß Hamburg nicht allein jetzt der zweite Handelsplatz in Europa, ſondern in ſehr vielen Artikeln in unmittelbarer Concurrenz mit London ſelbſt ſei, wovon ich mich gleich einige Tage nach meiner Ankunft auf dem gedrängt vollen Börſenplatze, wo eben der Friede mit Spanien der Speculation ein ungeheures Feld geöffnet hatte, und in Voigt's und Sieveking's Comptoiren ſchon völlig überzeugt hatte.

Ein anderes Mal hatte ich die Elbproceſſion, wie ſie Reichard nannte, d. h. das Vorüberziehen der dem Hafen zueilenden und bei dem Eintritte in das hamburgiſche Gebiet mit einem Schuſſe grüßenden Schiffe noch bequemer. Ich ſaß bei Tiſche gerade den Fenſtern gegenüber, durch welche der Blick auf den majeſtätiſchen Strom und auf Alles, was er auf ſeinem Rücken trägt, hinabgleitete. Ein Glas des edelſten an der Garonne gekelterten Traubenſaftes, mit ſolchen Ausſichten vor dem Auge hinabgeſchlürft, iſt wahrer Nektar. Reichard,

---

denhaus entſtand der letzte blutige Tumult. Vergl. die von mir ſehr echt befundenen Briefe über Hamburg (Leipz. 1794) S. 33 ff.

dem ich dies bemerkte, ſetzte lachend hinzu: Und dies jetzt doppelt, ſeit kein gascogniſcher Edelmann mehr aus ſeiner Burg jenen ſchönen Strom verunehrt *).

Einmal, wie ich in einem kleinen Zirkel da ſpeiſte, war eine beſonders erleſene Geſellſchaft und unter Andern auch der General Valence, der Sillery Schwiegerſohn und einige andere merkwürdige Conſtitutionsemigranten — die Koblenzer haben hier keinen Zutritt — mit bei Tiſche und vertrugen ſich mit Barthelemy und andern Republikanern aufs Freundſchaftlichſte. Valence iſt einer der ſchönſten und impoſanteſten Männer, die ich geſehen habe, eine wahre Heldenform, ganz das Gegentheil von der Tiegerkatze Dumouriez **).

*) Bezieht ſich auf die bekannte Gascognade der dortigen Landjunker, die ſich als echte Gascogner legitimirten: „Je pisse de mon chateau dans la Garonne!“

**) Ein intereſſantes Gemälde von dieſen hier freundſchaftlich zuſammengeſchmolzenen Gruppen der Menſchen von den verſchiedenartigſten politiſchen Glaubensbekenntniſſen gibt Hennings im Septemberſtücke des diesjährigen „Genius der Zeit.“ Hennings hielt ſich in dieſem Sommer faſt drei Wochen auf Sieveking's Garten auf und ſchreibt hier, was er ſah und beobachtete.

(Da der Herausgeber wiſſentlich nicht gern etwas ſchon Gedrucktes noch einmal drucken laſſen möchte, aber die Segmente dieſes Tagebuchs über Fr. Ludw. Schröder (Böttiger's intimen Freund in mehr als einer Beziehung), über Klopſtock, über die Excurſion nach Kiel (z. B. in Ebert's Überlieferungen) ſchon hin und wieder gedruckt ſind, ſo wie über den Herzog von Braunſchweig, ſo fällt freilich dies Tagebuch ſcheinbar etwas zerſtückelter aus.)

Caroline Rudolphi.

Reinhold, der mit ihr einen Seelenbund errichtet hat, nannte sie zuerst den weiblichen Sokrates. Seitdem ist diese Benennung unter ihren Freunden in Hamburg allgemein in Curs gekommen und wer den Bewohner des gebrechlichen Hauses oder die schöne Seele, die eine so unansehnliche Hülle angezogen hat, genauer kennen lernte, wird diesen Namen sehr glücklich von Reinhold gegeben finden.

Die gute Rudolphi kam selbst in die Stadt, um Schröbern nebst mir zu sich einzuladen. Klopstock sollte auch dabei sein, blieb aber des schlechten Wetters wegen zu Hause. Schröder, seine Frau und ich wir fuhren eines Mittags hinaus nach Hamm, wo wir außer Elise Reimarus niemand Fremdes weiter trafen. Ein drohender Regen hielt sich wenigstens so lange in den Wolken, als wir noch vor Tische hinten im Garten in traulichem Gespräche bei einander saßen und Elisen Briefe aus Mietau von der Erzieherin der jungen Prinzessinnen, die ihre Zusammenkunft mit der aus Deutschland zurückgekommenen Frau von der Recke sehr rührend schilderte, und von Boje vorlesen hörten. Boje schrieb, daß des alten Niebuhr's Lippengewächs sehr zunähme, daß ihn Voß mit seiner poetischen Begeisterung angesteckt habe und wie glücklich er jetzt in Meldorf in erweitertem Familienkreise, da Voß bei ihm sei, lebe. Nach Tische würden diese Unterhaltungen im Garten fortgesetzt worden sein, allein es fing, während wir noch bei Tische saßen, ein hamburgischer Landregen an, alle seine Himmelsschleusen zu

öffnen und wir wurden, da wir nur einen Stuhlwagen hatten, trotz der uns in Hamm mitgegebenen Mäntel, wacker durchnäßt. Da ein Mantel der Rudolphi, der andere ihrem Bruder, dem Doctor, gehörte, beide aber gleich kurz waren, so hatte ich wenigstens mit der Schröder den Scherz zum Besten, wer von uns Beiden den brüderlichen oder schwesterlichen Mantel zur Decke bekommen habe.

Das Haus, das die Rudolphi in Hamm bewohnt, soll sie von einem unbekannten Gönner zum lebenslänglichen Gebrauch geschenkt bekommen haben. Es hat allen zu ihrem Institute erfoderlichen Raum und einen schönen Garten von hinten, wie alle die hier an der Straße stehenden, zum Theil sehr prachtvoll ausgeschmückten Landhäuser. Denn man fährt vom äußersten hamburger Thore bis hierher eine gute Stunde weit durch lauter Gartenanlagen und Landhäuser der Hamburger, die sich aber, wie ich bei der Rückreise über den Zollenspiker bemerkte, noch eine Meile weiter hinaus erstrecken und die ganze Gegend umher in einen einzigen großen Park verwandelt haben. Als wir hinaus nach Hamm fuhren, machte mich Schröder auf die großen Dämme gegen die Elbüberschwemmungen, die Ebbeiche genannt, und auf das niedliche Häuschen aufmerksam, welches Campe und Trapp in dieser Gegend eine Zeitlang mit ihrem Institute bewohnten. Auch zeigte er mir die Wohnung der Mutter von Voigt und machte mich auf verschiedene Eigenheiten des Geschmacks aufmerksam.

Caroline Rudolphi ist eine Märkerin von Geburt und hat seit mehreren Jahren in Verbindung mit ihrem geistreichen und witzigen Bruder, dem Doctor Rudolphi, in dieser schönen Gegend ein weibliches Erziehungsinstitut errichtet, welches, da die

Maſchine nur wenig Triebräder und alſo auch weit weniger Friction hat, in der ganzen Gegend allgemein gelobt wird. Die Zahl der Zöglinge iſt auf 12 feſtgeſetzt, die Penſion beträgt jährlich 200 Thlr. hamb. Courant und ungefähr noch 100 Thlr. für außerordentliche Ausgaben und nicht eingerechnete Stunden. Doch bleibt es nicht bei der feſtgeſetzten Zahl, da immer einige Erſpectantinnen da ſind, auch erwachſene Frauenzimmer, die ſich theils zu Erzieherinnen bilden, theils nur ſo im Umgange der Rudolphi zu leben wünſchen. Überhaupt kann man dies Haus für einen Tempel häuslicher Ruhe und Zufriedenheit halten, wohin ſich ſchon oft auch Damen vornehmen Standes aus dem Geräuſche der Welt auf kürzere oder längere Zeit zurückzogen. So hatte ſich die edle Gräfin Münſter länger als einen Monat hier aufgehalten und war eben abgereiſt. Die Rudolphi ſprach mit der Zärtlichkeit einer Schweſter von ihr.

Die Mädchen waren alle fröhlich und guter Dinge. Während wir nach Tiſche in einem anſtoßenden Zimmer Thee tranken, ſaßen ſie in einem großen Saal zuſammen an einem langen Tiſche, einige ſchrieben, andere laſen, noch andere ſtickten, ohne allen Zwang und ohne alle Prätenſion. Mich freute vorzüglich eine Tochter von Reinhold, die die Rudolphi für eine geringe Penſion aus Freundſchaft für den Vater zu ſich genommen und, da ſie ſehr verzogen war, vortrefflich umgebildet hat.

Im Deutſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen gibt die Rudolphi ſelbſt Unterricht und zwar bringt ſie es in den zwei fremden Sprachen ſo weit, daß die ältern Schülerinnen ſogleich vom Blatt weg aus einem engliſchen Buche ins Franzöſiſche

überſetzen und vorleſen lernen. Der Doctor, ihr Bruder, beſorgt den ſcientifiſchen Unterricht.

Die Zeit war zu kurz, um mit der Rudolphi mich ſatt ſprechen zu können. Aber was ich mit ihr redete, war hinreichend, um mich zu überzeugen, daß die ihr allgemein ertheilten Lobſprüche eher zu wenig als zu viel ſagen. Sie hat bei der zarteſten Empfindſamkeit doch einen mehr als weiblichen Heroismus und einen Abſcheu vor aller Affectation. Sie ſieht alle Sachen auf ihre Weiſe an und dies gibt Allem, was ſie ſagt, eine gewiſſe Originalität in Gedanken und Wendungen, ſo daß man manche ihrer Einfälle lieber gleich aufſchreiben möchte. Wollte ſie als Schriftſtellerin glänzen, ſie könnte ein weiblicher Stern werden.

Ich bin ſehr dafür, ſagte ſie mir, daß unſer ganzes Erziehungsweſen nur negativ ſei. Unſer Hauptgeſchäft ſei nur abzuwehren, was aufgenommen dem Geiſte Schiefheiten geben könnte, nur gegen äußere Eindrücke zu wachen, die jetzt die Sinnlichkeit noch zu ſtark reizen könnten. Aber ſonſt muß ſich die Seele ſo viel als möglich durch ſich ſelbſt entwickeln und alles fremde Eintrichtern und Anpfropfen bekleibt und gedeiht nicht. Der Seele in ihrem ſelbſtſtändigen Entwickelungsgeſchäft leicht zu Hülfe zu kommen, dies iſt Alles, was man ſich höchſtens erlauben ſollte. Nur auf dieſem Wege eigener Erfahrung werden auch die Mädchen vor dem Zuſtande conventioneller Puppen bewahrt.

Die jüngſten Kinder in einer Familie, ſagte ſie bei einer andern Veranlaſſung, ſind immer die verzogenſten. So oft ich daher ein talentvolles jüngſtes Kind in einer Familie be-

merke, ſo bete ich immer, daß es doch nicht das jüngſte bleiben möge!

Statt mich überhaupt über unſer weimarſches Triumvirat zu fragen, wie gewöhnlich auf dieſer Reiſe geſchah, legte ſie mir mit der ihr eigenen Herzlichkeit die Frage vor: wen ich unter Göthe, Wieland und Herder zu meinem Freunde wählen würde? und bekam, da ich für Wieland entſchied, natürlich dadurch, daß ich meine Wahl rechtfertigen mußte, mehr Aufſchlüſſe, als ſie ſonſt hätte erfragen können.

Mit ihrem Bruder wurde ich in einen kleinen Streit verwickelt über den Charakter der Ober- und Niederſachſen. Er ſagte Vieles zum Lobe der Niederſachſen und behauptete geradezu, daß die Oberſachſen, wenn ſie herunterkämen, gegen die Niederſachſen ziemlich zuſammenſchwänden, dahingegen dieſe, wenn ſie nach Oberſachſen kämen, in mehr als einem Sinne in die Höhe ſtiegen. Der Charakter der Oberſachſen ſei gefallende Gewandtheit und oberflächliche Vielſeitigkeit, dahingegen die Niederſachſen deſto mehr Feſtigkeit und Solidität hätten. Im Ganzen mag der Mann nicht Unrecht haben. Ich erinnerte mich dabei an die Figur, die einige leipziger Kaufleute bei Sieveking ſpielten, die in Leipzig große Herren ſind. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß weit mehr Oberſachſen an der Niederelbe und den umliegenden Provinzen ſich acclimatiſiren und überhaupt auswandern, als dies gegenſeitig bei den Niederſachſen der Fall iſt; ein ſicherer Beweis, daß dieſen wohler in ihrer Haut und eine feſtere Baſis unter den Füßen iſt.

von Aren.

Der Gastfreundschaft und der Gefälligkeit dieses wackern Kaufmanns und seiner würdigen Gattin, deren Bekanntschaft ich Schröbern zu verdanken habe, bin ich für mehrere angenehme Abende und interessante Unterhaltungen verpflichtet.

Er ist ein Meubles- und Hausrathhändler, ungefähr das, was die Engländer upholsterer nennen. Aber sein ganzes geräumiges Haus besteht aus Magazinen und Vorrathszimmern und umfaßt außerordentliche Schätze aller Art. Da ich von seiner liebenswürdigen Gattin an eben dem Morgen in allen diesen Magazinen herumgeführt wurde, wo ich später mit Schröder in seiner Theatergarderobe war, so kann ich wol ohne alle Übertreibung behaupten, daß ich an diesem Morgen alle Schätze und Reiche der Kleider- und Meublesmoden in einem Umfange und einer Pracht gesehen habe, wie sie mir vielleicht die Beschauung von einem halben Dutzend fürstlicher Schlösser nicht gegeben haben würde.

Angenehm war mirs, als einem gebornen Kursachsen, zu hören, als ich in den ersten zwei Gewölben, dem Porzellanmagazin war, daß hier nichts als meißner Porzellan gesucht und verkauft werde. Dies allein setzen die Engländer seiner innern Güte und Masse wegen dem eigentlichen chinesischen an die Seite. Und in der That, mögen auch die berliner und wiener Fabriken ihre Vergoldungen, Malereien und geschmackvollen Formen viel höher treiben als die meißner, die sächsische Porzellanerde hat keine Fabrik weiter in Europa. — Je-

der Meublesartikel hat in dieſer Handlung ſein eigenes Magazin und ſeine Abtheilung. Die größern Holzmeubles von Mahagoni und andern koſtbaren Hölzern läßt Aren in Hamburg ſelbſt von geſchickten Ebeniſten in eben der Güte und Zierlichkeit verfertigen, wie ſie aus England kommen könnten. Er läßt ſich in dieſer Abſicht das zweckmäßigſte Journal aus England: The cabinetsmakers and upholsterers magazine ſogleich heftweiſe kommen und benutzt die darin angegebenen Ideen. Ich hatte Gelegenheit, dies Magazin eines Abends bei ihm durchzublättern und die Armuth unſerer deutſchen Modenjournale daraus recht fühlen zu lernen. Außerdem läßt er ſich von gewiſſen ſehr zuſammengeſetzten Stücken kleine Modelle durch ſeine Agenten kommen. Denn da ſein mit ihm in Compagnie ſtehender Bruder ſelbſt eine geraume Zeit in England geweſen iſt, ſo hat das Haus dadurch die beſten Bekanntſchaften in London ſich zu verſchaffen gewußt. Ein ganzes Zimmer war voll kleiner echt engliſcher Spiel-, Schmuck- und Arbeitskäſtchen in allen möglichen Formen und Preiſen, von 200 Thalern bis zu 10 und 6 Thalern. Man kann nichts Niedlicheres und Verführeriſcheres ſehen als dieſe hölzernen Coliſichets. Überall ſtanden koſtbare Stücke eingepackt, die mein Freund Schröder vor einigen Tagen für ſeine rellinger Villa erhandelt hatte. Beſonders gefiel mir eine ganz neumodiſche Erfindung einer Leiterſtufe in einem Bücherſaal, die man in einen bequemen Stuhl zuſammenlegen und ſo als Stuhl vor jede Repoſitur hinſetzen konnte. Auch ſah ich hier Studirtiſche, die man beim Spazierengehen auf freiem Felde aufſchlagen und als Spazierſtock tragen kann. Eine ganz neue Erfindung waren Spiegel, deren Rahmen allezeit mit der Farbe

und Decoration zur Tapete paßten. Aren bedient ſich dazu ſehr eleganter Thonborduren und Frieſen, die man in England in großer Quantität aber in außerordentlicher Schärfe verfertigt. Dieſe läßt er in großer Quantität kommen und färbt und leimt ſie nach eigenem Belieben auf die ganz glatten Spiegelrahmen auf. Da er ſelbſt für Malerei und Zeichnung einen guten Blick hat, ſo kann ihm dies nicht ſchwer werden und ſo iſt er im Stande, jede Nachfrage, in welcher Farbe man will, ſogleich auch mit den Spiegeln zu befriedigen. In den obern Zimmern waren ganze Niederlagen von feinen Fußteppichen, von ſchwarzem Haarzeuche für die Stuhlüberzüge (die jetzt allein und durchaus in Hamburg herrſchend ſind), von antiken Büſten u. ſ. w. In einem Gewölbe waren die feinſten Stahlarbeiten und complette Tafelgarnituren vom Plat de Menage an bis auf die Meſſergeſtecke, Candelaber u. ſ. w. Ein ganzes Magazin enthielt nichts als engliſche geſchliffene Glasarbeiten, Armleuchter, Girandolen u. ſ. w. Die neueſte Mode in Glas waren die Glasfedern und Glasfederbüſche, mit welchen die Kronleuchter geziert waren. Da dieſe dünnen Fäden dennoch alle geſchliffen ſind, ſo macht dies gegen das Licht einen unbeſchreiblich zauberiſchen Effect. So kann ein reicher Mann, der zu Aren kommt, in wenig Stunden ſich ein prächtiges Logis mit allen möglichen Bedürfniſſen ausmeubliren. Dies war wirklich vor zwei Jahren der Fall mit dem Grafen Potocki, dem Aren ſein Palais für 20,000 Thaler völlig ausmeublirte, und eben, wie ich da war, hatte er einen ähnlichen Auftrag von dem Grafen Reuß erhalten, der ſich ein Haus in Altona gekauft hatte.

Mit Aren machte ich eines Morgens eine kleine Runde,

um einige öffentliche hamburger Anſtalten zu ſehen. Wir beſuchten zuerſt das neue prächtige Waiſenhaus, das 300,000 Mark gekoſtet hat und ſich blos durch Subſcription erhält, die freilich ſogleich wegfallen würde, wenn die Kinder, wie an andern Orten, aufs Land vertheilt werden ſollten. Denn viele fromme Hamburger geben ihre Beiträge in der Hoffnung, daß das vereinte Gebet der Waiſenkinder ihnen Segen verſchaffen werde. Als wir dahin kamen, war eben eine Art von Feiertag, weil ein neuer Katechet gewählt werden ſollte, wozu die Kinder zur Katechiſationsprobe in die Kirche gehen ſollten. Die Kinder, Mädchen und Knaben (ungefähr in Allem 500), ſtanden alſo oder lungerten vielmehr träge und freudenlos in den Höfen herum mit ihren Bibeln und Geſangbüchern. Hier trug alſo noch Alles das kopfhängeriſche, in ſich gedrängte Waiſenhausgeſicht. Offenbar ſind die armen Kleinen in einen viel zu engen Raum hier zuſammengepfercht und können in dieſen engen Höfen weder ſpringen noch ſpielen, ſind überhaupt aber von der Welt viel zu ſehr abgeſchloſſen, daher ſie auch, wenn ſie nun ins thätige Leben übergehen ſollen, Alles anſtaunen und lange Zeit brauchen, ehe ſie ſich aus dem leichteſten Handel finden lernen. Sie ſollten, wenn ſie ja doch an einem Orte bei einander wohnen mußten, wenigſtens oft ausgeführt, mit Handwerken, Gewerben, dem Hafen u. ſ. w. bekannt gemacht, im Schwimmen unterrichtet und überhaupt mehr getummelt werden. Eine verträumte Jugend macht Dümmlinge und Schlafmützen auf Lebenszeit. Auch andere Einrichtungen konnten hier meinen Beifall nicht finden. In den Schlafſälen fand ich überall noch ſchwere Federpfühle zu Decken, ja noch nicht einmal Ventilatoren in den Fenſtern. Hier iſt

noch Vieles von den jährlich wechselnden drei Vorstehern auszusetzen. von Axen's Schwiegervater war grade jetzt einer davon und dieser zeigte, da ich Abends als sein Tischnachbar meine Zweifel ganz freimüthig vortrug und Mittel dagegen vorschlug, in der That viel unerkünstelte Bereitwilligkeit, zu helfen, wo es nur möglich wäre.

Weit zweckmäßiger in ihrer Art schienen mir die Schulen, Arbeitsstuben und Depots in der großen Armenversorgungsanstalt, die in dem alten, freilich sehr winklichten und rostigen Waisenhause jetzt ihren Sitz hat, zu sein.

Da Axen selbst ein Vorsteher davon ist, so war das Detail, das er mir hier ertheilte, um so genauer und belehrender. Das Ganze machte Voigt's und des Syndicus Maatsen rastloser Thätigkeit und Combinationsgabe große Ehre. Flachsspinnerei ist hier für die arbeitenden Kinder die Hauptsache, die gesponnenen Garne werden nach England verkauft. Beim Eingange ist ein eigener Raum, wo jeder Arme den Flachs erhält und das Gespinnste abliefert, der zu Hause arbeiten will. Man gibt etwas mehr, als man im Verkauf erhält, aber diese Zubuße ist eben das wohlthätigste Almosen. Die hier zur Arbeit sich versammelnden Kinder — denn im Hause wohnt keines — sind in verschiedenen Stunden bald lernende, bald arbeitende. Die Lehrer in der Schule sind halberstädter Seminaristen, die man hier am liebsten hat und sehr lobt. Die Arbeitenden sind nach dem Alter in verschiedenen Stuben vertheilt, wo in einem dabei befindlichen Cabinet ein Aufseher beständig die Conduitenlisten führt, die mir sehr zweckmäßig entworfen zu sein schienen. Mein Begleiter führte mich auch in das große Kleidermagazin, wo gegen einen Schein des Vor-

stehers jeder Districtsarme Kleidungsstücke, Schuhe und andere Bedürfnisse gleich fertig erhalten, oder auch nur z. B. Kleider zum heiligen Abendmahl geborgt bekommen kann. Der Geist der Ordnung, der diese ganze viele tausend Menschen umfassende Anstalt belebte, ist in der That bewundernswürdig und trägt ganz das Gepräge des echten republikanischen Gemeingeistes, wovon Hamburg mehr Beweise aufstellt als irgend eine andere Stadt in Deutschland. Freilich wird nun im Geheimen weniger wohlgethan. Alles beruft sich auf die ansehnlichen Beiträge, die man zur Armenanstalt gebe. Besonders machen die Kleider für die Armen ungemeine Kosten, da diese sie weniger schonen, weil sie ja doch neue bekommen müssen, und die Familien ihre abgesetzten Kleider jetzt weniger als sonst an Arme verschenken. Aber dies sind wahre Kleinigkeiten gegen den reellen Nutzen, der durch diese neue Schöpfung erreicht wird.

Die edelste Art von Wohlthätigkeit der Hamburger ist ohne Zweifel die mit Aufopferungen mancher Art verbundene Aufseherschaft und Besorgung so mancher öffentlichen Anstalt, die hier wahre Ehrenämter (λειτουργίαι) sind und durchaus nichts einbringen, aber wol oft große Kosten verursachen, wie z. B. die Vorsteherstellen bei dem Waisenhause, wo die Vorsteher jährlich den Kindern ein großes Fest aus ihrem Beutel geben, auch sonst große Schenkungen machen. Aber das ist in Hamburg einmal so herkömmlich. Selbst die Rathsherren dienen mehr aus Ehre als aus Gewinn ihrem Vaterlande. Ein Gelehrter, der Rathsherr wird, verliert alle Praxis, muß Kutschen und Pferde halten und großen Aufwand machen, so daß er völlig ruinirt wäre, wenn er nicht eigenes Vermögen

hätte, oder nun wenigstens auf eine reiche Heirath sicher rechnen könnte. — Indessen suchen sich auch Viele, deren Geschäfte und Bequemlichkeitsliebe gleich groß sind, von solchen Stellen wegzudrängen und geben lieber desto ansehnlichere Geldbeiträge. Denn, England ausgenommen, wird wol in ganz Europa nirgends jetzt in Verhältniß mehr durch Subscriptionen und freiwillige Beiträge für gemeinnützige Anstalten gegeben als in Hamburg. Man rechnet wenig, wenn man die jährliche Subscription auf eine Million anschlägt. Dabei wird oft das strengste und edelste Incognito beobachtet. So schenkte schon zwei Jahre nach einander ein Unbekannter 2000 Thaler in die Armenkasse, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man nicht nach dem Geber forsche, in welchem Falle dieser Beitrag gewiß aufhören würde. In manchen Fällen ist es denn freilich auch wol gar kaufmännische Speculation, wenn man große Summen subscribirt. Man erhält dadurch vor dem Publicum als reicher Mann ein größeres Gewicht und befestigt seinen heimlich vielleicht sinkenden Credit. Aber mögen auch die Gründe des Gebers sein, welche sie wollen, kurz, der Hamburger zieht gern und ohne zu ermüden seinen Beutel, wenn nur Jemand da ist, der die Besorgung übernimmt, die er bei seinen Geschäften nicht übernehmen kann.

Aren führte mich, da wir uns auf dem Baumhause durch ein Frühstück und die bekannte Aussicht auf das Gewühl des Hafens etwas gestärkt hatten, noch in die öffentliche Kalkniederlage, die er dies Jahr zu inspiciren gehabt hatte, weil er dort dem Schreiber einige Aufträge zu ertheilen hatte. Auch dies ist eine sehr wohlthätige Anstalt, wo der Rath nicht etwa

das Monopol des Kalkverkaufs, ſondern ein Magazin unterhält, wo jeder Bauluſtige den Kalk, der hier in größten Maſſen natürlich aufs Wohlfeilſte angeſchafft und herbeigeführt wird, für einen ſtehenden wohlfeilern Preis erkauft, als ihn der einzelne Particulier erhalten könnte. So gibts in Hamburg Holzmagazine und mehrere dergleichen Anſtalten auf Unkoſten des Staats, wodurch das für ſich ſchon theure Bauen ſehr erleichtert wird. Bei dieſem Kalkmagazin befand ſich auch ein Dachziegelmagazin. Wir gingen, weil uns die Nachbarſchaft in einem Hofe dazu einlud, in das daran liegende Ölmagazin, wohin eben große Tonnen, die aus dem Hafen angeſchafft worden waren, gebracht wurden. Der Kaufmann, der dieſe Beſorgung über ſich hatte, war ſelbſt gegenwärtig und erklärte mir mit vieler Freundlichkeit das ganze bewunderungswürdig organiſirte Inſtitut der Stadtbeleuchtung, die aus dieſem Magazin das Öl erhält und hier ihre Docht-, Laternen- und Lampendepots hat. Auch hier herrſchte die pünktlichſte Ordnung. Das Perſonal der Zünder und Putzer beſteht aus 30 Menſchen. Es iſt eine eigene Tafel vorhanden, woran ein jeder alle Morgen bei der Ablieferung ſeiner Geräthſchaften anmerken muß, was fehlt oder vorgegangen iſt. Alle Jahr wird über die Zeit, wo die Lampen täglich gezündet und gelöſcht werden — von ſelbſt verliſcht in Hamburg in der Ordnung keine, dieſe ſchändliche Ökonomie kennt man hier nicht — eine Tabelle gedruckt, die jeder Einwohner für 1 Gr. kaufen kann. Ich erhielt hier eine zum Geſchenk. Büſch, der in ſo Vieles wohlthätig eingreift, verfertigt auch dieſe Tabelle alljährlich, ohne etwas dafür zu nehmen. Darin liegt eben das Geheimniß, daß hier mit Wenigem ſo Viel geſchehen kann. Dienſte,

die Jemand dem gemeinen Weſen leiſtet, ſich bezahlen zu laſſen, oder bei einer ſolchen Aufſeherſtelle ſich gar noch auf Unkoſten des gemeinen Weſens kleine Vortheile beim Einkauf u. ſ. w. zu erſchleichen, hält ſelbſt die ſchmuzigſte Mäklerſeele in Hamburg für Schande. Dieſer Ölinſpector, dieſer Kalkinſpector nimmt das Jahr, wo ihn ein ſolcher Auftrag trifft, ſeinen eigenen Geſchäften willig mehrere koſtbare Stunden und ſetzt ſeine ganze Belohnung darein, ſeiner Kaſſe dieſen oder jenen Vortheil, den ſein Vorgänger überſah, mehr zugewandt, hier eine Erſparniß, dort eine Reparatur aus ſeinem Beutel gemacht zu haben, und rechnet dabei auf keine andere Belohnung, als die ihm ſein eigenes Gewiſſen gibt. Dies iſt wahrer Municipalitätgeiſt, der in despotiſchen Staaten ſo wenig zu finden iſt, als eine Alpenpflanze an den Elbdämmen. Freilich gibt es auch Bürgerpflichtvergeſſene, die ſich von einem kleinern oder größern Schach der Nachbarſchaft ein Titelchen geben laſſen und dadurch nun zu allen bürgerlichen Functionen unfähig werden. Auf den Böden des Magazins ſtanden die Lampen, Dochtentröge, Laternen, Alles wie eine zur Muſterung fertige Armee in Reih und Gliedern. Hier war Nichts vergeſſen, ſogar die Bändchen von dünnen Unſchlittlichtern nicht, die die Lampenputzer, wenn wo Feuerlärm entſteht, ſogleich ausgetheilt erhalten.

Dieſer Morgenſpaziergang mit meinem Freund v. Axen war einer der lehrreichſten für mich in Hamburg. Schade, daß ich die Einladung, dieſen Abend einer Verſammlung der patriotiſchen Geſellſchaft mit beizuwohnen, ausſchlagen mußte, wo ich den Canonicus Meyer, den jetzigen Secretair dieſer edeln Verbrüderung, ſeinen wackern Bruder, den Kaufmann Valentin Meyer, den

würdigen Senator Günther und mehrere schätzbare Männer gefunden und kennen gelernt hätte, die ich nun leider nur auf ein Vielleicht der Zukunft kennen zu lernen hoffen darf. Aber Schröder spielte heute im Don Carlos. Darüber hätte ich selbst eine Sitzung des Nationalconvents versäumt.

Eine Schwester von Axen hat den bekannten freimüthigen Schriftsteller Albrecht geheirathet, der sich von ihrer kleinen Mitgift ein kleines Landwesen, wie sie es hier nennen, unweit Rendsburg gekauft hat und nun der Erde abgewinnen will, was kein Meßkatalog liefern kann. „Mit eben den Fingern", schrieb er jüngst an seinen Freund, „mit denen wir früh den Dünger schaufelten und die ländlichste Arbeit verrichteten, durchblättern wir Abends die neuesten Zeitschriften des freien Frankreichs!"

Dr. Bartels.

Axen führte mich im Vorbeigehen zum Dr. Bartels, dessen Bekanntschaft ich jetzt nur im Fluge machte, ihn aber dann noch einmal auf ein Frühstück besuchte und mit ihm den Thurm der Michaeliskirche bestieg, in deren Nachbarschaft er wohnt.

Als der einzige Sohn eines reichen Zuckerraffinateurs — der Zuckerbäcker Klausen Bartels ist in ganz Hamburg ein genannter Name — hatte er freilich Mittel genug, um Reisen zu machen und Nachrichten zusammenzubringen, wie er sie uns in seinen Reisen durch Calabrien und Sicilien mittheilte. Er

hat aber aus Italien nicht blos statistische Tabellen, sondern auch eine Frau mitgebracht, eine Venezianerin, mit der er nächstens eine Reise in die Lagunenstadt machen will. Er wies uns, als ich das erste Mal bei ihm war, seinen Sohn in Hautrelief von Omacht in cararischem Marmor sehr schön gearbeitet. Ich muß überhaupt seine offene Freundschaftlichkeit und Dienstbereitwilligkeit loben. Er theilte mir mit Vergnügen einen weitläuftigen Brief vom Ritter Landolina in Syrakus über seine Erfindungen des Papyrus mit und versprach mir auch aus seinem Tagebuche Nachrichten über die Enkaustik im obern Italien, und hat auch wirklich Wort gehalten.

Jetzt sei er leider ganz von diesen ihm so süßen Liebhabereien abgekommen, da er in Acten und Vormundschaftsrechnungen herumwühlen müsse. (Wie mir Axen sagte, so wurde schon jetzt bei der Wahl eines neuen Syndicus auf ihn reflectirt und er wird gewiß nächstens Rathsherr.)

Wir sprachen Viel über Vater Heyne. — Als Huber mit der Forster sich nach Hamburg wenden wollte, stand er mit ihm in fleißigem Briefwechsel. Die wahre Veranlassung zu Vossens Zwist mit Heyne sei sein nun verstorbener Schwager, der Conrector Boje, gewesen. Dieser habe bei einem Besuch in Göttingen, da Heyne eben mit der zweiten Ausgabe seines Virgil beschäftigt war, ihm seines Schwagers Voß Anmerkungen dazu angetragen. Heyne habe nach seiner Art die Sache so angenommen, daß freilich ein Anderer leicht gemerkt haben würde, daß daran nicht so viel gelegen sei. Aber Boje habe aus lauter Gutmeinen die Sache nicht verstanden und seinen Schwager so lange getrillt, bis dieser die Anmerkungen schickte, die nun zu spät kamen und nicht mehr gebraucht

werden konnten. Dies beleidigte Voß aufs Empfindlichste. Nun gab Boje seinem Schwager das Manuscript über Heyne's Vorlesungen, dessen sich Voß so bitter gegen Heyne und Hermann in seinen mythologischen Briefen bedient hat. Auch des ehrlichen Bartels' Bemühungen, Voß zu besänftigen, waren vergeblich.

Die topographische Aussicht auf dem Michaeliskirchthurm ist ja das Heergeschrei aller Reisenden, die Hamburg gesehen haben. Sie ists schon werth, daß man 622 Stufen hinaufkeucht. Unter jeder Hauptstiege sind ja Ruhebänke gesetzt. Ich bestieg ihn den letzten Tag vor meiner Abreise. So konnte ich denn auf der vor mir liegenden Landkarte alle meine Stege und Wege, Freuden und Localgenüsse noch einmal recapituliren und, wenns beliebte, mit Ovidianischer Schwatzhaftigkeit jedem einzeln ein elegisches vale! zurufen. Schade, daß man dies große Tableau in vier Stücke zerschnitten bekommt und nach der einzelnen Durchschauung nicht auf einen Gesichtspunkt bringen kann! Dann würde Das noch auffallender sich darstellen, was sich mir beim Anblick des majestätisch daherflutenden Elbstroms, der hier eine Meile breit und durch die lachendsten Werder zerschnitten ist, und der großen Alsterseen so lebhaft aufdrängte, wie kleinlich dieser große Ameisenhaufen gegen diese größere ihn umflutende Wasserwelt erscheint!

Am liebsten verweilte auch jetzt mein Blick an der durch ihre Gärten und Rasenplätze lieblicher winkenden Seite der Binnenalster, an deren Ufer ich in Schröder's Hause die reizendsten Aussichten bei jedem Blick durchs Fenster gehabt hatte. Grade diese häusliche Aussicht machte, daß ich die übrigen Spaziergänge, die in Hamburg der Aussicht wegen empfohlen

werden, meiſt verſäumte, und alſo von dieſen weniger Rechenſchaft geben kann. Früh beim erſten Erwachen fiel ſogleich mein Blick durch den Balkon, hinter welchem ich ſchlief, in das von der Morgenſonne beleuchtete und von Hamburgs ſchönſten Paläſten umringte Becken der Binnenalſter, auf welchem jetzt die Jollen der Fiſcher und Milchweiber mit ihrem einfachen Segel mit bewundernswürdiger Schnelle hingleiteten. Grade dem Schröder'ſchen Balkon gegenüber umhüllte jetzt den volkreichſten Theil der Altſtadt am jenſeitigen Ufer zwiſchen den drei mächtig emporragenden Kirchſpielthürmen der ſtädtiſche Morgendampf und links zog die doppelte Allee des zierlichen Jungfernſtieges vor den dahinter ſtehenden vorzüglich gut gebauten Häuſern und Hotels eine grüne, mit dem blauen Waſſerſpiegel fröhlich contraſtirende Laubguirlande. Wer wollte, wenn ſich Einem ein ſolches Schauſpiel öffnet, zwiſchen den Matratzen fortſchnarchen. Fröhlich ſprang ich auf und ſetzte mich zwiſchen die Orangerie auf dem Balkon, um ſo in dem mir immer neuen Naturgenuß zu ſchwelgen. Indeß kam mein Frühſtück und mit ihm mein zweites Frühſtück, der Komödienzettel, und, wenn Schröder ſpielte, der Text zum heutigen Stücke. — Nicht weniger entzückend war die Abendausſicht, die ich doch nur einmal gehabt habe, und die Mondſcheinſcene aus eben dieſem Grunde. Letztere wurde mir noch in aller ihrer Herrlichkeit den letzten Sonntagabend vor meiner Abreiſe zu Theil. Da glaubte man in die Feenſtadt an den adriatiſchen Lagunen verzaubert zu ſein. Die durch den gebieteriſchen Thorſchluß in den Mauerbezirk eingeengten Hamburger, beſonders aus der niedern und Mittelclaſſe, ergötzen ſich hier auf kleinen niedlichen Barken, die mit Lichtern und Lampen von

allerlei Erfindung illuminirt ſind, oder auch in größern Schiffen, wo ganze Geſellſchaften unter Muſik und Jubel ſchmauſen, auf- und abfahrend, und ſich gegenſeitig begrüßend auf der Binnenalſter. Zwiſchendurch erſchallen fröhliche Lieder und Volksgeſänge in plattdeutſcher Sprache, die zu dieſer Abſicht ſehr paſſend ſein ſoll, und mancherlei Muſiken. Dies Alles im bunten Waſſergewimmel und von der Magie des Mondſcheins beleuchtet, machte auf mich zum erſten Mal einen ganz ſonderbaren und, da ich den andern Morgen abreiſen ſollte, faſt ſchwermüthigen Eindruck. Übrigens gewährte mir auch das Local meiner Wohnung den ungeſuchten Vortheil, daß, ſo oft ich in die Altſtadt zu gehen hatte, ich den angenehmſten Spaziergang der Hamburger, den Jungfernſtieg, als Straße zu paſſiren und bei dieſer Gelegenheit das tableau mouvant der hier Stunde für Stunde abwechſelnden und gleichſam eine lebendige Stundenuhr *) bildenden Luſtwandler zu beobachten Gelegenheit hatte. Wäre nur die Allee ſelbſt nicht ſo ſchmal und daher in den kühlen Abendſtunden allzu gefüllt! Man ſagte mir, daß eben jetzt eine Subſcription im Werke ſei, durch eine Abdammung der Binnenalſter Platz für eine zweite Allee zu gewinnen und ſo dieſen Spaziergang erſt ganz genießbar zu machen. Ungefähr in der Mitte die-

*) Man hat in den holländiſchen Gärten Blumenuhren, wo ſich immer zu jeder Stunde gewiſſe Blumenkelche öffnen und ſchließen, wie ſie Martinet in ſeinem Katechismus der Natur beſchreibt. So ließe ſich, dünkt mich, die Tagesſtunde ziemlich genau nach den auf dem Jungfernſtiege ſich einfindenden Luſtwandlern, Juden, Mäklern, Kupplerinnen u. ſ. w. beſtimmen. Jetzt war er beſtändig von Emigranten angefüllt und franzöſiſche Töne ſchallten von allen Seiten. Auf den Bänken ſaßen viele von Hunger und Kummer abgezehrte Schattenbilder.

ſes Ganges an der Alſter iſt jetzt ein ſchwimmendes engliſches Bad, das aber nur von Fremden beſucht wird. Die Hamburger haben die Beſorgniß, daß hier die Alſter zu wenig Abfluß habe und alſo auch den Badenden nicht genug friſches Waſſer zuführe, wiewol die hamburgiſchen Ärzte dies Vorurtheil durch ein beſonderes Gutachten zu widerlegen geſucht haben.

Doch wie weit habe ich mich von meiner Ausſicht vom Michaelisthurme verirrt! — Man fragte uns, ob wir auch die unterirdiſche Kirche ſehen wollten. Nicht eher, erwiderte ich, als bis ſie ein hamburgiſches Nationalpantheon ſein wird. Jetzt werden noch zu viele Leichen hineinbegraben, die wol alsdann depantheoniſirt werden müßten. Das Mädchen, das uns die dreifachen Thüren zum Thurm aufgeſchloſſen hatte, ſtarrte mich wegen dieſer ungewohnten Töne an und ging mit den Schlüſſeln raſſelnd und den Kopf ſchüttelnd davon; ich aber hörte mit Vergnügen von meinem Begleiter, daß jetzt ein großer Begräbnißplatz vor dem Dammthore und dabei auch ein Todtenhaus nach einem Plane von Arends angelegt werde.

Reichard.

Er bewohnte ein kleines Gartenhaus in Neumühlen, über Altona hinaus auf dem Wege nach Ottenſen. Wenn er durch ſeinen Garten geht, kann er ſogleich in den Sievekingſchen herabkommen, zu welchem er einen eigenen Schlüſſel hat und ſo mit Puhl, dem Mitherausgeber ſeines Journals:

„Frankreich aus den Briefen deutscher Männer in Paris", sofort communiciren.

An eben dem Tage, wo ich ihn zuerst in Sieveking's Garten fand, hatte er sein neuntes Kind taufen lassen. Die Unterhaltung einer solchen Familie ohne allen Gehalt an einem so theuern Orte würde allerdings ein Räthsel sein, wenn man nicht annehmen müßte, daß er von einigen seiner Freunde nachdrücklich unterstützt werde. Daß dies seine vormalige große Gönnerin, die Fürstin von Dessau, nicht mehr sein kann, ist gewiß, da er, seit diese mit Matthisson, der ihr Hoffräulein geheirathet hat, in Graubündten ihr Wesen treibt, ganz mit ihr zerfallen ist. Es müssen also vorzüglich hamburger Freunde seine Schutzengel sein. Diese bezahlen wahrscheinlich auch die eigene Equipage, die er noch immer hält und in welcher er mich zweimal, einmal zu Sieveking und das zweite Mal zu sich selbst abholte. Denn seine Schriftstellerei und Compositionen können höchstens für seine eigenen persönlichen Bedürfnisse zureichend sein.

Er gedachte noch in diesem Herbste eine Reise auf sein Gut in Giebichenstein bei Halle zu machen, und es schien, als wenn ihm die ganze Familie dahin zu folgen gedächte. Die armen Kleinen, seine jüngeren Söhne, mit denen ich einmal auf dem Wege nach Hamburg allein im Wagen war, sehnten sich herzlich nach dieser Rückkehr in ihr liebes Giebichenstein, weil man sich in Hamburg so wenig freuen und ausspringen könne. Auch hörte ich, daß Reichard's Frau es jetzt sehr bedauere, mit übertriebener Großmuth die 800 Thaler Gehalt, die der König ihr und den Kindern geben wollte, ausgeschlagen zu haben. Freilich mochte sie sich da auf ihre Va-

terſtadt ſitzen, die eine Tochter Alberti's nicht verlaſſen werde. Aber in der Länge dürfte ſie dies doch anders finden. — Sie befand ſich in ihrem Wahne ſehr wohl und hatte ihre Mutter, die Paſtorin Alberti, und noch eine unverheirathete Schweſter zu ihrer Pflege bei ſich. Reichard zeigte ſich als den zärtlichſten Ehemann und las jeden Wunſch aus ihren Augen.

Überhaupt ſcheint Reichard durch die Unfälle, die ihn der Hauptſache nach gewiß ganz unverſchuldet getroffen haben, zwar in der Heftigkeit ſeines Benehmens gemildert, aber nicht niedergebeugt oder kleinmüthig zu ſein. Ja, was mich vorzüglich an ihm freute, war der unerkünſtelte Moderantismus, den er in allen ſeinen politiſchen Urtheilen und ſelbſt im freundſchaftlichen Streite mit dem hartköpfigen Cramer zeigte. Dies war ſonſt ſeine Art nicht. Nur Einmal ſprach er als heftiger Republikaner, wo ſein Vaterherz bewegt war. Sein älteſter Sohn iſt nämlich als Chaſſeur bei der franzöſiſchen Pyrenäenarmee und die Briefe im Journale „Frankreich", die von dieſer Armee her datirt ſind, enthalten Auszüge aus der Correſpondenz mit ſeinem Vater. Auch da war er bewegt, aber auch zugleich von der Begeiſterung der Tonkunſt ergriffen, als er mir einige echt deutſche Lieder aus Herder's „Terpſichore", ſeinem Lieblingsbuche, auf dem Clavier vorſpielte, und einige Freiheitslieder, die er auch componirt hatte, von Voß vorlas, vorzüglich deſſen Friedensreigen, der nun mit Reichard's Compoſition im Muſenalmanach 1796 S. 140 eingerückt ſteht. Über ſeinem Schreibepult hing rechts Charlotte Corday, in einem großen colorirten Kupferſtich, den ich ſehr häufig in den Zimmern der Hamburger und auch bei Vater Klopſtock gefunden habe, und

links Pichegru, ein schöner, ausdrucksvoller Kopf. Auf der andern Seite Mirabeau, Reichard's Idol.

Auf wiederholte, sehr freundschaftliche Einladungen aß ich einen Mittag bei ihm in der Gesellschaft des Dr. Unzer. Er hatte auch Gerstenberg dazu gebeten, allein diesen Sonderling nicht bekommen können, da er überhaupt äußerst selten auswärts speist und lieber zu Hause sein Tagewerk von 20 Pfeifen abraucht. Denn diese muß, wie mir Unzer erzählte, alle Morgen sein Bedienter schon fertig gestopft hinlegen. Gerstenberg ist jetzt mit Leib und Seele Kantianer und hat neuerlich Versuche gemacht, die Silbenmaße und besonders den Hexameter auf Vernunftprincipien zurückzuführen. Einmal in der Woche ist bei Bürgermeister Gechter in Altona Kantischer Club, bei welchem Gerstenberg und der Jude Pappenheimer, gleichfalls ein sehr scharfsinniger Denker, präsidiren.

Unzer ist ein beliebter und geschickter Arzt; er fuhr nach Tische in seinem Cabriolet eine Krankenrunde. Man hat Gedichte und andere schöngeisterische Produkte von ihm, die sein Genie unwidersprechlich beweisen. Als er mit Schröder in gutem Vernehmen und guter Schwägerschaft stand, verfertigte er zuweilen die Epiloge und andere dramatische Kleinigkeiten. Aber so sehr er wegen seines lebhaften Witzes und nie versiegenden guten Laune in Gesellschaften geliebt wird, so wenig Achtung verdient seine ungebundene Lebensart und seine Unbehutsamkeit, mit welcher er nicht blos die Glaubenslehren, sondern auch die Moral des Christenthums lächerlich macht. Er ist ein erklärter Spötter und unterließ nicht, auch in meiner Gegenwart einige Blümchen der Art zu streuen. Er hat eine sehr komische Art zu erzählen und verfehlt nie seine Absicht,

lautes Gelächter zu erregen, ein Talent, das den verdauungsbedürftigen Hamburgern viel werth iſt. Aber er iſt in der Wahl ſeiner Ausdrücke ſehr ſorglos und läßt mitunter einen kräftigen Matroſenfluch oder eine Zweideutigkeit laufen, die der geſittete Ton der feinern Welt nie an ſich kommen läßt. Seine älteſten zwei Söhne waren eben jetzt auf einer Harzreiſe begriffen. Bei dieſer Gelegenheit erzählte er mit glücklicher Darſtellungsgabe eine ähnliche Harzexpedition, wo er ſich mit einem Freunde in Blankenburg eine Zuſammenkunft auf dem Brocken gegeben hatte. Er kam zu Pferde von Göttingen, mußte aber vier Tage unten am Harze wegen eines einbrechenden Landregens in einer erbärmlichen Schenke liegen bleiben und endlich unverrichteter Sache, ob er gleich wußte, daß ſein Freund oben warte, wieder nach Hauſe ziehen. Dieſe alltägliche Geſchichte putzte er durch die kleinen mimiſchen Epiſoden der Wirthin, des herumziehenden Bergmanns, des Hausknechts u. ſ. w. ſo dramatiſch auf, daß ſie wol eher eine Stelle in Wilhelm Meiſter's Genieſtreichen verdient hätte. Wir kamen auf den verſtorbenen Bode zu ſprechen. Da war er unerſchöpflich in kleinen Zügen und Auftritten, die er mit Bode erlebt hatte. Er hat dabei viel Muskel- und Mienenſpiel, ſo daß die Demoiſelle Fernaud, deren zwei ältere Schweſtern an Dumouriez' Seite ſo ritterlich fochten, die Reichard zur Geſellſchafterin ſeiner ältern Töchter bei ſich hat, ob ſie gleich keine Sylbe von Dem verſtand, was er erzählte, doch über ſein komiſches Mienenſpiel mehrmals laut auf zu lachen anfing.

Nach Tiſche erwartete Reichard einen Zuſpruch der Mdme. Silleri ci devant Genlis, worauf ich eigentlich mit einge-

laden war. Allein sie hatte leider Abhaltungen bekommen. Sie ist häufig bei Reichard.

Kurz vor meiner Abreise lernte ich bei einem andern Besuche auch noch Reichard's Busenfreund, den Capellmeister Schulz, kennen, der sich mit dem schwedischen Gesandten nach Lissabon einzuschiffen im Begriffe war, um sich in dem dortigen Klima von seiner Schwindsucht zu heilen. Er hat von seinem Gehalt in Kopenhagen 1200 Thaler behalten und Kunze ist sein Nachfolger geworden. Reichard hat sich hierbei in seiner Lage sehr edel benommen. Indeß wäre er doch wol schwerlich in Kopenhagen durchgedrungen, wenn auch Schulz für ihn gesprochen hätte, denn Bernstorf ist viel zu sehr Aristokrat, um dem geächteten Reichard eine ruhige Stelle in Kopenhagen zu gönnen. Schulz ist nicht verheirathet und wird von seiner gleichfalls ledigen Schwester begleitet. Da er grade von Voß aus Eutin kam, so floß sein Herz von Lob dieses wackeren Mannes über, über dessen persönliche Biederkeit und Herzlichkeit im Umgange nur eine Stimme ist. Schulz ist selbst ein freundlicher, herzlicher Mann, ohne alle Ansprüche, gut wie ein Kind. Reimarus hoffte, daß er noch gerettet werden könne. Man hätte ihn gern bei Sieveking in der Gesellschaft gehabt. Aber alle größern Zirkel sind ihm äußerst verhaßt. Er lebt und webt nur unter wenig Auserwählten vergnügt.

Lichtenstein.

Auf seine Bekanntschaft hatte ich mich vorzüglich gefreut, aber mein Unstern wollte, daß ich sie nur wenige Minuten genießen und um einen Morgen, der mir durch ihn doppelt interessant werden sollte, durch den hamburgischen geistlichen Bocksbeutel schändlich betrogen werden sollte.

Der Mann vereinigte viele Stellen in sich. Außer dem Rectorate des Johanneums hat er auch seit einigen Jahren die Professur der griechischen Sprache am Gymnasium und neuerlich ist er auch Bibliothekar an der Stadtbibliothek geworden. Dort mußte ich ihn auch das erste Mal, als ich ihn sprechen wollte, aufsuchen, und bekam dadurch eine Ansicht der weder durch Ordnung noch durch äußeres Ansehen sich empfehlenden öffentlichen Bibliothek, die in eben dem Gebäude aufgestellt ist, wo das Gymnasium seine Classen hat. Ich hatte von Dr. Anton in Görlitz den Auftrag, mich wegen einiger hier befindlichen Handschriften des Sachsenspiegels zu erkundigen. „Da müssen Sie sich", sagte mir Lichtenstein, „beim ältern Bibliothekar, dem Herrn Doctor Gieseke, erkundigen, denn ich bin mit den Schätzen der Bibliothek noch völlig unbekannt." Mit diesen Worten führte er mich in ein finsteres Cabinetchen, wo wohlbesagter Herr Dr. Gieseke eben in einer Conferenz mit dem Dr. Hermann, dem bekannten Mythologen und jetzigen Redacteur der Allgemeinen deutschen Bibliothek, einem kleinen, hagern, aber höflichen Männchen, begriffen war. Als ich nun hier meine Nothdurft angebracht hatte, schüttelte

Herr Gieſeke bedenklich den Kopf und hub alſo an: „Ja, da verlangen Sie zu viel von mir zu wiſſen. Wir wiſſen ſelbſt nicht, was wir haben oder nicht, denn wir haben noch kein Verzeichniß der Handſchriften und überhaupt noch keinen Univerſalkatalog. Mir iſt noch kein Sachſenſpiegel vorgekommen. Den Herrn Doctor Anton kenne und ſchätze ich aus ſeinen Schriften, und würde ihm zu Dienſten ſein, wenn er mir nur zu wiſſen thun will, woher er es weiß, daß wir dergleichen Codices beſitzen.“ Nun ergoß er ſich in weitläuftige Klagen über die Mangelhaftigkeit der Verzeichniſſe und die Unordnung, in der ſich die aus mehrern Schenkungen zuſammengefloſſene Bibliothek bis auf dieſe Stunde befände, erzählte mir auch die Schwierigkeiten, die es haben würde, wenn man einen Codex auswärts ſchicken ſollte. Da müſſe Bürgſchaft geſtellt, ein Erlaubnißſchein vom Protoſcholarch gelöſt und was weiß ich Alles vorher berichtigt werden. Ich geſtehe, daß mir alles Dies keine hohe Vorſtellung von den lebenden und lebloſen Pertinenzſtücken dieſer Bibliothek machte. Schatten Wolf's und Fabrizius'! Euer bibliographiſcher Segen iſt hier nicht auf Söhne und Enkel gekommen! Mir war von Stund an alle Luſt vergangen, dieſe Bibliothek noch einmal zu beſuchen.

Deſto mehr gefiel mir der wackere Lichtenſtein. Man iſt gleich mit ihm auf dem Punkt, wo man ſein will. Jedes Wort iſt belehrend und er theilt ohne Neid mit, da er in Überfluß hat. Kurz, er hat die wahre Humanität des Gelehrten und nichts von der höfiſchen Profeſſorpedanterie, mit der ſo manche Gelehrte den Freundlichen und Dienſtfertigen nur ſpielen. Körperlich iſt er ein homo quadratus, ein ſchwarzbrauner Mann, mit feurigen Augen und einer ſchwarzen Perücke. —

Wir sprachen zuerst von Prof. Helwig in Braunschweig, seinem vertrauten Freunde, der eben jetzt 14 Tage bei ihm in Hamburg zugebracht hatte. Nun erzählte er mir weiter, daß er seit mehrern Monaten mit der Anordnung und Verzeichnung eines der prächtigsten Naturaliencabinete beschäftigt gewesen sei. Es gehört dem reichen Holländer Hotthuysen, der sich damit beim Einmarsch der Franzosen nach Hamburg geflüchtet hatte. In der Entomologie hat es besonders einen unübertroffenen Reichthum, da dieser Holländer vorzüglich Vaillant auf seiner Reise ins Innere von Afrika unterstützte und durch ihn die seltensten Exemplare aus jenen Gegenden erhielt. Nun ist grade Entomologie jetzt die Hauptliebhaberei von Lichtenstein, und so lernte er aus der Anschauung so vieler Seltenheiten mehr als aus allen Beschreibungen und Büchern. Er theilte mir davon Mehreres auf der Stelle mit, indem er von allen bis jetzt noch unbekannten Exemplaren sehr schöne illuminirte Zeichnungen hatte machen lassen, die nun ein eigenes Werk mit seinen Beschreibungen machen und als Beiträge zur Entomologie bei Crusius in Leipzig herauskommen werden. Diese holte er sogleich aus seiner Bibliothek und demonstrirte mir seine neuen Entdeckungen daran. Die vorzüglichste ist nun auch schon in seines Freundes und Zeitgenossen von der Universität her, Eichhorn's Bibliothek der biblischen Literatur, bekannt gemacht worden. Er beweist dort in einem Aufsatze, daß das Philisterübel, 1 Sam. 9, was die gewöhnlichen Erklärer von Hämorrhoiden verstanden haben, eine Art von Priapismus gewesen sei, der durch den Stich einer Art giftiger Tarantel hervorgebracht wurde. Diese lernte Lichtenstein erst durch das Hotthuysen'sche Cabinet anschaulich

kennen. Sie iſt die salpuga des Plinius, der μυγαλη mus araneus der griechiſchen Naturhiſtoriker, die ſie oft auch nur ſchlechtweg φαλάγγιον nennen. Sie geht dem ſalzigen Geruch beſonders an den Schamtheilen nach, und ihr Stich an dieſen Theilen kann ſehr gefährlich werden, Gonorrhee erzeugen u. ſ. w. Dies bibliſche Thierchen hatte er aus dem Cabinet ſelbſt noch bei ſich, und ich war alſo ſo glücklich, dieſe Philiſterplage noch in natura zu ſehen. — Lichtenſtein vereinigt ſeltene Kenntniſſe eines Naturforſchers mit einander. Bei ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit den Alten iſt ſtets bei jedem Naturkörper die Geſchichte deſſelben vom früheſten Alterthume ſeiner Seele gegenwärtig und manche lehrreiche Parallele die Folge dieſer Vergleichung. Außerdem hat er einen wahren philoſophiſchen Blick über die ganze Wiſſenſchaft, den er bei ſeiner Ausgabe des Smellie hinlänglich gezeigt hat. Davon gab er mir jetzt neue Beweiſe, indem er mir erzählte, wie er damit umginge, einen Simplificationsproceß mit der ganzen Entomologie vorzunehmen und die zur Ungebühr gehäuften Species zu verringern und auf weit weniger zurückzuführen. Eine neue Entdeckung über das Geſchlecht der locustae, die ſelbſt dem großen Entomologen Fabrizius in Kiel bis jetzt entgangen, aber nun von ihm mit großer Freude aufgenommen worden ſei, war dieſe: Die männlichen locustae haben ein kleines Knöpfchen unter den obern Flügeldecken, durch deren Aneinanderreiben eben das Zwitſchern bei den Locuſten entſteht, was bei den Cicaden durch das Reiben des Bruſtſchildes hervorgebracht wird. Bei der Begattung, die von Seiten der Weibchen activ geſchieht, ſchließen ſich dieſe Knöpfchen ſo feſt zuſammen, daß ſie ſie nur mit Anſtrengung öffnen können, daher werden ſie auch

so oft die Beute der Vögel, die ihnen nachstellen, da sie nicht so geschwind davonfliegen können. Die Weibchen hingegen, die dieses Hinderniß von der Natur nicht erhalten haben, entschlüpfen viel leichter. Übrigens ist dies Zwitschern nichts Anderes als Locken zur Begattung. — Durch die Entdeckung, daß die Spongiae und Halcyonia nichts als die Gerippe der Tubularien sind, erhält die ganze Helminthologie eine andere Gestalt. — Neuerlich hat Lichtenstein eine Reise nach Ritzebüttel auf Unkosten des Raths gemacht und daselbst mehrere interessante Beobachtungen angestellt. Mir selbst theilte er nur die eine mit, daß er dort herausgebracht habe, daß das Sumpferz eine Reliquie eines Seewurms sei. Allein in andern Gesellschaften, wo ich stets von Lichtenstein mit der größten Hochachtung sprechen hörte, rühmte man eine andere Erfindung, die er auf eben dieser Reise nach Ritzebüttel gemacht hatte, mit wahrer Begeisterung. Er hat nämlich gefunden, daß die Hamburger noch 20 Arten Seefische mehr genießen können, als sie bis jetzt auf ihren Tafeln servirten. Der patriotischen Gesellschaft, der er diesen Fund sogleich mitgetheilt hatte, war vielleicht seit langer Zeit von den altgläubigen und magenfesten Zuckerbäckern, Oberalten u. s. w. nicht so freundlich zugenickt worden, als da dieser Lichtstrahl aus ihrer Mitte hervorschoß.

Ich hatte beim Abschiede verabredet, daß ich den nächsten Sonntag früh um halb 8 Uhr zu Lichtenstein kommen und mit ihm, da er zum Kaufmann Godefroy (der einen sehr gerühmten terrassenförmigen englischen Garten bei Nienstädten besitzt) hinausspazieren wollte, das ganze schöne Elbufer von Altona an bis Blankenese auf einer langsamen Morgenprome-

nahe kennen lernen sollte. Diese paradiesische Gegend an der Seite eines solchen Führers und Gesellschafters durchzugenießen, das war das consummatum est meiner Wünsche in Hamburg. Dies genossen, und ich wäre ganz zufrieden aus Hamburg geschieden.

Aber ein Anderes beschlossen die waltenden Uranionen! Der Morgen am Sonntage war über alle Beschreibung schön und einladend. Schon pochte mein Herz den fröhlichen Aussichten entgegen. Aber unverschuldete Verspätungen hielten mich länger in meinem Logis, als ich gerechnet hatte. In kurzem Galopp rannte ich aus meinem Gartenrevier über den diesmal doppelt langen Jungfernstieg. Athemlos kam ich zu Lichtenstein's Wohnung und empfing hier von einer alten Haushälterin den leidigen Trost, daß der Herr Professor sehnlich auf mich gewartet, aber in der Gefahr, eingesperrt zu werden, nun fortgegangen sei, meiner aber an dem altonaer Thore warten wollte. Ich lief aufs Neue, so viel meine Ferſen vermochten. Aber bei der dritten Straße lähmte der fürchterliche Schall der Kirch- und Sperrstunde meine Füße. Gute Nacht, ihr schönen Elbufer! Euch werde ich diesmal nun nicht erblicken. Die Päpste Hammoniens haben gute Gründe, warum sie ihr Wort Gottes nicht mit dem Worte Gottes in der Natur in Streit kommen lassen wollen. Darum lassen sie wohlweislich die Thore sperren. Guter Brockes, der du in Hamburg Gott in der Natur sangst, du mußtest dich Sonntags früh davonschleichen, wenn du nicht mit eingepfercht sein wolltest! — Mit Bitterkeit und Verwünschungen, über die ich mich selbst tadle, schlich ich in meine Wohnung zurück.

Mir war doch wohl, als unſer Wagen am 31. Auguſt früh zum lüneburger Thor — ſo nenne ichs, weil wir dahin fuhren — hinausrollte. Mir, dem an kleinſtädtiſche Stille und Lebensordnung Verwöhnten, wollte die hamburger Tag-Nacht-verkehrung und das gewerbſame Getümmel einer Handelsſtadt, wo ich nichts zu mäkeln, zu feilſchen und zu befrachten hatte, in die Länge ſehr drückend und einſchnürend werden. Mags auch wol Neid geweſen ſein, der aus einem Schmollwinkel meines Herzens hervorblinzelte und mir die Schätze und Lebensgenüſſe vorbuchſtabirte, die Merkur hier über ſeine Lieblinge ausſchüttet, während wir mit unſern Virgilen und Homeren kaum ein Kartoffelgericht verdienen! Nein, von dieſem Neide habe ich, Gottlob, auch nicht die leiſeſte Ahnung gehabt. Aber wol von einem andern. Die herrliche Gelegenheit, die ein hier lebender Gelehrter hat, Buchſtabenweisheit und Stubengelehrſamkeit mit praktiſcher Lebensweisheit, mit Völker- und Länderkenntniß umzutauſchen und aus hundert Quellen anſchauliche Erkenntniß zu ſchöpfen, die uns mittelländiſchen Maulwürfen auf immer verſchloſſen bleiben. Dies war oft, wenn ich in Sieveking's Garten faſt alle Menſchenſchädel verſammelt ſah, aus denen Blumenbach ſeine verſchiedenen Menſchenracen decadenweiſe demonſtrirt, und aus dieſen Schädeln ſo viel Wiſſenswürdiges herauszupumpen fand, wenn ich bei Ebeling die neueſten Drucke aus Calcutta und Mexiko, bei Reimarus die neueſten Entdeckungen aus Edinburg und Piſa, bei Büſch die lichtvollſten Berechnungen über den klingenden und papiernen Schatz der Nationen vorgezeigt erhielt, der Gegenſtand meines Neides. Wenn ich in Fauche's Buchladen die neueſten franzöſiſchen, bei Remnant die neueſten engliſchen und amerikaniſchen

Produkte durchblätterte und berechnete, wie ſelten ſich ſo etwas nach monatlichen Umwegen zu uns verirre, und wie viel hier mit ſolchen neuen Artikeln literariſch zu ſpeculiren ſei; wenn ich am Hafen oder Elbufer ſtehend dieſe ganze neue Waſſerwelt mit Allem, was darauf wimmelte, jubelte, fluchte und lachte, anſah und mir ſagen mußte, daß mir von alle dieſem, von Nautik, Seehandel, Aſſecuranzweſen u. ſ. w. geradezu nichts bekannt ſei, daß ich, der ich ſo gut ein Amphibion ſein könnte, wie dieſe Tauſende, ein Land- und Laubfroſch ſein und bleiben würde mein Lebtage: da fühlte ich unmuthsvoll die engen Schranken meines kleinen Studirſtübchens im Thüringerlande, wo die ſechs Schritt breite Ilm vorzugsweiſe der Fluß heißt und wir die Schiffe nur aus den Bilderbüchern zum Weihnachtsgeſchenke kennen.

Als ich aus der tödtenden Einförmigkeit und öden Unfruchtbarkeit der Haidegegenden zwiſchen Celle und Haarburg, wo man ſtundenlang fährt, ohne auch nur ein grünendes Bäumchen, geſchweige ein Kornfeld oder eine Wieſe zu ſehen, wo die nach Erde hungernden Einwohner da, wo einige Vegetation haftete, die dünnen Schalen der Erde abkratzen und daraus ihre Dünger zubereiten, wo ſtatt wolliger Schafe hier und da eine ſtraffhaarige Haideſchnucke das werdende Gräschen ausſpäht — auf einmal, wie durch einen Zauberſchlag, an das fette Elbufer mich verſetzt und von da auf unſerm Ever (Elbſchiff von einem Maſte) mich Altona und Hamburg gegenübergeſtellt ſah, und nun von dieſem über alle Beſchreibung prächtigen und impoſanten Schauſpiele hingeriſſen, mich in den Wald der Maſten von mehr als 1200 Schiffen, die in Altonas und Hamburgs Hafen jetzt vor Anker lagen, verſenkte, da wurde meine hochge-

ſpannte Erwartung noch höher geſpannt, und als wir uns in Altona in unſerm Wagen ſitzend hatten hinaufwinden laſſen, und uns nun, wie ein Kaninchen, das ein Raubvogel auf einen gedrängten Jahrmarkt herabfallen ließ, plötzlich mit Litzenbrüdern, Lohnkutſchern, Gaſſenjungen, Matroſen, Obſtweibern von allen Seiten in dichten Haufen umſchwärmt ſahen, da dachte ich: wie muß es nun erſt in Hamburg ſich tummeln, und meine Erwartung wuchs mit jeder Minute. Keine dieſer Erwartungen iſt getäuſcht, alle ſind eher noch übertroffen worden. Aber dieſes Getümmels war ich ſchon in den erſten zwei Tagen völlig überdrüſſig. Der größte Gukkaſten iſt doch nur — ein Gukkaſten. Aber mein Herz fand auch Schrödern, wie es ihn finden wollte. Ihm zu Gefallen reiſte ich heute wieder nach — Rellingen.

Plön den 23—25. Auguſt.

Plön liegt vier gute Meilen von Kiel entfernt, und da wir Mittags zur rechten Zeit auf dem plöner Schloß eintreffen wollten, ſo mußten wir ſchon um 9 Uhr aus Kiel abfahren. Mit lebhafter Sehnſucht blickte ich auf die romantiſche Gegend, den ſchönen Hafen und die längs der Allee am Hafen ruhig ſich ausbreitende Stadt, als wir auf der hamburger Straße die Anhöhe erreichten, von wo aus ſich die ganze Scene noch einmal überblicken läßt. Der Himmel war mit regenſchwangern Wolken verhüllt. Aber gleichſam als wenn ich Kiel noch im Sonnenſchein in meiner Seele mitnehmen ſollte, brach eben,

als wir längs dieſer Anhöhe hinrollten, ein lichter Strahl durch die Wolken, der auf die Florkappe von Nebeln, in die der Hafen eingeſchleiert war, einen ſehr maleriſchen Effekt machte und die Thürme von Kiel, die eben ihr Sonntagsgeläute herüberſchallten, in ihrem ſchönſten Lichte zeigte.

Unſer Weg führte uns durch eine ſchnelle Abwechslung von grünen Thälern und braunen unbebauten Bergrücken bis Prenz, einem ſehr wohlhabenden und wohlgebauten Marktflecken, der durch das adelige Fräuleinſtift berühmt iſt, das hier mit großen Koſten unterhalten wird. Mir war dieſer Ort vorzüglich als Geburtsort unſerer edeln Gräfin Bernſtorf merkwürdig, deren Vater, der Herr von Buchwald, hier Aufſeher oder Stiftsvoigt war. Ich erinnerte mich ſehr lebhaft, was mir die Gräfin von ihren romantiſchen Spaziergängen in dieſer Gegend und den ſonderbaren Phantaſien, die ſie dabei gehabt und befriedigt hatte, mit dem ihr eigenen Feuer erzählte. Wäre die Witterung weniger unfreundlich und regneriſch geweſen, ſo hätte ich gern die Anlagen des Stiftes, die jetzt ſehr erweitert und verſchönert ſein ſollen, geſehen. So mußten wir uns mit den Unterhaltungen unſers Wirths begnügen, der uns von den häufigen Beſuchen der niederländiſchen Emigranten, die ſich in dieſer Gegend ankaufen wollten, eine Schilderung machte. Ein auf dem Tiſche liegender meerſchaumener Pfeifenkopf von ungeheuerm Umfange veranlaßte die Bemerkung, daß in hieſiger Gegend mit dieſen Köpfen ein außerordentlicher Luxus getrieben werde. Mancher reiche Pächter bezahle einen ſolchen Kopf mit vier und noch mehr Louisd'or. Auch fanden wir wirklich auf unſerer ganzen Reiſe durch dieſen Theil von Holſtein alle uns begegnenden Reiter mit mehr

oder weniger prächtigen Pfeifenköpfen paradirend. Gewiß, man braucht kein Misokapnos wie Jacob I. von England zu sein, um diesen Pfeifenkopfluxus für eine der sinnlosesten und abgeschmacktesten Liebhabereien zu erklären. Die schönste und bezahlteste Schönheit ist hier die häßlichste Unform. Ich möchte schon wissen, wie Tacitus einen solchen leidenschaftlich dampfenden Tabackskakus zu seiner Zeit geschildert haben würde. — Wenn man von den letzten Anhöhen vor Plön ins Thal hinabfährt, wird man durch unabsehbare Wasserspiegel auf beiden Seiten — Plön liegt auf einem völligen Isthmus — sehr sonderbar überrascht. Das Schloß, an dessen steilem Abhange die Stadt sich herumgelagert hat, hängt auf der andern weniger steilen Seite durch Alleen mit dem Schloßgarten und einem angenehmen Hügel zusammen, über welche die Straße nach Aschberg und Segeberg hinläuft. Hier sind die kühlsten und erfrischendsten Spaziergänge, die wir auch den andern Tag fleißig besuchten. Das Schloß commandirt wirklich die ganze Gegend und die alten Herzoge von Plön konnten von hier aus ihr ganzes Wasserreich überblicken.

August Hennings, den zu besuchen ich eigentlich hierher gekommen war, ist seit acht Jahren Amtmann und schaltet auf dem Schlosse selbst als unumschränkter Herr. Den einen Flügel bewohnt der für blödsinnig erklärte unglückliche Herzog von Eutin nebst seinem kleinen Hofstaate. Das Mittelgebäude ist ganz verödet, und der große Rittersaal, den Matthisson in seinen Briefen als die einzige Merkwürdigkeit in Plön anführt, während er Hennings vorüberging, ist fast ganz zusammengestürzt. Den zweiten Flügel bewohnt Hennings. Als er hierher kam, war Alles in der größten Wüstung. Er hat Vie-

les erſt nach ſeiner Bequemlichkeit eingerichtet und z. B. aus einer verfallenen Betkapelle einen ſehr kühlen Gartenſalon gemacht. Beſonders ſind die Terraſſen und Gartenanlagen nebſt den ſchönen Pfirſich- und Aprikoſenbäumen, die ſich hier recht gut ſonnen können, alle erſt durch Hennings' Gärtnerfleiß entſtanden. Ich war darauf vorbereitet, daß ich in meinem Freunde Hennings einen entſchiedenen Hang zur Menſchenfeindlichkeit und eine große Anhänglichkeit an die Maxime: j'aime l'homme, mais je hais les hommes finden würde. Und ich fand Alles gegründet, was man mir vorausgeſagt hatte. Mit dem jetzigen Miniſter Schimmelmann erzogen und durch frühe Verbindungen zu großen Hoffnungen und Ausſichten berechtigt, in dieſen Hoffnungen noch mehr durch frühe Anſtellung beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten genährt — er war einige Jahre Legationsſecretair in Dresden — ſah er auf einmal das ganze Gebäude ſeines künftigen Glücks zertrümmert und ſich aus dem thätigſten Geſchäftsleben gleichſam hierher nach Plön verwieſen, wo er freilich noch immer viel Gutes ſtiften kann, und auch wirklich durch die edle und uneigennützige Art, mit der er faſt alle Streitigkeiten ſchlichtet, ehe ſie zum Proceß kommen, ſtiftet, wo er aber doch nicht in ſeinem Wirkungskreiſe iſt, und von der Regierung in Glückſtadt, vor deren Kanzler und Räthen er unmöglich Hochachtung empfinden kann, Befehle annehmen muß. Sein Nachbar und vertrauter Freund, der unglückliche Schmettow — das Häuschen, in welchem dieſer politiſche Märtyrer ſtarb, liegt hart am Fuße des Schloſſes und Hennings konnte durch ein paar Stufen aus ſeiner Terraſſe in Schmettow's Gärtchen herabſteigen — verdüſterte dieſe mismuthige Laune noch mehr. Er nahm ſich

in der Fehde, die Schmettow wegen seiner Gedanken eines Dänen über stehende Heere mit dem Herrn v. Mannsbach, oder vielmehr mit dem Prinzen von Hessen hatte, seines Freundes in geschriebenen und gedruckten Deductionen kräftig an und zog sich dadurch den Haß der ganzen Partei noch mehr auf den Hals. Endlich schickte der Graf v. Golz einen Offizier zu ihm aufs Zimmer und foderte ihn anonym zum Duell. Hennings weigerte sich auf eine namenlose Ausfoderung und überhaupt als Familienvater zu erscheinen. Neues Hohngelächter seiner Feinde. Hennings' Frau, die eben schwanger war, ängstigte sich so sehr, daß sie abortirte. Er selbst verlangte öffentlichen Schutz der Gesetze und erhielt nichts als Achselzucken. Nun, nachdem Golz 18 Monate in seiner Impunität triumphirt hatte, sah sich endlich Hennings genöthigt, den ganzen Verlauf der Sache actenmäßig im zweiten Stück der Annalen der leidenden Menschheit, die er selbst herausgibt, bekannt zu machen. Alles dies konnte natürlich auf einen Mann von so tiefem und reizbarem Ehrgefühl nicht anders als höchst nachtheilig wirken. Es mußte Wunden schlagen, die kein Balsam lindern kann. (Offenbar war auch die Regierung in Glückstadt Partei gegen Hennings. Die Sache mit dem Duell war sehr bekannt geworden, da der die Ausfoderung überbringende Offizier nicht die geringste Schonung gebraucht hatte. Ein Bauer, dem er bei einem Termine zurechtwies, wollte seine Befehle nicht mehr annehmen, weil er ja für unehrlich erklärt sei. Hennings mußte den Widerspenstigen schließen lassen.) Hierzu kommt, daß er wol kein baares Vermögen besitzt, noch auch mit seiner Frau, einer gebornen v. Grabe aus Kopenhagen, erheirathet hat, daß

demungeachtet der Aufwand in seinem Hause sehr groß sein muß, da Alles auf einen sehr hohen Fuß gesetzt ist, die gnädige Frau ein eigenes Wirthschaftsfräulein hat und nur bei der Tafel und am Theetische die Frau vom Hause macht, und daß also sein Amtmannsgehalt, den er durch Sporteln nicht zu vermehren versteht, kaum zu seinen Bedürfnissen zureicht und daß dies Alles auch manche Wolke am Horizont heraufstreibt. Dies Alles gibt nun zwar seinen vertrautern Gesprächen allerdings einen gewissen Anstrich von verbissener Bitterkeit und Abwürdigung der Dinge, die Andere in Begeisterung zu versetzen pflegen. Allein er ist billig genug, dies seinen Freunden nicht entgelten zu lassen. Seine tiefe Geschichtskunde, seine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Zeitgenossen, die wichtige Rollen gespielt haben, seine vertraute Bekanntschaft mit Länder- und Völkerkunde, wozu er einen ausgesuchten Apparat von Reisebeschreibungen, statistischen Werken und Landkarten besitzt, sein munterer Witz und seine Herzlichkeit als Gatte und Vater von vier liebenswürdigen Kindern machen seinen Umgang sehr interessant und mir die zwei Tage, die ich bei ihm zubrachte, auf immer unvergeßlich. — Den ersten Tag waren wir auf den Aufenthalt in dem Zimmer reducirt, da der Regen keinen Spaziergang gestattete. Unsere Tischgesellschaft bestand außer einem emigrirten Franzosen, einem Edelmann aus Auvergne, Remoulin, den Hennings aus Mitleiden aufgenommen und ihm den Unterricht seiner Kinder im Französischen aufgetragen hat, einem wohlgenährten und seine Bequemlichkeit sehr liebenden Mann, noch aus dem Herrn v. Wickede, der gleich unter dem Schlosse ein großes Haus bewohnt. Die Schicksale dieses Mannes sind sehr traurig. Nach manchen

Fehlschlagungen heirathete er eine reiche Wittwe in Lübeck, errichtete ein Erziehungsinstitut und hoffte, sich auf diese Weise ein gutes Auskommen zu verschaffen. Als es in Lübeck nicht fort wollte, kam er mit 11 Zöglingen nach Plön. Es fehlte aber überall an einer regelmäßigen Einrichtung und guten Wirthschaft. Mit seiner Frau hatte er ein paar Stiefsöhne, die am Institute Theil nahmen und denen eigentlich das Vermögen gehörte. Der kleinste und hoffnungsvollste von ihnen ward vor einem Jahre von einem andern Zögling des Instituts mit einem geladenen Gewehr spielend erschossen. Die Mutter ist untröstlich und stirbt in der Schwangerschaft. Die Ältern der übrigen Zöglinge nehmen diese aus einem Institute, wo so wenig Aufsicht ist, weg, und der gute Wickede ist ohne Zöglinge, ohne Geld und ohne Aussicht. Er erkundigte sich fleißig nach Jena, wo er in frühern Jahren auf der Universität gewesen ist. Aber in unsern Gegenden würde er noch weit weniger gedeihen. Über Tische wurde viel von der besten Art, Insecten zu tödten, ohne sie lange zu martern, und von der sichersten Aufbewahrung derselben gesprochen. Wickede zeigte dabei praktische Kenntnisse. Als wir nach Tische beim Kaffe saßen, trat auf einmal der tolle Herzog von Eutin herein, der seine Besuche bei Hennings fleißig abstattet und dessen zwei Söhne sehr lieb hat. Er hatte gehört, daß Jemand aus Weimar da sei, und da wollte er gern Nachricht von Herder haben, an den er sich mit vieler Zärtlichkeit erinnerte. Herder wurde nämlich diesem Prinzen vom alten Fürstbischof von Eutin zum Begleiter auf Reisen mitgegeben, ging aber, da er fand, daß er hier wenig ausrichten werde, nur bis Strasburg mit ihm. Doch vermochte er mehr über ihn als sein Oberhofmeister und wer

ihn ſonſt noch gängeln und leiten ſollte. Der unglückliche Prinz fragte mit einer Theilnahme nach Herder, die ſeinem Gefühle wahre Ehre machte, und erinnerte ſich ihrer letzten Zuſammenkunft in Darmſtadt. Er iſt wohlbeleibt und ſehr geſund. Nur im Geſichte hat er etwas Aufgedunſenes und im Blicke etwas Starres und Stieres. Seine diesmalige Unterhaltung war ein ſonderbares Gemiſch von Sinn und Unſinn. Doch ſchien er Das, was an Unvernunft grenzte, eher als parador und mit einem Zucken von Spott auf der Lippe hinzuwerfen, als daß er es aus der Fülle des Herzens und der Überzeugung geſprochen hätte. „Ich bin wol ſehr arm", ſagte er unter Anderm mit einem Tone, der mir noch in der Erinnerung das Herz durchſchneidet. „Mein ganzer Reichthum waren vier Tauben, die ich täglich mit eigener Hand fütterte. Nun ſind mir drei davon weggeflogen." Man machte ihm den Einwurf, daß er doch nicht ſo arm ſei, als er glaube, da er doch immer noch Vermögen habe, wohlzuthun. (Er hat wirklich 20,000 Thaler jährlich zu verzehren, darf aber kein Geld in die Taſche bekommen, weil er es ſonſt auf der Gaſſe ausſtreut.) „Ja", ſagte er, „ich wäre wol reich, wenn ich nicht wüßte, daß ich noch reicher ſein könnte." Damit ſpielte er auf die vermeintliche Uſurpation ſeiner Fürſtenthümer an, die der jetzige Herzog von Oldenburg eigentlich nur in ſeinem Namen adminiſtrire. Eine ſeiner Marotten iſt Abneigung gegen den ehelichen Stand aus einer myſtiſchen Schwärmerei. Daraus erklärt ſich folgende Anrede an mich: „Was halten Sie von Karl dem Großen?" Ich verſicherte, daß nur Wenige den Beinamen des Großen mit ſo vielem Rechte zu verdienen ſchienen, als dieſer Rieſe ſeines Zeitalters. „Ich", erwiderte er,

„kann ihn gar nicht ausstehen. Denn er hatte eine ganze Menge Kebsweiber und Beischläferinnen. Er war ein rechter Großsultan.“ Nun kam er auf die jetzige Prinzessin von Wales zu reden, deren Unfälle vor der Einschiffung er in einer englischen Ballade besungen und ihr zugeschickt habe. Dann sprach er von seiner Kenntniß der arabischen und chinesischen Sprache. Dies war freilich Radotage. Aber von den ihm zunächst liegenden Verhältnissen und Menschen spricht er mit voller Klarheit und Einsicht. Sein Hauptwahn ist, daß er sich einbildet, katholisch zu sein. Dies trieb er sonst so weit, daß er in der strengen Fastenzeit nicht einmal einen Tropfen Wasser über den Gaumen brachte, und um ja nicht in Versuchung zu kommen, selbst das Waschwasser wegnehmen ließ. Davon ist er jetzt zurückgekommen. Alle Jahre kommt heimlich ein katholischer Geistlicher aus Glückstadt einmal zu ihm und hört seine Beichte. Indem ich mich mit Hennings über diesen unglücklichen Prinzen besprach, sah ich aus dem Fenster, in dem wir standen, auf die eben jetzt von der durchbrechenden Abendsonne malerisch beleuchteten Ziegeldächer unten am Schloßberge und lobte diese Aussicht. „O“, sagte er, „wenn Sie nur wüßten, wie wenig mich der Anblick und die Nachbarschaft solcher Menschenwohnungen erbauet. Das Maulwurfsgeschlecht hier zu unsern Füßen macht mich oft bitter. Sie wühlen, begatten sich und sterben.“ Hier war mein Freund in einer sehr menschenfeindlichen Stimmung, die sich aber bald in mildere Gefühle auflöste, als er mir einige schöne Handzeichnungen von Bach zeigte, die er noch als Legationsrath in Dresden gebraucht hatte.

Die Menschen sprechen so viel und thun so

wenig! Dies war immer das traurige Finale, womit ſich unſere Unterredungen über die wichtigſten Angelegenheiten des Tages ſchloſſen. So hat Hennings die Franzoſen, deren eifrigſter Verfechter er, ſo lange es gehen wollte, war, ganz aufgegeben. Sie repräſentiren vortrefflich, ſprechen wie die Engel und handeln nach den kleinlichſten Leidenſchaften. Alles ſpielt und will ſcheinen, nichts iſt.

Auch Hennings hat lange Zeit ſeinen letzten Troſt auf Nordamerika gegründet. Er ließ mir die Briefe leſen, worin er dem Miniſter Schimmelmann, ſeinem alten Freunde, ſeine Klagen über die Bedrückungen freier und edler Menſchen in Dänemark, über die an Schmettow und Cramer verübten Illegalitäten freimüthig vorgelegt hatte. Noch in einem dieſer Briefe: „Freiheit und Frühling in Nordamerika iſt mein letzter Gedanke", und er gibt ſehr deutlich zu verſtehen, daß ihm die Stelle eines däniſchen Conſuls oder Agenten in den vereinigten Provinzen das Angenehmſte ſein werde, was ihm begegnen könne. Allein ſeitdem ſcheint ſich doch auch hierin ſeine Überzeugung geändert zu haben. Die Länderkaufsunternehmung von Sieveking in Hamburg und Lenghergke in Bremen iſt ganz fehlgeſchlagen und die deshalb in Amerika ſelbſt angeſtellten Unterſuchungen haben das traurige Reſultat gegeben, daß Trug und Lug und Übermuth des Reichen und Ariſtokraten dort faſt nicht weniger Unglück ſtifte als in unſern von ſo alten Krebsſchäden angefreſſenen Staatskörpern. Hennings hatte kurz vorher, ehe ich zu ihm kam, bei ſeinen Verwandten in Hamburg, am meiſten zu Neumühlen auf Sieveking's Gartenhauſe, beinahe einen Monat zugebracht und bei dieſer Gelegenheit die wichtigſten Papiere über dieſe nord-

amerikaniſchen Schurkereien in die Hände bekommen. Sie beſtanden aus einem actenmäßig und mit 19 Belegen verſehenen Bericht in franzöſiſcher Sprache an die Unternehmer in Europa, und aus einem Tagebuche der nordamerikaniſchen Reiſe, die bei dieſer Gelegenheit unternommen worden war. Das Tagebuch las Hennings Abends ſelbſt vor. Den Bericht gab er mir mit auf mein Zimmer, woraus ich mir die Hauptdata in der Geſchwindigkeit auszog, in Hamburg aber bei meiner Rückkehr auch noch eine Abſchrift von dem Auszuge machte, den Hennings während ſeiner Anweſenheit in Hamburg für den Genius der Zeit verfertigte, ihn aber bis jetzt auf Sieveking's Bitte nicht einrücken ließ. Der Verfaſſer von allen dieſen iſt ein junger v. Hobe, der, mit Empfehlungen von Sieveking, Voigt und Stegmann verſehen, die Reiſe nach Neu-York und Baltimore ſelbſt machte und von da aus die von dem Irländer O'Mealy gekauften 99,992 Acres am Coln River in Augenſchein nahm. Der mütterliche Großvater dieſes Hobe kam als ein reicher Nabob aus Oſtindien. Jedes ſeiner Kinder erhielt 100,000 Thaler. Hobe's Vater lebt noch in der Nachbarſchaft von Hamburg auf einem ſeiner Güter, will aber für den Sohn, der ſchon mächtige Summen durchgebracht hat, nichts mehr herausrücken. Unſer Reiſebeſchreiber ward in Colmar bei Pfeffel erzogen, trieb ſich in den erſten Jahren der Revolution wacker in Paris herum, wo er auch öffentlich ſeinem Adel entſagte, wäre aber bei einem Haare mit ſeptembriſirt worden, und flüchtete ſich daher nach jener blutigen Kataſtrophe ſo ſchnell als möglich in ſein Vaterland Holſtein, von wo aus er dann eben die Miſſion nach Nordamerika annahm. Es muß ein ſehr offener Kopf ſein, wie aus den Bemerkungen

seines sehr launig an den Vater geschriebenen, oft auch mit komischen mit der Feder aus freier Hand gemachten Zeichnungen versinnlichten Tagebuchs erhellt. Es endet damit, daß er mit seinem Herzensfreund nach Ostindien auf gute Abenteuer auszugehen beschließt, weil in Amerika nichts zu machen sei, und sich von seinem Vater ein gutes Viaticum dazu erbittet. Aber die Hauptsache ist hier die von ihm meisterhaft bewirkte Enthüllung der Gaunereien der amerikanischen Ländermäkler. Ein großes Glück war es, daß er die im öffentlichen Kaufbuche sorgfältig verschwiegenen Meßkettenträger (chain-carriers), die bei der höchst illegalen Ausmessung gegenwärtig gewesen waren, doch noch ausfindig machte und durch ihre Aussagen die Schändlichkeit des ganzen Verfahrens gerichtlich aufzudecken im Stande ist. Man wird also auf Rückgabe der schon zur Hälfte gezahlten Summe mit Recht klagen, auch die Interessen und Kostenersatz fodern und die Actionairs völlig schadlos halten können. Nur daß dies freilich bis zur völligen Entscheidung noch viel Zeit und Geduld fodern wird. (Sieveking selbst habe ich über diese Sache, die ihm sehr viel Verdruß gemacht haben soll, zu sprechen gemieden. Es war mit mir zugleich ein pfälzischer Kammerrath aus Heidelberg, Rigal, in Hamburg, welcher, der Bedrückungen in seinem Vaterlande überdrüssig, in seinem 59. Jahre alle seine Habe und seine Seidenfabrik versilbert und mit einem jungen schönen Weibchen — sie war Seidenspinnerin in seiner Fabrik und er hatte sie sich nach seinem eigenen Geschmack erzogen — nach Amerika zu gehen sich entschlossen hatte. Dieser war auch Theilhaber an dieser Länderkaufsentrepriſe und fand sich nun freilich, als er in Hamburg sich seine Acres assigniren lassen

wollte, auf eine sehr unangenehme Art getäuscht. Er schiffte sich den Tag vor meiner Abreise nach England ein und hat versprochen, aus Amerika mir von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, wogegen ich ihm eine Empfehlung an die German Society in Neu-York ausgemacht habe. Sieveking's treffliche Gattin, vordem Hannchen Reimarus genannt, versicherte mich in einer Stunde, wo sie sehr traulich sprach, die Unternehmung sei freilich fehlgeschlagen, aber es solle Niemand gefährdet dabei sein. Nur fodere es das gemeinschaftliche Interesse Aller, jetzt nicht zu stürmen und die Sache ihren Gang gehen zu lassen. Zu Anfang dieses Sommers kamen auch zwei Stuttgarter, Autenrieth Vater und Sohn, aus Nordamerika über Hamburg zurück, die vor allem Länderkauf mächtig warnten. Der Vater war vor dem gelben Fieber ausgerissen und war ein Murrkopf. Der Sohn hatte wol Lust gehabt, in Amerika zu bleiben. Ebeling, mit dem ich Vieles über den Sohn gesprochen habe, war doch im Ganzen überzeugt, daß hier noch ein Feld zu den gewinnreichsten Speculationen offen stehe. Nur müsse man in Amerika selbst zuverlässige Agenten haben. Die englischen Gouverneurs verschenkten, als schon der Ausbruch der Revolution vor der Thüre war, noch ungeheure Ländereien in den backward settlements. Die Schenkungsbriefe, die ihre Gültigkeit nicht verloren haben, werden zum Theil jetzt erst producirt. So kann ich mir mit aller Vorsicht doch ein halb Dutzend Processe (law-suits) bei erkauften Ländereien mit angekauft haben. — Büsch schimpfte gradezu auf diese Schwindeleien und bedauerte besonders die Witwe Ebert, deren Mann ein ansehnliches Capital bei der Sieveking'schen Entrepriſe angelegt habe ꝛc.)

Der folgende Tag (24. Aug.) war ausnehmend heiter

und mild. Wir machten früh vor Tiſche einen Spaziergang längs des Sees hin im Schatten der alten Kaſtanienalleen, bemerkten die Waſſerkunſt, die das Waſſer aufs Schloß bringt, und den für den ſeelenkranken Herzog beſonders eingeſchloſſenen kleinen Garten. Hennings ſprach mit Unwillen über den Weihrauch, den wir an die erträglichern Fürſten und Staatsmänner verſchwenden und ihnen ihr Bischen Hirn dadurch vollends benebeln. So z. B. der Fürſtbiſchof von Eutin, den Halem ſo unverſchämt beräuchert und der Recenſent in der Allgemeinen Literaturzeitung noch unverſchämter nachgeräuchert hat. Der Rector in Oldenburg, der ſein letztes Schulprogramm gegen das Revolutionsfieber geſchrieben hat, iſt auf der Stelle Conſiſtorialrath mit 100 Thaler Zulage geworden. Über den vergötterten Bernſtorf in Kopenhagen. Ihm ſei es aus Überzeugung weder um religiöſe noch politiſche Aufklärung und Denkfreiheit zu thun. Wegen des erſtern Punkts würde Lavater's Berufung und Vergötterung in ſeinem Hauſe hinreichender Fingerzeig ſein können. Wegen des letztern möchten Schmettow's und Cramer's Verfolgungen ſprechen. Aber er könne nur nicht gegen die laute Stimme der Nation anſtreben. Dieſe fürchte er und mache den politiſchen Cunctator. Dänemark habe ſich noch nicht einmal laut für die Anerkennung der Republik Frankreich erklärt, dahingegen Schweden weit prononcirter verfahre. Bernſtorf's ganzes Verdienſt ſei, daß er geſchickt zu temporiſiren verſtehe und geſchehen laſſe, was nicht wohl zu ändern ſei. Aber ein Mann, der Ehrenſäulen von der Nation verdiene, ſei der unter Bernſtorf arbeitende C. R. Colbiörſen.

Über geheime Ordensverbindungen. Hennings

erklärte ſich durchaus dagegen. Sie zu berühren, ſei ſchon gefährlich. In ſie zu treten, ſei die größte Inconſequenz. Dies ſei eine ſchwache Seite von Reinhold. Auch habe er ſchon viel daran gearbeitet, ihn in dieſer Hinſicht zu bekehren.

Mittags ſpeiſten mehrere emigrirte Franzoſen bei uns. Ein junger, liebenswürdiger Menſch, St. Paul, erzählte ſeine geſtrige Spazierfahrt nach Eutin und ſang uns ein paar neue franzöſiſche Gaſſenhauer mit echt franzöſiſcher Selbſtgenügſamkeit vor. Ein Anderer war wüthender Ariſtokrat, behauptete, daß vor der Revolution die Bauern weniger gedrückt geweſen wären, als an den meiſten Orten in Deutſchland, vertheidigte die Königin, die nur darin gefehlt habe, daß ſie zu populair geweſen ſei, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr waren. Mich wunderte, wie Hennings ſolche Platituden ruhig mit anhören konnte. Nach Tiſche begleitete uns eben dies auswärtige Frankreich auf einer Promenade, die bis zu Sonnenuntergang dauerte und uns dies holſteiniſche Paradies in ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit aufdeckte. Wir erſtiegen einen der höchſten Punkte, ungefähr eine halbe Stunde vom Schloſſe, einen Hügel, an deſſen Fuß ſich ein Fußſteig nach Aſchberg hinſchlängelt, den ein plöner Metzger, ein Mann von Geſchmack und Schönheitsgefühl in ſeiner Art, der einen ausgebreiteten Holzhandel treibt und oft für 20,000 Thaler Holz auf einmal kauft, mit Namen Bormayer, zu einer engliſchen Partie angelegt hat, da er faſt immer auf ſeinen Äckern und Wieſen hinläuft. Die Ausſicht auf dieſer Anhöhe war beſonders in dieſer ſchönen Abendbeleuchtung zauberiſch. Wären die Ufergebirge höher und kühner, ſo würde eine Schweizergegend herauskommen. Man denke ſich den Anblick von 4 bis 5 Seen

— es gibt Höhen in dieser Gegend, wo man 11 Seen auf einmal sehen kann — wovon einige von so großem Umfange sind, daß die gegenüber hervorragenden Thurmspitzen kaum mit bloßen Augen erkannt werden können, mittendurch aber sehr cultivirte Inseln und Landspitzen laufend, und dies Alles in buntester Mannichfaltigkeit und Abwechslung. Stille, einwiegende Ruhe war über alle diese mittelländische Wasserwelt ausgegossen. Nur hier und da hüpfte ein plumper Patron von Karpfen über den Wasserspiegel hervor nach einer Mücke, und hier und dort schlüpfte ein Aal aus den bethauten Wiesen in sein Loch zurück. Das Ganze gab die Idee einer gewaltigen Überschwemmung, wo hier und da nur Inseln, Baumgruppen und Dörfer hervorragen, aber entkleidet von allen Schrecknissen und Wogen der Fluten, die eine solche Inundation natürlich begleiten müßten. Ich sprach mit Hennings über den wahrscheinlichen Ursprung dieser Wasserkessel. Für die Vulcanisten würde hier nicht viel zu thun sein. Wahrscheinlich haben sich in diesen Vertiefungen zuerst Bäche und Schneewasser angehäuft und aus diesem Stauwasser ist nach und nach ein See nach dem andern entstanden. Eines der ergiebigsten Produkte dieser Seen sind die Aale, wozu eigene Aalfänge überall angelegt sind. Diese waren ursprünglich Regale und sind es auch noch. Aber die meisten und vorzüglichsten sind dadurch in die Hände von Müllern und Privatpersonen in der Nachbarschaft gekommen, daß, so lange noch Herzoge in Plön regierten (bis 1766), diese fleißig von den anwohnenden Güterbesitzern zu Gevatter gebeten wurden, wobei denn der herzogliche Pathe gewöhnlich einen Aalfang zum Pathengeschenk einband.

Auf dem Heimwege kamen wir durch eine weitläuftige

Baumschule, die gleichfalls auf königliche Unkosten hier, wie in Düsterbrock bei Kiel, unterhalten und den Unterthanen aus den hierher gewiesenen königlichen Ämtern zum ersten Mal ganz frei, dann für eine Kleinigkeit vertheilt wird. Hennings hat als Amtmann die Oberaufsicht darüber. Auf dem ganzen Wege wurde auch fleißig herbarisirt. Einer der Franzosen kündigte sich auch als Kenner der Botanik an, schien aber an Hennings seinen Meister zu finden, der mit allen hier herum wachsenden Pflanzen genau bekannt war, und auch dadurch, wie Jean Jacques, seine Verachtung der Menschen bewies, die er dieser ruhigen Naturliebhaberei weit nachsetzte. Mitunter sprach er auf diesem Spaziergange auch über seine Schriftstellerei. Er könne in seiner zerstreuten Lage nur fragmentarisch schreiben, und dazu gebe ihm sein Journal die beste Gelegenheit. Mit dem Verleger war er nicht zufrieden. Hammerich zahlt nur 6 Thaler für den Bogen. Rechnet nun Hennings einen Thaler für die Redaction, so kann er seinen Mitarbeitern nur 5 Thaler für den Bogen bieten, welches bei jetzigem Stand der Ehrenpfennige viel zu wenig ist. Klage, daß die Allgemeine Literaturzeitung so wenig von seinen Schriften recensire. Am schnellsten wurde die anonyme Schrift von ihm: „Braucht Deutschland auch jetzt noch einen Kaiser?" (die Meusel nicht kennt) angezeigt. Seine Lieblingsmaterien sind über Hofhaltungen und über Adelsgeist und Aristokratismus, die ihm auch die letzten Verfolgungen zugezogen haben. Seine Schreibart ist zuweilen etwas zu blühend. Das kommt vom Zufluß der Ideen und einer reichen Phantasie, die ihn beim Olavides auch zum Dichter machte. Er hat einen einzigen Aufsatz französisch: Über die

Ausstellung der Kunstakademie in Kopenhagen, geschrieben, wo Dänisch und Deutsch aus guten Gründen nicht passen wollten.

Abends sprachen wir noch über Jacobi, der sich gewöhnlich in Eutin aufhält, wohin Hennings mit seiner Frau alle Mittewoch in die Societät fährt. Er misbilligte besonders Jacobi's Benehmen gegen Reinhold in Enkendorf bei Reventlows. Jacobi ist dort Hahn im Korbe und machte Reinhold's Katheder ton, als dieser einigemal bei Tische viel demonstrirt hatte, nach dessen Abreise lächerlich. Reinhold erfuhr dies und ist seitdem gegen Jacobi sehr kalt. Jacobi's Almanach nannte Hennings gradezu eine wahre Beutelfegerei.

Wäre Voß in Eutin gewesen, so war es mein fester Vorsatz, ihn dort zu besuchen, und dann wäre ich, da Plön nur zwei Meilen davon entfernt liegt, unfehlbar auf einen Tag wenigstens hingefahren. Allein noch ehe ich aus Hamburg wegreiste, schickte mir Hennings einen Einladungsbrief von Voß, der mich nach Meldorf in die Marschen zu seinem Schwager Boje invitirte, das an der entgegengesetzten Seite von Holstein, zwölf gute Meilen von hier entfernt liegt. Davon konnte ich denn bei meiner Zeitbeschränkung leider keinen Gebrauch machen, und so bekam ich auch die schöne Gegend von Eutin, Vossens Garten und seine Erneſtine nicht zu sehen. Ich will hier Das zusammenfassen, was ich theils hier bei Hennings, theils in Hamburg vom Kapellmeister Schulz bei Reichard über Voß gehört habe.

Voß, sagte mir Hennings, lebt jetzt ziemlich in ecclesia pressa. Er hatte sich mit Erlaubniß des Fürstbischofs einen Gehülfen angenommen, Wolf, der einen Theil seiner Lehr-

ſtunden verſah und ihn ſonſt treulich unterſtützte. Da nun ſein Schwager, der Conrector Boje, geſtorben war, ſo rechnete Voß mit Zuverſicht darauf, daß Wolf ſeine Stelle erhalten würde. Allein dieſer, der zugleich ein beliebter und fleißig gehörter Prediger iſt, wurde nun jacobiniſcher Grundſätze beſchuldigt. Man hatte durch Schüler ſeine Religionsvorträge in der Schule nachſchreiben laſſen u. ſ. w. Als man Fritz Stolberg, der ſich hierbei ſehr thätig gegen Wolf bewies, Vorſtellungen machte, ſagte er: Er bedarf ja der Großen nicht. Und ſo ward wirklich ein Anderer Conrector, ohne daß man Voß als Rector darum gefragt oder auf ſeine Erinnerungen geachtet hätte.

Den verfloſſenen Winter und Frühling iſt Voß, wie mir Schulz verſicherte, vom apolliniſchen Geiſte mehr als jemals überſchattet geweſen und hat 99 Lieder gedichtet. Faſt alle Poſttage ſchickte er ihm ein paar neue zu, und bat nur immer ſeine Hausgenoſſen, ihm ein Thema zu ſagen, über welches er in wenig Stunden ein Gedicht fertig hatte. Reichard hatte viele davon in der Handſchrift und ſie componirt. Sie werden faſt alle dem jetzigen Muſenalmanach, zu dem Voß weniger Beiträge als gewöhnlich erhielt, einverleibt worden ſein.

Voß hat vier Söhne und keine Tochter. Bei der letzten Schwangerſchaft ſeiner Frau hoffte er gewiß auf ein Mädchen, hatte aber, im Fall es ein Junge würde, ſeinen Herzensfreund Schulz im Voraus zu Gevatter gebeten. Es ward ein Junge, und nun war nur dies des Vaters Kummer, daß der Kleine, nach dortiger Sitte, den Vornamen ſeines Pathen bekommen müſſe. Schulz heißt Abraham, und dieſer patriarchaliſche Name wollte Voß durchaus nicht zu Halſe. Um ihn zu be-

ruhigen, schrieb Schulz an ihn und stellte ihm vor, daß doch Abraham auch kein so schlechter Name, und besonders um des sonoren dreimaligen a willen sehr musikalisch sei. „Da hätt' ich den Henker davon", antwortete ihm Voß, „denn nach Ihrer Art zu demonstriren wäre Satanas auch ein allerliebster Vorname.". Indessen blieb's dabei und der Kleine wurde Abraham genannt.

Voß hat alle seine Söhne zu Dorfpastoren bestimmt. Der älteste wird zu Ostern nach Helmstädt zu Henke gebracht, und bei dieser Gelegenheit wird Voß mit seiner Ernestine den Frühling bei Gleim und Wolf zubringen. Voß kennt kein Ideal eines zufriednern und im Kleinen glücklichern Wirkungskreises als das eines braven Landpredigers, und er hat wirklich in seiner Nachbarschaft einige Originale zu seinem Pastor von Grünau.

Die kleinen Landschaftsgemälde, die in der „Luise" vorkommen, findet man fast alle um Eutin herum in der Natur. So ist unfern von Vossens Garten am eutiner See wirklich ein solcher Hügel, wie er im ersten Gesange vorkommt: „Wo schlankere Birken zum Himmel säuselten" u. s. w., auf dem Schulz oft gesessen hat.

Voß hat sich entschlossen, noch eine Idylle der „Luise" hinzuzufügen: Das Erntefest. Gleim hatte gerathen, die Geburt des ersten Enkels dazu zu wählen und dabei eine Winterscene zu schildern, damit alle vier Jahreszeiten in der „Luise" vorkämen. Aber Voß findet Idylle und Winter im völligen Widerspruch, und darin hat er meines Bedünkens vollkommen recht.

An der „Luise" fanden die Damen, die ich hier und da auf

meinen Reisen darüber sprach, doch Manches auszusetzen. Die Räthin Campe war mit dem Brautanzug der Luise gar nicht zufrieden. Ein Atlaskleid sei für eine Landpredigerstochter viel zu vornehm und unnatürlich. Grade darauf aber that sich Windeme, Klopstock's Gattin, sehr viel zu gut. Sie kleidete Luisen in Weiß, da Voß sie vorher blau angezogen hatte, eine Ungereimtheit, die ihm Madame Klopstock, als er sie das letzte Mal in Hamburg besuchte, so fühlbar machte, daß er ihren Vorschlag gern annahm, nachdem sie ihm besonders den Zweifel gelöst hatte, daß weiß und perlfarbig nicht einerlei sei. Denn Voß hatte einen natürlichen Abscheu gegen das sogenannte Perlfarbige. Auch war die Räthin Campe damit nicht zufrieden, daß Voß in der neuen Ausgabe S. 18: „Aus der Klappe des sämischen Handschuhs" gesetzt hatte, da es vorher weit deutlicher hieße: „bräunlichen Handschuhs."

Mit Fritz Stolberg, der eine ganz eigene Frömmelei und politische Ketzermachersucht hat, kommt Voß doch wöchentlich regelmäßig einmal zusammen. Aber man hat sich gegenseitig das Wort gegeben, nie über Politik, Religion und Hexameter zu sprechen; diese drei Gegenstände sind hier contreband.

Unsere Rückreise nach Hamburg ging durch eine äußerst öde und langweilige Gegend. Wir konnten nur einmal die Pferde wechseln, zu Segeberg, wo ich gern, wenn es die Zeit gestattet hätte, die unerschöpflichen Kalkbrüche, in denen immer 50 Menschen beschäftigt sind, genauer besehen hätte. Allein

wir mußten, da wir noch vor Thorſchluß in Hamburg ſein wollten, ſo ſehr eilen, als es nur möglich war, und legten wirklich mit einerlei Pferden 7 ſtarke Meilen in 7 Stunden zurück. Die ſehr kärglich hin und her zerſtreuten Bauerhütten oder Dörfer ſind völlig wie Inſeln anzuſehen, die in einem Ocean von brauner Haide und ſchwarzen, ſtinkenden Sumpfgewäſſern ſchwimmen. Einen Baum, der ſich nur etwas über die Zwerggeſtalt erhebt, ſieht man hier eine Meile weit. Kurz, hier iſt mehr als lüneburger Haide. — In Segeberg wimmelte es, des geweſenen Jahrmarkts wegen, von Juden, die leicht ein Fünftel der Population von Holſtein ausmachen können. Nichts iſt erbarmungswürdiger, als ein leibeigenes Bäuerlein mit ſeinen winzigen vier Pferdchen — dieſe Zwergrace iſt charakteriſtiſch bei den Leibeigenen — vorbeiziehen zu ſehen. Es iſt ein Hunger- und Kummerbild, wobei man ſich auf eine ganz eigene Weiſe beklommen fühlt.

Unſere Rückreiſe von Hamburg wurde durch mehrere Unfälle verbittert. Wir wurden dreimal ſehr unſanft umgeworfen, einmal nicht weit von Lüneburg, das zweite Mal Nachts um 11 Uhr eine halbe Stunde vor Braunſchweig — hier hätten wir bald die Nacht unter freiem Himmel zubringen müſſen — und zum dritten in den abſcheulichen Wegen durchs Mansfeldiſche, eine Meile von Eisleben, wo wir die Achſe zerbrachen und einen halben Tag in einem elenden Neſte zubringen mußten. So waren auch hier, wie Plato ſagt, Freude und Verdruß mit ihren Extremitäten zuſammengebunden.

Braunschweig den 2. September.

Hier hatten wir heute einen Rasttag, den ich zu verschiedenen Besuchen benutzte. Zuerst ging ich zum Domprediger Wolf, um Nachrichten von seinem Schwager, dem Abt Henke, einzuziehen. Dieser war wirklich eine ganze Woche mit seiner Familie in Braunschweig gewesen, und hatte auch einige Conferenzen mit dem Herzog gehabt. Der Herzog hatte viel vom Herder'schen neuen Katechismus gesprochen und eben die Ideen geäußert, die er auch mir gesagt hatte. Henke war klug genug, nicht grade zu widersprechen, sondern stellte vor, daß man gewisse Vorbereitungen treffen müsse. Diese sollen nun in einem neuen liturgischen Magazin bestehen, das auch sogleich mit Bartels, Weland u. s. w. in Braunschweig verabredet wurde und wovon das erste Stück noch in diesem Jahre erscheinen wird.

Wolf sprach viel mit mir über Helmstädt. Er ist sehr für den Plan, daß die Universität nach Wolfenbüttel verlegt würde. Der Transport der wolfenbüttler Bibliothek ist allein zu 10,000 und das neue Bibliothekgebäude in Helmstädt zu 30,000 Thaler angeschlagen. Dafür könnte schon mancher Professor für seine Besitzungen in Helmstädt und den Transport seiner Sachen entschädigt werden. Jetzt ist Alles bis zum Frieden aufgeschoben. Wolf hat immer einen freundlichen Streit mit seinem Schwager über Helmstädts Vortheile und Nachtheile. Er, Wolf, gibt sich im Scherz alle Mühe, Helmstädt herabzusetzen. Dort sind nur zwei Dinge gut, die Schweine und die Seife. Ein Professor, der in Helmstädt toll wurde, bildete sich daher ein, daß er von Seife sei, und

gerieth in Wuth, wenn er von einer Wäſche hörte. Der Schweinmarkt iſt in Helmſtädt der ſchönſte Platz. Man trug alſo von Seiten der Akademie darauf an, daß er von dieſem Platze auf einen andern außen vor der Stadt verlegt werden möchte. Dawider machte der Bürgermeiſter eine nachdrückliche Vorſtellung, in welcher es unter Anderm auch hieß: Daß ja die Schweine der Stadt mehr einbrächten als alle Profeſſoren. In ſolchen Angriffen pflegt ſich Henke immer auf den kunſtreichen helmſtädtiſchen Schloſſer Warneck zu berufen, um zu beweiſen, daß doch auch außer jenen fetten Artikeln etwas Gutes in Helmſtädt gedeihen könne. Wolf, ein geſchmeidiger Hofmann, ein Liebling der alten Mutter des Herzogs, der Äbtiſſin und des Herzogs ſelbſt, erzählte mir auch viel von ſeinem Project, ein anſtändiges Leichenhaus für Braunſchweig zu errichten. Misverſtändniß wegen des Raums für adelige Leichen. Der beleidigte Baumeiſter ließ dies zur Rache in die Zeitung ſetzen. Wolf hat ſeine zur Ermunterung der Einwohner gehaltenen Predigten drucken laſſen und mir mitgetheilt. Der Herzog verſprach die Baumaterialien und andere erkleckliche Zuſchüſſe, denn der Anſchlag betrug 4000 Thaler. Auch hierüber iſt Alles bis zum Frieden aufgeſchoben.

Wir gingen nun nach einer ſchon bei meiner erſten Durchreiſe genommenen Abrede mit einander zum Abte Bartels. Aber dieſer war auch diesmal in Riddagshauſen, wo der wackere Mann unter ſeinen Conventualen eine weit glücklichere Exiſtenz hat als in der Stadt. Von hier führte mich mein gütiger Gefährte zum Hofrath Leiſewitz, den ich ſchon vor zwei Jahren vergeblich aufgeſucht hatte, diesmal aber zu Hauſe und bei ſehr guter Laune fand.

Leiſewitz lebt ganz ſich und ſeiner Muße, kommt in keine Geſellſchaften und hat auch als Geſchäftsmann wenig zu thun. Er iſt beim Archiv angeſtellt und hat zugleich die Inſtruction, dem Erbprinzen mit hiſtoriſchem Rath an die Hand zu gehen. Da aber der Erbprinz bekanntlich ein gutmüthiger Herr iſt, bei dem die Seele ungefähr eben Das iſt, was das Salz beim Pökelfleiſch, nach dergleichen Rathſchlägen nicht die geringſte Sehnſucht empfindet, ſo wird dem guten Leiſewitz auch von dieſer Seite ſein Amt nicht ſehr läſtig. Es war ein ſchöner, ſonniger Morgen, an dem wir Leiſewitz aufſuchten, der in einer entlegenen und durch gewiſſe Prieſterinnen der nächtlichen Venus nicht allzu gut berüchtigten Gaſſe, der Damm genannt, ſein eigenes Haus hat, deſſen größte Annehmlichkeit ein ziemlich geräumiger, ſchattiger Garten iſt. Der Bediente führte uns indeſſen in dieſen Garten, bis ſein Herr einen Überrock umgeworfen habe. Er kam auch gleich ſelbſt, und ſo gingen wir denn ein Stündchen im Garten auf und nieder.

Leiſewitz iſt ein ſchöner Mann, hat eine ſehr zarte Complexion, der man es anſieht, daß ſie ſich den Sonnenſtrahlen ſelten ausſetzte, und ſpricht in einem ſanften, faſt melodiſchen Tone.

Unſere Unterhaltung fiel bald auf die Geſchichte des 30jährigen Krieges, an welcher Leiſewitz ſchon ſeit mehreren Jahren arbeitet. Zu dieſem Behuf hat er auch Alles ſtudirt, was über die Jeſuiten geſchrieben worden iſt, da dieſe ſo mächtig hierin gewirkt haben. Wolf's Geſchichte der Jeſuiten enthalte allerdings durch die Benutzung der Sammlungen auf der zürcher Bibliothek viel Wichtiges, ſei aber doch einſeitig und zu feindlich gegen die Jeſuiten. Aus dem faſt ganz

unbekannten Buche eines damaligen Jesuiten, Agricola: Historia provinciae Rhenanae, habe er die meisten Aufschlüsse über die geheimen Triebfedern, die die Jesuiten in Bewegung setzten, erhalten. Daraus sehe man auch, daß Ferdinand II. und sein Bruder Leopold wirklich dem Orden affiliirt gewesen, ja daß sie auch Frauenzimmern den Zutritt dazu nicht verweigert hätten. Um die Moral der Väter Jesu ganz kennen zu lernen, studirte er selbst ihre berühmten Casuistiker, den Escobar und Sanchez, und fand, bei der abscheulichsten Absicht, doch große Consequenz und sublime Phantasie darin. — Er wird nichts von seiner Geschichte herausgeben, bis sie ganz vollendet ist, und dazu werde es unter 10 Jahren noch nicht kommen. Wir sprachen hierauf über Das, was sich zur Vertheidigung des Krieges, auch des jetzigen französischen, anführen lasse. Der 30jährige Krieg hat schon dadurch viel Wohlthätiges gehabt, daß in ihm die Contribution und Brandschatzungen allgemein angenommen wurden, da man vorher ohne Unterschied brannte und sengte. Überhaupt aber schien dem Kriegshandwerke durch das neuere Waffenglück der Franzosen eine große Krise bevorzustehen. Die Ungereimtheit, daß Tausende sich todtschlagen lassen, blos um den Kriegsruhm eines einzigen Helden recht glänzend zu machen, falle dem Menschenverstand immer mehr auf. Karl XII. werde am Ende des Jahrhunderts, zu dessen Anfang er so erstaunlich bewundert worden sei, eine sehr klägliche Figur spielen, da selbst Friedrich's Größe weit dauerhafter auf seinen Regenten- als auf seinen Heldentugenden gegründet wäre, und über letztere die Menschheit bald laut zu weinen Fug und Recht haben werde.

Nachmittags besuchte ich Eschenburg, Zimmer-

mann und Lüders. Von Eschenburg erfuhr ich, daß er beim großen göttinger Revisionswerk die (von Herder ausgeschlagene) Bearbeitung der schönen Literatur erhalten habe. Dies müsse ihn nun ausschließlich beschäftigen, und daher könne er an andere Arbeiten nicht denken. Nebenbei soll eine neue Ausgabe des deutschen Shakspeare besorgt werden. Die erste Übersetzung wurde ihm durch Zollikofer in Leipzig angetragen, da sich Wieland, dem damals Reich seine Goldgruben geöffnet hatte, völlig davon lossagte. Er habe bei dieser Arbeit Wieland so viel geschont, als ihm möglich gewesen wäre, auch, der Absicht der Ausgabe gemäß, die blos eine Revision und Ergänzung (Wieland hatte mehrere Stücke gar nicht übersetzt) der Wieland'schen zum Zweck hatte, Vieles ganz beibehalten. Jetzt sei er durch fortgesetztes, vieljähriges Studium des Originals freilich selbst über viele Stellen eines Bessern unterrichtet, die in einer neuen Ausgabe umgeändert werden müßten. Vorzüglich sei ihm eine Lecture nützlich gewesen, die er mit zwei Engländern, Sixt und dem Capitain Johnson, ausdrücklich in der Absicht gemacht habe, um über viele Stellen zur völligen Richtigkeit zu kommen. Dieser Sixt starb sehr früh in Rom. Er hatte die Übersetzung des „Oberon", wovon Eschenburg Proben ins „Deutsche Museum" einrücken ließ, vollendet, und sie befindet sich in den Händen seiner Verwandten in England, die sie aber nicht herausgeben wollen. — Von Klopstock. Ganz ohne Neid gegen andere große Namen sei er wol nicht. Dies scheine auch die geheime, vielleicht ihm selbst nicht einmal ganz bewußte Triebfeder seiner Ausfälle auf Kant in seinen „Grammatischen Gesprächen."

Zimmermann war einige Wochen krank gewesen und ge-

rieth bald in lebhaften Eifer über die verfluchte Revolution, die jetzt so viel entzweie und verwirre. Er hatte eben die englische Beschreibung von Sierra Leone, die ein jetzt in Manchester privatisirender schwedischer Swedenborgianer, Wadström, herausgegeben hat, in der Übersetzung vollendet. Er zeigte mir die auf einem Kupfer abgebildeten, von Wadström als sehr gesund im afrikanischen Klima vorgeschlagenen Ventilatorhüte. Es sind nämlich im hohen Kopfdeckel des runden Filzhutes wirklich ein paar sich einander gegenüberstehende Klappen eingeschnitten, die durch den Kopfdeckel eine beständige Circulation der Luft und Kühlung des Hauptes verursachen. — Die Swedenborgianer, deren es in England noch eine große Anzahl gibt, glauben ganz gewiß, daß im mittlern Afrika das wahre Jerusalem zu finden sei. Daher haben sie durch Subscription mehrere Colonien da gegründet; die auf Sierra Leone ist zugleich zu Abschaffung des Sklavenhandels gestiftet, hat aber, sowie die auf der Insel Bulam u. s. w., eigentlich Pilgrimschaften ins mittlere Afrika zum Zwecke. Montefiore, der eine Beschreibung der Insel Bulam herausgegeben hat, Wadström und Andere waren Emissarien der Gesellschaft. — Neulich ist der Schwede Abilgaerd von seiner spanischen Reise durch Braunschweig gegangen und hat Zimmermann die Zeichnung eines gigantischen Ameisenbärgerippes mitgetheilt, die er nach dem im königl. spanischen Naturaliencabinete befindlichen, in Südamerika gefundenen Originale gemacht hatte. Das Thier selbst ist in der jetzigen Schöpfungsperiode nirgends mehr zu finden. — Zimmermann's früheste Schrift war anonym: „Meine Gedanken über Universitäten", die er noch in Halle auf Seegner's Antrieb herausgab; die meisten Ideen,

die neuerlich über die Verbesserung der Schulen und Universitäten mit vielem Pomp ausgekramt worden sind, stehen schon in diesem längst vergessenen Büchlein. — Bei seiner italienischen Reise wurde er mit dem nachmaligen Kaiser Leopold, damaligem Großherzog, in Florenz bekannt und mußte einige Tage bei ihm bleiben. Er war mit einigen Engländern, ohne seinen Namen zu nennen, zum Thore einpassirt, und den andern Morgen wußte Leopold doch schon, daß er in Florenz war. Die Spionage war dort aufs Höchste getrieben. Als nun Leopold zur Kaiserkrönung nach Frankfurt reiste, war auch Zimmermann zum dortigen Gelehrtenconvente entboten, um dem Kaiser bei seinem weitaussehenden Plane, dem Revolutionsfieber durch besoldete Gelehrte entgegenzuarbeiten, beizustehen. Der Kaiser sprach zweimal sehr lange mit ihm und gab ihm die Versicherung auf ein Kanonikat in Lübeck, womit er ihm zugleich die ansehnlichen Reisekosten bezahlen zu wollen schien. Unglücklicherweise starb Leopold, ehe das Decret ausgefertigt war, und ungeachtet aller Mühe, die sich Zimmermann theils selbst gab, theils durch des Herzogs Vermittlung beim kaiserlichen Gesandten in Regensburg anwenden ließ, erhielt er nie eine Sylbe Bestätigung darüber. Dies schmerzt den guten Zimmermann noch jetzt tief in der Seele, denn er hat baare 300 Thaler bei dieser Krönungsreise zugesetzt. Wenn ihm diese Fehlschlagung nur die Augen über die schändliche Fürstenkriecherei geöffnet hätte! Allein dies Übel sitzt sehr tief bei ihm. Zum Unglück will der Herzog von Braunschweig grade solche Leute jetzt am liebsten um sich haben, und da weiß sich Zimmermann vor Freude gar nicht zu fassen, wenn er nur an den Hof gezogen und von der Sonne des Landes mild be-

schienen wird. Vor Kurzem ist er bei öffentlicher Tafel so weit gegangen, zu behaupten, daß sich wol auch ein physischer Vorzug des adeligen Bluts vor dem bürgerlichen denken lasse, welches selbst einer von den anwesenden Edelleuten gradezu lächerlich machte und dem Professor eine Schamröthe abjagte.

Seine größte Kunstseltenheit ist eine Maske, die über Newton's Gesicht, als er todt war, genommen ist. Er zeigte sie mir als ein großes Heiligthum und die schönste Ausbeute seiner englischen Reisen.

Von Rußland. Die Zeitungsprahlereien von der russischen Größe und den trefflichen Anstalten, die dort gedeihen sollen, sind lächerlich und ekelhaft. So fand Zimmermann einst in den Zeitungen eine Nachricht von einer vortrefflichen nach Euler's Plan errichteten Sterbekasse, die in Petersburg im Gange sein sollte. Die ganze Einrichtung gefiel ihm so sehr, daß er eiligst nach Petersburg schrieb und sich um die Mitgliedschaft meldete. Er erhielt aber von seinem ehrlichen Correspondenten die Nachricht, daß auch dieser Plan nur auf dem Papier stände, und daß er, wolle er das Geld dazu zahlen, das erste wirkliche Mitglied werden könnte. Aber die Ressourcen des Landes sind unermeßlich. So hat man neuerlich Nachrichten, daß ungeheure Kupferbergwerke am Kaukasus geöffnet werden könnten.

Mit Prof. Lüders machte ich einen kleinen Spaziergang. Der Mann hat sein reichliches Auskommen, gefällt sich aber doch nicht in Braunschweig, weil er lieber auf einer berühmten Universität die Statistik dociren möchte. Nur perhorrescirt er Helmstädt, das er ein elendes Nest schimpfte. Er ist ein grader, freimüthiger Mann, in Allem das Gegentheil von Zim-

mermann, der ihm auch nicht hold ist und Schlözer's amanuensem nannte. Nach dem Zeugnisse Derer, die das Carolinum frequentiren, ist er unter allen Professoren der angenehmste und deutlichste Docent, und seine Vorlesungen sind die besuchtesten. Zimmermann springt von Einem aufs Andere und sagt zwar außerordentlich viel Gutes, aber ohne alle Ordnung und Zusammenhang. Eschenburg's Vortrag ist zu abgezirkelt und greift oft nicht tief genug ein. — Van Dalem's (Meermann's) Reise, wovon Lüders die ersten zwei Bände übersetzt hat, fand so wenig Abnehmer, daß die andern zwei Bände, die sehr interessante Bemerkungen über Italien enthalten, bis jetzt unübersetzt blieben. — Freimüthige Urtheile über das jetzige Recensionswesen, das sehr parteiisch und handwerksmäßig selbst in den besten Instituten der Art betrieben wird.

Den 3. September.

Nachmittags in Halberstadt.

Hier war den Tag vorher das dort garnisonirende Regiment des Herzogs von Braunschweig aus dem Felde wieder angekommen und der Halberstadt so vortheilhaft auszeichnende Gemeingeist hatte sich auch hier sehr rühmlich gezeigt. Den ersten Beweis erhielten wir, noch ehe wir in die Stadt einfuhren, denn schon in einer ziemlichen Entfernung schimmerte uns ein großer aus grünen Reisern sehr geschmackvoll erbauter Triumphbogen, der mit großen goldenen Buchstaben das Wort: Willkommen! entgegenrief. Der Zulauf von Fremden und Einheimischen zu diesem patriotischen Bewillkommnungsfeste war außerordentlich und die Scene der Bewillkommnung selbst

sehr rührend gewesen. Freilich kam nur die Hälfte des Regiments, das vor drei Jahren ausmarschirt war, zurück. Aber um die Verwaisten zu trösten, hatte man einige Tage vorher eine Collecte angestellt, zu welcher das Domcapitel allein sogleich 100 Thaler bewilligt hatte. Alle halberstädtischen Dichter, Gleim, Schmidt, Tiedge, Fischer, hatten Bewillkommnungslieder gesungen, und als ich zum Rector Fischer kam, war er eben mit der Zusammenordnung derselben beschäftigt, um sie für das eben zu druckende Blatt der halberstädtischen gemeinnützigen Blätter einzuschicken. Wir gingen, da es ein schöner Abend war, noch vor die Stadt an den Ort, wo die Bewillkommnungsscene gewesen war, spazieren. Fischer und der Consistorialrath Streithorst erzählten dabei manchen kleinen Zug, der wol aufbehalten zu werden verdiente. Da kam ein alter Vater, der seinem Sohne das Gewehr abnahm und in die Stadt trug. Dort brachte eine Mutter einen Jungen auf den Armen oder an der Hand, der unterdessen geboren worden war. Da wurde einem betagten Schnurrbart ein kleines Enkelchen präsentirt. Die Weiber hatten den Tag vorher ihren Männern die Leibgerichte auf dem Markte eingekauft. Auch hatten sie in der Abwesenheit ihrer Männer keine Noth gelitten. Die Halberstädter hatten sichs zum Gesetz gemacht, diese Soldatenweiber vor andern zu Wäscherinnen und Aufwärterinnen in ihren Häusern zu brauchen und ihnen auf hundert Wegen etwas zufließen zu lassen. — Die halberstädtische gelehrte Gesellschaft (die jetzt aus 60 Mitgliedern besteht) hatte gestern auch zur Bewillkommnung eine außerordentliche Versammlung gehalten und den jüngern Offizieren, die sich selbst im Felde an den Tagen der Versammlung in

Halberstadt zusammenbegeben und eine kleine Kirche in der Diaspora gebildet hatten, für ihren Eifer gedankt. Auch sollte die nächste Versammlung, wie uns Fischer sagte, blos Gegenstände behandeln, die sich auf diese Rückkehr bezögen. So wollte Streithorst über die Verbindung der Wissenschaften mit dem Heldenthume sprechen. Ich gab ihm auf seine Frage das Beispiel des Lucullus.

Streithorst, mit dem ich mich am meisten bei diesem Spaziergange unterhielt, erzählte mir von seiner mit Geschäften aller Art überhäuften Lage. Seine Inspection des Fürstenthums umfaßt 110 Pfarrer und Schullehrer. Dabei kommen zuweilen die dümmsten Anfragen vor. So erkundigte sich z. B. ein Pfarrer, in dessen Kirche jetzt kein Glockengeläute war, weil ein neuer Thurm gebaut wurde, wie er es anzufangen habe, wenn die Bauern bei Leichen das Geläute verlangten? Antwort: Er solle, wenns ausdrücklich verlangt würde, übers Jahr nachläuten lassen. Ein anderer war in die größte Verlegenheit gekommen, weil die Braut zwischen dem zweiten und dritten Aufgebot gestorben war. Um doch seine Gebühren gehörig zu verdienen, hatte er wirklich die verstorbene Braut auch zum dritten Mal aufgeboten.

Abends bei Vater Gleim, dessen Hüttchen wir auch bei unserm Spaziergang noch besucht hatten. Es wurde auch hier viel von der freudigen Bewillkommnung des Regiments gesprochen und einige Heldenthaten erzählt, die in der Action bei Lautern vorzüglich diesem Regimente zu Gute kommen. Der alte preußische Grenadier lebte und frohlockte auch hier aus Gleim's Äußerungen, der nie aufhören wird, einem Gott

und einem Monarchen zu huldigen. Ich erinnerte mich des ſchönen Friedensreigen von Voß, von dem ich bei Reichard eine Abſchrift bekommen hatte, und recitirte folgende zwei Strophen, die mir im Gedächtniſſe geblieben waren:

Wer daheim in Angſt ſich gegrämet,
O hinaus und begrüßt das Heer
Mit der Lieb' Umarmung und nehmet
Das Gepäck und das Mordgewehr!
Ja, er lebt, dein Sohn, du Betrübter!
Ja, er lebt, o Braut, dein Geliebter!
Ja, der Vater lebt!
Wie er ſehnend ſtrebt
Nach der Kindlein Schwarm, und vor Freude bebt!

Sei gegrüßt in heiligen Narben,
Mit Triumph uns gegrüßt, o Held!
Mit Triumph auch grüßt ſie, die ſtarben
Für Gemein' und Altar im Feld.
Doch verſchont, unrühmliche Zähren,
Die geweihte Gruft zu entehren.
Es belohnt, o Waiſ'
Und o Witw' und o Greis,
Es belohnt die Gemein' euch mit Koſt und Preis.

Gern hätte ich auf einen Augenblick den Herrn v. Dohm aufgeſucht, wie ich verſprochen hatte. Aber er war zu meinem Leidweſen noch nicht von ſeinem Excurs nach Halle und die umliegenden Gegenden zurückgekommen.

Den 4. September.

Während wir die Pferde in Quedlinburg wechſelten, ſuchte ich den Rector Meineke auf, den ich auch diesmal

zu Hauſe antraf. Er ſchien nicht ganz mit ſeiner Lage zu frieden und klagte über Boyſen's unfreundliches und gehäſſiges Benehmen. Seine zwei nächſten Vorgänger, Rambach und Stroth, waren Beide Schwiegerſöhne von Boyſen. Natürlich machten dieſe Alles weit beſſer als der ehrliche Meineke, der grade dadurch, daß er Unberufene vom Studiren abhält, einen großen Beweis ſeiner Amtstreue gibt, aber freilich ſeine Schule dadurch und durch andere Zufälligkeiten, beſonders das gute Gedeihen der halberſtädter Schule, ſehr geſchwächt ſieht und nun den Vorwurf dulden muß, als gerathe die quedlinburger Schule jetzt, wo ſie weniger Häupter, aber mehr Köpfe hat, in ſichtbaren Verfall. Im zweiten Theile von Boyſen's Biographie ſtehen äußerſt ungeſalzene Salbadereien. Er hat ſie aber aus Geiz drucken laſſen müſſen, weil ſeine Frau ihn dazu genöthigt hat. — Die Geſchichte, daß Meineken's Überſetzung des Lucrez der Weidemann'ſchen Handlung in Leipzig von Dresden aus zu drucken unterſagt wurde, iſt völlig gegründet. Meineke mußte ſich in einem Schreiben ſeiner Verlagshandlung annehmen, und erſt dann, als er feierlich verſicherte, daß er die berüchtigte Stelle über die phyſiſche Liebe ganz weglaſſen, zu den gefährlichen epicuriſchen Behauptungen aber antilucreziſche Anmerkungen machen würde, wurde der Abdruck geſtattet. Man ſollte glauben, Sachſen läge in Spanien, und ein Dominikaner präſidire in der Büchercommiſſion.

Den 6. September Mittags um 1 Uhr kam ich glücklich wieder in Weimar an, fröhlich zu Fröhlichen, geſund zu Geſunden!

O quid solutis est beatius curis?
Cum mens onus reponit, ac peregrino
Labore fessi venimus larem ad nostrum,
Desideratoque acquiescimus lecto.
Hoc est, quod unum est pro laboribus tantis!

Aus Böttiger's Tagebuch einer Reise nach Berlin. 1797.

Marcus Herz, Arzt beim jüdischen Lazareth und Professor der Philosophie in Berlin, waldeckischer Hofrath, gehört zu den geistreichsten und interessantesten Männern des gelehrten Berlins, und ist mit seiner berühmten und um ihrer Schönheit und ihres Verstandes willen hochgepriesenen Frau eben so der Mittelpunkt des philosophirenden und ästhetisirenden Zirkels, als die Itzig'sche Familie in ihren zwei Repräsentantinnen, Mad. Wolf und Mad. Levi, einen gedrängten Kreis von Anbetern körperlicher, durch alle Künste des Reichthums und der Cultur erhöhter Reize in sich zu versammeln weiß.

Die berliner Judenschaft stellt in den hier genannten Familien die unzweideutigsten Beweise ihrer hohen Ausbildung auf, die durch allerlei Antriebe in den letzten 20 Jahren so viele Fortschritte gemacht hat, daß fast keine Gesellschaft, wo außer der Spiellust und Eßlust noch ein höheres Bedürfniß befriedigt werden soll, in Berlin gefunden wird, wobei nicht Juden eine beträchtliche Rolle spielen. Ja, es ist so weit gekommen,

daß die Chriſten ſehr oft, beſonders in Sachen des Geſchmacks und der herrſchenden Philoſophie, ihr dunkles Lämpchen mit dem Öle der jüdiſchen Lichtmäkler beträufeln. Vorher waren die ſchönen Jüdinnen nur im Beſitze, die Tagesordnung des Putzes und der Moden in Berlin zu beſtimmen. Seit einiger Zeit haben ſie aber auch die Initiative in den Urtheilen über den ſcharfſinnigſten Syllogismus, die witzigſte Komödie, den kunſtreichſten Schauſpieler und das beſte Gedicht. Iffland, der der abgeſagteſte Feind dieſer jüdiſchen und judaiſirenden Geſchmacksmäkelei iſt, verſicherte mich, daß Jüdinnen und Judengenoſſen eigentlich die Theatermeinung im Schauſpiele regierten, und nach dem Widerhalle zu urtheilen, den ich oft in einem ganz andern Zirkel von einem Urtheile hörte, das früher eine Jüdin in meiner Gegenwart geſprochen hatte, hat Iffland vollkommen recht. Wären nun dieſe Tonangeber lauter ſolche Perſo en, wie die zwei trefflichen Töchter des alten Banquiers Itzig, wie der wackere Enchel (Buchhalter und Geſchäftsträger bei einer reichen Jüdin, Mad. Bernard, ein durchaus heller und vorurtheilsfreier Kopf), wie die geiſtreiche und ſchöne Mariane Meyer (die ihrem chriſtlichen Liebhaber, dem Grafen v. — —, zu Gefallen ſchon einmal dem Judenthum entſagte, dann aber ſchändlich getäuſcht unter harten Büßungen zurückkehrte und jetzt zum zweiten Male als heimlich angetraute Gattin des kaiſerlichen Geſandten Fürſten Reuß auf dem Wege zum Chriſtenthume iſt) *), wie Marcus Herz und ſeine Frau,

*) Die Geſchichte dieſes merkwürdigen Liebeshandels hat mir der Major v. Brenkenhoff, der den Unterhändler dabei machte und Marianen in ſeinem Wagen fortführte, weitläuftig erzählt.

ſo wäre dagegen nicht das Geringſte einzuwenden. Allein bei den meiſten iſt die Cultur nur ein leichter Gypsanwurf, hinter welchem eine häßliche, alte, berußte Küchenmauer ſteckt; ihre ſchönen Sentenzen ſind erlerntes Wortgeklimper ohne innern Fond und Gehalt, vergoldete Rechenpfennige, womit ſie gern auf gut jüdiſch Goldſtücke eintauſchen möchten. Merkwürdig iſt beſonders die Liebhaberei dieſer Nation zur Kantiſchen Philoſophie, die ſchon Jeniſch in einer ſeiner Satyren im Berliniſchen Archive nach Verdienſt gezüchtigt hat. Die Verbindung der königsberger und berliner Judenſchaft iſt eine wichtige geographiſche Urſache dieſer Erſcheinung.

An dem wackern Herz möchte auch der ſcharfſinnigſte Judenſpäher keine Spur ſeiner Abſtammung entdecken. Er iſt kleiner unterſetzter Statur, hat ungemein ſprechende Augen und ein redendes, faſt mimiſches Mienenſpiel, drückt ſich ſehr fließend, beſtimmt und treffend aus, ohne nach Witz zu haſchen, den er weit weniger ſucht als findet, kleidet gern ſeine Beobachtungen und Tadel über Andere in kleine Anekdoten und Geſchichtchen ein, wovon die Anwendung auf den gegenwärtigen Fall von ſelbſt in die Augen ſpringt, und hat ein ſehr frohmüthiges, nichts weniger als ſatyriſches und kauſtiſches Lachen. Er iſt gewiß einer der thätigſten Menſchen in Berlin als Arzt und Gelehrter. Andere Ärzte rollen bei einer weit weniger ausgebreiteten Praxis beſtändig in einer Kutſche herum, und dieſe zu beſitzen iſt gewöhnlich das erſte Ziel eines jungen berliner Arztes. — Er durchläuft die große Stadt beſtändig zu Fuße. Im Sommer wohnt ſeine Frau in der Mitte des Thiergartens. Da bringt Herz die Morgen und Abende zu und hat daher ſchon darum alle Tage eine halbe Meile zu lau-

fen. Rechnet man dazu die häufigen Beſuche der Fremden, die er alle mit großer Bereitwilligkeit aufnimmt, Correſpondenz, Schriftſtellerei, Vorleſungen u. ſ. w., ſo begreift man kaum, wie dieſer raſtlos thätige Mann nicht von Geſchäften erdrückt wird und immer noch Zeit übrig hat, die jüngſten Blüten in jeder Literatur zu brechen und wieder in ſeine Geſpräche und Vorleſungen zu verpflanzen. Freilich kommt ihm dabei ſeine alles Neue ſogleich prüfende und durchſchauende Frau und der Vorzug großer Städte, durch Fremdenbeſuch ſogleich alles Neue zu erfahren, ſehr zu ſtatten.

Ich fand ihn, als ich am Tage meiner Ankunft mit meinem braven Sander und ſeiner liebenswürdigen Frau Abends in den Thiergarten fuhr, in einer kleinen Laube ſitzend, die der Sommerwohnung gegenüber faſt jede Familie, die in den an der Seite des Parkes hinlaufenden Häuſern ſich aufhält, in das Gehölze ſelbſt zu bauen und von da aus, indem man Thee trinkt und plaudert, die Vorübergehenden, Fahrenden, Reitenden zu muſtern pflegt. Er ſchmauchte ſein Abendpfeifchen und ging, während ich mit ſeiner Frau ſprach, auf und ab. — Mad. Herz iſt eine langbekannte, perennirende Schönheit, ſeit Jahren Gegenſtand vieler unerhörter Wünſche und ſchöngeiſteriſcher Huldigungen. Man hatte ſonſt ein Sprüchwort: Wer den Gensd'armenmarkt und Mad. Herz nicht geſehen, hat Berlin nicht geſehen. Sie gehört durch ihre koloſſaliſchen Vollkommenheiten zu den ſtolzen junoniſchen Schönheiten. Ihre Büſte bis auf die Mitte iſt im vollkommenſten Ebenmaße, wozu aber die unteren Theile nicht in rechtem Verhältniſſe ſtehen. Sie ſcheint mir weniger Temperament, aber viel Leidenſchaftliches für Ehre und Auszeichnung zu ha-

ben. Jetzt wenigſtens iſt ſie damit zufrieden, an ihren Triumphwagen alle Männer und Jünglinge von Geiſt wenigſtens auf einige Zeit geſpannt zu ſehen. So war eben Friedr. Schlegel der erklärte Verehrer ihrer geiſtigen Reize. Sie lieſt und declamirt vortrefflich, ſie dichtet und ſpricht fertig Engliſch und Franzöſiſch u. ſ. w. Aber was mir vorzüglich von ihr gefallen hat, ſie macht mit allen dieſem nicht die geringſte Parade und ſcheint es vorauszuſetzen, daß, wer zu ihr kommt, ſchon hinlänglich von ihren Kenntniſſen unterrichtet ſei. Sie kann aufmerkſam hören und Andere ohne Verdruß viel und lange ſprechen laſſen. Goethe iſt ihr Liebling. Beſtändig kam ſie auch in ihren Unterredungen mit mir auf ihn zurück, und ſie war ſichtbar unzufrieden, als ich ihr, durch mein Wort gebunden, die Aushängebogen von Goethe's „Hermann und Dorothea" nicht mittheilen konnte. Sie leugnete es nicht, mit Jeniſch über Wilhelm Meiſter oft geſprochen zu haben, und daß Vieles in deſſen Schrift darüber auch ihre Überzeugung ſei; allein ſie theilte übrigens ihres Mannes Geſinnungen — von welchem ſie überhaupt gewiß zu ihrem eigenen Vortheile in ihren Geſinnungen und Urtheilen weit mehr abzuhängen ſcheint, als die gewöhnlichen ſchöngeiſteriſchen Weiber — über Jeniſchens Charakterloſigkeit und lächerliche Eitelkeit. Herz — ſo erzählte er mir ſelbſt — hatte einmal ein ſehr hartes aber gerechtes Urtheil über Jeniſch in einer Geſellſchaft ausgeſprochen, wovon dieſem Jemand wiedererzählt hatte. Jeniſch kam und ſetzte Herzen ſehr empfindlich darüber zur Rede. Herz fragte ganz trocken, ob er nicht das und das, was er ihm anführte, wirklich gethan hätte? Jeniſch konnte und wollte dies nicht leugnen. „Nun, ſo will ich eine Geſchichte von einem alten Ju-

den in Berlin erzählen, die vor 40 Jahren paſſirt iſt, wo Ihr noch nicht geboren waret. Dieſer alte ſehr kluge Mann hatte einem Chriſten, der ihn geſchimpft hatte, auf offener Straße eine derbe Ohrfeige gegeben, und wurde nun vor den Richter gefodert und gefragt, ob er wirklich von dem Chriſten ein Hundsfott geſchimpft worden und darauf zu einer thätigen Gegendemonſtration fortgeſchritten ſei? Herr, ſagte der Jude, ich habe den Schimpf nicht gehört, oder ich kann mich wenigſtens nicht mehr daran erinnern. So viel iſt aber gewiß, hätte er mich einen hundsföttiſchen Juden genannt, ſo hätte ich ihm auch gewiß eine Ohrfeige gegeben." Damit entließ Herz für diesmal ſeinen Freund Jeniſch und drückte ihm ſchon den nächſten Tag wieder die Hand ſo herzlich und unbefangen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Überhaupt glaubte Herz, daß man von Menſchen, die man lange und genau kennen gelernt habe, gar nicht beleidigt werden könne. Er hat davon in ſeinem Umgange mit dem wunderlichen, von ſeinen Einbildungen ſo ſeltſam gequälten Moriz die ſtärkſten Beweiſe gegeben und davon vor einiger Zeit in einer Vorleſung der gelehrten Mittwochsgeſellſchaft, deren Seele er iſt, eine ſehr unterrichtende Probe abgelegt, wovon ich ſo glücklich geweſen bin, eine Abſchrift zu erhalten *).

Herz wurde in Berlin von ſehr unbemittelten Ältern geboren und verlebte eine ſehr freudenloſe Jugend unter den größten Entbehrungen. Er erzählte mir ſelbſt einmal bei Tiſche,

*) Abgedruckt in Hufeland's Journal für praktiſche Heilkunde, Jena 1798. V. Bd. 2. Heft S. 1—57. Gewiß auch für den Laien höchſt anziehend!

als ich mich wunderte, daß er keinen Wein tränke, ganz offen: er habe in ſeiner Jugend aus Armuth keinen Wein trinken können. Als er in ſpäteren Jahren viel Wein getrunken habe, ſei er mit einer hartnäckigen Migräne viele Jahre hindurch behaftet geweſen, und erſt ſeit der Zeit ganz befreit von dieſem Übel, ſeit er ſich des Weines völlig enthalte. Er wurde Diener bei einem handelnden Juden, der ihn vortrefflich brauchen konnte, ihm aber nicht einmal einen Thaler monatliche Zulage geben wollte. Dies bewog ihn, dieſe ſchimpflichen Feſſeln ganz abzuſchütteln und ſeinem Hange zum Studiren zu folgen. Er ging auf gut Glück nach Königsberg, wo er ſich bald Kanten durch ſeinen ſeltenen Scharfſinn und Hang zur Speculation zu empfehlen wußte. Von nun an wurde Kant nicht nur ſein Lehrer, ſondern auch ſein Freund und eifrigſter Beförderer. Herz ſchrieb noch in Königsberg eine Abhandlung in Kant's Principien. Sein Ruf ging vor ihm her, als er nach Berlin zurückkam. Damals ſpielte Zedlitz mit der Puppe, öffentliche Vorleſungen über alle Theile der Wiſſenſchaften in Berlin einzurichten, und dieſer foderte nun auch Herzen auf, öffentliche Vorleſungen über Logik und Metaphyſik zu halten. Grade dies hatte ſich Herz als das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes immer gewünſcht. Bei der erſten Vorleſung war der Hörſaal gedrängt voll, und dieſer ungewohnte Anblick raubte ihm auf einmal alle Zuverſicht zu ſich. Die Angſt war ſo groß, daß er wol vier Minuten brauchte, ehe er nur ein vernehmliches Wort vorbringen konnte. Aber als er nur dieſe erſte Vorleſung überſtanden hatte, war auch auf immer alle Verlegenheit verbannt und er gehört ohne Widerrede zu den beſten Docenten, die ich je gehört habe.

Ich hörte ihn noch den letzten Mittwoch meiner Anwesenheit in Berlin an dem Versammlungsorte der Gesellschaft, die er vorigen ganzen Winter mit höchst interessanten physikalischen Vorlesungen unterhalten hatte, im Thiergarten, eine Vorlesung über inflammable Luft halten und sah ihn mehr als 15 Experimente mit außerordentlicher Fertigkeit und Behendigkeit machen. Er hatte sich die Hauptpunkte zwar aufgeschrieben, las aber nur wenig ab. Sein Vortrag ist klar und ohne Wortfülle und Schönrednerei lebhaft. Es waren mehr als 60 Menschen in einem kleinen Saale beisammen, mehr Frauen als Männer, und doch herrschte die größte Aufmerksamkeit und bei Vielen sichtbare Wißbegierde, wie selbst aus ihren Fragen hervorging. Bei den Experimenten half ihm ein Bruder seiner Frau, auch ein junger Arzt. (Die Familie ist ursprünglich portugiesisch und heißt Lemos.) Kein Experiment verunglückte, und besonders gefiel mir das letzte, wo durch das Auf- und Niederschieben eines oben und unten offenen Glascylinders über einem Flämmchen aus brennbarer Luft der Cylinder selbst einen harmonikaartigen Glockenton, so lange das Glas noch nicht erwärmt ist, von sich gibt. Der Ton ist nach dem größern oder kleinern Umfange des Cylinders heller oder tiefer. Herz versuchte es mit vier verschiedenen Cylindern, und ich theilte ihm darauf noch die Vermuthung Goethe's mit, bei welchem wir vor zwei Jahren eben diesen Versuch probirt hatten, daß sich wirklich Accorde herausbringen lassen würden, wenn man recht viele Cylinder nach einander anwenden könnte. — Herz, der alle diese, zum Theil mit beträchtlichem Aufwande verbundenen Experimente unentgeltlich macht und sich für hinlänglich belohnt hält, wenn nur recht viele Kenntnisse aus der Bücher-

welt ins gemeine Leben übergehen, verdient gewiß von Allen, die an dieſer Geſellſchaft Theil nehmen können, den lebhafteſten Dank. Dies iſt im edelſten Sinne des Wortes großſtädtiſch.

Als wir über Iffland's Meiſterſpiel als Rath Tallaud im Gewiſſen viel geſprochen hatten, wobei Herz als Arzt gar nichts von der Gewiſſenskrankheit wiſſen wollte, an welcher der arme Mann ſeinen Geiſt aufgibt, ſo verglich er das ganze Benehmen des armen Tropfes, der ſich wider alle Vernunft ſo jämmerlich zu Tode grämt, mit einem hamburgiſchen Geſchichtchen. „Dort", ſagte er, „lebte unter den Juden eine Art von Narren oder Till Eulenſpiegel. Dieſer hing ſich einmal auf offener Straße an den Schwanz einer Kuh und ließ ſich von ihr fortſchleppen, indem er immer zu den Vorübergehenden aus Leibeskräften ſchrie: Helft mir! Helft mir!" — Übrigens ließ Herz dem Künſtler Iffland alle Gerechtigkeit widerfahren. Er bedauerte, daß ich ihn nicht als Eſſighändler geſehen hätte, da ſei er unübertroffen. Ihm hatte beſonders der kleine Zug, den er auf der Stelle nachahmte, ſehr gut gefallen, daß Iffland in der letzten Scene, wo er im Jubel ſeines Herzens den Sohn nun ganz glücklich ſieht, dieſem einen derben Klaps auf den Rücken gibt und ihn dadurch auf ſeine eigene Freude aufmerkſam zu machen ſucht.

Er ſpricht mit ungekünſtelter Beſcheidenheit vom Werthe ſeiner Schriften. Am meiſten iſt er mit ſeinem Verſuche über den Geſchmack zufrieden, weit weniger mit dem über den Schwindel, wovon er die erſte Ausgabe gänzlich verwirft, wozu er aber jetzt ſehr viele neue Berichtigungen geſammelt hat. Indeß dürfte es jetzt wol ſobald noch nicht zu einer

dritten Auflage kommen, da (wie ich von der Verlagshandlung — der Voſſiſchen — hörte) die Herziſchen Schriften jetzt faſt gar nicht mehr verlangt werden. Über die Geſchichte der Philoſophie, beſonders der Alten, ſprach er mit großer Verachtung. Er meinte, es werde durch allen dieſen hiſtoriſchen Meinungskram für die Wahrheit durchaus nichts gewonnen. Man ſolle doch einmal gewiſſe Sachen in der alten Rumpelkammer vergraben laſſen. Die wichtigſte Seite aller philoſophiſchen Forſchung ſei für ihn die Pſychologie. Hier wären noch unermeßliche Gebiete zu erobern, und hier dürfe man nie beſorgen, einen Bock zu melken.

Herz arbeitet ſchon lange an einer philoſophiſchen und pſychologiſchen Abhandlung über den moraliſchen Ekel, den er als den Gegenſatz des Mitleids betrachtet wiſſen will. Ein ſolcher Ekel äußere ſich zum Beiſpiel bei einer ſchlechten, niederträchtigen Handlung eines ſonſt von uns geehrten großen Mannes, wie beim Banddiebſtahle Rouſſeau's. Die Sache ſei vorzüglich auch für unſere dramatiſchen Dichter wichtig, die uns oft ſolche Scenen auftiſchten, wobei wir dieſen moraliſchen Ekel in widerlichſter Empfindung haben müſſen. In dieſen Fehler ſei ſelbſt Schiller mehrmals gefallen. Die alten Tragiker hätten auf Schrecken und Mitleid gearbeitet. Auf unſerer Bühne werde Mitleid mit Ekel verwechſelt.

Karl Wilhelm Ramler.

(Im Auguſt 1797.)

Sie werden den alten Ramler ſehr ſchwach und abgezehrt finden, ſagte man mir allgemein in Berlin. Er war im vorigen Winter gefährlich krank und hat ſeitdem eine Art von ſchwindſüchtigem Huſten behalten, der aber doch die edeln Lebenstheile nicht anzugreifen ſcheint, und da er eine ſehr geregelte, für jede Stunde abgemeſſene Lebensart führt, keine Leidenſchaft und Brodſorge hat, ſo kann er wol noch einige Jahre ſo forthuſten. Er hat nie geheiraihet, ſondern mit einer alten Haushälterin ſeit vielen Jahren eine ſtille Junggeſellenwirthſchaft geführt. Lange Zeit, da er nur den mäßigen Gehalt eines Profeſſors beim Cadettencorps hatte, waren ſeine Umſtände nicht die glänzendſten. Doch hielt er Privatvorleſungen in ſeiner Wohnung, die gut bezahlt wurden, und ſammelte früh ſchon ein kleines Capital. Der jetzige König gab ihm gleich nach Antritt ſeiner Regierung 800 Thaler Gehaltszulage, die aus der Domainenkammer gezahlt wurden, und hat ihm nun auch, als er ihn der Theateraufſicht entband, den ganzen Gehalt von der Theaterkaſſe gelaſſen, ſo daß er jetzt 1800 Thaler Einnahme und, wie man ſagt, ein ganz beträchtliches Capital in der berliner Bank hat.

Ich habe ihn aus Schonung für ſeine Kränklichkeit nur einmal beſucht. Gern hätte ichs öfter gethan, da er ohne alle Zurückhaltung über Alles ſpricht, was man fragt und nicht fragt. Ich kam früh 10 Uhr zu ihm, wo ſeine Toilette

gemacht und ſein Audienzzimmer geöffnet war. Unter allen meinen Beſuchen war er der Einzige, den ich noch in einer Perücke fand. Dieſe zierliche Beutelperücke ſcheint gleichſam in ſeine Exiſtenz eingewachſen zu ſein. Auch iſt er überall mit ihr abgebildet. Eine hagere, eingefallene Geſichtsbildung, matte Augen ohne Feuer, eine cadenzirte, etwas ins Weinerliche übergehende Stimme und eine gewiſſe ängſtliche Pünktlichkeit und Schwächlichkeit ſtellte ſich mir beim erſten Anblick dar. Er trug einen dunkelkattunenen, über der Bruſt zuſammengefalteten Kaftan, eine ſchwarzſeidene Halsbinde mit zwei ausgeſpreizten Windmühlenflügeln und rauhlederne Schnallenſchuhe.

„Sie haben es mit einem kranken Manne zu thun", ſagte er mir beim Eintritte huſtend und auf das kranken einen ſtarken Accent legend. „Sie müſſen mit meiner ſchwachen Sprache vorlieb nehmen", fuhr er fort. „Es ſcheint, als habe ich den Zorn der Götter durch mein Vorleſen auf mich geladen, die mich nun grade an dem Theile ſtrafen, womit ich am häufigſten geſündigt habe." Er nöthigte mich neben ihm auf dem Sopha zu ſitzen. Über dem Sopha hing ſeine eigene Apotheoſe, von Bernhard Rode gemalt. Ramler mit dem Epheukranz und der Lyra lauſcht den Eingebungen der Muſe, die neben ihm ſteht und ihn begeiſtert *). Sonſt waren die Wände des grüngemalten Zimmers ziemlich nackt; nur auf der einen Seite hing ein jugendliches Portrait von Weiße. Als ich meine Freude darüber bezeigte, daß er dem ſanfteſten und friedfertig-

*) Dieſe Apotheoſe hat Göckingk bei der Herausgabe von Ramler's Werken, Berlin bei Sander, 1800, als Titelkupfer vor den erſten Theil ſtechen laſſen.

ſten Bewohner des deutſchen Parnaſſes vor allen Andern eine Stelle in dieſem Zimmer eingeräumt habe, ſagte er: „Eben darum thut es mir leid, daß er mich ſo oft huſten hört. Ich fürchte immer, ich möchte den lieben Mann ſtören.“

Wir kamen zuerſt auf die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke zu ſprechen, die durch die verwickelte Lage, in der ſich die Verlagshandlung (die Voſſiſche in Berlin) befindet, ſchon einige Jahre verſpätet worden iſt. Er wies mir ſogleich die von ſeinem Herzensfreunde Bernhard Rode nach ſeiner, Ramler's, Angabe gezeichneten und geſtochenen Kupfer dazu, die ich wol ſelbſt beſitzen möchte. (Sie ſind nun den von Göckingk herausgegebenen Werken eingedruckt.) Denn ſo wenig ſie in der mechaniſchen Ausführung und Gefälligkeit fürs Auge mit den Kupfern in Vergleich geſetzt werden können, die einige andere Prachtausgaben unſerer Dichter ſchmücken, ſo intereſſant müſſen ſie doch durch ihre Erfindung als Allegorien zu lyriſchen Gedichten ſein. Freilich kennt man Ramler's einſeitigen Geſchmack in der Kunſtallegorie aus einem eigenen Buche, wo Rode ſeine Vorſchläge auch radirt hat; aber man hat mir verſichert, daß in dieſen neuen Rode'ſchen Allegorien weit mehr Geiſt und Wahrheit ſei. Ramler ſagte mir, daß, da er durch die Verzögerung der Buchhandlung ſeines mit ihr geſchloſſenen Contractes entbunden ſei, er nun ſeine Überſetzung der Horaziſchen Oden noch einmal abſchreibe und polire, damit ſie zuſammen anderswo gedruckt würden. Ich glaube aber kaum, daß eine andere Handlung ihm ſo angenehme Bedingungen machen wird.

Bei der Erwähnung dieſer Oden erzählte er mir auch, wie er überhaupt dazu gekommen, dieſelben in ihrer ur-

sprünglichen Metrik zu übersetzen. Bieſter wollte immer etwas von ihm für die „Berliner Monatsſchrift" haben. Er verſuchte alſo die 14 verſchiedenen Sylbenmaße des Horaz und nahm zu jedem eine andere Ode, um durch den Verſuch ſich zu überzeugen, ob unſere Sprache dagegen rebellire. Leſſing wünſchte dieſe Verſuche zu ſehen, und dies bewog ihn, ſie fortzuſetzen und nach und nach ſein Heil mit immer mehreren zu verſuchen.

Nun kam die Rede auf die Entſtehung ſeiner Fabelleſe. Der große König hatte geſagt, die Deutſchen hätten nur einen Fabeldichter, Gellert, und dieſer ſei noch bei weitem kein Lafontaine. Dies wünſchte Ramler durch den Augenſchein widerlegen zu können. Er brachte 80 Fabuliſten zuſammen, wo er freilich von manchem kaum eine einzige Fabel und noch dazu ganz umgeſchmolzen brauchen konnte, aber eben dies Feilen und Umſchmelzen machte ihm die größte Freude. Alles, was mir Ramler weiter über dieſen Handel erzählte, hatte ganz die Form einer Apologie ſeiner Verbeſſerungsſucht in fremden Werken, und bewies hinlänglich, daß ihm das Misvergnügen, welches ihm viele große Dichter über ſeine Lieblingsſünde bezeigt haben, gar nicht unbekannt war. „Ich ſchickte", fuhr er fort, „Pfeffeln einige ſeiner Fabeln ſo verbeſſert zur Prüfung zu. Dieſer war damit vollkommen zufrieden und bat, daß er mehrere dieſer Verbeſſerungen in die Sammlung ſeiner Fabeln, die damals veranſtaltet wurde, aufnehmen dürfe. „Bei manchen", ſchrieb mir Pfeffel, „werde ich wol meine erſte Lesart behalten, weil ich glaube, ſie iſt mir angemeſſener. Sie wiſſen ja, mein lieber Ramler, jeder Menſch hat ſeine eigene Art, den Hut aufzuſetzen." Auch Leſſing war mit meinen Verbeſſerungen zu-

men. Er ſprach mit größter Hochachtung von Iffland und bedauerte nur, daß ſeine (Ramler's) wankende Geſundheit ihm nicht geſtatte, öfterer die Directionsloge zu beſuchen und ſich dort an Iffland's Spiel zu ergötzen. Ihm ſei durch die Abnahme dieſer Laſt ein großes Heil widerfahren. Ein junger Dichter (Rambach) habe ihn während ſeiner ſchwerſten Krankheit dreimal um die Aufführung ſeines Manuſcripts (Der große Kurfürſt in Rathenow) geängſtiget. Er habe ihm zuletzt die Briefe unerbrochen zurückgeſchickt. Dies Letztere erzählte er mit ſichtbarer Bewegung und Unwillen. Es kann indeß nicht geleugnet werden, daß der gute Ramler bei der Wahl der Stücke, die ihm vorzüglich zufiel, da ſich Engel mehr mit der Aufführung beſchäftigte, eben ſo einſeitig als bei der Ausfeilung und Wiederaufwärmung ganz veralteter Singſpiele, wie z. B. der Weiße'ſchen Jagd und des Erntekranzes, eigenſinnig zeigte und alle die noch immer ſehr ſchonend vorgebrachten Erinnerungen, die ein Kenner in einem Aufſatze über das berliner Theater Ende des Jahres 1796 (im 2. Bande des Lyceums S. 54) vorgebracht hat, vollkommen verdiente.

Beim Abſchiede wünſchte ich ſeine ſeculariſche Ode noch von ihm ſelbſt vorleſen zu hören, die für ſeine Siegs- und Triumphoden ein würdiger Schluß ſein würde. Der Wunſch ſchien ihm keineswegs zu misfallen oder unwahrſcheinlich zu ſein. Er erzählte mir noch, daß er einen guten Schlaf habe, jetzt ſechs Stunden ununterbrochen ſchlafe (da er ſonſt nie über fünf ſchlief) und daß er daraus eine ſehr gute Vorbedeutung für ſein Leben ziehe *). „Ja, bald hätte ich vergeſſen, Sie zu

*) Bekanntlich ſtarb er aber ſchon 11. Apr. 1798 im 73. Jahre. A. d. H.

fragen, was Wieland macht", rief er mir noch an der Schwelle zu, und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Sagen Sie ihm doch, daß ich nie müde geworden bin, seinen Oberon vorzulesen. Ach! ich konnte den Bitten meiner Freunde nicht widerstehen? Wenn ich so in eine Gesellschaft trat, so setzten sich immer welche im Kreis um mich herum und sagten: Lieber Herr Professor! heut lesen Sie uns doch Etwas vor? Was wollte ich machen! Ich mußte nachgeben und da war Wieland immer der Erste, den ich vorzulesen vorschlug."

Es that mir wirklich leid, daß sein Katarrh die Bitte unbescheiden machte, er möge mir doch eine seiner Oden vordeclamiren. Denn ich habe so widersprechende Urtheile über seine modulirte Declamation gehört, daß ich am liebsten auf mein eigenes Gehör compromittirt hätte. Möchte er doch vorgelesen und declamirt haben! Erstickt doch der todte Buchstabe jetzt so allen lebendigen Hauch der Dichtkunst, die leider jetzt nur noch durch die Druckerschwärze zu uns spricht. Allein weit schwerer sind seine Versündigungen an den schönsten Werken seiner Zeitgenossen, durch kleinliche Wortkritik, die über dem Sylbenwägen den Vollgehalt der Gedanken und das Gepräge der Originalität übersah. Man hat mir von einem Gelehrten in Halle erzählt, der durchaus kein Buch lesen konnte, wo nicht die Interpunction nach seinem Sinne bestellt war, und der daher alle Bücher, die er las, oft auch die geborgten, zum großen Verdruß ihrer Besitzer, erst noch einmal durchinterpungirte. So ungefähr ging es dem guten Ramler. Eine Härte im Versbau oder in der Sprache erregte ein sympathetisches Jucken in den Fingern. So erzählte mir Gleim, daß die Frau Elisa von der Recke ihn mit Ramlern nach einer langen Erkältung

von beiden Seiten wieder zu einer persönlichen Unterredung bei Bernhard Rode zusammengebracht habe, als Gleim das letzte Mal in Berlin war. Man begrüßte und besprach sich herzlich von beiden Seiten; Gleim, voll Entzücken über die Wiederbelebung dieses „erstarrten Fleckens in seinem Herzen", setzt sich sogleich, wie er von dieser Besprechung nach Hause kommt, und ergießt sich in einer dichterischen Epistel an Ramler, die er Elisen zuschickt, um sie seinem wiedergefundenen Freunde einzuhändigen. Kaum hat dieser die erste Zeile zu lesen angefangen, so hält er auch schon inne, schüttelt bedenklich mit dem Kopfe und ruft: „Nein, das ist falsch! Es muß so heißen!"

Ramler hat auch lange Zeit das Monopol in Berlin gehabt, was nun Gedicke von ihm geerbt zu haben scheint, die Inschriften auf Denkmünzen und öffentliche Denkmäler anzugeben. Aber grade dies war wol nie seine Stärke. Besonders sind ihm die lateinischen Inschriften oft verunglückt, wer kennt nicht das: „paternis prosecutus lacrymis" auf dem Monumente des Grafen Mark. Und doch wollte ich ihm diesen Solöcismus gegen die Grammatik noch eher verzeihen, als den gegen die Würde der Menschheit; indem der Sohn einer Maitresse des Königs in so hochtrabenden Ausdrücken gepriesen wird. Was soll „egregiis virtutibus ornatus" hier heißen? —

G. Schadow.

(Geschrieben 1797.)

Christian Fr. Gottl. Schadow, Rector der Kunstakademie und Hofbildhauer, geb. 1761 zu Potsdam, wurde durch den bekannten Zeichner und Kupferstecher Andr. Ludw. Krüger zum Künstler gebildet und erhielt von diesem, der viele antike Köpfe, Büsten und Statuen aus der königlichen Sammlung selbst in Kupfer geätzt und in 2 Bänden herausgegeben hat, die erste Liebhaberei zur Bildhauerkunst und zum Studium der Antike. Er legte sich hierauf besonders auf die Baukunst und wurde beim Baucomptoir in Potsdam angestellt. Später machte er eine Reise nach Italien und bildete sich unter Trippel mit Canova zu einem der beliebtesten jetzigen Bildhauer. Seine Verdienste sind erst unter dem jetzigen Könige anerkannt worden. Aber es wird lange dauern, ehe ihm auch nur die Hälfte der Vortheile zufließt, die Friedrich II. seinem Vorgänger im Rectorate der Kunstakademie, dem Bildhauer Tassart, zugestand, dem er ein eigenes Haus, das Hofbildhauerhaus genannt, an der Königsbrücke bauen und sonst alle möglichen Vortheile gewähren ließ. Der Herr von Erdmannsdorf machte Schadow's Verdienste zuerst geltend, als er zur Auszierung des königlichen Schlosses einige Kamingesimse und Friesen von Schadow nach antiken Reliefs von cararischem Marmor arbeiten ließ. Das eine im großen Paroleſaal im ersten Stockwerke des Schlosses habe ich mit

großem Vergnügen und wahrer Hochachtung vor den mechaniſchen Fertigkeiten des Künſtlers geſehen.

Den Fremden zeigte man bis jetzt vorzüglich zwei öffentlich aufgeſtellte Arbeiten von Schadow, zu welchen bald noch mehrere kommen werden. — Die Bildſäule des General Ziethen auf dem Wilhelmsplatze iſt ohne Widerrede die ſchönſte und ausdruckvollſte*) unter allen fünf Statuen, die bis jetzt dort aufgeſtellt ſind. Nichts iſt lächerlicher, eckiger und ſich ſelbſt widerſprechender als das barbariſche Generalscoſtum, in welchem Taſſart die Standbilder von Seidlitz und Keith gearbeitet hat. Die zwei früher aufgeſtellten Bilder von Schwerin und Winterfeld ſollen zwar römiſches Coſtum haben, allein das, was man hier römiſch nennt, iſt ein unerträgliches Mittelding, weder römiſch noch barbariſch, und muß ſelbſt dem Nichtkenner lächerlich vorkommen. Ziethen iſt von Schadow in ſeiner Huſarenuniform gebildet, da weiß man doch gleich, woran man iſt. Man erinnert ſich an die daciſchen und phrygiſchen Figuren des Alterthums, die trotz ihres nichtrömiſchen Coſtums doch oft die größten Künſtler des Alterthums beſchäftigten, weil alle Gewänder knapp anliegen und die Umriſſe des Körpers nicht mit herausſtrebenden Ecken und Spitzen verdecken. Man iſt darauf gefaßt, einen nordiſchen Krieger im nordiſchen Gewande zu ſehen, und man ſieht ihn. Das Auge wird nicht beleidigt, es gleitet mit Vergnügen an dem glattanliegenden

*) Eine Abbildung dieſer Statue erinnere ich mich in einem der neueſten Jahrgänge des Berliner militairiſchen Kalenders geſehen zu haben. Schadow ſelbſt hat eine radirt, die mit einer Beſchreibung der Statue und der Basreliefs verkauft wird.

Gewande herab, dem die Geschicklichkeit des Künstlers eine bewundernswürdige Weichheit im Marmor zu geben wußte. Nur die fatale Husarenmütze wünscht man weg. Wie ganz anders ründete sich die phrygische Tiara oder die dacische Mütze auf der Säule Trajan's. Dieser Übelstand gibt dem übrigens ausdrucksvollen, nicht blos durch Portraitähnlichkeit, sondern auch durch die stille Würde eines denkenden Greises sich auszeichnenden Kopfe etwas Peinliches und Gedrücktes, wie die alten Atlanten und Thorträger zu haben pflegen*). Die ganze Stellung ist übrigens gut gewählt. Sie soll Ruhe nach der Arbeit vorstellen, und da ist selbst der übergelehnte linke Fuß, der so manchen Tadel der Nichtkenner erfahren hat, sehr charakteristisch und ganz im Geiste des Alterthums, wie ein Jeder wenigstens aus Lessing's antiquarischen Briefen wissen sollte. Ein großer Theil des Verdienstlichen in der Ausführung dieser Bildsäule gebührt einem Gehülfen Schadow's, einem gebornen Würzburger.

Das zweite Monument steht in der friedrichstädter Kirche und ist dem Andenken des dort begrabenen achtjährigen natürlichen Sohnes des Königs, des Grafen von der Mark, gewid-

*) Schadow kannte die Trippel'sche Vorstellung vom Kaiser Joseph, dem der Künstler ein dacisches Costum sehr treffend anzulegen wußte (s. Meyer's Darstellungen aus Italien S. 146). Aber da ist an keine unförmliche Mütze zu denken. Wenn Tassart Seidlitzen den abscheulichen Generalshut aufsetzen mußte, so geschah dies auf ausdrücklichen Befehl des vorigen Königs, der selbst das häßlichste aller Costume (man vergl. die feinen Bemerkungen eines Reisenden über Berlin in Moritz: England und Italien St. IV. S. 77 f.) wählte. Aber Schadow wurde durch keine Vorschrift gefesselt.

met. Es gehört zu den ſieben Wunderwerken Berlins und man hört den gewöhnlichen Berliner nicht anders als in Superlativen davon ſprechen. Ich begreife ſehr wohl, wie der Anblick eines ſchönen ſchlummernden Knaben, deſſen nackte Theile der Künſtler mit bewunderungswürdigem Fleiße in dem reinſten cararischen Marmor gearbeitet hat und die Idee: dieſe volle Lebensknospe iſt, ehe ſie aufblühen konnte, gebrochen — auf das Gefühl jedes Beſchauers wirken und ſo die Betrachtung dieſes Denkmals ſehr rührend machen muß. Allein dies Gefühl ſollte unſer Urtheil über die Zuſammenſetzung des Ganzen und über die Ausführung des Einzelnen keineswegs beſtechen. Mir ſind, ich mag es nicht leugnen, bei der unbeſtochenen Beſchauung einige Zweifel aufgeſtiegen. Vielleicht würde dies weniger der Fall geweſen ſein, wenn mir der Künſtler ſelbſt ſein Werk gezeigt und ſeine Ideen erklärt hätte. Allein das Kunſtwerk ſoll ſelbſt ſprechen und nie eines erklärenden Vormunds bedürfen. Die hier angebrachten Figuren machen zuſammen zwei Acte eines Trauerſpiels. Oben in der Niſche über dem Sarkophage ſitzen die drei Parzen und entſcheiden das Verhängniß, das dem Knaben das Todesurtheil ſpricht. Unten auf der vorwärtsſtehenden langen Seite des Sarkophags entführt die Zeit oder der Tod (Chronos oder Thanatos) den mit Gewalt ſich von ihm loswindenden und der gegenüberſitzenden Weisheitsgöttin entgegenſtrebenden Knaben. Was oben beſchloſſen wurde, wird hier unten ausgeführt. So gefaßt enthält die Vorſtellung allerdings einen dichteriſchen Zuſammenhang. Allein iſt nicht das Ganze nur eine Darſtellung deſſelben Gedankens und alſo ein wahrer Kunſtpleonasmus, eine Tautologie, die ſchon in der Rede auffällt, aber in der Kunſt noch unerträglicher iſt? In

dem Moment, wo die mittlere Parze den Lebensfaden zerſchneidet, iſt auch das Urtheil ſchon vollzogen. Der Lebensodem iſt verhaucht, und es bedarf keines Todesengels, um das Urtheil zu vollſtrecken *). Hierbei ſollte es alſo der Künſtler bewenden laſſen und das ihm noch übrige Feld des Sarkophags lieber mit einer Allegorie füllen, welche die Folgen dieſes unreifen Todes, das Herzeleid der Hinterlaſſenen, den Schmerz der Künſte, die in dem Frühentriſſenen einen Zögling und Beſchützer ahneten, befriedigend ausdrückten. Die Alten würden wahrſcheinlich eine Art von Apotheoſe, einen Adler, der ihn dem Himmel zuträgt, oder eine ähnliche Vorſtellung gewählt, aber auf jeden Fall das herzzerreißende Bild des vom Tode gewaltſam fortgeriſſenen Knaben vermieden haben. Wer kennt nicht den Euphemismus, die ſänftigende Milderung, wodurch ſie den Begriff des Todes in Wort und Bild umſchrieben und umgingen. Alſo iſt auch von dieſer Seite die Wahl dieſer Todtenentführung nicht die glücklichſte. — Zergliedern wir nun noch die Zuſammenſtellung jeder Gruppe im Einzelnen. Der Künſtler wußte aus ſeinem Winkelmann **), daß die eine der drei Parzen immer ſchreibend im Buche des Schickſals vorgeſtellt werde. (Das iſt aber ſo zu verſtehen, daß man ſie eine Rolle auf dem Schooſe haltend dachte, ohne jedoch die Handlung des Schreibens ſelbſt auszudrücken.) Nun ſchien ihm die Idee neu und glücklich, wenn er die Lacheſis in dem Moment vorſtellte, wo ſie im Buche des Ver-

*) Vergl. Herder's zerſtreute Blätter Th. II. S. 298.

**) Storia delle arti del disegno etc. T. I. p. 323. ed. Fea oder S. 310 der deutſchen Ausgabe.

hängniſſes eben das Todesurtheil über den geliebten Knaben geleſen habe und nun, von tiefer Trauer ergriffen, mit ſchmerzhaft gebeugtem Haupte und geſenktem Blicke ſich der ſtillen Betrachtung überlaſſe. So iſt ſie wirklich auf dem Monumente vorgeſtellt. Allein hier müſſen dem Beſchauer beim erſten Blicke zwei Zweifel aufſtoßen, die immer ſchwerer zu löſen werden, je länger man darüber nachdenkt. Die Parzen, man mag ſie nun als jene himmliſchen Töchter des Zeus oder als ſtrenge Dienerinnen des Pluto denken *), werden im Alterthume nie anders eingeführt, als daß ſie die Schickſale der Sterblichen ſelbſt in diamantnen Tafeln oder Rollen niederſchrieben. Nur in einer Mythe des Plato hat die Nothwendigkeit (die ἀνάγκη) ihre eigenen Regiſter. Mit dieſer haben aber die Parzen gar nichts zu thun. Hat nun aber die Parze das Todesurtheil ſelbſt geſchrieben, wie kann ſie jetzt vom Anblicke dieſer Schrift, als von einem ihr jetzt erſt bekannt gewordenen Beſchluſſe einer höhern Macht, in Trauer und Schmerz verſetzt werden? Der Künſtler wollte die Idee im Geiſte der Antike ausführen. Dann mußte er auch hier der Vorſtellung des Alterthums treu bleiben, und vielleicht hätte er dann auch einen zweiten Übelſtand vermieden, der dadurch entſteht, daß durch den niedergeſchlagenen Blick der Parze aller Zuſammenhang der Gruppe verloren geht. Sie ſitzt nun als eine fremde, von der übrigen Handlung völlig geſonderte Figur da. Um mit den übrigen zwei Figuren in einer wahren Verbindung zu

*) Jenes iſt die ältere, dies die ſpätere Vorſtellungsart der Alten, die Manſo ſehr richtig unterſchieden hat in ſeiner Abhandlung über die Parzen, ſ. mythолog. Abhandl. S. 516 ff.

ſtehen, müßte dieſe Parze durchaus den Blick auf Das gerichtet haben, was jene beiden vornehmen, müßte zu ihnen ſprechend, ſie auffodernd oder wegen der Verzögerung ſcheltend gedacht werden können*). Überhaupt ſcheint die Stellung dieſer Parze viel zu kalt und unbedeutend zu ſein. Sie iſt, ſo wie ſie daſitzt, eine ganz überflüſſige Figur.

Und nun das alte Mütterchen in der Mitte, das Schadow nach der Verſicherung des Küſters nach einer lebenden alten Frau in Berlin copirt haben ſoll, deren Ebenbild ich mich aber auch in einer ähnlichen Gruppe, die Rehberg in Rom ſah, erwähnt zu finden erinnere, iſt dies auch eine Parze? Wie konnte ſich der Künſtler, der ſich bei der Abbildung der zwei Schweſtern der Bemerkung Winkelmann's: „gewöhnlich erſcheinen ſie als ſchöne Jungfrauen", ſehr wohl erinnerte, bei dieſer mittelſten ſo ſehr vergeſſen, und blos um das Verhaßte des Fadenabſchneidens recht ſinnlich zu machen, uns hier eine der alten Kunſt ganz unbekannte Caricatur aufdringen? Nimmermehr iſt dies die ältere Schweſter. Es iſt ein runzlichter Kobold aus dem Hirn des durch neue Begriffe verwirrten Künſtlers entſprungen und durch übelverſtandene Antiken niemals gerechtfertigt. Dem Heſiodus mögen die Mören mit grimmigen Blicken und aufgehobenen Krallen zu verzeihen ſein. Aber was dem Dichter geſtattet iſt, wird der Künſtler, der die Grenzen und Würde ſeiner Kunſt kennt, nie nachbilden. —

*) Man ſehe Claudian de bello gild. 202. Voces (Jovis) adamanto notabat Atropos, et Lachesis jungebat stamina dictis mit Geßner's Anmerkung. Und ſo findet man ſie auch auf allen alten Denkmälern. S. Admiranda Rom. T. 80. 81., wovon ſie Leſſing copirt hat

Die gefälligſte Figur iſt die dritte Parze. Die Stellung iſt der Idee vollkommen angemeſſen und voll ſprechenden Ausdruckes, obgleich der Gedanke, daß unter den Parzen ſelbſt Uneinigkeit ſei*), und daß die ſpinnende der ſchneidenden in die Schere fallen wolle, völlig modern iſt und einem italieniſchen Concetto ähnlicher ſieht, als einer Dichtung der reinen Kunſt. Allein um ſo verwerflicher iſt ein anderes Spielwerk, das ein Künſtler wie Schadow weit unter ſeiner Kunſt halten mußte. Der Faden, den die grauſame Atropos zerſchneidet, iſt hier wirklich durch einen ſchnurdicken Eiſendraht angegeben, der aus dem Rocken der Klotho ausläuft und von der Atropos zum Schneiden feſtgehalten wird. Gewiß, man könnte ſehr witzig auf Koſten dieſes eiſernen Lebensfadens ſein. Die Alten gingen über dieſe kleinlichen Außenwerke mit dem feinſten Gefühle des Schicklichen hinweg. Sie gaben ihren Bogen nie eine Sehne, ihren Wagen, wenigſtens in Statuen, nie Zügel, ihren Pferden nie Zäume, ja ſie ließen ſelbſt oft das zweite Rad ihrer zweirädrigen Wagen weg. Sie arbeiteten immer nur auf die Maſſe und trauten der Einbildungskraft des Beſchauers ſo viel zu, daß er, mit der Andeutung zufrieden, die kleinen Außendinge und Anhängſel von ſelbſt hinzudenken werde.

Über die Figur des liegenden Knaben mag Momus Man-

*) Ich kenne nur Eine Ehrenrettung des Künſtlers. Er müßte ſagen: Die Matronenfigur in der Mitte iſt gar keine Parze, ſondern die allgewaltige Nothwendigkeit, deren Thron Plato in der Unterwelt aufführt. Sie gebietet über die zwei ihr zur Rechten und Linken ſitzenden Perſonen. Und die älteſte Mythologie (Pauſanias X. 24 p. 234. ed. Fac.) kannte wirklich nur zwei Parzen. (Ich erlaube mir hier und dort vielen gelehrten Apparat wegzulaſſen. Anm. d. Herausg.)

ches zu kritteln haben; allein das meiſte wird ungegründet befunden werden, wenn man bedenkt, daß der Künſtler bei ſeiner Bildung von einem Schlummer, nicht von ſtarrem Tode ausging. Die unſchuldige holde Miene hat einen unwiderſtehlichen Reiz, und das Kunſtwerk erfüllt hier alle ſeine Bedingungen, wenn auch der nordiſche Feudalſchmuck, Schwert und Helm, nicht im Geiſte der alten Kunſt gedacht iſt und den reinen Eindruck, den die holde Knabengeſtalt ohne alle Einſchränkung gewähren mußte, merklich ſtört.

Die Vorſtellung des gewaltſamen Entreißens verführte, wie ſchon oben bemerkt iſt, den Künſtler, den Knaben im untern Relief vom Kronos oder Thanatos ſehr ungeſtüm fortſchleppen zu laſſen. Ich möchte nicht behaupten, daß die dadurch hervorgebrachten leidenſchaftlichen Bewegungen den Geſetzen der alten Kunſt widerſprächen, die noch weit heftigere Stellungen in Statuen und Reliefs häufig aufgeſtellt hat, als ſich die Vertheidiger des ſogenannten Ruhigen und Stillen in der Kunſt einbilden mögen *). Aber nur darin hat der Künſtler den Grazien des Alterthums nicht geopfert, daß er den Schreckniſſen des gierigen Todes keinen ſanftverhüllenden Schleier umwarf. Wie ganz anders löſte Goethe dieſe Aufgabe, als er für unſern Hofbildhauer Klauer ein kleines Relief zum Andenken eines ſehr früh verſtorbenen Prinzen unſeres Herzogs angeben ſollte, das nun in der weimariſchen Stadtkirche hinter dem Altar zu ſehen iſt. Er wählte die auf Gemmen mehr-

*) Dies hat neuerlich Herr Hofrath Hirt in einer Vorleſung über den Laokoon, die vielleicht künftig einmal in den Schriften der berliner Akademie abgedruckt wird, ſehr gründlich bewieſen.

mals vorkommende Vorstellung, wo der Genius mit der gesenkten Fackel einen wie die Psyche verschleierten Knaben fortführt, der übrigens weiter nichts thut, als das Köpfchen rückwärts kehrt. Mehr braucht es auch nicht, um den Begriff: Er scheidet ungern und noch nicht satt vom Gastmahle des Lebens, anzudeuten.

Alle Welt sprach während meines Daseins von der neuesten Kunstschöpfung Schadow's, der himmlisch schönen Gruppe der beiden Schwestern, der Kronprinzessin und der Prinzessin Luis, die nun vollendet in Schadow's Künstlerwerkstatt zu sehen war, und am 25. September zum Geburtstag des Königs die Hauptschüssel bei dem Ausstellungsschmause machen sollte. Da Schadow nur selten und zu gewissen Stunden in seine Stadtwohnung kam (er logirte mit seiner liebenswürdigen Frau, die ich im Thiergarten bei Dr. Herz' Vorlesungen kennen lernte, auf einem sogenannten Weinberge), so konnte ich ihn erst wenige Tage vor meiner Abreise besuchen und das Kunstwerk nur wenige Minuten besehen. Indeß hatte ich schon einen Vorschmack davon in der Porzellanfabrik bekommen, wo die Gruppe schon in Biscuit zu 3 Thlr. zu verkaufen war. Man muß gestehen, daß Schadow schwerlich ein populäreres Sujet vom König aufgetragen bekommen konnte, als die Gruppe von zwei Schwestern zu bilden, die durch Schönheit und unerkünstelte Herablassung die Göttinnen des Publicums sind. Gelang es ihm, diese jugendlich schlanken

Figuren in einer gefälligen Draperie und mit Portraitähnlichkeit nebeneinander zu ſtellen, ſo war das im Voraus beſtochene Publicum zufrieden und bewunderte das Kunſtwerk mit der Liebe zum Originale. Und dies, dünkt mich, iſt hier der Fall. Man überſieht den völligen Mangel an Erfindung, die geſchmackwidrige Compoſition, das Sonderbare der Draperie, ja vielleicht ſelbſt Fehler in der Proportion, und freut ſich des freundlichen Eindrucks, den auch ſo noch das Ganze auf den Nichtkenner machen muß. — Die Kronprinzeſſin ſchlingt ihren linken Arm um die Schulter und den Hals ihrer jüngern Schweſter, und ſcheint um ſo mehr ganz auf ihr zu ruhen, da dieſe — wie auch in der Natur ſelbſt der Fall iſt — etwas kleinerer Statur iſt als die Gemahlin des Kronprinzen. Grade in dieſem Umſchlingen und traulichen Anſchmiegen ſuchte der Bildhauer den Charakter zärtlicher Schweſterliebe, der für den ſtarren Marmor die Fackel des Prometheus ſein ſoll, auszudrücken. Übrigens ſieht die auf ihre Schweſter ſich lehnende Prinzeſſin grade auf die entgegengeſetzte Seite, ſowie auch Jene wieder auf die andere Seite hinblickt. Nun kommt es mir vor, daß hierdurch aller wahre Ausdruck zerſtört und ganz etwas Anderes in dem unbefangenen Beſchauer hervorgebracht wird, als der Bildhauer beabſichtigte. „Wer iſt die ſchöne junge Frau, die ſich auf dieſe zierliche Zofe ſo traulich ſtützt?“ So ungefähr, dünkt mich, würde ein Römer fragen — bis zu den Griechen wage ich lieber gar nicht hinaufzuſteigen — der dies Kunſtwerk einer kurzen Betrachtung würdigte. Nichts war in der That im Alterthum gewöhnlicher, als daß die vornehme Gebieterin ſich auf eine ſie begleitende Sklavin grade ſo auflehnte und ſich von

ihr so unterstützen ließ, wie hier die ältere Schwester sich auf die jüngere stützt. Aber da dies nicht Sitte bei uns ist, so kann auch diese Misdeutung Niemanden bei uns beifallen, höre ich den Künstler sagen. Ich könnte darauf mit Recht antworten: Aber dein ganzes Bild zeigt ja hinlänglich, daß du die Norm des Alterthums dabei zu beobachten strebtest. Allein möchte diese Stellung immer hingehn, wenn sie nur überhaupt Das sagte, was sie uns ankündigen soll. Aber dann müßten doch offenbar beide Schwestern sich liebevoll anblicken und — das große Symbol geschwisterlicher Eintracht im Alterthume auf Münzen und andern Kunstwerken: die Hände zärtlich ineinanderlegen. Irre ich nicht, so malte Schadow jene Stellung vorzüglich aus Bequemlichkeit, um die Masse der zwei Schwestern im Ganzen zu behalten und bei der Trennung die Arme und mehrere Theile des obern Körpers nicht unterarbeiten zu dürfen. Aber wie könnte die Kunst einen solchen Bewegungsgrund vor ihrem Tribunale wol gelten lassen?

In Absicht auf die Draperie dürfte Manches zu erinnern sein. Sie ist weder ganz antik noch ganz modern, und der Faltenbausch, den die Ältere mit der herabhängenden rechten Hand hält, macht jetzt noch in der Erinnerung keinen guten Eindruck auf mich. Aber eben darum, weil ich blos aus der Erinnerung schreibe, verspare ich meine Bemerkungen, bis ich die mir davon versprochene Zeitung erhalten habe. Nur Eins muß ich berühren, weil ich darüber eine Unterredung mit dem Künstler selbst hatte. Der Kopfputz beider Frauen besteht in einem Tuche, das durch die Haare geflochten ist und sich unter dem Kinne ziemlich bauschig zusammenknüpft. So wird grade der schönste Theil des bei einer bekleideten Statue nackten Halses auch noch

verhüllt und ein widriger Wulst bedeckt uns den Theil, den die alte Kunst kaum mit einem zierlichen Halsbande zu umschlingen wagte. Ich fragte Schadow, warum er grade diese Kopf- und Halsbedeckung gewählt habe, da sie nicht die günstigste für die Entfaltung der Schönheit in diesen Theilen sei. „Ich mußte es thun", war seine Antwort, „weil die eine Prinzessin einen dicken Hals hat." In der That, ich traute meinen Ohren nicht, als ich dies hörte. O, der armen bedauernswürdigen Kunst, die sich in ihrem veredelnden zum Ideal hinstrebenden Geschäft nicht einmal über einen dicken Hals wegsetzen darf.

Allgemein bewundert und auch zur Ausstellung bestimmt war eine nackte liegende Venus auf einem Kissen, ungefähr in derselben Stellung wie die liegende Venus von Tizian. Der Antiquar konnte vielleicht nach einem Beispiele aus dem Alterthume fragen, wo ein Bildhauer die Venus liegend gebildet habe. Man ist alle Stellungen durchgegangen, aber von der verschämten mediceischen bis zu der wollustathmenden, zusammengebogenen Kallipyge (aux belles fesses) hat man immer jede andere Attitude gewählt als die ausgestreckt liegende. Die Ursache ist leicht zu errathen. Das Liegen drückt Erschöpfung, Kraftlosigkeit, Unvermögen, Überwältigung aus. Wie ließe sich dies mit der Fülle und Götterkraft einer Venus vereinbaren. Doch abgesehen von dieser antiquarischen Krittelei ist diese Figur gewiß eine der schönsten und vollendetsten, die ein neuer

Bildhauer arbeitete. Sie hat Rundung und Fülle, ohne plump zu sein, und Schadow hat dadurch aufs Neue bewiesen, wie stark er im Mechanischen seiner Kunst und besonders in der Bearbeitung des Nackten ist, das auch seine vorzüglichste Stärke zu sein scheint.

Möchte ich doch eben dies von dem Entwurfe und dem Modelle zum Begräbnißmonument auf den jüngst verstorbenen zweiten Prinzen, den allgemein bedauerten Luis, sagen können, dem dies Monument auf Befehl des Königs in der Domkirche errichtet werden soll. Die Idee des Künstlers steht zwischen einer Apotheose und einer Himmelfahrt mitten inne. Aus dem geöffneten Sarge schwingt sich der junge Held empor zu den Wolken. Am Sarge kniet mit andächtig gefalteten Händen wehmüthig die Gemahlin. Von den zwei Kindern steht das eine traurig emporblickend am Sarge, das andere liegt zu den Füßen der Mutter in der Wiege. Nichts kann bizarrer und sonderbarer und zugleich auch abgebrauchter und gothischer sein als diese Idee. Das Auffallendste ist die Hauptfigur, der zum Himmel emporsteigende Prinz, selbst; er ist in voller Waffenrüstung und vom Scheitel bis zum Fuß geharnischt. Er fliegt also mit Stahl und Eisen zum Himmel? Soll er etwa mit Milton's Engeln einen Gang gegen Satan und seine Rotte unternehmen? Nirgend erscheint in alten Apotheosen der Held gewaffnet. Dazu kommt, daß es dem Bildhauer nicht beliebt hat, den Helden durch irgend ein sichtbares Hülfsmittel emporzuheben, wozu die Alten geflügelte Thiere und dergleichen Fuhrwerke, die christliche Mythologie wenigstens eine Wolke in Bewegung setzt. Hätte er ihn nur wenigstens von einem leichten ätherischen Mantel umfließen lassen! Höchst unglücklich

und gothiſch iſt die kniende Stellung der Prinzeſſin gewählt. Das Knien kann doch hier nichts Anderes bedeuten als Anbetung, fromme Reſignation in das heilige Geſetz des Himmels? Aber wen betet die Kniende an? Und nun das Kind in der Wiege und das größere wieder beſonders hingeſtellt ohne alle gemeinſchaftliche Vereinigung und Zuſammenhaltung in Eine Gruppe. Es bleibt mir immer noch unbegreiflich, wie dem durch die Beſchauung italiſcher Meiſterſtücke und den Anblick ſo vieler Antiken geübten Bildhauer hier nicht die natürlichſte und gefälligſte aller Vorſtellungen, einer ſitzenden Mutter, die den kleinen Säugling auf dem Schooſe, das andere Kind ſich an ſie anſchmiegend vor ſich hat, und Beiden die frohe Viſion ihres verklärten Vaters mit deutendem Fingerzeig weiſet, ſogleich beifallen konnte. Herr Schadow mochte wol in meinem Erſtaunen etwas bemerken, das eben nicht wie Billigung ausſah, und ich konnte mich daher auf ſein Befragen, wie mir die Idee gefiele, der Frage nicht enthalten: Iſt Ihnen die Stellung der Mutter ſo anbefohlen worden? „Nein", ſagte er ganz unbefangen, „aber ſie hat, als ich ſie der Prinzeſſin vorlegte, ihren ungetheilten Beifall erhalten." Darauf war denn nun freilich weiter keine Antwort möglich.

Noch war in der Werkſtatt ein Monument auf den reichen berliner Kaufmann Schütz zu ſehen, deſſen im Medaillon en relief gearbeitetes Portrait ungemein viel Wahrheit und Würde hatte. Nur ſchien mir auch hier die Allegorie unbedeutend und flach. —

Wie ſehr iſt es doch zu bedauern, daß der wackere Schadow nicht einen kritiſchen Freund zur Seite hat, mit welchem er ſeine Ideen zuvor beſprechen und durchprüfen könnte.

Denn da er wirklich ein talentvoller Künſtler und trefflicher Arbeiter iſt, ſo fehlt ihm nur Erfindung und geläuterter Geſchmack, um vortreffliche Werke aus dem Marmor hervorzurufen. Auch glaube ich nicht, daß er zu eingebildet und ſtolz ſei, um beſcheiden vorgebrachte Erinnerungen zu benutzen. Ich ſelbſt hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, da mir bei der Betrachtung ſeines Entwurfs zum Monument auf Prinz Luis ganz unwillkürlich der Wunſch entfuhr, daß er doch ſtatt des vieleckigen, geſchmackloſen Paradeſarges, aus welchem er den Verklärten auffliegen läßt, lieber die Form eines alten Sarkophags wählen möchte. „Sie haben Recht", erwiderte er, „ich werde dieſe abändern." Mit Hirt ſcheint er von Rom aus nicht im beſten Vernehmen zu ſtehen *), und doch wäre dies in Berlin der einzige Mann, der alle ſeine Erfindungen leiten und zur antiken Einfachheit zurückführen könnte.

Wie gut er, wenn er Luſt hat, zeichnen, und wie feſt er ſeine Umriſſe radiren könne, beweiſen die ſchönen Blätter von den Stellungen der Vigano und ihres Mannes, die er blos zu ſeiner eignen Liebhaberei gemacht hat und nur an ſeine Freunde verſchenkt **). Auch iſt ſein ſchriftlicher Vortrag ſehr fließend und deutlich, wie mehrere Proben in Journalen und unter An-

*) Unſere Herzogin erzählte mir, daß Hirt über ein Kunſtwerk des Canova, Schadow's vertrauten Freundes, das nach Neapel geſchickt werden ſollte, ein hartes, aber vielleicht nicht unbilliges Urtheil gefällt habe, worauf denn freilich die Bildhauer in Rom gemeinſchaftliche Sache gemacht hätten.

**) Nach einer dieſer Stellungen iſt die ſehr verunglückte, über ihre eignen Füße ſtolpernde Muſe zum Schiller'ſchen Muſenalmanach von 1797 copirt. —

derm ein Bruchstück seines Tagebuches aus Stockholm im Septemberstück des diesjährigen „Berliner Archivs der Zeit", beweisen.

Hätte nur Berlin erst ein eignes Museum der Antiken und alle seine zahlreichen Kunstschätze zu Einer Sammlung vereinigt. Wo soll ein Bildhauer in unserer nordischen Verbildung gute Modelle hernehmen! Der beste Künstler, aus jenem classischen Boden in unsere Eisgegenden verpflanzt, fühlt bald den Flug seines Genius erstarrt. Darum wollte auch der brave Trippel, als ihm im Jahre 1788 und 89 Anerbietungen gemacht wurden, nach Berlin zu kommen und dort die Bildsäule Friedrich's II. zu arbeiten, sein geliebtes Rom nicht verlassen, und es bedurfte nicht einmal der Cabale, in welche man selbst seinen Schüler Schadow verwickelt glaubt, um ihm den Weg in diese den Künsten abholde Gegenden als den Tod seiner Kunst vorzustellen. — So viel ist gewiß, daß Schadow schon in Rom von keinem seiner Landsleute geliebt wurde und auch jetzt in Berlin mit seinem Künstlerstolz Viele zurückstößt. Er genießt, wie mir scheint, viel Achtung, aber wenig Liebe.

Briefe merkwürdiger Verstorbener

an

K. A. Böttiger.

Goethe.

Die auf den Berliner Almanach bezüglichen Papiere nebst dem Portefeuille schicke ich dankbar zurück. Die Blätter für Leo sollen nächstens folgen.

Ich lege gleichfalls ein Manuscript bei über Kärnten; es ist das Reiseproduct eines nicht unfähigen Mannes. Könnten Sie es vielleicht für den Merkur brauchen? mir scheint es gut gesehen und lesbar.

Ich hoffe Sie bald wiederzusehen und mich über einiges zu besprechen. Ich wünsche indessen wohl zu leben. G. (ohne Datum.)

Beikommendes Blatt haben Sie wol die Güte, Ihrem Briefe an Iffland beizulegen; ich wüßte in gegenwärtigem Augenblicke nichts weiter über dieses Verhältniß zu sagen, jedoch wünschte ich, daß Sie gegen Niemand weiter von dieser Sache etwas erwähnten, über die ich bald weiter mit Ihnen zu sprechen hoffe. W. 12. Aug. 1796. Goethe.

Ew. Wohlgeboren — — ist bekannt, wie sehr wir Herrn Ifflanden hier zu sehen, und als wir ihn gesehen hatten, zu besitzen wünschten; er schien dem Weimarischen Verhältnisse nicht abgeneigt und daher entstand jene Unterhandlung, die Ihnen bekannt ist.

Herrn Iffland's Zusage war bedingt, wenn er sich nämlich von Manheim lossagen könnte. Schwierigkeiten bei so alten und mannichfaltigen Bedingungen ließen sich voraussehen; diejenigen, die er in dem Briefe an Sie gegenwärtig anführt, sind von der Art, daß man unbillig sein würde, wenn man auf eine Entscheidung der Sache in diesem Augenblicke dringen wollte. Sie mag also noch eine Zeit lang ruhen; nur müssen wir freilich von unserer Seite wünschen, daß Herrn Iffland's Entschluß sich nicht allzu lang verzögern möchte, indem, sobald wir die Unmöglichkeit sähen, ihn zu besitzen, wir bei unserm Theater gewisse Maßregeln ergreifen und manche Einrichtungen treffen würden, welche wir bisher in Hoffnung seiner baldigen Mitwirkung aufgeschoben haben. Weimar d. 12. Aug. 1796. *) Goethe.

Für das epische Gedicht Hermann und Dorothea verlange ich

Eintausend Thaler in Golde.

Weimar d. 16. Jan. 1797. Goethe.

(Auf dem Couvert stand): Herr Oberconsistor.-R. Böttiger wird ersucht, Gegenwärtiges bis zur bekannten Epoche bei sich uneröffnet liegen zu lassen. Goethe.

Für die Mittheilung der Göttinger Anzeigen danke recht sehr. Es ist mir angenehm, daß man, bei einer so unreinen Form, von dem Gehalt was Gutes sagen mag und Mancher

*) Blos Abschrift, da das ostensible Original an Iffland ging. —

ſich Manches daraus nehmen kann. Laſſen Sie uns auf die Ausbildung des Gedichts deſto mehr Sorgfalt wenden.

Sie erhalten zugleich eine Gabe Dianens. Ich hoffte ſie mit Freunden zu verzehren, nun ſtehen aber ſo viel zerſtreute Tage bevor, daß ich wünſche, Sie mögen dieſen Theil mit den Ihrigen vergnügt genießen. W. d. 28. Jan. 97. G.

Hier erſcheint Kitharophilos mit einer demüthigen Abbitte; Sie werden ihm auch ja wol zu dieſer Kirchenbuße ein Plätzchen gönnen? Ich wünſche recht wohl zu leben und hoffe, Sie nun recht bald zu ſehen. Jena 26. März 97. G.

Hier kommen endlich die vier erſten Muſen. Haben Sie die Güte, das was an ihren Worten und Werken zu erinnern iſt, mit Bleiſtift zu unterſtreichen, worüber wir ſodann mündlich conferiren. Ich wünſche ſodann auch Ihnen und unſerm wackern Schotten *) die letzten Geſänge vorzuleſen. Weimar d. 11. April 97. G.

Hierbei überſchicke ich den Brief von Duisburg, der mir die Melpomene anmeldete. Wahrſcheinlich iſt er gleichlautend mit andern, die hieher geſchickt worden ſind. Wäre es nicht Sache, daß Sie daraus eine kleine Anzeige ins Modenjournal machten? Ich habe dem Profeſſor Langer nach Düſſeldorf, der, wie es ſcheint, das Werk dirigirt, um einige nähere Auskunft

---

*) James Macdonald, deſſen ſchon im erſten Bändchen gedacht iſt.

geschrieben, da man denn künftig etwas umständlicher sein könnte.

Auch habe ich Sie im Namen Meyer's um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Göschen hat ihm zu einiger Ergötzlichkeit, wegen der verfertigten Zeichnungen, die Edition der Wielandschen Werke in gr. 8. zugedacht, wovon auch schon 10 Bände eingekommen sind. Wollten Sie wol die Güte haben, zu veranlassen, daß die übrigen auch gelegentlich hierher an mich geschickt würden! Weimar am 26. April 1797. Goethe.

Den letzten Gesang schicke ich morgen durch einen Boten, damit Freund Vieweg nicht abgehalten werde; ich wünsche selbst, daß Herr von Humboldt noch einen Blick darauf werfen möge. Die eingegangenen 100 Dukaten bitte nebst beiliegendem Billet in mein Haus zu schicken und nur gegen einen Empfangschein abgeben zu lassen.

Grüßen Sie Herrn Vieweg schönstens und danken ihm für vollwichtige Bezahlung; ich werde, wenn ich den kleinen Rest des Gedichts schicke, selbst schreiben.

Was noch abgeht, ist wenig über 100 Hexameter, also etwa noch vier Blätter.

Zu der andern Ausgabe bin ich ganz wohl mit der hierbei zurückkommenden lateinischen Schrift zufrieden; nur wünsche ich einen breiten Steg und überhaupt viel Rand, als die wahre Zierde jedes Buches.

Indem ich Ihnen für die vielen gefälligen Bemühungen Dank sage, muß ich nur gestehen, daß ich mit Hofrath Loder schon wieder in dem Fall bin, Ihre freundschaftliche Thätigkeit anzurufen. Er wird anatomische Observationen mit

Kupfern, in klein Folio bei Dietrich herausgeben, und es ist schon eine alte Abrede, daß ich meine Arbeiten über comparirte Anatomie anschließen will; nun entsteht die Frage, wie ich meine deutschen Abhandlungen in ein klares, lebhaftes, der Sache angemessenes Latein übergetragen sehen könnte. Sie stellen sich wohl vor, was wir dabei wünschen. Wenigstens erlauben Sie, daß ich Ihnen bei erster Gelegenheit meine Arbeit vorlese, mit der ich schon ziemlich im Reinen bin. Das erste Stück sollte die allgemeine Einleitung und das Specimen einer Monographie über das Os intermaxillare enthalten.

Die Zeichnungen der Düsseldorfer Tapeten sowie die dazu gehörigen Papiere liegen gleichfalls bey.

Ich empfehle mich bestens Ihrem Andenken. Jena den 3. Juni 1797. Goethe.

Ew. Wohlgeboren gratuliren mir gewiß, daß das Ende des Gedichts endlich erschienen sey; ich wünsche nur auch Ihre Gratulation zu vernehmen, daß eben dieses Ende gerathen sey; haben Sie die Güte, solches nunmehr an Hrn. Vieweg zu befördern.

Da unsere Muse nach allen Kräften beschäftigt ist, einige Balladen Individuen hervorzubringen, so werden ihre historischen Untersuchungen nicht sehr weit gehen. Es wäre daher sehr freundschaftlich, wenn Sie uns Ihre Entdeckungen über die Urahnen dieser Familie mittheilten und dadurch uns auch in theoretischer Rücksicht fördern wollten.

Ich wünsche recht wohl zu leben und hoffe nun bald mit meiner kleinen Ausbeute der Einsamkeit wieder bey Ihnen anzulangen. Jena am 13. Jun. 1797. Goethe.

Die Griechen haben ein Sprichwort: Die Kraniche des Ybicus, deſſen Bedeutung Ew. Wohlgeboren bekannt ſeyn wird; nun ſoll aus dieſem Stoffe eine Ballade gebildet werden und wir wünſchten zu dieſem Behufe einige Nachricht, wo ſich die Geſchichte begeben und ob von dem Manne ſelbſt etwas näheres als ſein letztes Schickſal bekannt wäre?

Wollten Ew. Wohlgeboren uns hierüber einigen Aufſchluß geben, ſo würden Sie uns ſehr verbinden, ſo wie wir wünſchten, daß Sie an einem von dieſen Abenden die zwei Schiller'ſchen ſchon fertigen Balladen anhören möchten. Weimar 16. Juli 1797. Goethe.

Für den überſendeten Marſyas, den ich geſtern ſogleich mit vielem Vergnügen geleſen habe, danke ich aufs Beſte; ich bin auf die Folge ſehr verlangend und freue mich, bei annähernden Arbeiten, Ihrer künftigen Mitwirkung.

Herr Hofrath Schiller, der geſtern abgegangen iſt, empfiehlt ſich noch vielmals; er hat mir ſeinen Polykrates zurückgelaſſen, den ich nebſt dem berühmten Waſſerträger in dieſen Tagen vorzutragen hoffe. Hierbey kommt mein Verſuch über den Laokoon *), vielleicht fällt Ihnen noch etwas zu Gunſten der aufgeſtellten Idee ein. Ich wünſche recht wohl zu leben. Weimar 19. Juli 1797. G.

Die Serpentes constrictores gehen Freytag an Meyern ab. Geben Sie mir vielleicht einen kleinen Einſchluß,

---

*) Dieſer Verſuch liegt in Abſchrift bei, mit dem Anhang über die Serpp. constrict.

um den Freund auf deutſchem Grund und Boden zu empfangen.

Hierbey überſende das Käfighaus des Varro mit der Abhandlung, welche Sie Freund Hirten zurückbringen werden. Zugleich lege ich eine etwas ſteife, doch unterrichtende Beſchreibung des Igler Thurms bey, vielleicht finde ich auch noch die flüchtige Zeichnung zu einiger Rectification des in Pokock ganz falſch abgebildeten Monumentes. Den 20. Juli 1797. G.

Auf Ew. Wohlgeboren gefällige Anfrage habe ich die Ehre zu erwiedern: daß ich unterm 4. Oct. denen Herren Riepenhauſen das gedruckte Blatt, welches durch ihre Umriſſe veranlaßt worden, zugeſendet habe, theils um meinen Antheil zu bezeigen, theils um ſie vorläufig aufmerkſam zu machen auf das, was zu verändern ſeyn dürfte. Nach geendigter Ausſtellung bei Zurückſendung der Blätter werde ich meine Ueberzeugungen umſtändlicher darlegen, ſo wie meine Wünſche, die noch obwaltenden Mängel verbeſſert zu ſehen.

Indem ſich die Künſtler damit beſchäftigen, können ſie auch indeß diejenigen Tafeln, welche unverändert ſtehen bleiben, in Kupfer und das Geſchäft vorwärts bringen.

Auf Neujahr gedenke ich bey Gelegenheit der Recenſion diesjähriger Ausſtellung über die Spuren polygnotiſcher Kunſt überhaupt, beſonders aber über die Delphiſchen Gemählde meine Gedanken zu eröffnen; nicht um die Materie zu erſchöpfen, ſondern um Künſtlern und Gelehrten vorzuarbeiten und die Auflöſung dieſer Räthſel einigermaßen zu beſchleunigen.

Dieſes iſt es, was ich für meine Perſon zu Gunſten des

Riepenhauſiſchen Unternehmens vorhabe, dem ich viel Glück und die Theilnahme aller Derjenigen wünſche, die es in literariſchem oder artiſtiſchem Betrachte zu fördern im Stande ſind.

Mit beſonderer Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenſter

Weimar 15. Oct. 1803. Goethe.

Als Anhang zu Goethe's Briefen.

Das Original in Böttiger's Nachlaſſe befindlich.

1.

An Wieland. Rom den 17. Nov.

Ich muß dir doch auch ein Wort ſagen aus der Stadt, wo du ſo oft im Geiſte ſpatzierſt und wo ich dich auch dem Leibe nach recht bequem und zur guten Stunde herumführen möchte. Ich ſetze die beyden unterſtrichenen Bedingungen, denn ich fürchte, du möchteſt ſonſt gelegentlich mit Herrn Archenholz Chorus machen.

Mir geht es ſehr gut, davon ich mancherley werde zu erzählen haben. Laß dir indeß von Fr. v. Stein einiges erzählen und freue dich in meine Seele.

Die Überſetzung deiner Satyren leſe ich hier mit dem größten Vergnügen, Abends wenn wir von unſerm Lauf zurückkommen. Ich habe ſchon viel geſehen, meine Augen ſind ſelbſt gut ausgewiſcht und ich habe gute, treffliche Begleiter.

Von einem derſelben iſt meine Abſicht, dich heute zu unterhalten. Du kennſt ihn ſchon gewiſſermaßen, er hat dir

einige Stücke durch Mencken (?) für den Merkur geschickt, von welchen er kaum weiß, ob sie gedruckt und wie sie aufgenommen worden. Er heißt Hirt und ich will dich mit wenigen Worten mit ihm bekannt machen.

Er ist im Werden, ein trockner, treuer, fleißiger Deutscher, der schon recht schöne historische Kenntnisse von Rom und von der Kunst hat, und seinen Geschmack im Umgange mit Verständigen bildet. In wenigen Jahren wird er sich zu einem vorzüglichen Cicerone bilden und schon jetzt werde ich ihn denen, die mich befragen, empfehlen, wenn ihnen an einem soliden Unterricht gelegen ist.

Dieser gute Mann muß nun aber auch auf ein Fundament seiner Existenz denken; er wünschte ein Journal als Beitrag zur Kunst und zur Kenntniß von Rom herauszugeben, hat auch schon aus Deutschland leidliche Bedingungen.

Ich dachte aber, ob dies nicht eine Acquisition für dich wäre. Er kann und wird sich am liebsten auf eine Bogenzahl, auf ein Gewisses fürs Jahr gegen ein Gewisses engagiren. Doch versteht sich, daß man erst versuche und sich verstehe. Er würde 1) Supplemente zum Fache des Alterthums liefern, von neuen Entdeckungen, neuen besseren Erklärungen, Restaurationen, Veränderungen mit alten Kunstwerken, wenn sie auswärts verkauft oder sonst transportirt werden; 2) zum Nutzen der Fremden, die als Kunstliebhaber Rom besuchen, manches mittheilen; 3) vom Kunsthandel, und was man an Originalien, Abgüssen, Copien, andern Nachbildungen haben kann, was und um welchen Preis; 4) von Akademien, Museis, Gallerien, Cabinetten und kleineren Kunstsammlungen; 5) von Werken lebender Künstler, die theils in

Rom ſeßhaft ſind, theils ſich daſelbſt eine Zeit lang aufhalten, in allen Theilen der Kunſt; 6) von Kunſtjournalen und andern Schriften die Kunſt betreffend mit einem langen ꝛc. Auch über neuere Ital. Litt. überhaupt. Dies wäre fürs erſte genug geſagt.

Kannſt du ſo einen Beitrag, wie vorſteht, für den Merkur brauchen und dagegen dem guten Manne mit blankem Golde helfen, ſo will ich gern das Meine dazu thun, daß beiden Theilen geholfen werde. Ich bin nun ſelbſt hier, lerne Rom kennen, wie ich Deutſchland kenne, und wünſchte, daß dies ein Anlaß würde, etwas Gutes zu beginnen. Nach meinem Wunſch ſollte alsdann dieſer Theil des Merkurs für diejenigen, die nach Italien gehen, für die, die daher kommen und für andere, die es nie ſehen, mehr oder weniger intereſſant werden, man müßte aber eine gewiſſe Folge und Vollſtändigkeit der Sache geben. Weiß ich nur erſt deinen Willen und daß du magſt, ſo will ich ſchon das Meine thun und theils hier ſchon einen klugen Plan mit Hirten abreden, theils, wenn ich zurückkomme, gern die Sachen durchſehen, die mich immer intereſſiren werden. Aller Anfang iſt ſchwer, der gute Hirt iſt im Anfange, in einigen Jahren kann ſein Schickſal gemacht ſeyn, gern wünſchte ich einem Landsmann, der ſich redlich in der Fremde nähren will, zu helfen.

Kaum bleibt mir ein Platz fürs Lebewohl. Wer nicht weiß, wo ich bin, dem ſag es nicht. G.

(Fr. v. Stein hat meine Adreſſe.)

2.

Indem du beſchäftigt biſt, mir einen Freundſchaftsdienſt zu erzeigen, komme ich dir einen Gegendienſt anzubieten, der nicht ganz ſo uneigennützig iſt.

Du haſt mir neulich geſagt, daß du wünſchteſt, ich möchte dir von meinen Reiſebemerkungen manchmal etwas für den Merkur geben. Bisher habe ich meine Journale, die Briefe, die ich hieher geſchrieben, unzählige zerſtreute Blätter durchgeſehen und wünſche ſelbſt nach und nach etwas in Ordnung zu ſehen. Allein ohne Compelle iſt dazu bey mir keine Hoffnung. Ich wollte dich alſo fragen, ob du Luſt hätteſt, eine Folge ſolcher kleinen Aufſätze nach und nach in den Merkur aufzunehmen, und zwar ſo, daß ich mich engagirte, monatlich vom nächſten Sept. bis zu Ende des Jahres 89 mehr oder weniger zu liefern, damit ich theils eine Art Austheilung machen, einen Aufſatz mit dem andern verbinden, einen durch den andern erläutern kann. Ich habe ſo vielerley, ſo mancherley, das doch nach meiner Vorſtellungs- und Bemerkens-Art immer zuſammenhängt und verbunden iſt. Naturgeſchichte, Kunſt, Sitten ꝛc., Alles amalgamirt ſich bey mir. Heute früh dictirte ich einen Beytrag zur Witterungslehre, der ſich ganz natürlich mit der Luftperſpective endigte.

Genug, es ſteht dir mancherlei nach und nach zu Dienſte.

Nun wünſchte ich zu wiſſen, ob dir der Vorſchlag annehmlich ſey? Ob du monatlich Etwas magſt? Wie viel ohngefähr an Blätter- und Bogenzahl dir recht wäre? Und damit unſer Contract ganz rein werde, was du mir dagegen an

Gold und Silber geben willſt? Ob ich gleich keine Kinder zu ernähren habe, ſo muß ich doch darauf denken, etwas in den Beutel zu leiten, da ſo viel hinaus geleitet wird. Lebe wohl. Wenn wir einig ſind, arbeite ich dir gleich auf ein paar Monate voraus.

Lebe wohl und liebe mich. G.

3.

Beyliegende drey Geſänge Reinicke's wollte ich erſt recht ſauber abſchreiben laſſen und nochmals durchſehen, ehe ich ſie, lieber Herr und Bruder, deiner Sanction unterwürfe. Da man aber in dem, was man thun will, meiſt einige Schritte zurückbleibt, ſo ſende ich ſie in einem etwas unreineren Zuſtande. Du haſt die Güte, ſie, den kritiſchen Griffel in der Hand, zu durchgehen, mir Winke zu weiterer Korrectur zu geben und mir zu ſagen, ob ich die Ausgabe dieſer Arbeit beſchleunigen oder ſie noch einen Sommer ſolle reifen laſſen. Du verzeihſt, daß ich mich eines alten Rechts bediene, das ich nicht gern entbehren möchte, und weißt, welchen großen Werth ich auf deine Bemerkungen und auf deine Beyſtimmung lege. Ich gehe auf einige Tage nach Jena, bey meiner Rückkunft frage ich an. Vale fave. 26. Sept. 93. Goethe.

Aus Wieland's Briefen an Böttiger.

Zürich d. 15. Jun. 1796. — Herr Schlegel in Dr. scheint sich zu mehr engagirt zu haben, als er in Rücksicht seiner andern Beschäftigungen leisten kann oder mag. Ich werde immer mehr in meiner alten Erfahrung bestättigt, daß man nichts unternehmen sollte, was man nicht selbst ausführen kann. Verlasset euch nicht auf Menschen, denn sie sind Fürsten, sagt der heil. Geist irgendwo, oder hätte es doch sagen sollen, um sich genau auszudrücken.

Ich fühle auf einmal, l. F., daß es unschicklich ist, schon von meinem Rückzuge zu reden, ehe ich Ihnen noch gemeldet habe, daß ich angelangt bin. Doch daß dieses Letztere glücklich erfolgt sey, haben Sie indessen hoffentlich von Mad. Liebeskind vernommen. Die Witterung war uns während der Reise größtentheils sehr günstig; dafür aber war sie desto unfreundlicher in den ersten 7 Tagen unseres Hierseyns. Seit verwichenem Freytag haben wir unser höchst anmuthiges (oder wie man in Zürich sagt — frohmüthiges) Landhaus bezogen, dessen Lage auf einer in etlichen Terrassen allmählig bis zur Sihl sich herabsenkenden Anhöhe einen Anblick gewährt, den man ewig vor den Augen haben möchte; denn sie beherrscht innerhalb eines sehr großen Halbzirkels des Horizonts das ganze mit dem üppigsten Reichthume der Vegetation prangende, von der zweifachen Sihl durchwundene Thal zwischen dem majestätischen Uto (Hütliberg) und dem Zürichberg, an welchen diese alte ehrwürdige Stadt durch unzählige Gärten, Landhäuser und kleine Landgüter zu beiden Seiten verlängert und an dem sanft sich erhebendem Fuß beider Berge mit unzähligen Rebhügeln um-

kränzt, angelehnt iſt. Hinter unſerm kleinen, aber mehr als hinlänglichen und durch die nichts vergeſſende Vorſorge der unvergleichlichen Witwe meines S. Geßner's mit allen Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten reichlich verſehenen Landhäuschen brauchen wir nur einen kleinen Hügel an einem der benachbarten Weinberge emporzuſteigen, um der zauberiſchen Ausſicht über einen großen Theil des Zürich-Sees und ſeiner beiden Ufer, und des über alle Beywörter, Beſchreibungen und Redefiguren unendlich erhabenen Anblicks der fernen Schnee- und Eisgebirge zu genießen, die den ganzen mittäglichen Horizont begränzen, eines Anblicks, von welchem nicht nur Dichter und Mahler (wie ich vor einem paar Tagen in Geſellſchaft unſeres berühmten Grafs erfahren habe) ſich kaum wieder losreißen können, ſondern bei welchem, mit Homer zu reden, ſelbſt ein Gott im Fluge verweilen muß, um Auge und Herz an dieſem Θέαμα, das kein Pinſel erreichen kann, zu ergötzen. —

— Alles dieſes genieße ich nun (ſo viel es die etwas häufigen Beſuche von alten und neuen Freunden, hochgeachteten, hochwürdigen und hochgeehrten Herren, Statthaltern, Zunftmeiſtern, Rathsherrn, Chorherrn, Profeſſoren und andern bene et male feriatis von allen Claſſen nur immer zulaſſen) in dem Kreiſe der liebenswürdigſten Familie und etlicher Freunde vom engern Ausſchuſſe, bei guter Geſundheit und frohem Muthe und hoffe, während der Zeit meines Aufenthalts in diesem angulo terrarum, qui mihi praeter omnes ridet, einen ſo reichen Vorrath von ſchönen, angenehmen und herzerhebenden Erinnerungen einzuſammeln, daß ich den Reſt meines Lebens genug daran zu zehren haben werde. —

— So eben höre ich, daß die Dame Emilie Berlepſch

hier angekommen ſey, um meinem Sohn Geßner ſeinen Reiſewagen abzukaufen. Wohin ſie aber darin zu reiſen gedenkt, kann ich noch nicht ſagen. Feeen ihrer Art ſollten von Rechtswegen in Schwanen-Wagen oder im Nothfall auch auf B . . n-ſt . . l . . reiſen; ſo weit aber hat ſie es, wie es ſcheint, noch nicht gebracht. Indeß fehlt es ihr gleichwol nicht an mancherlei Zauberkünſten, und es iſt glücklich für dero gehorſamen Diener, daß ihn der Sohn der Latona mit einer guten Portion von dem edeln Kräutlein begabt hat, deſſen Tugend die Zauberaugen, Zauberworte und Zauberſtäbe aller Kirken oder Zirzen der Welt unkräftig macht.

Sie ſchrieben mir, man werde die H (erzogin) M (utter) nächſtens mit Erwin und Elmire überraſchen, worin Frln. Wolfskeel den Erwin ſpiele und wobei die vielgeſtaltige Dame L. G. die Theaterdirection habe. Sein Sie doch ſo gütig, mir den Erfolg dieſes merkwürdigen événément umſtändlich zu beſchreiben und zugleich zu melden, was den Anlaß dazu gegeben, und ob nicht auch das ſchöne Rudelchen eine Rolle dabei geſpielt habe — item: auf welchem Schauplatz Ihre Piſiſtratiden mit dieſer Augen- und Ohrenweide regalirt worden ſind. Glückliche Weimaraner! die, während uns andern nichts als Krieg und Kriegsgeſchrei (wiewohl, Dank ſei den Göttern! nur von fern her) um die Ohren ſauſet, ihre ſorgenfreien und von den Leiden der übrigen Menſchheit unberührten animulas mit ſo lieblichen Schaugerichten laben können! — Indeß, wiewohl es in unſerer hieſigen Nachbarſchaft gegen Mittag und Mitternacht ſo gefährlich zugeht, können Sie unſertwegen, allen etwanigen widrigen Gerüchten zum Trotz, ſo ruhig ſein, als ob wir im Schooß der Seeligkeit aufgehoben wären. Die

Herrn Cantons (wie jener deutſche Junker ſagte) haben die franzöſiſche Republik nolentes volentes anerkannt und fürchten ſich nun vor Niemand — der ihnen nicht gar zu nahe kommt. Hoffentlich werden die Könige der Erden nun bald erkennen lernen, daß das alte Sprichwort: Fried' nährt, Unfried zerſtört, ein ſehr wahres iſt; ſie hätten's wohlfeiler haben können, aber sero sapiunt Phryges et dummodo sapiant. Daß dies jemals geſchehen werde, zweifle ich ſehr. — Nun iſt's für diesmal genug. Legen Sie mich zu Füßen, wo man more caniculari zu Füßen liegen muß. Meine Freunde grüße ich ſammt und ſonders herzlich und wünſche ſie täglich viel mehr zu mir als mich zu ihnen. Leben Sie wohl, beſter Böttiger! res tuas et nostras age feliciter et amare perge tuum W. An Frau Herderin (nach hieſiger altdeutſcher Art zu reden) werde ich in kurzem ſelbſt ſchreiben. —

Zürich den 8. Jul. 1796.

— Wenn Sie nicht ſehr weſentliche Gründe haben, mir das MSC. (von Schlegel's Epitaphios) hieher zu ſchicken (dergleichen ich mir keine vorſtellen kann), ſo dächte ich, Sie ließen Hrn. S's. Arbeit abdrucken, wie ſie iſt; ich würde mir doch niemals anmaßen, etwas daran zu ändern; oder ſollten Sie ſelbſt etwas hier oder da zu erinnern finden, ſo ſind Sie Schlegel'n um ſo viel näher als mir und können mit ihm leichter darüber communiciren, als in einer Entfernung von 75 Meilen von mir, der — ſobald uns irgend ein mitleidiger Gott beſſeres und beſtändigeres Wetter zu verleihen geruhen ſollte — verſchiedne kleine Excurſionen in benachbarte Schweizergegenden zu machen gedenkt und überhaupt hier unter ſo mannigfaltigen

Abhaltungen oder Zerſtreuungen weder Muße noch Luſt zum Arbeiten, Kritiſiren und Emendiren hat. —

— Für Ihre Anmerkung zu Hrn. v. Hammer's letzten Dingen à la Turque bin ich Ihnen ſehr verpflichtet; ſie hat meinen unbeſchränkten Beifall und ich habe nichts zu erinnern, als daß ſie ohne Vergleichung beſſer gemacht iſt, als ich ſelbſt ſie gemacht hätte und alſo mein W. unter derſelben eine usurpazion iſt, bei welcher mein zartes Autorgewiſſen nicht ganz ruhig ſeyn kann. Ihre übrigen Einrichtungen des Juliſtücks von Merkur ſind vollkommen wohl getroffen und keiner Einwendung fähig. — Was Sie mir in Ihren beiden letzten Briefen von Meſſire Jean Paul ſchreiben, war mir ſehr intereſſant und ich zweifle nicht, daß wir noch und im Kurzen die Freude erleben, dieſen außerordentlichen Menſchen auf dem Punkt ſchriftſtelleriſcher Vollkommenheit zu ſehen, wohin nur Wenige ohne Neid zu ihm hinaufblicken werden. —

— Ich nehme allen patriotiſchen Antheil an den Lorbern, welche unſere Krieger an der Sieg gebrochen haben, und beklage nur die armen Verunglückten. Daß aber durch dieſen Sieg an der Sieg wenig oder gar nichts gewonnen worden, wiſſen Sie nun hoffentlich ſo gut als wir Helvetier, ſowie Sie, si diis placet, nun auch wiſſen werden, daß die Niederlage der Franken an der Etſch nicht nur ungeheuer vergrößert wurde, ſondern ganz und gar ohne Grund und eine von den armſeligen Dichtungen iſt, womit man ſeinen jämmerlichen Zuſtand, ſo lang es nur immer möglich ſeyn will, vor dem deutſchen Publico und in Specie vor ſeiner Sr. glorwürdigſt regierenden kaiſerl. Maj. zu vertuſchen ſucht. Alle Umſtände ſind ſo beſchaffen, daß der letztern in Kurzem nichts übrig bleiben wird,

als dem rühmlichen Beiſpiel ſeiner Sardiniſchen Maj. unverzüglich nachzufolgen. Was man am Ende doch thun muß, kann man nie zu bald thun. Mir iſt indeſſen um ſo weniger wohl bei der Sache, da ich Gefahr laufe, durch die unaufhaltſamen Progreſſen der Franzoſen in meinem armen Schwabenlande mir die Rückkehr nach ihrem holden Döringerlande abgeſchnitten zu ſehen; zumal, da allem Vermuthen nach Hr. Bonaparte auf die eine oder andere Art durch Tirol oder Graubündten Mittel finden wird, auf der andern Seite in Schwaben einzudringen, und dieſer ſchöne, bisher verſchonte Theil des heil. Abderitiſchen Reiches zum Schauplatz des Krieges in den nächſt bevorſtehenden Monaten gemacht werden wird. Was aus dieſem allen noch werden ſoll, mag der Himmel wiſſen; ich verdumpfe mich darüber, ſo gut ich kann, und erwarte den Ausgang der letzten Dinge, die über uns beſchloſſen zu ſeyn ſcheinen, mit ſo vieler Reſignation, als einem Mann von 63 Jahren zukommt, der kein Recht hat, noch viel Gutes vom Leben zu erwarten. Könnte ich es in einem von den vielen angulis beſchließen, qui mihi hic rident, ſo wäre dies wohl das non plus ultra deſſen, was ich mir noch wünſchen könnte. Aber auch dies liegt *Θεῶν ἐν γόνασιν.*

Von Frln. v. Göchhauſen habe ich einen ſehr ſchönen, freundſchaftlichen und verbindlichen Brief erhalten. Haben Sie Gelegenheit, ſo empfehlen Sie mich Ihr und bitten Sie (ſowie auch meine innigſt verehrte Freundin Herder) um Nachſicht, wenn ich nicht ſo bald ſchreiben kann, als ich wünſchte. Ich bin hier ſehr wenig mein eigen und finde oft in 8 Tagen kaum ein paar Stunden, wo ich nicht unvermuthet unterbrochen werde.

Tauſend Empfehlungen an alle Freunde und Bekannte, die ſich meiner erinnern, beſonders auch an die ſämmtlichen verehrlichen Mitglieder unſers montäglichen Clubs und in Specie an den Hrn. Graf Marſchall und Hrn. G. R. Schmidt, denen doch wohl die Spadille zuweilen mein Andenken vor die Stirne bringen wird.

Fahren Sie fort, mich durch nova Vimariana, wovon auch die geringſte Intereſſe für mich hat, zu verbinden. —

Zürich den 3. Aug. 1796.

Die Zeit fliegt mit uns davon — der Tag der Rückreiſe nähert ſich und doch, wenn mir nicht irgend eine Schweſter der weiſen Urgande la Deconnue einen Luftwagen zuſchickt, ſehe ich nicht, was für eine Marſchroute ich nehmen kann, um den Söhnen des Kriegsgottes auszuweichen, von denen ganz Schwaben infeſtiret iſt.

— Bronner iſt über Ihre Empfehlung ſeiner Autobiographie voll Jubels et sublimi sidera vertice ferit.

Daß dies in Rückſicht der J . . . . . iſchen Anzeige des Att. Muſ. nicht auch mein Fall ſeyn kann, davon liegt wohl die Schuld theils an mir ſelbſt, theils an dem Berufe unſeres Freundes, den Knaben ihre Argumente zu korrigiren. Hätte ich in meinem Argument nicht ſo viele Fehler und Unachtſamkeiten begangen, ſo hätte der gute Mann nicht ſo viel zu korrigiren gehabt. Wenn ſie ihm indeſſen gelegentlich ins Ohr ſagen wollen, „daß es an einem paar Beiſpielen von Stellen, wo ich dies oder das beſſer oder zierlicher oder runder hätte geben können und ſollen, für das Publicum genug geweſen wäre, und daß ich es, wie billig, als eine freundſchaftliche Attention

von ihm aufgenommen hätte, wenn er die übrigen errata oder emendanda nur Ihnen und mir sub rosa mitgetheilt hätte", so würden Sie vielleicht nicht übel thun. Und doch, wenn es den wackern Mann etwa glücklicher gemacht hat, Wielanden vor den Augen des ganzen Publicums wie einen Gothaischen Secundaner oder Primaner allenfalls vor sich stehen und ein ganzes in dieser Manier leicht zu centuplirendes Register seiner Sünden gegen die deutsche Sprachrichtigkeit und gegen die Kunst, concinn und elegant zu schreiben, demissis auriculis anhören zu sehen — nun so mög es ihm wohl bekommen, und so sagen wir ihm lieber nichts, das ihm diesen kleinen Genuß verkümmern könnte, zumal da sein Tadel größtentheils sehr wohl gegründet ist und also als eine heilsame Züchtigung Dank verdient. Nur die Publicität der Tatzen (nennt man's in Sachsen auch so?), die er mir in wohlwollender väterlicher Absicht aufgeschmitzt hat, ist es ganz allein, was Fleisch und Blut freilich nicht sehr behagen wollte — transeat! sie sind verschmerzt, und wir wollen uns in unserm nächsten Argument wo möglich besser halten.

Daß ich für alles, was Sie für mich thun, und besonders für das Opfer, so Sie mir bringen, indem Sie dem Merkur und Museum zu Liebe auf Ihre gewöhnliche Sommer- oder Herbstreise verzichten, Ihr unendlicher Schuldner bin, fühle ich tief und mit dankbarstem Herzen, wiewohl ich Sie nicht in jedem meiner Briefe mit dem Ausdruck meines Gefühls behelligen mag. Die Gemüthsruhe, die ich Ihrer Güte und Freundschaft in dieser Rücksicht zu danken habe, macht eine sehr wesentliche Bedingung der Glückseligkeit meines hiesigen Aufenthalts aus. Indessen erlauben doch weder meine häuslichen Ver-

hältniſſe noch meine übrigen Verbindungen, dieſes angenehme aber ganz unthätige Schlaraffenleben bis in den Herbſt zu verlängern, wie gut ſich auch mein animaliſcher Menſch dabei befindet.

Sagen Sie unſerm Freunde Jean Paul, daß mir ſein ſchriftlicher Beſuch eine der ſchönſten Stunden meines Lebens gemacht hat; daß er in meinem Herzen ſeinen Platz unmittelbar über dem Freund Jean-Jacques hat, aber daß ich noch nicht kalt genug bin, was ich von ihm denke und für ihn fühle, ihm mit Worten auszudrücken. Ich freue mich unſäglich auf die Hoffnung, dieſen Winter einige Zeit ſeines perſönlichen Umgangs theilhaftig zu werden, und hoffe zuverſichtlich, der Dämon, der mir verſichert, wir werden uns beide wohl dabei befinden, ſei keiner von den Lügengeiſtern, die der Adonai-Elohim der alten Juden in ſeinen Hofdienſten hatte, und zuweilen, wenn er ihre Könige und Propheten aufs Eis führen wollte, zu employiren kein Bedenken trug.

Was Sie mir ἐν παρόδῳ von den Friede ſtiftenden Bemühungen einer gewiſſen neutralen puissance melden, hat mir ein herzliches Lachen zubereitet. Wer weiß aber, ob der Herr nicht auch diesmal in dem Schwachen mächtig iſt, und selon sa coutume große Dinge durch kleine Mittel wirkt und die ſinkende Welt durch ein minimum potentiae et sapientiae rettet. Die Weſtfranken befinden ſich indeſſen beim Kriege ſo wohl, und unſer Caesar Augustus iſt (wie ein neapolitaniſcher Miniſter dieſer Tage dem Mann Gottes Hans Kaspar*)

*) Lavater.

verſichert hat) auf eine abermalige Campagne im J. 1797 ſo gefaßt und eines wahrſcheinlich glücklichen Ausganges ſo verſichert, daß, nach der Meinung dieſes Staatsmannes (der ein ſehr qualificirter und hellſehender Mann ſein ſoll) rebus sic stantibus noch an keinen Frieden, ſo wie ihn die fünfköpfige Republik haben will, zu gedenken iſt. Eh vogue la galère, tant qu'elle pourra voguer!

Sie preiſen mir die Wohlfeilheit der Lebensmittel in Weimar an und glauben, daß in Z. alles beträchtlich theurer ſei als bei Ihnen. Revenez de cette erreur, mon ami. Es iſt wahr, einige Artikel, als Hühner und Tauben, ſind hier enorm theuer; andere als z. B. Wildpret, Truthühner u. dgl. exiſtiren gar nicht. Dafür aber gilt das Pfund Rindfleiſch à 36 Loth ein paar Pfennige weniger als bei Ihnen; meine ganze hieſige Haushaltung ißt ſich für 2 — drittehalb Groſchen den ganzen Tag an den vortrefflichſten Kirſchen ſatt und die Weimariſche Maaß eines excellenten vin de la côte kommt mich nicht über 10 xr., ſage zehn Kreuzer zu ſtehen! Nichts vom hieſigen Landwein zu ſagen, der weniger als das elende Weimariſche Bier koſtet und in dieſem Lande wie Waſſer getrunken wird. Compensatis compensandis lebt man alſo hier (das Brod ausgenommen) wenig theurer als bei Ihnen, und Sie werden, wenn Sie die Vorzüge des Zuſtandes der Weimaraner vor dem der Tiguriner auf einen haltbaren Grund etabliren wollen, andere locos aufzuſuchen belieben. Doch von allem dieſen ſeiner Zeit coram! Sie ſollen Ihre blauen Wunder hören, wenn dereinſt in unſern traulichen Abendgeſprächen von dem unerſchöpflichen Capitel de felicitate publica in dieſer Republik, worin die Obrigkeit im eigentlichen Wortverſtande väterlich (d. i. wie die

meiſten Väter) regiert, und das Volk keine Steuern noch Gaben zu bezahlen hat, die Rede ſein wird. —

— Unter den Fremdlingen, deren Abzug Sie mir mit einer ziemlich getröſteten Miene verkündigen, ſind doch hoffentlich M . . . und D. V. *) nicht mit begriffen? — Der Letztere macht mir indeſſen unter uns geſagt mit Emendation ſeiner bei näherer Prüfung nur allzu oft einer beſſernden Hand bedürfenden Überſetzung der Göttergeſpräche nicht wenig Mackerei, und es ſollte mich um ſeinet- und meinetwillen nicht verdrießen, wenn ihm Dame Fortuna irgend einen ſeinem Stand und ſeiner Erziehung angemeſſenen Wirkungskreis anweiſen wollte.

Indeſſen iſt Geßner (der etwas leichter zu befriedigen iſt als ich) zu allem willig, und lebt der guten (wiewohl nicht wahrſcheinlichen) Hoffnung, daß die Neugallier gutherzig genug ſein werden, ſich weis machen zu laſſen, daß Witz, Laune und Geſchmack im Original einer Überſetzung (möglich?) ſei, wovon ſie von allen dreien nur ſchwache Spuren finden werden. Ich meines Ortes bleibe bei meinem alten Credo: deutſche Schriften dieſer Art ſind nicht für die Franzoſen, die in allen Gattungen von Producten des Witzes und des Geiſtes uns ſowohl was die Quantität als was die Qualität betrifft, unendlich überlegen ſind. Mit einem Wort, die Opera des Herrn W. **) (die man trotz der prächtigen Ausgaben in 4 u. 8 in Deutſchland ſelbſt in weniger als 25 Jahren nicht mehr leſen wird) ſollten zu ſeiner und Deutſchlands Ehre gar nicht überſetzt werden. Leſe ſie in der Grundſprache, wer will und kann,

*) Wahrſcheinlich Macdonald und Du Vau.

**) Wieland ſelbſt.

und damit basta! Dieſe Wahrheit predige ich ſchon ſeit 24 Jahren; aber die Überſetzer — hungern und die Welt will betrogen ſein. Möchte ſie das doch, wenn das ridicule der ganzen Operation nur nicht am Ende auf mich zurückfiele. — —

— Die Abgeſchiedenheit von der Welt und dem, was in der Welt iſt, worin meine gnädigſte Herzogin und Frau in dem dunſtreichen Tiefurt lebt, geht mir jedesmal ſehr zu Herzen, ſo oft ich hier auf einer von der reinſten Luft umfloſſenen Höhe über den ſpiegelglatten See auf der einen und über das lachende Züricher Thal auf der andern Seite hinſchaue. Die Natur iſt uns zu Weimar freilich nicht ſo günſtig geweſen. Indeſſen bleibt doch gewiß, daß auch bei uns alles ein ganz anderes Anſehn hätte, wenn wir mehr Muth und Thätigkeit beſäßen und, anſtatt uns in dumpfer Indolenz und mismuthigem Ennui ſchlecht zu behelfen, alles Mögliche (und wie viel iſt dem ernſtlichen Willen möglich?) verſuchten und anwendeten, aus dem, was wir haben, Partie zu ziehn. Wenn ich bedenke, wie meine gute Fürſtin in Tiefurt (und ſelbſt in W.) wohnt, und ſehe täglich vor meinen Augen die dicke Witwe eines ehemaligen armen Färbers in einem Hauſe wohnen, welches ſich von außen und innen zu dem Pachterhäuschen der H. zu Tiefurt verhält wie ein Palaſt zu einer Strohhütte: — ſo habe ich aller meiner Weisheit vonnöthen, um nicht mit Arioſt's Roland ein wenig in die Wette zu raſen. Aber das iſt nun einmal das Loos der Fürſten. Aut Caesar aut nihil! — Sich, wie Privatleute, mit dem, was ſie haben, wenigſtens a comfortable life zu verſchaffen, da es nicht zureicht, auf einem glänzenden Fuß damit zu leben, iſt etwas, wovon ſie keinen Begriff haben: und ihnen ſo was zu propo-

niren, kommt ihnen nicht anders vor, als wenn man ihnen zumuthen wollte, lieber auf weißem Töpfergeschirr gut, als auf Silber schlecht zu essen. So ist's nun einmal und wir werden's nicht anders machen. — — Haben Sie die Güte, sowie bisher, der freundschaftliche Conductor aller meiner genuflexiones, Empfehlungen, Grüße und Complimente, da wo jedes respective hingehört, zu sein et iterum iterumque vale.

W.

(Zürich den August 96.*). — Haben Sie abermals tausend Dank für Ihre unermüdete Sorge, mir, so lange ich peregrinire, alle Sorge für den Merkur und d. Att. Mus. abzunehmen. Jene ist um so verdienstlicher, da ich durch die injuriam temporum und anderer guter Gründe wegen mich habe entschließen müssen, dieses Journal, das nun 24 Jahre gedauert hat, mit dem Decbr. dieses Jahres sanft und selig einschlafen zu lassen. — Der Buchhändler ist für einige Jahre in Teutschland erbärmlich paralysirt, und mich wundert nicht, daß sich Freund Göschen kläglich gebärdet; was mich wundern könnte, ist vielmehr, wie er in einem so fatalen Moment noch Muth haben kann, sich, bevor er mit dem alten Geschäfte fertig ist, in neue Entrepriſen von vielen 1000 Thlrn. einzulassen. Ich besorge, er spielt großes Spiel und es sollte mir leid thun, wenn er va tout auf Eine Karte setzte.

Das Evangelium von der Neutralisation der sächs. Lande

---

*) Das Datum fehlt. Die Orthographie Deutschld. und T. u. s. w wechselt oft.

(Weimar iſt doch hoffentlich auch darin begriffen?) hat uns in Ihrem Briefe überſchwängliche Freude gemacht. Gebe der Himmel, daß ſie nicht wieder zu Waſſer werde! Sonſt ſind die politiſchen Nachrichten, die aus der Ferne zu Ihnen und von Ihnen zu uns kommen, nicht immer die zuverläſſigſten. Freilich wendet ſich aber auch das Blatt binnen wenigen Tagen dergeſtalt, daß der folminato (wie neulich Buonap.) plötzlich wieder folminante wird. Daß die Bayern nicht zu den Fr., ſondern zu den Oeſtreichern geſtoßen und unter den Befehlen eines kaiſerlichen Generals ſtehn, ſagen und beſtätigen uns alle Zeitungen. Was iſt alſo wahr?

In quemcunque casum rufen mich mächtige Stimmen nach W. zurück. — — Sollten Sie glauben, daß ich mich, ungeachtet mir hier der Aufenthalt von 3 Monaten wie ein Morgentraum vorübergeſchlüpft iſt, recht herzlich wieder nach W. und Tiefurt ſehne? Das Erwarten der Dinge, die da kommen ſollen, iſt das Einzige, was einen Tropfen Bitterkeit in den Freudenkelch des Wiederſehens miſcht. Ich bin aber doch voll guter Erwartungen und Ahnungen. Haben die Unſterblichen was Anderes über uns beſchloſſen, nun ſo ſoll, nach Vater Epiktet's weiſer Lehre, ihr Wille auch der meinige ſein.

Ich habe nur Augenblicke zum Schreiben und verſpare alles auf den Tag des Wiederſehens, der uns nun mit jeder aufgehenden Sonne näher kommt. Das wird uns ein ſeliger Tag ſein — wenn er nur nicht durch die Stunde des Abſchieds ſo theuer erkauft würde! — —

(Ex Osmandino 7. Juli 97.) — Für Ihre thätige Verwendung, meinem Sohn den mir so schätzbaren Vortheil, ein Commensal eines so interessanten Mannes, wie Dr. Hufeland ist, zu werden, zu verschaffen, meinen herzlichsten Dank. —

Den Jubelsenior habe ich mit ungefähr eben dem Vergnügen, Interesse, Wohlgefallen und Ärger gelesen wie die Hundspostage und den Armenadvocaten. Er würde mich stärker amusirt haben, wenn er mich weniger amusirt hätte, und hätte mich mehr amusirt, wenn er durch den unbegreiflichen Leichtsinn, womit er von den sublimsten Gedanken und rührendsten Gefühlen in die Hanswurst- und Sepperles-Laune übergeht, meine Galle nicht so oft reizte. Verschaffen Sie mir nun auch sein Campanerthal, und dann will ich mich — ich gelobe es Ihnen bei allen Grazien — sogleich in unmittelbare Correspondenz mit dem miraculosen Menschen setzen und ihn zu mir einladen, wiewol ich riskire, daß er meinem Louis, der ohnedies ganz in ihn geschossen ist, den Kopf vollends verrücke. — Für den letzten Merkur danke ich Ihnen gar sehr. Sie sind ein wahrer Wunderthäter; denn seitdem Sie in meinem Namen und in animam meam Herausgeber des Mercurs sind, haben Sie mich dahin gebracht, daß ich jedes Monatsstück vom Anfang bis zum Ende durchlese, was ehedem wol in vielen Jahren nicht begegnet ist. — Passirt nichts Neues in der Residenz? — Hier haben wir herrliches Wetter für Alles, was vegetiret und also auch für Ihren W. Vale.

(Den 14. Juli 97.) Hier, lieber Freund, die Zeitungen, der Brief von M. Donald und das novum opus unsers

Θαυμασιον. — Was ſoll ich Ihnen von dem letztern ſagen? Ich bin ſchon zu alt, um ſolche lautitias con gusto zu genießen; ſie kommen mir ſchal, inſipid, froſtig und, sit venia verbo, läppiſch vor — und da ſie das Alles nicht ſein können, ſo iſt klar, daß die Schuld an einem Defect meiner Organe liegt. Q. E. D.

Das dem Herrn G. R. v. Goethe fehlende Exemplar des 2ten Stückes des Muſeums ſoll mit nächſter Gelegenheit in die Stadt geſchafft werden.

Für den Merkur kann ich itzt nichts machen; denn ich bin in dem Ariſtophanes abſorbirt, und alle Zeit, die er mir übrig läßt, bringe ich im Garten, veterum libris, somno et inertibus horis zu. Dagegen iſt doch nichts zu ſagen, nicht wahr? Wir müſſen uns bald ſprechen; folglich muß entweder der Profet zum Berg oder der Berg zum Profeten kommen. Vale. T. J. W.

(O. den 10. Nov. 97.) Ich bin in dieſen vergangenen Tagen fleißig geweſen, l. B., und rathen Sie, was ich gethan habe? — Wie bei mir immer Alles durch Inſpirazion ging, ſo kam mir auch vor 6—7 Tagen der Einfall, die Ritter des Ariſtofanes vollends zu überſetzen — und dieſen Augenblick ſchrieb ich den letzten Vers nieder. Ich werde alſo dieſe Komödie im erſten Hefte des 2. Bandes des Att. Muſ. ganz geben können, was im Grunde doch weit beſſer iſt, als wenn ich ſie zerſtückt hätte. — Nur verliere ich dadurch ungern den Vortheil, etwas von Ihnen in dieſem Hefte auftiſchen zu

können. Deſto willkommner wird mir Alles ſein, was Sie mir für den 2ten Heft mittheilen wollen.

Es iſt ſehr unglücklich für mich, daß ich um meinen Bergeriſchen Ariſtofanes in 4. gekommen ſein ſoll, ohne zu wiſſen wie. Daß ich ihn einmal dem Hrn. Falke geliehen habe, weiß ich recht gut — aber was hernach aus ihm geworden iſt, nicht. Hr. Lütkemüller — pro more, solus nescit omnia. — Es ſei nun aber damit wie ihm will, ich muß einen Ariſtofanes mit Scholien haben, und conjurire alſo Ew. Liebden per omnes Venères Gratiasque, mir einen zu verſchaffen, komme er her, wo er wolle. Auch werde ich, ohne des Pollux onomast. und den Hesychius eigen zu beſitzen, nicht lange mehr ausdauern können. Alſo Sancte Böttigere, nicht ora ſondern cura pro nobis!

Meine gutlaunige alte Geſellſchaftsdame will nicht länger bleiben, und da ſie bald wiederzukommen verſpricht, ſo muß ich ihr ſchon nachgeben. Ich werde ſie alſo durch ein in Weimar zu beſtellendes Gefährt meis expensis (wie ſich von ſelbſt verſteht) zurücktransportiren laſſen, und zwar nächſtkommenden Sonntag als den 12. huj., welches da ſein wird d. 22. p. Trin. Da nun hier einer von den beiden Fällen eintritt, wovon ich Ihnen letzthin ſchrieb, ſo gelanget und ergehet an Eure Spectabilität mein gehorſamſtes und unterdienſtliches Bitten:

1) mir den Ritterdienſt zu erweiſen und auf beſagten Sonntag eine weimariſche Chaiſe mit den dazu gehörigen vierhufigen Lebendigen meo nomine in Beſchlag zu nehmen und beſtellen zu laſſen,
2) in eben dieſer Chaiſe an ebenbemeldetem Tage des Herrn (die Kirche für diesmal ſchwänzend) bei guter

Tageszeit herauszufahren, mit uns das Brod zu brechen und gegen Abend ſodann die Dame Adjunctuſſin unter Ihren Flügeln nach Hauſe zu bringen. Die Partie mit Hrn. Falke u. Comp. bleibt indeſſen auf ein andermal ausgeſetzt. — Das Wetter ſcheint günſtig zu werden, der ſtrahlenbekränzte Mithras blickt uns wieder allergnädigſt an und der Barometer ſteht auf 18 Zoll. Sie werden alſo ſo ſchönes Wetter haben, als man's im November nur wünſchen kann, und ich rechne darauf: Sie kommen!

Sollten Sie aber, durch göttl. Verhängniß, irgend ein unüberwindliches Hinderniß anzuführen haben („einen Löwen auf dem Wege" laß' ich nicht gelten), ſo haben Sie die Güte, mich deſſen ehebaldigſt zu berichten.

Da ich Ew. Liebden alſo (mit Winny Jenkins zu reden) bald mündlich ſehen werde, ſo bleibt Alles bis dahin ausgeſetzt. Your loving friend W.

P. S. Meine Gemahlin hat immer mehr Courage als ich. Ich hätte es nicht gewagt, die Ihrige auf unſere bloße ſonntägige Hausmannskoſt einzuladen. Aber Dame Wieland meint, Dame Böttiger habe wol ſo viel Freundſchaft für ſie, auch mit dem Wenigen und einem freundlichen Geſicht für lieb zu nehmen. Ich ſoll alſo Ihre Fr. Gem. Namens meines ſämmtlichen Gynaecaeons freundſchaftlichſt einladen und bitten, daß ſie ſo gefällig ſein möchte, Ew. Edlen zu uns zu begleiten. Nebenher geſchähe wol, wie ich merke, auch der Dame Adjunctus ein Liebesdienſt dadurch, da es doch natürlich iſt, daß man ſich, wie groß auch das Vertrauen auf eigne Tugend ſein mag, in ihrem grünen Alter nicht gern einer Mannsper-

ſon in einem bedeckten Wagen entre chien et loup allein anvertraut.

(D. den 19. Dec. 97.) Soeben, l. B., bin ich mit dem letzten Verſe der Wolken fertig. — Es thut freilich viel, wenn man mit Luſt und Lieb an etwas arbeitet; aber gewiß hat auch meine Abgeſchiedenheit in Osmanſtädt und die ſtolze Ruhe und ungeſtörte Muße, die mich ſo ganz von mir ſelbſt und meiner Zeit Meiſter ſein läßt, viel dazu beigetragen, daß ich mit dieſem gewiß nicht leichten literariſchen Abenteuer in ſo kurzer Zeit zu Stande gekommen bin. Ich fing den 23. Nov. an, und war 19. Dec. Vormittags um 10 Uhr fertig. — Fertig, d. h. bis auf den Hammer und die Feile, welche beide wol noch viel zu thun finden werden. Von den übrigen Zuthaten nicht zu gedenken, ohne welche für die Mehrheit der Leſer die Hälfte der Venerum gratiarumque, wovon dieſes Stück wimmelt, verloren wäre. Und wie viel geht ſchon für uns, die wir wenigſtens nicht ganz ἀμύητοι in dieſen Myſterien ſind, verloren! Ihr Freund Jacobs hat nur zu ſehr Recht, und der Teufel muß einem Allemannier in den Leib gefahren ſein, der ſich im Jahre 2225 nach der Ariſtofaniſchen Wolken Geburt einfallen läßt, ein ſo leichtes und ſchon halb verſchwebtes Luftgebilde noch feſt genug halten zu wollen, um den Liebhabern der alten Kunſt unter ſeinem Volke einen — Holzſchnitt davon zum Beſten zu geben.

Übrigens wäre es undankbar, wenn ich nicht geſtünde, daß mir die poſſirliche — Überſetzung oder Traveſtirung von unſerm ebenſo witz- und launevollen als gelehrten Freund S. viel dazu geholfen hat, mit meiner Interpretazion, ſo verſchieden ſie

auch von der seinigen zu sein scheint, leichter und bälder fertig zu werden; denn er hat mir öfters zu der expression unique und zu dem einzig schicklichen Wort geholfen, welches ich, ohne ihn, entweder gar nicht oder mit weit größerer Mühe gefunden hätte; auch in manchem Fall, wo mir sein possirlicher Ausdruck, wiewol mir nicht brauchbar, dennoch auf die Spur der Wendung half, die sich für meine Manier am besten schickte. Also Ehre dem Ehre gebührt und übrigens Soli Deo gloria!

Sobald ich mit der Abschrift fertig bin und das Ganze noch einmal überarbeitet habe, sollen Sie es zur Durchsicht und zu allen den aristarchischen Liebesdiensten, die ich mir von Ihrer Freundschaft verspreche, zugeschickt erhalten. — —

(Ex Osmandino 11. Febr. 98 bei einem sehr ungestümen Winde.) Ich würde mich nicht enthalten können, mein unschätzbarer Freund, Sie um Ihre Correspondenz zu beneiden, wenn Sie nicht die Güte hätten, mich, wiewol unverdienter Weise, die Früchte derselben mitgenießen zu lassen. Mein Verhältniß zu Ihnen ist in diesem Stücke das wenig Ehrenfeste eines bloßen Verzehrers oder bloßen Genießers zu einem rastlos thätigen Producenten; aber, da es nun einmal so ist und nicht anders sein kann, warum sollte ich nicht, ohne viel über meine Würdigkeit zu grübeln, auch diese *Χαριν παρα των θεων* unter so vielen andern unverdienten, die mir im Laufe des Lebens zu Theil geworden sind, mit Danksagung annehmen?

Ihr Freund Jacobs ist ein höchst liebenswürdiges Männchen und schreibt deliciöse Briefe. Sein Beifall thut mir wohl

und muntert mich auf, ihn immer mehr zu rechtfertigen. Mögen die Grazien, deren Tempel Plato in Aristofanes Seele geſetzt haben ſoll, ihr Gedeihen dazu geben. —

Noch wenige Sterbliche haben ſich meines Herzens ſo ganz bemächtigt als Macdonald. Jede Zeile, die ich von ihm zu leſen bekomme, ſenkt ihn tiefer darin ein. Alle ſeine Grundſätze und Gefühle, ſeine ganze Vorſtellungsart, kurz alle ſeine virtutes animi ſind entweder auch die meinigen, oder ich wünſchte doch, ihm darin ähnlich zu ſein, beſonders in dieſer ſich immer gleichen σωφροσυνη, die zugleich neben dem wärmſten Herzen und einem Geiſt voll Energie in ihm beſteht und den weſentlichſten Zug ſeines Charakters macht. Ich kann Ihnen mit Wahrheit ſagen, l. B., daß dieſer edle junge Mann ein Stück meines Herzens mit ſich nimmt, wenn er nach England zurückkehrt. Möge es ihm in ſeinem Vaterlande ſo wohl ergehen, als ich es wünſche. Sollte aber, wider beſſer Verhoffen, Großbritannien durch eine Revoluzion, die durch alle Mittel, wodurch man ſie verhindern will, nur beſchleunigt zu werden ſcheint, ein Schauplatz von Greueln der Verwüſtung werden, wo den beſten Menſchen nichts Anderes übrig bleibt, als (wie das Weib in der Offenbarung Johannis) in die Wüſte zu fliehen, ſo bitte ich ihn auf dieſen Fall an Osmanſtädt zu denken und zu glauben, daß, wofern er in der Wahl eines asylums mir den Vorzug geben wollte, Er mich zum glücklichſten aller Menſchen machen würde. Wir wollen hoffen, daß der gute Genius Britanniens es nicht zu ſolchen Extremitäten kommen laſſen werde: aber, wenn ich wüßte, daß es ein Mittel wäre, mir wenigſtens auf ein paar Jahre unſern Macdonald zum Geſellſchafter und Commenſalen zu geben, ſo bedürfte ich aller mei-

ner Tugend, um mich des Wunſches zu enthalten, daß der Tag der Rache, den die große Nemeſis den Briten über lang und kurz auf den Nacken ſchicken wird, noch in meine Lebenszeit fallen und nicht lange ausbleiben möchte.

Es iſt zum Bewundern, wie richtig unſer lieber Caledonier (Macd.) den guten armen Kuhſchnappler Gräter in ſo wenig Stunden ausfindig gemacht hat. Was er Ihnen von dieſem breiherzigen, durch den reichsſtädtiſchen Kakodämon übel geplagten und verkröpelten jungen Mann ſchreibt, iſt wie aus meiner Seele geſchrieben.

Da unſers Knebel's Schickſal nun einmal entſchieden iſt, ſo wollen wir unitis viribus darauf bedacht ſein, ihn, ſo viel an uns iſt, immer in der Stimmung zu erhalten, worin er ſein muß, um ſich glücklich zu fühlen — und alſo förderſamſt die Sache ſelber von der beſten Seite anſehen. Ich bin ſeiner nunmehrigen Frau *) immer gut geweſen, und wenn ſie ihr Möglichſtes thut, ihm Freude zu machen, ſich in ſeine Launen zu fügen, ihm ſeine Grillen wegzuſingen oder — wenn es ihmge müthlicher iſt — wegzuküſſen —, kurz, wenn ſie ganz für ihn lebt und auch nur halbweg ſo iſt, wie ich ſie gern haben möchte, ſo will ich ſie wie meine Schweſter lieben; und ſo ſind auch alle meine Frauenzimmerchen geſinnt. Ich wünſche und hoffe, daß er uns mit ihr um die Roſen- und Kirſchenzeit in unſrer kleinen Inſel Barataria beſuchen möge; die

*) Das oben ſchon vorkommende Rudelchen (Luiſe von Rudorf aus Berlin, vorher Kammerſängerin am Weim. Hofe und beſondere Günſtling der H. Amalie). S. Knebel's liter. Nachlaß v. B. v. Enſe und Th. Mundt. Lpz. 1835. I., S. XLIX.

Zeit ſoll ihnen, wenn ſie ſonſt vorlieb nehmen mögen, gewiß nicht lang bei uns werden.

(D. den 16. Febr. 1798.) Hier, l. B., die zu gebührendem Danke mitgetheilten Briefe des wackern Bürgers Millin, und ein für ihn von mir geſchriebenes Blatt, worin ich ihm ein Compliment, ſo gut als ich's in der Eile haben konnte, in unſerer mann- und kernhaften, wiewohl etwas ſchwerfälligen Mutterſprache entgegen wiehere. Ich hätte es freilich mit weniger Mühe ins Gallo-fränkiſche oder Franko-galliſche überſetzen können; wenn Sie aber glauben, daß eine ſolche Condescendenz unſerer Dignität zu viel vergeben würde, ſo mag es um ſo mehr beim Deutſchen bleiben, da die Rolle, die unſere Reichsdeputazion dermalen zu Raſtadt ſpielt, wirklich ſo vornehm und impoſant iſt, daß ſie billig von jedem deutſchen Patrioten, der mit einem franzöſiſchen Bürger was zu ſchaffen hat, zum Muſter genommen werden ſoll. Nichts kann in der That luſtiger ſeyn, als groß und vornehm thun, wenn man ſich bewußt iſt, daß man bei der erſten ſauern Miene, die der Andere macht, unverzüglich zum Kreuz kriechen muß. Vid. die jämmerlich poſſirliche Farce, die in dieſen letzten 14 Tagen die Herren Nobili di Berna dem ganzen Europa zu geben geruht haben. Die Pantaloni! Im Grunde ärgert's mich, daß dem vermaledeyeten Triumvirat zu Paris alle ſeine avanien ſo von ſtatten gehen ſollen; aber mit den großen Prahlern, die ſo ſchlechte Fechter ſind, kann ich kein Mitleiden haben. — —

Ich bin ſchon wieder mit einem Dialogus zwiſchen Wilibald und Heribert niedergekommen, wobei ich dem holden

Directoire einige harte Pillen zu verſchlucken gebe; alles in der Hoffnung, daß das Regiment dieſer Hundefüchſe nicht mehr lange dauern werde — und, widrigenfalls, daß ſie meine Dialogen nicht leſen werden. Daß doch ein Menſch nicht in ſeinem Osmandino in heiler Haut ſchlafen, ſeinen Pudding eſſen und ſein Maul halten kann! — Das Geſcheideſte wäre es am Ende doch! —

Man muß auf dem Lande leben, um dahinter zu kommen, was die wahre Religion iſt. Die Sonne, Freund, die Sonne iſt der ἀληθινος Θεος, von dem uns alles Gute, alle Freude am Leben, Licht und Wärme, Geiſt und Kraft, gute Laune, Witz und Verſtand, kurz Alles, was das Leben zum Leben macht, aus der erſten Quelle zufließt. Wie andächtig rufe ich ſie itzt alle Morgen, wiewol vergeblich, an, uns ihr allerquickendes Antlitz einmal wieder leuchten zu laſſen; wie willig wollt' ich ihr ſogar meine ſchöne weiße Kuh mit dem prächtigen Hirſchkopf opfern, wenn ich hoffen könnte, ſie uns dadurch wieder gnädig zu machen! Sie haben keine Idee von der Abgötterei, die ich mit ihr treiben, von dem Fanatismus, womit ich vor ihr zur Erde anbeten werde, wenn ſie ſich endlich erbitten laſſen wird, wieder zu ſcheinen und ihren ätheriſchen Zeugungsgeiſt ſtrom- und fluthenweis in den lechzenden Schoos der guten alten, ſo lange verwitweten Mutter Erde zu ſchütten. — In guter Proſa: ich bin des zeitherigen Wetters herzlich überdrüßig und es iſt ein wahres Glück für mich, daß ich zu viel zu thun habe, um Zeit zur Langeweile zu haben. Denn für einen ganz müßigen Menſchen hätten wir itzt wahres Hängewetter.

(D. den 24. April 1798.) Die Götter wollen nicht, daß mir die Anwesenheit unseres Roscius *) diesmahl zu Gute komme. Allem Anscheine nach haben wir Schnee zu erwarten. — — Ich habe den ganzen Tag immer mit einer wunderlichen Art von Schlafsucht zu kämpfen, die mich mir selbst lästig und zu aller Gesellschaft, am meisten zu der mit Göttern, Göttinnen, Heroen und Heroinen, ganz untauglich macht. Ich sehe mich also wider Willen mit Hausarrest belegt. Übrigens ergebe ich mich mit aller einem weisen Manne geziemenden Gelassenheit, und tröste mich, wenn mich etwa ein Anstoß von übler Laune befallen will, mit Ludwig XVIII., Pius VI., dem Doge von Venedig, dem Schultheiß Steiger von Bern, und dem Bürgermeister Junker Wyß von Zürich, denen allen die Kakodämonen noch um ein gutes Theil ärger mitspielen als mir. — —

Unsern lieben Falks sagen Sie, ich beschwöre Sie, recht viel Freundliches in meinem Namen — Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich durch die wahrhaft kindliche Liebe, die mir dieses in seiner Art vielleicht einzige Paar bei meiner letzten Anwesenheit auf die liebenswürdigste und meinem Herzen wohlthätigste Weise erwiesen hat, gerührt bin. Ich kenne, dünkt mich, außer meinem Geßner und seiner Lotte, kein anderes Paar, bei dem es mir so eigentlich zu Muth ist, als ob sie meine Kinder wären, als Falk und seine Frau. Ich hoffe hiermit Alles gesagt zu haben et n'ai plus rien à dire. Für meinen theuern Böttiger bleibt kein anderer Platz an und in

*) Iffland.

meinem Herzen als der eines jüngern Bruders, und ich hoffe, er nimmt damit für lieb. Adio. W.

(Oßmanſtädt d. 10. Jul. 1798.) Sie erhalten hier den von Ihrem Freunde Jacobs verlangten 5. Band von Villebrune's Athenäus. Das Penſum, ſo er ſich für das nächſte Heft d. Att. M. erwählt, iſt von einer Art, daß er vielleicht der Einzige iſt, dem die Attiſchen Grazien hold genug ſind, um ihm ihren Beiſtand bei einem Werke, das eine ſo zarte und leichte Hand erfodert, nicht zu verſagen. Ich ſelbſt bin zu alt, um mich an ein ſolches Abenteuer zu wagen, aber Dank ſey den Göttern nicht alt genug, um mich nicht ſchon im Voraus auf das Vergnügen zu freuen, das ich mir von der Arbeit eines zugleich ſo gelahrten und ſo geſchmackvollen arbitri elegantiarum verſpreche *). — — Mir, der im Chor der Filellenen ohngefähr das iſt, was Saul unter den Profeten, kommt es zu, beſcheiden zu ſeyn; auch, hoffe ich, bin ich es und halte mich (wie Jungfer Jenkins im Humphrey Klinker ſagt) in meinem Schranke.

Ich begreife nicht recht, warum manche wackere Leute nicht in heiler Haut ſchlafen können. Leider gehört auch unſer Freund Falk in dieſe Kategorie. Gebe der Himmel, daß er ſich das, was ich ihm neulich bei Gelegenheit ſeiner Verſündigung an der heil. Katharina zu Gemüthe führte, geſagt ſeyn laſſen möge. Möchte er doch die Leute, qui possunt pro-

---

*) Ich glaube im Sinne des auch von mir verehrten Mannes zu handeln, wenn ich die noch weiter folgenden Lobeserhebungen, die W. ihm ſpendet, auslaſſe. Übrigens ſcheint nach einem Briefe von J. an B. die Arbeit über die Hetären gemeint zu ſein.

scribere, in Ruhe lassen, und seine satirische Laune mit Horazischer und Lucianischer Amönität und Genialität an den Kantianern, an dem grammatischen Höllenrichter Campe und Consorten und allenfalls an dem neuen antijakobinischen Orden auslassen, der sich in Riga formirt haben soll, und, wie Merkel meint, nicht ernsthaft angegriffen, sondern mit Aristofanischer Lauge gewaschen werden sollte. Ridendo dicere verum quis vetat? Hingegen bin ich gewiß, daß die Juvenalische Galle unter keinen Umständen Gutes stiftet und, über lang und kurz, gewöhnlich dem Ehrenmanne, der sich von ihr dominiren läßt, verderblich wird. Ich sollte denken, Lucian wäre Falk's ganzer Individualität weit analoger als der zornmüthige, griesgramige Isegrim Juvenal; und wenn er eine Zeit lang nichts als Lucian läse, so lange bis er ganz und gar durch und durch von ihm inficirt wäre, er könnte kaum etwas Besseres thun, und es würden ihm dann ganz neue Lichter aufgehen. —

— Ich wünsche sehr, daß Sie mir wieder einmal einen Tag schenken möchten, auch stelle ich es gänzlich in Ihre Willkür, ob Sie lieber mit Ihrer l. Gemahlin allein bei uns seyn, oder ein paar umbras mitbringen wollen, allenfalls den Freund Merkel, wenn er Lust hat ꝛc. — —

(Am Pfingstmontage 98.) Der heil. Geist hat sich diesmal weder, wie Ew. Liebden geweissagt, in einem lieblichen Ozean von Sonnenstrahlen, noch in Sturm und feurigen Zungen, sondern in einem milden Regen auf uns herunter gelassen. — —

— Die Gräflich Borchische Überſetzung des Oberon (die 2. franzöſiſche, die in gereimten achtzeiligen Stanzen in die Welt getreten) iſt ein wahres Zeichen der Zeit. Wenn Oberon nicht zu ſeinem Glücke ein unſterbliches Weſen wäre, ſo würde er unter der Operazion, die dieſes hochgräfliche membre de plusieurs académies an ihm verrichtet hat, ohne alle Gnade den Geiſt aufgegeben haben. Ein ſo jämmerliches opus iſt mir noch nicht vor die Augen gekommen. Die erſte Überſetzung iſt golden gegen dieſe barbariſche Misgeburt.

Da Sie das Athenäum noch nicht reclamirt haben, ſo habe ich daraus vermuthet, ich dürfte es noch einige Tage, zur Nahrung und Stärkung meiner Seele an dem Blüthenſtaube des Hrn. Novalis, zurückbehalten. Dieſes Athenäum iſt eine merkwürdige Erſcheinung, und die beiden Dioskuren (Jupitersbuben nach Hrn. Heinſens Überſetzung) ſcheinen eine große Rolle in der literariſchen Welt des 19. Jahrh. ſpielen zu wollen. In der That ſind ſie durch ihre Fähigkeiten zu keiner ſo ſubalternen beſtimmt, wie ſie pro tempore unter der Fahne „des zeitigen wahren Statthalters des poetiſchen Geiſtes auf Erden" (S. 103) ſpielen; indeſſen, wenn ſie es noch eine Zeit lang ſo treiben, wie in dieſem Athenäo, ſo werden ſie doch nichts als Irrwiſche ſeyn, und nicht lucida sidera, wie ächten Dioskuren gebührt. Sie werden unter dieſem Blüthenſtaube hier und da wirklich prächtige Dinge finden — aber auch ſo poſſierliche Fratzen, Contorſionen und Affenſprünge des verſchrobenſten, poetiſch filoſofiſchen Aftergenies, daß man ſeine Luſt daran ſieht. Der Fichte'ſche Samen fängt an in ſeltſam neuen Wundergeſtalten aufzugehn; die Leute ſehen Geſichte und reden mit neuen Zungen, und wiewohl nicht Jeder

(Parther, Meder, Elamiter) u. ſ. w. ſeine Sprache in der Ihrigen hört, ſo kann doch wenigſtens in dieſe hohlen Formen und leeren Schachteln Jeder hineinthun, was er will.

In den Überſetzungen des großen Hermesianax, Kallimachus etc. ſind die Herrn W. u. F. noch mehr als Voß; Undeutſcheres und Widerlicheres iſt mir noch nicht vorgekommen; und doch ſollen die Leſer durch den ſeltſamen Senf, den dieſe Sudelköche in poetiſcher Proſa darüber hergießen, ſich weißmachen laſſen, ſie hätten in ihrem Leben kein ſo wundervolles Kunſtwerk geſehen als das Fragment des H: Avez vous lu Hermesianax — Non — En ce cas vous n'avez rien lu, il faut lire Hermesianax, mon ami. Voilà le pendant au Baruc (zum Baruch) du vieux fablier la Fontaine. Verzeihen Sie, ich fange unfreiwillig an, ebenfalls mit Zungen zu reden. Die Art, wie mit unſerm modernen Lafontaine verfahren wird, dünkt mich ungerecht, ungezogen, ſykofantiſch; denn es liegt blos an Hrn. — ſo kann er mit Wilhelm Meiſter ebenſo umſpringen wie mit St.-Julien und Flamming ꝛc. Es iſt nichts in der Welt, das man in dieſer willkürlichen Manier nicht perſifliren könnte. — Das beſte und beiweitem das beſte Stück in dieſem anmaßlichen Athenäon dünkt mich das grammatiſche Geſpräch, worin viele wahre und feine Bemerkungen, viel Witz und Sprachkenntniſſe mit ziemlicher Urbanität verbunden dem Leſer günſtige Erwartungen von dem Werke geben, wozu ſie das Portal ſind. — Was wohl Klopſtock von dieſem neuen Meteor überhaupt ſagen mag? und ob er wohl große Luſt hat, den von den Herren Gebbr. S. neu creirten „Statthalter des heil. poetiſchen Geiſtes auf Erden" für den

Wahren zu erkennen und ihm als ſolchem den Eid der Suprematie zu ſchwören?

Die Herren haben die Miene, als ob ſie uns noch viel zu lachen geben, wiewohl mitunter auch zuweilen unſere Galle in Bewegung ſetzen würden. Man muß Eins ins Andere rechnen, und ſie machen laſſen, was ſie wollen. Was gut iſt, bleibt, das Übrige wird wie Spreu verfliegen und keine Spur hinter ſich laſſen. Wer ſich am ſchlimmſten bei der Sache befinden wird, wird wahrſcheinlich Hr. Vieweg d. ä. ſeyn. Denn es iſt ſchwer zu begreifen, daß die Contenta des erſten Stücks Intereſſe genug für viele Leſer haben könnten, und mit wenigen Käufern wird ihm nicht gedient ſeyn. Indeß iſt's doch ſehr möglich, daß der Neologismus in Gedanken u. Ausdrucke, der beſonders den Blüthenſtaub und das äſthetiſche Gewäſche über Hermeſianax u. Comp. auszeichnet, in dem Jüdiſchen Damenzirkel in Berlin und unter unſerer zum reinen Ich emporſtrebenden Jugend überhaupt Bewunderer finde, die dem übrigen servo pecori eine Zeit lang imponiren. — Weil ich die ausgezeichneten Masken gern kennen mag, ſo wünſchte ich wohl, daß Sie erfahren könnten, wer der mit Zungen redende Novalis iſt?

Ich höre, daß die quondam ſo berühmte und von mir ſelbſt ſo höchlich goutirte Zauberinſel (Shakespeares tempest von Einſiedel und Gotter umgebildet) ſchon zweimal gegeben worden, ohne daß ich etwas davon wußte. Ich wünſchte ſehr ſie zu hören, um von meinen eigenen auriculis belehrt zu werden, ob die Muſik denn ſo gar deteſtabel, oder vielmehr ſo ganz ſchaal, unbedeutend und ungefällig iſt, als man ſagt.

Die Weltangelegenheiten werden immer räthselhafter, weil es unter allen großen und kleinen puissancen keine ehrlich mit der andern meint. Vor der Weltklugheit des französischen Triumvirates habe ich immer größern Respect; — — wenn die Herren nur ein wenig honetter wären, so müßte man sich um ihres Verstandes und scavoir faire willen mit ihnen aussöhnen.

Leben Sie wohl o caro! usque ad mortem — nur nicht crucis, wenn's seyn kann. Gz der Ihrige W.

(Osmanst. d. 23. Juli 1798.) Diesmal mein nachsichtsvoller Freund erscheine ich vor Ihnen mit 2 Bitten.

Die erste ist, mir die beste aller Ausgaben des Diogenes Laërtius anzuzeigen, damit ich mir solche durch die Schäfer'sche Buchhandlung in Leipzig verschaffen könne. Die zweite ist leider von keiner so honetten Art, und ich begreife kaum, wie ich sie ohne Schaamröthe werde vorbringen können; oder vielmehr ich fühle bis in die Fingerspitzen, daß man naviter impudens seyn muß, um nur einem solchen Wunsch einen Augenblick Gehör zu geben, geschweige ihn gar laut werden zu lassen. Und doch, da ich einmal so viel gesagt habe, muß er schon vollends heraus, und dies um so viel mehr, da — ein kaum zu hoffendes Ja mir zwar große Freude machen würde, aber gleichwohl auch ein kurzes derbes Nein! wenigstens nöthig ist, das Gleichgewicht zwischen meiner concupiscibeln und rationalen Seele wieder herzustellen.

Ich bekenne also hiermit, mit zwei gelben Wachskerzen in den Händen vor Gott und Ew. Ehrwürden: daß mich

ſchon ſeit geraumer Zeit, dem 10ten der Gebote Moſis ſchnurſtracks zuwider, zwar nicht nach meines Nächſten Weib, noch Knecht, noch Magd, noch Ochſen, noch Eſel ꝛc. ꝛc. ꝛc., aber leider! deſto lebhafter, ſtärker und unbezwingbarer nach meines Nächſten und vielgeliebten Freundes prächtigem Küſter'ſchen Ariſtofanes gelüſtet. — Ich verſchone Ihre Geduld mit einer umſtändlichen Darſtellung des ſchweren Kampfes, den es mich gekoſtet hat, bis ich endlich, wie Sie ſehen, von dem Verſucher dahin gebracht worden bin, Ihnen dieſe böſe Luſt zu geſtehen und (auf den höchſt unwahrſcheinlichen Fall, daß es Ihnen wo nicht völlig gleichgültig wäre, doch keine große Überwindung koſtete, ſich von dieſem ſchönen Möbel Ihres gelehrten Cabinets zu trennen) Sie zu bitten, mir ſolches quovis pretio zu cediren. Doch, da ich nicht hoffen kann, daß dies der Fall ſeyn werde, ſo ſuppeditirt Ihnen vielleicht mein guter Genius einen andern Weg, mich noch vor Winters Anfang in den Beſitz eines Exemplars von eben dieſer Ausgabe zu ſetzen; und ſo wäre mir geholfen, ohne daß es Sie irgend ein Opfer koſtete.

Mich verlangt ſehr nach Gewißheit über das Schickſal der zwei mächtigſten und wichtigſten itzt lebenden Sterblichen, Pitt's und Buonaparte's. Es ſollte mich ſehr verdrießen, wenn mein Genius, der mir das Leben des Erſtern und die Freyheit des Andern' zugeſichert hat, mich diesmal gegen ſeine Gewohnheit angeführt hätte.

(D. den 4. Aug. 1798.) Sie müſſen, mein lieber Freund und Bruder im Ariſtofanes, Merkel's kleines Buch (das hier mit Dank zurückkommt) nur in einer zerſtreuten Viertel-

ſtunde durchblättert haben, um mir ſchreiben zu können: „es werde mir vielleicht um einiger Schilderungen willen nicht ganz misfallen.“ O ihr Filologen und Polyhiſtoren, auch Hof- und Weltmänner, wie kann ich mich zurückhalten, Euch nicht ein wenig rauh anzulaſſen! Dieſes ſogenannte Zwittergeſchöpf hat nur einen einzigen Flecken und der iſt das ſchändliche, läſterliche nos haec novimus esse nihil. Das kann man mit Wahrheit von Myriaden hochgelehrter Folianten und Quartanten ſagen, die alle, was den innern wahren Werth betrifft, von dieſem kleinen dünnleibigen Zwittergeſchöpf bis an den Wagebalken hinaufgezogen werden. Merkel hat noch nichts gemacht, das in jeder Betrachtung dieſem deliciöſen Werkchen gleich käme, und wird ſchwerlich in ſeinem ganzen Leben etwas Beſſeres machen. Wie kann man doch aus falſcher Schaam vor den hochgelahrten Herren ein ſo albernes, ein ſo übel paſſendes, in die lieblichſte Harmonie von Verſtand, Einbildungskraft und Herz ſo widerlich mistönend hineinkrächzendes Motto auf ein ſolches Werkchen ſetzen? Ich ſage Ihnen und Hrn. Merkel (der den heiligen Geiſt an dieſem Product, wozu er, wie es ſcheint, nur die Finger hergeliehen hat, ſo greulich läſterte), daß dieſe Rückkehr ins Vaterland *), ohne eine Nachahmung von Yoriks sentimental journey zu ſeyn, das einzige Gegenſtück dieſes Lieblingsbuchs aller Leute von Gefühl, Geſchmack und Geiſt iſt, und daß es in jedem Betracht neben dem Exquiſiteſten, was unſere Sprache aufzuweiſen hat, ſtehen kann. Aber freylich ſolche Werkchen, die mit freyer, ruhiger, in ſich ſelbſt und in der

*) Berlin 1798.

Natur wohnender Seele genoſſen ſeyn wollen, kann man nur auf dem Lande leſen. —

Ex Osmandino xi. Septbr. 98.

Mein lieber Atticus.

Die Hetären Ihres Freundes Jacobs ſind ein köſtlich Stück für meine attiſche ποικιλη; die ganze Behandlung eines ſo ſcabreuſen Gegenſtandes muſterhaft, die metriſchen Überſetzungen unverbeſſerlich, die Emendazionen des Textes in den Noten, quantum ego intelligo, ſinnreich; kurz das ganze opusculum von Meiſterhand. Nur bedauere ich 2 Dinge 1) daß die Orthografie ratione der k ſtatt c, der f ſtatt ph, der os in den griech. nom. propr. ſtatt us, nicht mit der im Att. Muſeum üblichen übereinſtimmt; und 2) daß die unendlich kleine und etwas undeutliche Perlſchrift des Hrn. J. (an welcher ich mir ſchier die Augen aus dem Kopfe geleſen habe), wofern ſie in die Druckerei geſchickt wird, unfehlbar eine ungeheure ekelhafte Menge von Druckfehlern nach ſich ziehn wird. Ich erſuche alſo Ew. Liebden, wo möglich durch einen Ihrer geſchickteſten Schüler (die gewöhnlich auch die ärmſten und fleißigſten ſind) mir gegen gute Bezahlung eine leſerliche aber correcte Abſchrift fertigen zu laſſen. —

Hier iſt auch des lieben, nicht gold- ſondern ſchwarzlockigen, aber übrigens nomen et omen habenden Freundes Morgenſtern proſaiſcher Dithyramb über Rafael's Madonna in Dresden. Ich habe ihn mit großem Wohlgefallen geleſen und werde ihn im Merkur gern wieder leſen. Er ſchwärmt zwar ein wenig; aber Schwärmen iſt nun einmal der Genius des

letzten Jahrzehents des 18. Jahrh. nach C. Geb. und wenn es je erlaubt seyn konnte, so ist es bey diesem Bilde.

Wenn die Leute Krieg wollen, so sey denn Krieg und grand bien leur fasse! Ich meines Orts habe, wie Dikaeopolis, einen Waffenstillstand auf 30 Jahre mit der ganzen Welt geschlossen, und werde mich dabei innerhalb meiner Ringmauern, worin es mir an Wasser und Kartoffeln so leicht nicht fehlen wird, möglichst zu erhalten suchen. Buonaparte's Glück und (wiewohl noch viel zu früh) präsumirter Sukzeß ist wahrscheinlich ein Unglück für Europa und Asia. Mein Trost ist, daß das Alles am Ende doch an einem Spinnenfaden, nämlich an seinem Leben hängt, welches ich unter den itzigen Umständen nicht viel Wochen garantiren möchte. Dominus providebit, i. e. es wird geschehen, was geschehen kann und muß, ist in solchen Fällen mein ewiger refrain und mein heiliger Anker. Leben Sie wohl, lieber Böttiger. W. *)

Herder und seine Gattin.

(Aus den Unterhandlungen über Böttiger's Versetzung nach Weimar 1791.)

(W. den 21. Jan. 91.) — Die specielle Aufsicht über das Gymnasium sowie über sämmtliche Schulen des Landes ist durch eine besondere Commission mir aufgetragen; der typus

*) Wieland's Briefe an B. sind noch sehr zahlreich; aber wir brechen hier, um auch andern Raum zu gönnen und in der Hoffnung ab, Veranlassung zu erhalten, sie in einem folgenden oder besondern Bändchen einmal geben zu können.

der Arbeiten ist nach der Beschaffenheit der jetzigen Lehrer von mir entworfen worden, und da ich also, was das Innere der Einrichtung betrifft, ziemlich, ich darf wohl sagen, völlig freie Hand habe: so suche ich, so viel an mir ist, alle Anstalten zum Guten und Bessern zu erleichtern, jede gute Bemühung eines Lehrers zu unterstützen und der Schule aufzuhelfen, wo ich kann. Seit einigen Jahren hat es mir geglückt, eine Schulkasse zu fundiren, die schon ziemlich beträchtlich ist, und die ich bisher geschont habe, um die nöthigen Hülfsmittel des öffentlichen Unterrichts auch nach dem Sinne der Lehrer anschaffen zu können. Von Seite der Ephorie also wird einem edeln, fleißigen, helldenkenden Lehrer nie etwas in den Weg gelegt werden, welches wohl bei andern Schulen der Fall ist. — —

Was den Rang eines Directors betrifft, so ist derselbe bei Ankunft des seligen Heinze einem fürstlichen Titularrath gleichgesetzt worden; den Titel selbst aber hat er, wie es auch Recht war, nicht geführet, denn ein Director gymnasii bedeutet mehr als leere Titulaturen.

Von dem Vorzüglichen eines Ortes, in so fern es einem Gelehrten nicht ganz gleichgültig sein kann, darf ich wohl nichts erwähnen, da E. Hochedelgeb., wie ich mich angenehm erinnere, den Ort selbst, die fürstliche Bibliothek, auch mehrere Personen kennen, die Ihrer mit vorzüglicher Achtung denken, und an denen Sie gewiß Freunde finden würden. Daß ich auch unter diese gehöre, darf ich nicht erst hinzufügen; ich habe selbst Söhne im Gymnasio, der älteste ist in der 1., der zweite in der 2. Classe. Außerdem liegt mir die Schule als ein mir anvertrauetes heiliges Pfand des Staats auf dem Herzen; die Mängel in ihr fühle ich als eigne Wunden; das Gute in ihr

freut mich, ich darf's wohl ſagen, mehr als mein Privatintereſſe, und mit einem Director, wie ich ihn wünſche, und E. H. gewiß ſein werden, empfinge ich ein großes Geſchenk zur Freude und Ruhe meines Lebens. Auch zu Ihren gelehrten Arbeiten wird Weimar gewiß nicht der unrechte Ort ſein. Kurz Tecum loquere et Te adhibe in consilium, Te audi, Tibi obtempera. — Das Gnadenhalbejahr der Witwe geht im Anfange Aprils zu Ende; wenn Sie alſo mit Oſtern bei uns ſein können, fängt für unſer Gymnaſium und für Alle, die es lieben, ein neuer Frühling an. Vale Vir Cl. et responde Tuo Herder.

(Aus einem Brief v. 25. April.):

Wohlgeborener Herr, hochzuehrender Herr Director!

Mit Freude fange ich dieſe Zuſchrift an, da E. W. letzter Brief die angenehme Nachricht enthält, daß Sie zur Annahme der Ihnen angetragenen Stelle, obgleich nicht ohne mancherlei Kampf, geneigt ſind. Ich ſetze mich ganz in Ihre Umſtände, weiß, was es für eine Revolution auch im Gemüth ſowie in äußern Umſtänden gebe, wenn man einen Ort zumal mit Familie verlaſſen und in ein andres Land ziehn ſoll, und fühle mit Ihnen die ganze Verlegenheit, in welche uns bei ſolcher Veranlaſſung jede geäußerte Güte und Freundſchaft des Orts ſetzt, den man zu verlaſſen gedenket. —

— In Anſehung der Einrichtung der Amtsarbeiten machen ſich E. W. durchaus keinen Kummer. Die Lectionen mußten eingerichtet werden, wie ich hoffen konnte, daß die Lehrer ſie mit Luſt und Fähigkeiten verwalten würden; einer weitern Verbeſſerung zum Nutzen des Ganzen wurde damit ſo

wenig die Thür geſchloſſen, daß ich vielmehr ausdrücklich darauf gerechnet habe, wie mit Eintritt dieſes und jenes neuen Lehrers dieſelbe zweckmäßig fortgehen müßte: mit bejahrten, an einen gewiſſen Gang lange gewöhnten Lehrern war kein andrer Weg zu gehen. Verlaſſen E. W. ſich darauf, daß Ihnen von meiner Seite, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zu allem Guten völlig und zuvorkommend werde die Hand geboten werden. In jedem Mangel des Gymnasii, deren noch ſo viele ſind, leide ich ſelbſt, und was ich beſonders zu E. W. Zufriedenheit thun kann, werde ich doppelt thun, als ob es mir ſelbſt gethan wäre. — —

(Aus ſpäterer Zeit meiſt ohne Datum.)

Mit großem Danke kommen Geßner's Br. und die Wieland'ſchen Supplemente zurück. Die Veränderungen ſcheinen ſehr glücklich.

An Gleim und die Xenien liegen bei; mich wundert, daß ich ſie nicht ſchon communicirt habe. Klamer Schmidt und Fiſcher ſcheinen die Verf. zu ſeyn. Der Name Xenien ſoll weggethan und ſtatt deſſen Soterien oder ein anderes Wort geſetzt werden.

Könnte man nur auch den groben Degenſchen Ausfall vernichten, der im letzten Merkur, aus Uz, eines Todten, und des beſten Freundes und Coätanei Gleims Mund, Gleimen nicht anders als den bitterſten Schmerz verurſachen kann. „Der alte —" mehrmals geſetzt, iſt das Schimpflichſte, was geſagt werden kann; Jeder kann den Strich, wie er will, ſuppliren. Und ein Schimpfwort hat Uz auf Gleim gewiß nicht geſagt.

Es iſt undankbar, dem alten Manne ſeine letzten Tage ſo zu verbittern und im Merkur höchſt unerwartet. Ich gäbe viel darum, daß er dies Stück nicht zu Geſicht bekäme. — Vale.

Vielfachen Dank für Alles, Alles! herzlichen Dank! Ihr Beifall oder vielmehr Ihre Beiſtimmung iſt mir auch κρισις περαινουσα und nach ſolcher ſehnt man ſich doch immer, wenn man allein denket.

Gern hätte ich gewünſcht, ſtatt vollenden das Wort vollführen, vollziehen gebraucht zu haben; ich weiß nicht, welcher Geiſt mir's vorenthielt. So hätte ſich Ein Einwurf, den Sie mit Recht befürchten, verloren.

Der Fehler im Perſius trifft eben den Siebenfuß, der ſich in ſeinem Maaß ſchon als Fehler zeiget. Er ſoll im nächſten Stücke angezeiget werden.

Die Chöre! Ja, das ging zu tief und zu weit. Ich ließ mir alſo für das ganze lyriſche Fach, ſo wie für Epopoe, Satyre u. ſ. w. das Feld offen. Gern wünſchte ich, daß ich noch hinein gelangte.

Alles hier iſt nur An- und Vorklang, Stimmen des Inſtruments. Ob die Muſik je angehen kann und wird, ſteht bei den Göttern. Sie haben Recht. Expoſition an Stücken ſelbſt, die thuts! Wird mir Zeit und Luſt, ſo kann mir jene bei Engländern, Franzoſen und unſern deutſchen Vorfechtern nicht fehlen. Ihr Begriff von καθαρμα iſt gerade der Meine. Ich wollte Alles nur nicht ſo deutlich deuten. — Nochmals alſo Dank. Wie aufrichtig und innig dieſer ſei, mögen Ihnen ſelbſt das Ding, die Sache, die Liebe zum Werk, ſagen. Man iſt in dergleichen Entwickelungen jetzt ſo allein und einſam.

Falls Sie Jacobs Büchelchen beſitzen, ſo erbäte ich mir's; doch nur gelegentlich. Jetzt mag es bei dieſem περαινειν bewenden. Vale et fave Tuo H. —

Dank Ihnen, Dank, daß Sie den guten Caillard begleitet haben. Glauben Sie gewiß, es iſt für uns gut.

Was Ungewitter? Ungewitter der Emigranten? Ich bin dieſen Mittag bei Hofe geweſen, und habe geſagt, was über ihn zu ſagen war und die ganze Welt ſagt. Der Ruſſ. Miniſter, Graf Neſſelrode aus Berlin, ſtimmte mit ein.

Hier iſt Pitt's Bild zurück. Ich glaube nicht, daß er toll ſei, toll in dem Verſtand, wie das Georgium sidus es war. Er iſt dazu nicht fett genug; es iſt ein Stockfiſch. —

Iſts möglich, ſo erſparen Sie ſich doch morgen Vormittag ein paar Augenblicke für uns. Wir wollen Sie nicht lange feſſeln. Warum ſind Sie mit C. nicht (ſo incognito) in den Ferien sub canicula weiter gereiſet? Meine Frau ſagt die beſte Empfehlung. —

Wenn ich um Einſchluß dieſes Briefes an Millin ergebenſt bitte, ſo füge ich zugleich nebſt dem Dank an Ihren dortigen für mich unbekannterweiſe ſo gütig beſorgten deutſchen Freund eine Bitte bei, die vielleicht, da dort Alles ſo leicht geht, auch zu Etwas führen kann.

Ich glaubte Anquetil du Perron todt. Bernouilli aber ſagte mir, daß er lebe. Nun muß der Mann (von deſſen Charakter man übrigens mancherlei ſagt) ohne Zweifel zu

seiner Übersetzung des Zend-Aveſta ſich doch ein größeres Wörterbuch geſammelt haben, als er der Welt über die Sprachen Zend, Pehlvi, Parſi im 2ten Theil ſeines Zend-Aveſta mittheilen wollen. Wie? wenn Ihr Freund die Güte hätte, hierüber Nachrichten einzuziehn, ob man etwas zur Abſchrift oder in Abſchrift bekommen könnte? In franzöſiſchen Lettern, verſteht ſich! denn die alten Charaktere zu enträthſeln, wäre zu mühſam. Anquetil wird ſich die Worte zu ſeinem Gebrauche auch in dieſen nicht aufgezeichnet haben. Hat der eifrige Parſe noch ſeinen alten Eifer für dieſe Schriften, ſo macht dieſer ihn vielleicht freigebig und mittheilend, da das Mitgetheilte nicht anders als zur Beförderung ſeines Zwecks, mithin zu ſeinem Ruhm gebraucht werden ſoll. Tauſend Dank für den Brief. (27. Jul. 98.)

(An Macdonald 26. Mai 99.) Erlauben Sie, vortrefflicher Mann, daß ich mein Andenken bei Ihnen übers Meer hinüber durch ein paar Bändchen Papier erneuere. Über die Kritik der reinen Vernunft haben Sie ſich in Deutſchland ſo oft geärgert; möge Ihnen in Schottland dieſe Metakritik einige Freude machen und Ihren Beifall erhalten. Auch bekommen Sie wenigſtens den Alten vom Berge in ihr in nuce.

Ein anderes Etwas, wovon nur wenige Exemplare gedruckt wurden, lege ich bei. Wofür wird man das in Schottland halten?, mit welchem Ismus wird man's taufen? Ich weiß von keinem Ismus als dem innerhalb meines eignen armen Ichs, was ich in und mit ihm weiß, habe, empfinde.

Sie in Ihrem Schottland vergnügt, glücklich, thätig,

Freunden freundlich und von ihnen geliebt zu denken, macht mir selbst Freude. Wir hier sind, die wir waren, und erwarten neue Dinge, gewiß nicht besser als die vorbei und nicht vorbei getrollt sind. Wende der Himmel alles zum Besten.

Eine Wandrerin *) schifft zu Ihnen mit ebenso bescheidenen als weisen Hoffnungen und Wünschen; möge sie alles finden, was sie hofft, und dies ist demohngeachtet nicht wenig. Sie ist eine treffliche Frau; mögen gute Geister und Lüfte sie begleiten.

Erhalten Sie uns, Lieber, Ihr gutes Andenken, in dem Unsrigen leben Sie stets. Ihr ergebenster Herder.

Von Caroline v. Herder, geb. v. Flachslanden.

Die reichhaltigen, sehr interessanten Briefe kommen mit dem größten Dank zurück, verehrtester Herr Oberconsistorialrath; wie können Sie so reichlich wiedervergelten!

Zuerst von Merkel. Sie haben sehr recht, nicht Alles geben zu wollen. Wir glauben indeß, daß die erste Hälfte der Bruniſchen Geschichte bis zur Äußerung Schimmelmann's, die dem Minister so viel Ehre macht, bekannt gemacht werden könnte. Doch müßte auch das herausgelassen werden, was

---

*) Wahrscheinlich ist Emilie von Berlepsch gemeint, nachherige Harmes. Sie brachte eine Zeit lang bei M. in Hochschottland zu. Über sie besonders Jean Paul's Leben von Spazier.

beiden Parteien nicht dient und nur das, was der Regierung und dem Schriftsteller Ehre macht, beibehalten werden.

Der 2te Theil gereicht weder dem Brun noch der Regierung zur Ehre. Der verständige Correspondent des Merkurs wird mit einem paar eignen glücklichen Federstrichen geben, was der guten Sache heilsam und dienlich ist. Der gute, noch nicht ganz weltkundige Merkel wird's Ihnen eben so sehr verdanken als die gute Sache selbst.

Es war uns sehr angenehm, Hüttner's Brief zu lesen. Diesen braven Mann werden Sie ja nicht verlassen, wenn schon der Zeitungsversuch nicht gelungen ist. Ich werde künftig alle junge Leute an Sie empfehlen. Welche Faden haben Sie in Ihrer Hand!

Der temporisirende Pitt; wird Er oder die mathematische Berechnung des Falls siegen?

Finden Sie nicht in der königlichen Weissagung die Biteamische?

Doch ich gehe über meine Gränzen des weiblichen Forums meiner Kinderstube hinaus.

Wahrhaft und patriotisch freuen wir uns über den verständigen Scherer. — Mit herzlicher Verehrung Ihre C. H.

Wir beide danken Ihnen verbindlichst für die mitgetheilten Papiere, die hier zurückkommen. Wie froh sind wir, daß Wieland durch Geßner's Brief beruhigt sein kann. Auch wir haben von unserm Schaffhauser Müller einen sehr braven Brief erhalten. Thätigkeit hat jetzt die Stelle des panischen Schreckens

eingenommen, wann auch nur um Dornen unschädlich zu machen, wo noch keine Rosen wachsen können.

Über die Schl——ana sind wir ganz von Wieland's Meinung: „Es sind Irrwische ꝛc. — zurücksinken werden." Dies soll unser Motto über diese Herrens sein. — Nun, zu etwas Licht- und Geistvollem, zum Andenken an das schöne Examen. Herzlich freue ich mich mit Ihnen. Ich wünschte, daß Sie hätten hören können, welch' eine vollkommene Zufriedenheit mein Mann darüber geäußert hat. Das sind Pflanzungen für die Menschheit und keine Phantome und Irrwische.

Lassen Sie mich auch an diesem Genuß theilnehmen und Ihnen mit Dank und Liebe dazu Glück wünschen. Mein Mann dankt aufs schönste für die gütige Besorgung an Millin. —

Mit herzlicher Verehrung Ihre C. H.

Ich mache mirs recht zum Vorwurf, daß ich nicht aus Dank und Pflicht gegen Sie und den wackern Sander Ihnen das treffliche Epigramm von Gleim sogleich übersandte. Verzeihung, Verzeihung; es soll nicht wieder geschehen!

Als Friedrich Wilhelm III. gefragt wurde, wie er heißen wolle: „Friedrich Wilhelm, Friedrich ist mir unerreichbar!" —

„Das ist Bescheidenheit! Er kennt sich selbst zu wenig.
Er sieht das Bild des Ohms, und seine Wangen glühn.
Er werde uns ein deutscher König,
So übertrifft er ihn!

Wir leben wohl in einer merkwürdigen Zeit. Meier gehört auch unter die, welche das Wort Gottes rein verkündigen

ſollen. Er wird uns ja noch mehr ſolche glückliche Abende ſchenken! C. H.

Mit verbindlichſtem Danke kommt unſers guten Gleim's Brief zurück. Wir ſelbſt haben keine Nachrichten von ihm. Aber es war uns eine große Freude zu leſen, daß er in Ruhe geſetzt iſt. Ob er bei ſeiner Liebe zur Arbeit ebenſo zufrieden ſein wird, wie es gewiß alle ſeine Freunde über dieſe Nachricht ſein werden? Er hat ſo vortrefflich gearbeitet, daß es ſehr edel vom Könige iſt, ihn von der Arbeit zu befreien, ehe es das Alter nothwendig macht. — Nun dafür habe der König einen guten Tag! und Ihnen nochmals Dank für die freundſchaftliche Mittheilung. C. H.

Sie waren ſehr gütig, unſers lieben Wieland's Brief mitzutheilen, wo unſrer ſo freundlich gedacht wird. Ich habe den ganzen Brief geleſen. Wer wird nicht die Vorſehung erkennen, die Sie ihm zur rechten Zeit und Stunde zugeführt hat. Würde er ſein Oßmannſtädt ſo beſitzen und genießen können, wenn er Sie nicht hier hätte. Sie ſind ein ſeltner Sterblicher, alle Ihre Freunde verbinden zu können, unter die wir dankbar auch gehören. Ihre C. H.

Unſer guter Gleim, der ſehr krank geweſen, aber wieder beſſer iſt, ſchreibt uns Folgendes, das ich Ihnen wörtlich mittheilen muß:

„(Den 8. Febr.) Eben erhalte ich den Januar des Merkurs. So fortgegangen, wie er anfängt, wird er die beste Zeitschrift sein. Sagen Sie dem erstaunlich gelehrten Böttiger für das mir gemachte Vergnügen meinen Geistdank. Wohl ihm, daß er die vortrefflichen Stücke den vergeßlichen Landsleuten ins Gedächtniß zurückgebracht hat. Mehr solche Zeitgedichte sollte er ihnen aufzutischen jede Gelegenheit in Acht nehmen. Besonders dank ich ihm für Kretschmann's oder Rhingulph's Klage an Sined! die durchaus meinen Beifall hat. Kunstrichterei ist Hudelei; man kann sie nicht ertragen, sagt' ich vor vielen Jahren u. sag' es heut. Findet der erstaunlich gelehrte Mann, der den Boten der Götter zu seinem macht, daß die beiden beigehenden Gedichtlein seiner Auswahl Schande nicht machen, so gáb' er seinem Boten sie mit."

Es folgt hierbei nur Ein Gedicht; das 2. will er nachschicken; der Abschreiber sei nicht fertig geworden. — Wir hoffen, daß der Auszug aus des guten Gleim's Brief eine angenehme Stunde Ihnen machen werde. Freundlichen Gruß von meinem Manne aus dem Bette und mir. C. H.

Mit verbindlichstem Danke senden wir die gütig mitgetheilten Briefe. O wie wohlthuend ist der von Salat! aber wie empörend der von Zinserling. Kommen Sie in diesen Tagen zu uns, damit der junge Mensch nicht in dem Wahnsinn seines Stolzes seinen Charakter auf immer verwunde.

Ach, bester Mann, retten Sie die jungen Leute von diesem seelenverderbenden Eigendünkel. Wie böser Mehlthau be-

fällt er und verdirbt er die jungen Pflanzen. Kommen Sie recht bald; nur heute nicht; wir sind nicht zu Hause. Ihre

C. H.

Ich bringe Ihnen unsern Dank so spät, Verehrteste! für den freundlichen Brief über die Adrastea, über Prometheus u. s. w. die Juden nicht ausgeschlossen. Im folgenden Heft werden Sie ein Stück finden, das manches Einzelne in diesem zu einem Resultate bringt.

Angenehm war es uns zu bemerken, daß Ihnen der rechte Gesichtspunkt nicht entgangen ist; vorzüglich angenehm, daß Ihnen Prometheus gefiel. Mein Mann sollte sich nur einmal einschließen, um das große Thema breiter und länger, höher und tiefer zu bearbeiten.

Der gütig vertraute Br. von Gr. *) kommt mit Dank zurück; schmerzlich bedauern muß man, daß diese Wissenschaft, deren Repräsentant dieser seltene Mann in Jena ist, von der Unwissenheit, Narrheit und Arroganz überschrieen wird, und daß die Jenaische Wirthschaft so kläglich ist.

Die Theses sind unvergleichlich toll!

Hier habe ich Ihnen auch einmal Etwas zu senden, auf Ordre der Mad. Brun, die mit Bonstetten in Rom ist, ein Gedicht zu beliebigem Einrücken in den Merkur. Unsre besten Wünsche und Hochachtung.

C. H.

(Den 7. Febr. 1802.) Ihre freundliche Zuschrift von heute hat meinen Mann bei seinem Unwohlsein wahrhaft erhei-

---

*) Griesbach?

tert. Die Art und Weise, wie Sie den Inhalt der Adraſtea aufgenommen haben — dies Echo war ihm ſehr willkommen. Nehmen Sie, Verehrteſter, von ihm und mir den herzlichſten Dank dafür, und — pflanzen Sie dieſen Samen in Ihren Jünglingen weiter fort. Wer einmal den rechten Maasſtab kennt und beſitzt, wird wenigſtens nicht ſo leicht verführt werden können, wie die jetzige Jugend ſo taumelnd verführt wird. Möchten doch viele Lehrer die Adraſtea und bei denen ihnen Anvertraueten anwenden. — Unſern Wieland habe ich recht wohl und heiter gefunden. Jene Stimmung iſt als eine Wolke glücklich vorübergezogen. Sobald das Wetter freundlich und milder wird, will er auf einige Zeit hereinkommen. Jetzt iſt er ganz in den Ion verſenkt, von dem er ſchon ein Drittheil überſetzt hat. Sein Oßmannſtädt, ſein Geiſt und ſein Talent ſind und bleiben ihm eine reiche Welt u. ſ. w.

Wir danken Ihnen herzlich, Verehrteſter, für die Bogen. Wieland's fortgeſetztes, ſo höchſt verſtändiges und liebevolles Urtheil hat uns innig gerührt. Wir behalten's uns vor, ihm unſern Dank und unſer Gefühl mündlich zu ſagen. Die heilige Adraſtea ſelbſt war ihm zur Seite. Wie aufmunternd iſt jedes Wort und jeder leiſe Wink für meinen Mann. Auch für die Mittheilung der Blätter aus dem Mode-J. den beſten Dank. Sie ſind ein wahrer Tauſendkünſtler, daß Sie den Generalſuperintendent auch zum Tanzmeiſter machen können! — Verzeihen Sie dieſen Scherz. Der Auszug aus der Adraſtea würde mir höchſt wichtig ſein, wenn auch ein Anderer als mein Mann der Verf. derſelben wäre. Solche Auszüge thun

oft die größten Wirkungen. Also unsern herzlichen Dank nochmals dafür. — Mein Mann macht Gebrauch von Ihrem gütigen Anerbieten und übersendet Beikommendes an Macdonald. Entschuldigen Sie ihn aufs beste bei dem Einzigen seltenen Mann, daß er nicht dazu geschrieben hat. Übrigens besteht ja seine große Hochachtung, die unveränderlich bleibt, nicht in Worten.

Halem's Brief kommt mit Dank zurück. Merkel hat wirklich sehr Unrecht, gegen Halem in solchem Tone über seine Producte zu reden. Es hatte uns äußerst weh gethan.

Unsern besten und dankvollsten Gruß. Ihre C. H.

Unser guter lieber Falk! wie dauert es mich, daß er in diese Manier der Poësie gefallen ist. Dank, Gütiger, für die freundliche Mittheilung; ich kann es mir aber leider gar nicht genießbar machen. Wenn ich nur wüßte, aus welcher Sprache dies Kauderwelsch übersetzt sei. Falk versündigt sich recht an sich selbst. — Beiliegende Inlage von unserm guten Heyne ist vor einigen Stunden angekommen. Falk's Brief, die fremde Epistel und Frölich's Schreiben folgen mit Dank. Das gute Wetter scheint die Reise meines Mannes zu begünstigen. Gehe es Ihnen bestens wohl. C. H.

(11. Juni 1803.) Verzeihen Sie gütigst, daß ich Ihre freundliche Zeilen so spät beantworte. Ich bin aber noch immer nicht wohl und in einem wahren schreibescheuen Zustande. Des braven Heyne Brief kommt mit Dank zurück. — So ist denn die französische Invasion ins Hanoversche zu etwas gut: daß Heyne bei dem allgemeinen seinen eigenen Unmuth ver-

gißt. Aber auch für ihn werden Stimmen der Wahrheit aufstehn, das wollen wir zur Ehre der Wahrheit selbst hoffen.

Daß das Schickſal Sie noch nicht hat von Weimar wegführen wollen, das muß ja auch gut ſein. Indeſſen habe ich für mich in meiner prophetiſchen Seele (ich darf mich auf dieſes Gefühl ſo ziemlich verlaſſen) den Gedanken: Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Auf ereignenden Fall muß der Unparteiiſchte Berlin zu Ihnen und Ihnen zu Berlin Glück wünſchen. Daß wir Ihnen nur Gutes wünſchen, müſſen Sie von unſerm Charakter überzeugt ſein. — Hochachtung und alles Gute von Ihrer C. H.

Unſer guter edler Gleim ſchlafe den Schlaf der Guten. Er hat ihn verdient der Mann von Gemüth. Wie gut, daß er ſeiner Leiden erlöſt iſt. Seit 1½ Jahren hatte er faſt gar keinen Schlaf. — Aber ſeufzen muß man doch, daß eine ſolche Natur wohl ſchwerlich wieder erſcheint. Wir fühlen eine große Lücke. — Daß ſein Wille erfüllt und er militäriſch begraben worden ſei, glauben wir. Der Sänger der unſterblichen Kriegslieder dachte ſich ſo gern als Preußiſcher Grenadier. Ich ſende Ihnen hierbei ein Büchelchen ſeiner letzten Gedichte, und ein unmaßgebliches Verzeichniß derer, die in den Merkur aufgenommen werden könnten. Da alle ſeine gedruckten Gedichte als ungedruckt anzuſehen ſind, indem er nur wenige Exemplare für Freunde hat abdrucken laſſen, ſo iſt auch dies Bändchen nur MSC. Vielleicht ſieht unſer Wieland gern hinein und hilft welche auswählen. Rückkommend mit Dank die Berliner Zeitungen. Danken wir Ihnen das freundliche Andenken an Ariadne? —

Ich wollte Sie hätten mir den letzten Brief von S. nicht mitgetheilt. C. H.

Verehrteſter! Ich danke Ihnen herzlichſt für die gütigſt geſandte Rede und für den ſo freundſchaftlichen Brief. Zwar hat mich dieſer geſchmerzt. Die böſe Geſchichte, die meinem Manne ſo bittere Stunden gemacht hat — ſeine Leiden erneuerten Sie mir wieder.

Ach vergeſſen wir dieſe und ſo viele andere Dornen, die man ihm in den Weg legte. Er wollte das Gute um des Guten willen, daher — doch er iſt jetzt erhaben über allen Misklang — wollen auch wir es vergeſſen — Gott wird ihn für Alles, Alles, Alles erquicken.

Sie, Theuerſter, gehn einem großen Glück entgegen — unter ein Miniſterium von den würdigſten, honettſten Grundſätzen zu kommen; genießen Sie dieſes große Glück ungeſtört und würdig.

Sie haben meinem Manne Gerechtigkeit widerfahren laſſen in Ihrer Rede und dafür danke ich Ihnen aus innerſter Seele. Er hatte nie, nie Ihren Schaden gewollt, vielmehr das Gegentheil. Wenn er ein einziges Mal gegen Ihre Wünſche, als Sie nach Kopenhagen wollten, hatte reden müſſen, ſo war das aus Pflicht und Gewiſſen zum Beſten des Gymnaſiums. Rein vor Gott und Ihnen iſt er. — Wollen Sie in Zukunft ein aufrichtiger Freund ſeiner Kinder ſein, ſo wird Ihnen mein Herz danken. Ich hoffe, ſie ſind Ihr gutes Zeugniß über ſie nicht unwerth.

Es würde mir unerwartet ſein und wehe thun, wenn

Sie, ohne noch ¼ Stündchen bei mir gewesen zu sein, von hier gehen wollten. Ich erwarte Sie also noch mit Vergnügen.

Ich schreibe aus dem Bette, indem ich nicht wohl bin.

Caroline Herder.

Fr. von Schiller an Böttiger.

(Jena 23. Jul. 97.) Die Gedichte unsers alten Meisters und Lehrers sende ich Ihnen mit verbindlichem Danke wieder. Es ist mir bei dem beßten Willen und Streben nicht möglich gewesen, die Stimmung in mir zurückzurufen, denn sie mag wirklich einmal da gewesen sein; aber nur Klopstock versteht es, einen solchen Gemüthszustand ein ganzes Menschenleben lang und mitten unter der allgemeinen Gedankendrehung um sich her, zu fixiren.

Ich will wünschen, daß Göschen in der Pietät der Deutschen gegen einen verehrten Nahmen dießmal Ressourcen finden möge, die er gegen den Geschmack der Zeit bei dieser Unternehmung nöthig haben möchte. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

Haben Sie recht schönen Dank von mir und meiner Frau, für das schöne Geschenk, das unser edler Freund uns durch Sie sendet. Man weiß kaum, was man dazu sagen soll, wenn man Gedichte von dieser Art und Abkunft in Verbindung mti

Messer und Schere *) in die Hand bekommt und so die höchsten und die gemeinsten Bedürfnisse der Sterblichkeit zugleich befriediget sieht. Es hat aber auch dieser Umstand, obgleich nur ein Buchhändlers Einfall, doch einen eignen Reiz für mich; er erregt augenblicklich die Täuschung, als ob wirklich unsre Märkte uns solche Waaren liefern könnten, da doch ohne Übertreibung manches Jahrhundert vergangen ist und künftig vergehen dürfte, wo an einen solchen Artikel nicht zu denken seyn möchte.

Führen sie ja Ihren Vorsatz aus, einige Worte über die großen Vortheile der lauten Recitation bei dergleichen Dichterwerken dem Publicum ans Herz zu legen: sie sollen mir für die Horen sehr willkommen seyn. Es ist schön und löblich, das Gute und Vernünftige in Schutz zu nehmen, selbst wenn vorher zu sehen wäre, daß die Ungeschicklichkeit nur einen Misbrauch davon machen wird. Und diesen fürchte ich allerdings; denn wenn man den Leuten vordemonstrirt, daß Gedichte, wie natürlich und billig ist, durch das Ohr zu dem Herzen sprechen wollen: so wird man zwar Declamationen genug veranlassen, aber die Kunst der Declamation wird dabey nicht viel gefördert seyn. Ich wünschte in allem Ernst, es kämen in dieser speculationsreichen Zeit einige gute Köpfe auf den Einfall, ein Gedicht, wie unser Hermann und Dorothea ist, von Dorf zu Dorf auf Kirchweihen und Hochzeiten zu recitiren und so die alte Zeit der Rhapsoden und der Minstrels zurückzuführen.

*) Wahrscheinlich ein poetisches Taschenbuch im Etui mit Messer und Schere, wie sonst gebräuchlich.

Mündlich mehreres. Ich hoffe Sie recht bald hier zu sehen. Zur Antwort auf Ihr voriges, füge ich noch bey, daß Ihre Vermuthung, Kellern und Selman betreffend, ganz gegründet ist. — Die kleine Abänderung im Handschuh *) am Ende glaubte ich der Höflichkeit schuldig zu seyn, obgleich das Factum der Grobheit mir von einem sehr eleganten französischen Schriftsteller St. Foix überliefert wurde, und ich anfangs geglaubt hatte, ein deutscher Poet dürfe darin so weit gehen als ein französischer Bel Esprit.

Leben Sie wohl, mein hochgeschätzter Freund. Ganz der Ihrige. Jena 18. October 97. Schiller.

(Jena 25. Jan. 98.) Eben fällt mir Ihr letzter Brief nebst eingeschlossenem Briefe von Hrn. Schröder in die Hände und erinnert mich, daß ich noch nicht darauf geantwortet.

Sie können leicht denken, wie sehr viel mir daran liegen müsse, daß Schröder in meinem Stücke spielt. Wenn ich überhaupt nur mit einigem Interesse daran denken soll, für das Theater zu schreiben, so kann es nur dadurch seyn, daß ich für Schröddern zu arbeiten gedenke. Denn mit ihm, fürchte ich, stirbt alle Schauspielkunst in Deutschland und noch weiter aus. Es ist mir also auch schon darum nicht gleichgültig, daß mein Stück noch vor dem Thorschluß der ganzen Kunst erscheint.

Geben Sie mir 10 Wochen ununterbrochene Gesundheit, so soll es fertig seyn. Weil ich aber meiner öftern Kränklich-

*) Einen andern Brief Schiller's über die Kraniche des Ibycus habe ich in dem Anhange der biographischen Skizze meines Vaters, Leipzig bei Brockhaus 1836. S. 136, mitgetheilt.

keit wegen nur ein Drittheil des ganzen Jahres thätig seyn kann, so werde ich schwerlich vor der Mitte des Julius das Stück aus den Händen geben können. Es thut aber auch im Grunde nichts, wenn auch Herr Schröder alsdann nicht in der Regel mehr spielen sollte: eine kleine Ausnahme läßt sich ja wohl machen, und um diese werde ich ihn alsdann bitten.

Leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich Hrn. Schröder aufs beste. Ihr ergebenster G.

(Folgender Brief Schiller's an Wieland, schwerlich schon gedruckt, wird wol auch nicht ohne einiges Interesse gelesen werden.)

(Dresden d. 24. Mai 86.) Da mein Freund Schwan gesonnen ist, über Weimar zu reisen, und Ew. Wohlgeboren da zu besuchen, so benutze ich diese Gelegenheit mit Vergnügen, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern und Ihnen wenigstens noch ein kleines Zeichen meines Daseins zu geben. Mein gutes Glück hat es bis jetzt noch nicht gewollt, daß ich den angenehmen Wunsch, Sie persönlich zu kennen, hätte realisiren können. Diese Freude liegt noch in der Zukunft für mich aufbehalten. Lassen Sie mich unterdessen hoffen, daß die gütigen Gesinnungen, die Sie sonst gegen mich geäußert, noch so lange fortdauern werden.

Ich habe meinen Aufenthalt verändert und bin nunmehr in Dresden. Ein Zirkel von Freunden, deren Anhänglichkeit und Liebe mein Dasein verschönert, hat meiner Wahl den Ausschlag gegeben. Da es bisher noch nicht in meiner Gewalt

gestanden, über mein Schicksal unumschränkt zu gebieten, so bin ich auch jetzt noch nicht ganz für die Zukunft bestimmt. Ich mache an mir selbst die ziemlich gewöhnliche Erfahrung, daß es, wenn der Zufall es nicht gethan hat, der Überlegung schwer wird, einen Entschluß für das Leben zu fassen.

Diese schwankende Lage meines Schicksals hat mich gezwungen, manche Idee abzuweisen, die meine Phantasie sich gebildet hatte. Unabhängigkeit, die ich sonst für das höchste Gut gehalten, wird mir nunmehr eben dadurch lästig, weil sie mir aufgedrungen wird. Vielleicht erfahren Sie von meinem Freunde mehrere Kleinigkeiten, die mich betreffen, und Ihnen als Forscher der Menschen nicht ganz uninteressant sind.

Ich habe unterdessen einige neue Stücke meiner Thalia herausgegeben, worin Fortsetzungen meines Don Carlos stehn. Wenn mehr davon fertig ist und Sie eine verlorene Stunde haben sollten, so würde ich Sie bitten, mir einige Worte darüber zu sagen.

Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken und bin mit unbegränzter Verehrung Ew. Wohlgeboren ergebenster

F. Schiller.

(Unter der Rubrik Schiller lag noch folgendes Gedicht, welches ich wenigstens in meiner Ausgabe der Gedichte (Lpzg. 1818, 12.) noch nicht abgedruckt gefunden habe. Auf dem Umschlage steht von Böttiger's Hand: Dieses Lied dichtete Schiller vor 20 Jahren bei seinem Aufenthalt in Dresden an ein schönes Fräulein von Arnim, die er damals liebte. Von

ihrer eigenen Hand geschrieben. Auf die Gefahr hin, daß es in irgend einem Blatte schon gestanden haben könne, wage ich dessen Mittheilung dennoch, und rechne in jenem Fall auf Nachsicht.)

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat Dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund geschlossen unter Scherzen
Bestätigte die Sympathie der Herzen:
Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug.

In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen Viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos fliehn.
Oft sehen wir das Bild, das unsre Thränen mahlen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen.
Der! rufen wir, der muß es sein!
Wir haschen es, und es ist — Stein.

Den edeln Trieb, der weichgeschaffne Seelen
Magnetisch aneinander hängt —
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen zwingt —
Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen
Und leichter sich das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb — Du hast ihn ganz empfunden,
Der Freundschaft seltnes Loos ist Dein;
Den höchsten Schatz, der Tausenden entschwunden,
Hast du gesucht — hast du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu sein.

Auch mir bewahre dieſen ſtolzen Nahmen;
Ein Platz in Deinem Herzen bleibe mein.
Spät führte das Verhängniß uns zuſammen,
Doch ewig ſoll das Bündniß ſein.
Ich kann Dir nichts als treue Freundſchaft geben;
Mein Herz allein iſt mein Verdienſt.
Dich zu verdienen will ich ſtreben,
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennſt.

K. L. Knebel an Böttiger.

(Als er Wieland's Cenſur der Xenien im Mercur Febr. 1797 geleſen hatte*). Es hat mir recht leid gethan, daß Sie mich vorigen Sonnabend nicht getroffen haben — deſto mehr, da der Weg beſchwerlich war, welches ich ſelbſt erfahren habe.

Für die hier wieder zurückfolgenden Nova danke ich aufs verbindlichſte. Es iſt ſchön, in einem ſo freundſchaftlichen Andenken zu blühen, wie das Ihrige iſt — welches hier ein ſeltener Fall iſt.

Ihre Kritik des Millin'ſchen Werkes iſt äußerſt ſorgſam und belehrend. Mich wundert nicht, daß die Engliſchen Journalgelehrten ſo gern von deutſchem Fleiß und deutſcher Geduld, wie ſie es nennen, profitiren mögen, wenn man ihnen ſo gelehrte und gründliche Recenſionen auftiſcht.

*) Von Br.'s Hand auf den Brief geſchrieben. Übrigens dienen dieſe Briefe hin und wieder zur Erläuterung oder Ergänzung der 36 in Knebel's liter. Nachlaß und Briefwechſel v. Varnhagen u. Mundt, III, S. 24 — 75 mitgetheilten, und ihre Mittheilung kann ſeiner Zeit einmal fortgeſetzt werden. (A. d. H.)

Für die Mittheilung der neueſten Mercurblätter danke ich gleichfalls gar ſehr. Sie können glauben, daß ich ſie mit Verlangen — und Vergnügen geleſen habe. Im Ganzen wünſchte ich nur, daß Wieland die Sachen weniger genau und ſtreng unterſucht hätte. Ich meine wegen der Xenien. Er hätte die Sache genialiſcher behandeln können. Denn warlich es iſt auf der andern Seite gar oft auch nichts weniger als richtig und z. B. die Sachen der Herren Nicolai und Reichardt in specie ſind mitunter von der Art, daß ſie auch eine Polizeiaufſicht verdienten. Doch was ſage ich? Leſe ich denn nicht in der neueſten franzöſiſchen Legislatur Ausſagen, daß man Alles — Alles müſſe drucken dürfen. Nun ſo mögen die Xenien auch hingehen. Jeder mag antworten auf die Weiſe, wie er es für gut findet, aber den allgemeinen Richter möchte ich nicht machen.

Ich ſchreibe dies, weil ich den Hausfrieden liebe und vorzüglich da, wo er nicht geſpielt wird. Ich fürchte Händel und Feindſchaften unter Perſonen, die ſich nahe zu leben gezwungen ſind. Das iſt mir äußerſt zuwider und richtet unſer bischen Exiſtenz völlig zu Grund.

Es wäre ohne Zweifel wohlgethan geweſen, wenn dergleichen Aufſatz — wo es einigermaßen auf bloße Beurtheilung des Gemüths und Schätzung der Umſtände ankommt — vorher in einem Zirkel von Freunden wäre geleſen worden. Perſönliche Rückſichten durften hier nicht ganz außer Augen geſetzt werden. —

Ich ſuche dieſe Händel, die leicht ins Perſönliche übergehen können — ſo weit als möglich von mir zu halten. Die That der Xenien iſt mir in dieſem Betrachte eine der un-

bedachtſamſten in dieſen letzten Annalen der Zeit — und das will viel ſagen! Aber man muß deshalb nicht ſo viel Weſens daraus machen, und Jeden für ſich ſorgen und antworten laſſen — denn ſie ſind in der That nicht ſo böſe gemeint als geſchrieben. — Leben Sie wohl. Grüßen Sie die guten M'Donalds! K.

(Nürnberg, 22. Septbr. 97.) Ohne Zweifel haben Sie mich vergeſſen. Ich höre und erfahre ſo gar nichts von Ihnen. Iſt Ihnen mein Brief — der 2te von Bayreuth — zu handen gekommen? Wie iſt es Ihnen auf Ihrer Reiſe gegangen? Welche Reſultate haben Sie geſammelt? Von dem allen möchte ich wenigſtens ein Wörtchen hören. — Ich bin nun ſeit ungefähr 4 Wochen hier in Nürnberg, logire auf dem großen Markte und ſehe täglich eine gute Anzahl Menſchen ſich in ihren Geſchäften vor mir herumtreiben. Dieſer Anblick, nebſt der ganz freien unbedingten Art, wie man hier leben kann, der Vorrath von Hausmitteln aller Art und das höfliche und gefällige Weſen all' und jeder Bewohner dieſer großen Stadt, thut mir eben ſo übel nicht, zumal wenn ich mich erinnere, daß es eben nicht überall ſo iſt. Des Morgens bin ich zu Hauſe und ſchreibe größtentheils — Ihre Geſchäfte (denn ich bin ſchon zum Theil dafür bezahlt); des Mittags kann ich an drei- viererlei Orten ſehr gut und in abwechſelnder Geſellſchaft, zuweilen ſogar unter guter Muſik für einen guten Gulden d. h. für ½ Fl. das Eſſen und ½ Fl. die Bouteille Wein, ſpeiſen. Nachmittag iſt man gebeten, oder geht ſpatzieren, oder bleibt zu Hauſe, oder geht auch in die Komödie, die

gar nicht übel ist. So wäre denn der Segen unsers guten Prof. Degen an mir erfüllt, der mir mehr Wahlleben und eine reichlichere Tafel wünschte.

Damit aber wäre noch nicht Alles gethan. Ich versäume auch nicht, mich umzusehen, wo ich mir oder meinen Freunden etwas Gutes und Nützliches finden mag. Der Zustand der Wissenschaften ist indeß hier, wie Sie ihn kennen. Manches ist versteckt, das nicht so leicht herauszufinden ist; die guten Köpfe bleiben selten lange hier, theils aus Vorurtheil, theils aus Noth, theils weil sie hinweggelockt werden — wie Hr. Dr. Erhard nach Ansbach. — Die meisten leiden an dem deutschen Übel, der moralisch politischen Auszehrung, und der Rest hier ist eine schwere Masse, die höchstens nur im Mittelalter lebt. Indessen sind Kenner auch hier, vorzüglich für die Kunst, mehr vielleicht als an andern Orten. Es ist wunderlich, wenn man die Gelehrsamkeit oder auch nur die Wissenschaften allgemein sucht. Sie sollen nicht allgemein sein. Was soll aus der vielköpfigen, bauchleeren Hydra werden? Geist und Sinn und Art und Fleiß ist genug unter diesem Volke. Da sieht es anders aus als in W. Da sind noch gute Fabriken. Da werden die Obern in Ehren gehalten — nicht gefürchtet. Da erzeigt man den Menschen sogar noch eine letzte Ehre und begräbt sie nicht bei schlafender Nacht mit Hundelaternen; da ist kein Geheul auf nächtlicher Straße, da wird für Vorrath und Ordnung gesorgt — Alles ist hier wieder im Überfluß zu haben — nach der Viehseuche und dem Hinwegtreiben durch die Franzosen Hornvieh und anderes genug. Das Spanferkel, das in W. gar

nicht zu haben iſt oder ein paar Thaler koſtet, kann man hier für einen leichten Gulden haben u. ſ. w.

Verzeihen Sie meinem vorübergehenden republikaniſchen Eifer! Spanferkel ſind alſo zu haben, Lieber! allein Münzen habe ich für Sie noch nicht erhalten können. Ein Jude hat mir welche verſprochen; er ſagte mir, er habe erſt kürzlich eine ganze Sammlung verkauft. Noch hat er nichts gebracht. Der ärger als Jude iſt, unſer Freund Murr, hat mir einige, die ich bei ihm geſehen habe, angeboten; da er aber von nichts als Dukaten und Louisd'or ſpricht, ſo mag ich ihm nicht einmal ein Gebot thun. Er hat mir abermals ein Verzeichniß ſeiner rariora gegeben, das ich Ihnen mit der heutigen fahrenden Poſt überſchicken will. Die alte Ausgabe von Salluſt habe ich wohl erhalten gefunden. Könnte man ſie irgendwo brauchen, ſo wollte ich ſie ihm gern abnehmen. Auch hat er ein MSC. eines deutſchen Jeſuiten von Cochin-China, worüber ich ihn gebeten, mir umſtändliche Nachricht zu geben (die ich auch beilege) und das ich allenfalls für den beigeſetzten Preis ihm zu verhandeln verſprochen habe. Glauben Sie, es wäre etwas damit zu machen, ſo haben Sie die Güte, mir zu antworten und allenfalls einige Auszüge für den Mercur vorerſt zu verlangen. Dieſe wollte ich ſchon machen. Er hat mir das MSC. ſelbſt nicht ſogleich geben wollen, und dann erwarte ich von dem Jeſuiten eben keine großen Einſichten. Und ſo könnte ich doch zu Ihrem Mercur noch etwas beitragen, obgleich durch meine Briefe nicht, welche G. meint, ſie ſeien zu gut d. h. zu ſchlecht dazu. Er interpretirte mir ſelbſt den Ausdruck, daß er glaube, ich habe zu gutmüthig d. h. zu offen geſchrieben und ich könnte mich daher etwas da-

mit compromittiren. So nehmen Sie den Ausdruck und verzeihen also Ihren beiden Freunden.

Es ist ein MSC. vom Terenz in der Ebner'schen Bibliothek, die ich zuweilen besuche. In Murr's Nachricht von Nürnberg werden Sie Anzeige davon finden. Sollten Sie es zu Ihrer neuen Ausgabe brauchen können, so will ich mir Mühe geben, es zu erhalten.

Was macht denn Wieland, und gedenkt er auch zuweilen unserer? Ich gedenke gar fleißig an ihn und sehe ihn in seinem großen Garten spatzieren gehn. So sehr ich ihm das Glück gönne, so kann sich mein Herz doch nicht ganz mit dem Gedanken vertragen, daß ein Mann, der für die Gesellschaft so nöthig wäre (da die Waare, die er hat, Witz, Geist und Kenntniß, noch so gar selten unter uns ist), von ihr abgesondert leben soll. Aber freilich, wenn das Summum des Glückes, das man ihm geben kann, nur höchstens in einer sehr einfachen Parthie l'hombre besteht, so muß ihn wohl etwas vorzüglicheres hinweglocken. O Deutschland! O mein Vaterland!

Meine Properzischen Elegieen sind eigentlich fertig. Ich habe sie wieder abgeschrieben und bessere noch täglich daran, aber Noten kann ich hier dazu nicht machen. Ich finde gar kein Buch dazu. Stellen Sie sich vor, den Passeratius kann ich hier in keiner Bibliothek finden. Ich habe deshalb nach Ansbach geschrieben. Sie müssen mir also noch Gedult erbitten. An meinem Lukrez bin ich ziemlich fleißig. Es geht aber langsam.

Was sagen sie zu Voß' Übersetzung des Ovid? Ich bin damit äußerst zufrieden. Er hat sich zu diesem Vers durch so viel härtere herausgearbeitet, der grade für den Ovid paßt —

reich an Ausdruck, mahlerisch und dabei etwas kalt. Voß ist (wie ich eben an eine Fr. in W. geschrieben habe) der Flügelmann unserer Prosodie. Seine Bewegungen sind stark und richtig, nur müssen wir sie etwas sanfter nachahmen.

Von politicis ein andermal! Was erwarten Sie von den neuesten Begebenheiten in Frankreich? Es muß Jedem weh thun, daß das Revolutioniren wieder anfangen soll, ob ich gleich glauben muß, daß die abgesetzten Glieder des Directoriums zu nachsichtig geworden sind. Leben Sie wohl und antworten Sie mir auf mein vieles Geschreibe nur wenige Worte. Ist Hermann und Dorothea heraus, so schicken Sie mir doch für mein Geld ein Exemplar! Ich bin stets der Ihrige.

K.

(Ilmenau 25. Jan. 1798.) Ich bin jetzt in Ihrer Nähe, lieber Freund! und mir ahnet, daß ich Zufriedenheit hier genießen werde. Lassen Sie mich, um dieser versichert zu sein, nicht ganz des Antheils beraubt sein, den Sie zuweilen an mir und meinen kleinen Sächelchen genommen haben. —

— Wenn Sie nur die Anmerkungen zum Properz *) möchten durchgesehen haben. Ich bin leider kein Gelehrter und bei der zerstreueten Lebensart, die ich geführt, ward es mir noch schwerer, etwas zu leisten. Sie haben ein so reiches Füllhorn, theilen Sie mir von demselben mit. — Was das Leben des

*) Böttiger sollte eine völlige Revision derselben vornehmen. Da das darauf Bezügliche zum Theil aus den gedruckten Briefen in Knebel's liter. Nachlasse bekannt ist, auch nicht alle Leser gleich interessirt, lasse ich dies weg. Böttiger ist auch hier, wie er sich einmal nannte, der gutmüthig gelehrte Aushelfer in allen Nöthen.

Properz betrifft, so muß ich meine vorige Bitte erneuern, dieses mir aus Ihrer Hand hinzuzuschenken, oder einen Ihrer gelehrten Freunde darum zu ersuchen. Es versteht sich, was ich für meine eigne Arbeit erhalte, gebe ich willig und dankbar dafür. Nun genug hiervon; das Übrige wird Ihnen Goethe ohne Zweifel schon gesagt haben. — Nun, damit keine Bitte allein kommt, wage ich es noch Sie zu bitten, mir zuweilen von politischen und literarischen Neuigkeiten, vorzüglich französischen Schriften, zukommen zu lassen; ich verspreche solches genau zur bestimmten Zeit zurückzusenden oder auch für den angesetzten Preis zu behalten. Da Goethe die Freundschaft hat, meine kleinen Finanzangelegenheiten für mich zu übernehmen, so werden Sie in seinem Hause die Bezahlung jederzeit richtig erhalten, auch die Sendung wird er durch seinen schreibenden Diener richtig besorgen lassen. Ich verspreche, für diese Wohlthat das schönste Kraftmehl und die besten Honigkuchen aus Nürnberg gelegentlich zu überschicken. — — —

Nun lieber Freund, wenn die schönen Sommermonate kommen, so eilen Sie einmal auch in dieses hyperboräische — obgleich Ihnen südliche — Land herüber, und, wenn ich Ihnen gleich nicht aus der Quelle der Hyperboräer einschenken kann, so sollen Sie doch frische Luft und Nahrung erhalten. Lassen Sie mich unterdessen unter dem Schnee der nahen Berge ein warmes Herz der Freundschaft erhalten, und glauben Sie, daß Ihr Freund nie in seinen Gesinnungen ändern wird, mit denen er den wüsten Wahn des Pöbels verachtet. Der Gott bonus eventus kröne unser Vorhaben. Leben Sie wohl. Stets der Ihrige.

Knebel.

(Ilmenau 26. Febr. 1799.) — Daß Sie sich dieser Gegend aufs neue haben eigen machen wollen, freut mich wohl gar sehr. Es ist ein gewisses Verbindendes in der atmosphärischen Luft bei uns, das eben nicht auf dem Boden zu finden ist. Bleiben Sie! So stark waltet das Anziehende einiger geistigen Naturen. Was würde es sein, wenn diese Naturen erst sich so bewegen könnten, als es ihnen zukommt. — Auch meinen Dank verdient der gute Wieland, daß er Sie gehalten hat. Aber seien Sie deshalb nicht eben übelgesinnt gegen manche Andre. Ich weiß, wie schwer einem in diesem Punkt in W. zu rathen ist. Auch G. können Sie es so sehr nicht verargen. Sie wissen, vielleicht an H — s Beispiel, wie schwer es ist, von Staatswegen etwas zu versprechen. Weimar hat sich meist nur des Glückes des Zufalls zu rühmen. Bleiben Sie also! noch einmal mit Freude gesagt. In der That, auch ich hätte durch Ihre Abwesenheit viel verloren. Wir sollen und müssen uns noch mehr sein. So gar nichts habe ich von Ihrem glücklich-bösen Vorhaben gewußt! *)

— Mit Murr sein Sie etwas auf der Hut. Er ist ein Erzjude. Sie dürfen ihm gern das Drittheil bieten. Von seinen Münzen habe ich nichts haben wollen; sie waren übertheuer. —

(Ilmenau 5. Jun. 1798.) — — Sie sind mit Ihren Werken so bescheiden, daß Sie mir dieselben gar nicht einmal

*) Br. bekam 1798 einen ebenso vortheilhaften als ehrenvollen Ruf nach Kopenhagen (s. Biographische Skizze S. 48) als Ephorus aller lateinischen Schulen des Königreichs mit 2500 Thlr. Gehalt.

nennen, noch etwas davon ſagen. Ich freue mich deſto mehr, ſie in den franzöſiſchen Journalen mit ſolchem Ruhme aufgeführt zu ſehn. Wird denn Sieyes auf ſeiner Reiſe nach Berlin nicht durch Weimar kommen? Vielleicht hätte er da Landsleute zu beſuchen, oder könnte ſich von Wieland Unterricht über die beſte Regierungsform geben laſſen, die dieſer — aller deutſchen Reichsconſtitution zuwider — durchaus in die monarchiſche ſetzt. — —

(Ilm. 15. Jun. 99.) — Zu dem alten Heſiod habe ich beſondre Freude; er iſt ſo recht der Großpapa der Dichter und ſo haben ihn auch Virgil und Andere beehrt. Was die Dekaden anbetrifft, ſo zeichnen ſie ſich doch allmächtig dem Verſtand und Geſchmack nach vor unſern meiſten Journalen aus. — Ich hätte wohl bei Ihrem politiſchen Häberlin und Dohm etwas zugegen ſein mögen, ob ich gleich nicht glaube, daß auch ſie viel weiter ſehen können als die Andern. Einmal haſſe ich das jetzige franzöſiſche und Directorialweſen mit dem bitterſten Haſſe und wenn ich noch 20 J. jünger wäre, ſo zöge ich mit den Öſtreichern gegen ſie zu Felde; dann aber beſorgte ich auch bei der Rückkehr, daß Deutſchland eine übereinſtimmende Verfaſſung erhielte, um ſich, ſeiner Größe und Würde gemäß, der ſchändlichen Despotie und Willkür aller Andern zu widerſetzen. Was es nun werden wird, da mag der Himmel zuſehen! Genug, daß wir die fräßigen Franzoſen eine Zeit lang los ſind. La France disparaitra de l'Europe. Dieſe Phraſe iſt etwas alt, und haben die windigen Emigrirten an unſre Höfe gebracht. Elle ne disparaitra point, wenn ſie ſich nur in ihrem orbite halten wollte. —

Ihr Vorſchlag, die Satiren des Juvenal zu überſetzen, iſt mir ſchon einmal durch den Kopf gegangen. Ich werde ihn aber nicht überſetzen, aus mehrern Gründen nicht. Lieber möchte ich ſelbſt eine Satire machen; dazu könnte es wohl kommen, wenn nicht überall unſer Raum ſo gar enge begränzt wäre. Die leichte proſaiſche Manier unſers Jean Paul habe ich nicht; die poetiſche iſt ſtrenger. Ich könnte von Niemand ſprechen als von den Leuten, unter denen ich gelebt habe, und da kennt man jede Mütze, nach der ich greifen würde. Die Nahmen aber anzuheften (welches auch nichts zu ſagen hätte), dazu bin ich leider nicht independent genug.

Mit Wieland's Anzeige der Metakritik im Mercur bin ich ganz wohl zufrieden, ob ſie gleich etwas plump hinten drein kommt und man fürchten muß, da die Fortſetzung angekündigt iſt, daß W. nach und nach ſeine Meinung wieder zurücknimmt, und am Ende mit eben der innigen Überzeugung das Gegentheil behauptet — zumalen wenn irgend eine fremde Luft dazwiſchen kommt, die das perſönliche Intereſſe erſchüttern ſollte. Sei's wie ihm wolle, es iſt ſehr gut, daß das Kantiſche Unweſen auf alle Weiſe geſtört werde, und die Vernunft nicht durch Übervernunft zu Unvernunft werde.

Über Goethe weiß ich ſeit langem nichts. Ariſtipp's Briefe werden ſich für W. recht gut ſchicken, dies war immer ſein Held. Aurora, wie ich höre, ſchläft noch bei ihrem alten Tithon. Mit dieſem ſchicke ich einige Zeilen an Herders, um ſie vielleicht etwas zu erwecken. K.

(Ilm. 25. Juni 99.) Die nahe Ankunft eines Königs, des ersten ohne Zweifel, den Weimar gesehen, wird diese ganze Musenstadt in Bewegung setzen. Hier ist der Sitz unsterblicher Lorbeern und Kränze. Was wird diesem König nicht alles werden? Wenn man nur auch ein Haus und ein paar Zimmer für ihn hätte! Unsere Musen sind beinahe etwas nomadisch! —

(Ilmenau 27 Jan. 17..?) Ich schicke Ihnen die Geschichte der Poesie von unsern großen S—s wieder zurück. Sie werden verzeihen, daß ich in dem Schl. Opus bei den übersetzten Stellen des Lukrez einige Anmerkungen mit Bleistift gemacht habe. Es war nur um zu zeigen, wie wenig diese Herren infallibel sind, die ein gar zu gefälliges, etwas nachlässiges und stumpfsinniges Publicum, weil sie einer ausgeschrieenen Manier folgen, gar leicht dafür passiren läßt. Ich sage nichts von den markloſen gedehnten Hexametern, die das deutsche Publicum wohl gar für Eurythmie nimmt, weil dies ein fremder griechischer Name ist.

Daß die Allg. L.Z. die Schl. . . . Recension von Kotzebue's hyperboräischem Esel aufgenommen hat, ist deutsche Niederträchtigkeit. Wie dreht sich der — Mensch, um vornehm zu scheinen, und führt, so viel er nur weiß, englische, französische Schriftsteller an, sogar seinen ziemlich unbekannten Freund J. — um zu beweisen, daß diese ihre Esel doch etwas sanfter behandelt hätten als Hr. Kotzebue. Zu was doch die ächte Kunst-Gelehrsamkeit eigentlich hilft! Diese denken sogar die Eselshaut damit abzustreifen und der vortreffliche Redacteur der

erſten gelehrten Zeitung Germaniens macht den gefälligen Kammerdiener dazu. Was für ein Publicum, das deutſche. Ils n'ont point d'honneur — ſagen, wie ich höre, ſelbſt in Weimar die Emigrirten. Übrigens leben ſie da, wie ich gleichfalls höre, in großen Freuden und Glück.

Ich bin begierig, wie Mahomet von Goethe ausfallen wird. Als wir vor ohngefähr 25 Jahren den Britannicus von Racine in Paris aufführen ſahen, worin le Kain den Nero machte, ſagte dieſer, als man ihm nach dem Stücke die verdienten Complimente machte: c'est l'ouvrage de vingt années! Unſere deutſchen Genieſchauſpieler werden das wohl in 20 Tagen machen, was le Kain in 20 Jahren gemacht hat. „Tutto il mondo puo fare qui" ſagte ein Italiener, der einmal in W. war. Leben Sie wohl. Ein andermal etwas Beſſeres. Ihr K.

(Ilmenau, 20. März 1800.) Für Ihre Journale erhalten Sie hier wieder 4 neue Blätter Charakterzeichnungen von dem Nürnberger Künſtler Gabler. Wenn gleich darunter einige ſchmutzige und gemeine Vorſtellungen ſind, ſo iſt doch viel Geiſt und Wahrheit in Andern. Mich deucht, der Künſtler hat nicht ſelten erreicht, was Diderot ſo bedeutend fodert, nämlich daß der Buckligte in allen Theilen ſeines Körpers (und ſeiner Seele) buckeln ſoll. Hier lumpt die Lumpenduri z. B. nicht nur in jedem Fetzen des Gewandes, auch vom Kopfe bis auf die Zehen in jedem Zuge u. ſ. w. Die engliſchen Caricaturen ſind meiſt immer übertrieben, nicht wahre Darſtellung. Mich dünkt, daß dieſe des-

halb einen unendlichen Vorzug haben. Allerdings verdienen ſie eine Anzeige im Mercur. Auch der Künſtler ſelbſt wird als ein ſehr fleißiger und geſchickter Mann gerühmt. Noch iſt die Mannichfaltigkeit bei den feinen Nuancen in dieſen Zeichnungen zu rühmen, und die Unverkennbarkeit der wahren charakteriſtiſchen Geſichtszüge und Stellungen.

Daß das Zweigeſpann der Herren — — ſich jetzt ſo gewaltig angreift, wird wohl die Noth machen. Ich ſehe dieſe Leute noch von aller ehrlichen Geſellſchaft verbannt. Ließe ſich für ihre reichen Geſchenke an Frechheit und Aberwitz nicht folgende Xenie „die Verirrten" darbieten?

Sucht ihr vielleicht den Weg zum hohen Berge der Muſen?
Das iſt der Galgenberg, den ihr anjetzo beſteigt.

Daß meiner neuen Ausgabe des Lukrez in Jena gedacht wird, iſt mir ſehr angenehm zu hören. Ich wünſche nur, daß ſie den billigen Erwartungen entſprechen möge. — Vale. K.

(Ilmenau 8. Apr. ...?) Gerning, der dieſen Morgen Ilmenau verlaſſen hat, hat einen ſehr guten Geruch ſeines Daſeins hier zurückgelaſſen. Sein zartes theilnehmendes Gemüth wird von den meiſten erkannt. Grüßen Sie ihn tauſendmal von uns.

Ich ſitze auf meinem Zauberfleck noch immer ruhig fort. Die nahe Welt intereſſirt mich wenig, die erſten Producte der Natur ausgenommen; deſto mehr das übrige Spiel der Zeit, deſſen heftigerer Rotation ich am liebſten aus meinem ſtillen Flecken zuſehen mag.

Auf den Mahomet von Schiller bin ich eben nicht sonderlich begierig. Haben Sie die Rec. von Wallenstein in der Allg. L. Z. gelesen? Wer hat sie gemacht?

Was doch die Franzosen für schöne Sache aus den MSC. ihrer Nationalbibliothek nun hervorbringen? Sollten wir nicht neidisch sein? Was haben wir? Pumpernickel! une pierre brune, que l'on mange en Westphalie, sagt Voltaire. —

Wenn Sie etwas von den deliciis gallicis erhalten können, so vergessen Sie meiner nicht, auch wenn ich es bezahlen müßte. Hat Niemand in W. des Schweizer Saladin politische Aussichten oder wie es heißt! und dergleichen. Leben Sie wohl. Ihr treuer K.

(Ilmenau 30. Jun. 1800.) Mit vielem Danke erhalten Sie die beiden Bücher zurück. Meine Frau, die das eine gelesen, findet es unterhaltend genug und schickt dafür zur Erkenntlichkeit — nur um von unsern hiesigen Producten auch etwas zu liefern — Ihrer lieben Frau gleichsam nur einen Gedanken von Rehbraten, der grade für Sie zwei genug sein könnte. Die großen Rücken und Keulen haben, wie man uns sagt, die Weimarischen Landstände weggefressen, und wir müssen uns also diesen Sommer mit geringern Portionen begnügen. — Die Revolutionszeiten haben närrisch auf unsere Köpfe und Herzen gewirkt, und es ist wahr, was Herder in seiner Kalligone sagt, daß wir Deutsche, nur um uns auch mit etwas zu beschäftigen, gleichsam in unsern häuslichen Angelegenheiten (denn das möchte Philosophie dem verständigen Manne sein) das unterste zu oberst gebracht haben. Daher die allgemeinen

Misklänge und Misverständniſſe, daher die neumodiſche Dreiſtigkeit und Impertinenz, die, si Diis placet, die franzöſiſche Freiheitsſtimmung nachahmen ſoll. Daher tragen alle unſre Candidaten und Recenſionenſchreiber, wie man mir jüngſt ſagte, breite Backenbärte bis aufs Kinn herab, und gehen à la Brutus friſirt, ſogar die geiſtlichen Standes. Das iſt ein wahres Narren-decennium; doch ſobald man ſie in die Willis'ſchen Weſten ſteckt, wie Kaiſer Paul, der große Krankenarzt, ſo werden ſie deſto zahmer. Dies beweiſt ihre Geſchlachtheit bei dem Kotzebue'ſchen Vorfalle. Der Mann thut mir recht herzlich leid — aber ich habe kein Wort im Publicum, und wenn ich es auch hätte, zu was würde es helfen? Statt deſſen würde ich ebenſo gut der neuen Kalligone das Wort reden, die ich mit großem Vergnügen geleſen habe, die neue ſchöne Wahrheiten entwickelt und die man nicht mit Stillſchweigen erdrücken wird. Kant erſcheint freilich da in ſeinem ärmſten Lichte, oft iſt es mir faſt unausſtehlich, nur ſeine Worte zu leſen, ſo platt ſind ſie. Was von einem gewiſſen Hrn. Prof. Rink in Königsberg offenbar auf Kant's Betrieb gegen die Metakritik geſchrieben iſt, trägt eben die Zeichen der Ärmlichkeit, die ein gemachter Theatertyrann hat, wenn man ihn ſeiner ſtolzen Kleidung entblößt. — Was ſagen Sie zum Clavis Fichtiana? Übertrifft er nicht Alles, was wir an geiſtreichem Witz kennen? Leben Sie recht wohl. K.

(Ilmenau d. 8. Decbr.?) Die Journaux de Paris enthalten treffliche Aufſätze; neulich die Zuſchrift der Nähnadel an die Stecknadel und in dieſem Packet den voyageur aveugle.

Könnte nicht Herr v. Kotzebue den Statistiker darin auf die Scene bringen? O lieber Freund, sparen Sie ja diese Blätter immer für mich auf! sie sind mir ein Schatz. Da herrscht die wahre Horazische Urbanität und Satire.

Über das Mädchen von Orleans bin ich mit Ihnen einerlei Gesinnung. Es ist ein vollendetes Meisterwerk. Gestern Nacht las ich noch lange darin, und beschloß die Lecture mit folgendem Distichon:

Nur vom Geiste beseelt von deiner Johanna, erschufst du
Solcher Erscheinungen Glanz, solch' einen Himmels-Achill.

Goethe hat in seinem 2. Theil der Zauberflöte feine und stechende Hieroglyphen gemahlt. Jetzt regnen ja schon, wie ich höre, die nordischen Diamanten in W.; dieser Glanz hat bisher noch ziemlich da gefehlt. Ich habe Hrn. v. Fritsch aufgetragen, Sie doch einmal im Schlitten zu uns herüber zu bringen, ehe Sie noch durch allen den Schimmer gar zu sehr verwöhnt werden.

(Ilmenau 6. Apr. 1802.) — — Mit sonderbarer Freude finde ich immer Ihre schönen Abhandlungen in dem Magazin encyclopédique, und Sie werden mir es nun einmal nicht verübeln, daß ich Freude daran habe, Sie französisch zu lesen. Sie nehmen sich in diesem Gewande, das nicht immer allen Deutschen anpassen will, so wohl aus, daß ich doppelten Genuß beim Lesen finde, Ihre Arbeiten unter einer doppelten Form zu erkennen. Unser so gelehrter Freund Villoison kann es Ihnen auch an so interessanten Untersuchungen jeder Art nicht gleich thun.

Unſre neue Phyſik beſchäftigt mich ſeit einiger Zeit ein wenig, doch nur als Neugierigen und Liebhaber, nicht als einen Kenner, denn dazu gehört mehr. Es iſt nur, um die Sottiſen und kecken Behauptungen von Einigen zum Theil einzuſehen; zum Theil auch, wo etwas wirklich Gutes und Neues entdeckt ſein ſollte, ſolches nicht ganz überſehen zu haben. In ſolchen revolutionairen Zeiten, wie die jetzigen literariſch bei uns ſind, iſt es gut, ſich nur zuweilen umzuſehen, wo und auf welchem Boden man ſtehe, daß ſie uns nicht alles zu Gas oder Azote machen, da ſie ſelbſt nur Stickluft ſind.

Nun werden Sie doch Ihren neuen Garten ſchon zuweilen beſuchen und ein Museum Böttigerianum da anlegen. Es freut mich, Sie da zu denken. Ziehen Sie ſich nur auch Nachtigallen hin, ſie fehlen da. Stehen die beiden Nußbäume noch, die ich gepflanzt habe? Leben Sie wohl, lieber Freund, und vergeſſen Sie uns unter unſern Fichten nicht! K.

(Ilmenau 25. Nov. 1802.) Das einem Ihrer Briefe beigelegte Frohndorfer Lied hat mich gar ſehr ergötzt. Es iſt wahres Salz darinnen *). Wenn doch unſere unzählbaren Muſenalmanache dergleichen etwas hätten. Dieſe ſind ungeſalzen wie das Papier, worauf ſie gedruckt ſind. — Was Sie mir von Voß ſchreiben, unterſchreibe ich gern. Er iſt gewiß ein braver Mann und ich wünſchte mir nur einen Theil ſeiner Wiſſenſchaft. Ich wünſche, daß er es in Jena aushal-

*) Einige Strophen daraus in meiner biographiſchen Skizze Böttiger's S. 105.

ten möge. — Laſſen Sie nur, wertheſter Freund, den Unmuth nicht über ſich Herr werden. Das iſt ein böſer Meiſter. Ich weiß freilich nicht gut, wie man ihm in W. entrinnen ſoll. Er herrſcht da ärger und allgemeiner als die Athenienſiſche Peſt; aber die Muſen und pacis amatae artes haben doch ſo viel für Sie gethan et -

Cincta triumphali tempora fronde geris.

Die paar Zeilen, die ich zu einem Kranz von Amaranthen, den meine Frau flocht, an die Herzogin M. geſchickt habe, ſchreibe ich Ihnen bei. Vielleicht mögen Sie Gebrauch davon im Mercur machen, deſſen letztes Stück, beſonders wegen der Wieland'ſchen Kritik des großen Heldengedichts Tuiskon, ich ſo trefflich finde. Wie brav iſt's doch, daß der gute W. den Muth hat, bei dergleichen noch auszuhalten. Ich kann ſo etwas nicht mehr genießen. Was er über die nordiſche Mythologie ſagt, iſt tiefgedacht und herrlich.

Vale doctissime, amantissime et in reliquum nobis fave!

K.

Fr. von Einſiedel *) († 1828)

Erlauben Sie mir, mit zwei Worten eine Bitte meiner Herzogin Ihnen vorzutragen. Der Wunſch, unſern geliebten

*) Aus einer großen Anzahl Briefe des Oberſthofmeiſters v. E., die faſt alle Terenz und Plautus betreffen, heben wir einige aus. Sollte eine Fortſetzung dieſer Mittheilungen einmal gewünſcht werden, ſo könnten auch Böttiger's Briefe an ihn in einer Auswahl gegeben werden. (A. d. Herausg.)

und verehrten Iffland an einem Abend bei sich zu sehen, wird bei meiner gnädigsten Gebieterin mit jedem Tage lebhafter und jedes geendete Schauspiel erneuert die Klage: daß man diesen vortrefflichen würdigen Mann so selten in einem Kreis seiner Freunde sehen soll, und daß es vielleicht ganz unmöglich ist, wenn der Discretion, ihm nach einem Schauspiele durch eine Einladung beschwerlich zu fallen, stets Gehör gegeben wird. Um nun mit leichterm Herzen über diese Bedenklichkeit hinwegzugehen, ersucht Sie meine Herzogin, ihr zu rathen — das heißt sie in ihrem Vorsatze zu befestigen — welcher der nächsten zwei Schauspieltage dieser Woche für unsern Freund Iffland der bequemste wäre, einen Abend nach dem Schauspiel in der Herzogin Hause zuzubringen. Ich entledige mich des diesfalls erhaltenen Auftrags und erneuere die Versicherung meiner wahrsten lebenslangen Hochachtung. Einsiedel.

(W. d. 24. Decbr. 1804.) Sie haben mich, verehrtester Freund, durch Ihre liebe Zuschrift so sehr erfreut, daß die Fülle meiner Dankbarkeit mich arm an Worten macht. Mit welcher Güte, Sorgfalt, Geduld und Aufopferung kostbarer Stunden haben Sie sich meiner Autorschaft angenommen. Was kann mir ermunternder sein als ein Lob aus Ihrem Munde? Auch Ihr Tadel erhebt meinen Eifer; es schmeichelt mir, daß Sie meine Versuche dieser Aufmerksamkeit würdigten. — Ich brauche nicht zu melden, daß ich Alles zu meinem Nutzen verwendet habe, was Ihre wohlwollende Güte mir zu Verbesserungen darbietet. Alle bemerkte Stellen sind mir sehr wichtig; Sie haben mich für sehr gegründeten

Kritiken geſchützt, das leuchtet mir itzt klar ins Auge. Die „Karten und Trümpfe" habe ich ganz ausgemärzt; wenn ich auch dem Vorwurfe der Nachahmung nicht im Ganzen entgehe, ſo iſt's doch beſſer, die Herren der ſtricten Obſervanz nicht vorſätzlich in Harniſch zu jagen und das Moderne ohne Noth einzuſtreuen. Die coena dubia durch ein köſtlich Quodlibet zu überſetzen, hat mir am beſten gedünkt. —

Daß Phormio auf dem hieſigen Theater geſpielt wird, iſt mein Wunſch, auch habe ich ſchon von den Obern die Verſicherung darüber. Wenn ich der Vorſtellung zuhöre, gibt es mir immer Gelegenheit, dies und jenes zu beſſern.

Ich habe Göſchen geſprochen, aber über die Masken nichts beſtimmt. Ich vermuthe aus dem ſpärlichen Verkauf der Brüder, daß die illuminirten Kupfer das Buch zu ſehr vertheuern — und da ich das Mercantiliſche nicht gern berühren wollte, ſo ſchwieg ich davon. Sollte der ganze Terenz beſſer abgehen als das einzelne Fragment der Brüder, ſo wäre es mir ſehr lieb, wenn die Kupfer der vorzüglichſten Masken vielleicht ſpäter zugegeben werden könnten.

Sie verwöhnen Ihre Freunde; das beweiſt die Beilage, die nicht ohne Anſprüche an Sie erſcheint. Viele moraliſche Sprüche und was auf den Hetärenſtand ſich auffallend bezieht, habe ich überſprungen. Dies Bekenntniß muß ich über dies angeſchloſſene Stück im Ganzen vorausſchicken. Verzeihen Sie, daß ich Sie ſo gewiſſenlos gleich beim Wort nehme, in dem Sie der Hecyra gedachten.

Ich lebe mitten im Winter ſeit 5 Wochen als ein Fremdling. Ich bin noch immer krank. Gicht am Arm und auf der Lunge hielt mich gefangen. In etlichen Tagen aber hoffe

ich Ihrer Aufträge de vive voix mich zu entledigen, die wirksamer ist als das Symbol der Schrift. Bei meiner Hofdame*) wirds vieler Eloquenz bedürfen, um ihr ihr Conterfey zu entwenden — denn gutwillig gibt sie's nicht. Bald erscheine ich wieder vor Ihnen. Empfangen Sie die Versicherung meiner wärmsten unbegränztesten Hochachtung, Freundschaft und Ergebenheit. Ganz und für immer der Ihrige.

Einsiedel.

(W. d. 23. Mai 1805.) Heut nur ein paar Worte auf Ihre liebe Zuschrift v. 19., um Ihnen zu sagen, was ich über unsers Schiller's Ankunft zu Weimar weiß. Als er in die Ungnade des Herzogs Karl fiel und sich nicht wieder nach Stuttgart wagte, suchte er einen verborgenen Aufenthalt und fand ihn in Bauerbach bei Meiningen (dieser Ort ist ein Wollzogisches Gut). Dort hat er die Bekanntschaft der nachherigen Majorin von Kalb gemacht, die eine Marschallin ist, die Niece des Kais. Kammerhrn. v. Stein zu Nordhausen (dieses Gut liegt in der Nähe von Bauerbach, seiner damaligen Retraite). Als diese Majorin v. Kalb verheirathet nach Weimar kam, etablirte er sich in Weimar, und vermuthlich ist Diese Ursache, daß er Weimar wählte. Sie war in den ersten Zeiten seine einzige Bekanntschaft hier. Dies ist aus meiner Erinnerung geschrieben; wenn Fr. v. Wollzogen hier wäre, so würde ich durch dieselbe besser unterrichtet seyn.

*) Fräulein v. Göchhausen. Daß ich übrigens vieles minder Interessante aus allen diesen Briefen weglasse, auch wol Anderes, was nicht für ein größeres Forum gehört, versteht sich von selbst.

Die Andria wird Ihrer Güte nächstens sichtbar werden, ich bessere noch daran. Die Häfer ist leider nicht zu uns gekommen. Bald mehr. Hochachtungsvollst der Ihrige. E.

(W. 4. Septbr. 1806.) Sie haben seit langer Zeit nichts von mir gehört; ich halte es für unbescheiden, mich darüber zu entschuldigen. Das Incognito meines Daseins ist eine wahre Discretion — denn ich habe immer etwas zu bitten, wenn ich vor Ihnen erscheine. Die bogenreiche Beilage, die Sie hier empfangen, ist ein Beweis davon. Ich bin wirklich beschämt, Ihre große Güte für mich durch rastloses Bitten und Wünschen zu vergrößern. Sie haben mir einen Ablaß für alle künftige Versündigungen dieser Art ertheilt, ich sündige also auf Ihre Großmuth fort.

Ich überreiche Ihnen, mein hochverehrter Freund, zwei Lustspiele nach Plautus, die Mostellaria und den Trinummus, die nächste Ostermesse nebst dem gereimten Lustspiele, die Gefangenen, gedruckt erscheinen sollen.

Nach dem allgemeinen Titel, den Freund Göschen den Übersetzungen des Terenz beigefügt hat, zu urtheilen, erwartet er eine Übersetzung des Plautus. Er schrieb mir es auch. Ich bin sehr geneigt diese Aufforderung zu erfüllen; allein es ist mir blos unter einem günstigen Gestirn, das mich auf diesem langen sauern Wege leiten müßte, möglich, nehmlich unter Ihrem Beystand. Das Genialische im Plautus macht diesen dramatischen Dichter schwer zu verstehen; er erinnert mich oft an Shakespear, der auch auf die ungewöhnlichsten Ausdrücke und seltsamsten Ideenverbindungen verfällt und seine komische Kraft

dadurch am vorzüglichsten äußert. Ich habe mir den sogenannten großen Scheller anschaffen müssen, der auf Plautus viel Rücksicht nimmt. Doch finde ich überall Schwierigkeiten. Ihr freundschaftliches Wohlwollen hat mir allerdings den Weg zu einem hülfreichen Quell gebahnt, wo ich meine Ohnmacht stärken kann. Erlauben Sie mir indeß, daß ich Ihnen aufrichtigst bekenne: es dünkt mir gar zu unbescheiden, wenn ich meine Autorschaft auf Unkosten Ihrer Zeit übe — so gern Sie sich auch aus Freundschaft dafür interessiren und — um mit einem Worte Alles zu sagen — wenn ich meinen Autorvortheil mit Verlust Ihrer Zeit befördern soll. Dieser Gedanke beschäftigt mich um so mehr und macht mich wirklich verlegen, wenn ich die 20 Lustspiele des P., die ich übersetzen will, vor den Augen habe. Sie könnten mir, verehrtester Freund, diese Sorge vom Herzen nehmen, wenn Sie an meinem Vortheil — der vom Absatz abhängen und nächste Ostermesse klar werden wird — einen Antheil anzunehmen, die mich sehr beruhigende Gewogenheit hätten.

Darf ich noch mit Einem Worte meiner Ansicht gedenken, mit der ich den P. übersetzen will? Die lästigen Wiederholungen, das allzu viele Moralisiren und alles Schlüpfrige lasse ich vorsätzlich weg. Auch überspringe ich zuweilen einige Reden, wenn es mir unwahrscheinlich scheint, sie vorzubringen — ich glaube, daß Sie dies billigen. — — E.

(W. 29. Decbr. 1806.) Ehe das Jahr ganz zu Ende läuft, muß ich mein langes Stillschweigen enden. Die beunruhigten Zeiten erleichtern mir die Entschuldigung darüber. —

Ich war im Monat October, der unsere Gegend der Geschichte merkwürdig macht, in Göttingen und Kassel im Gefolge der Herzogin-Mutter. Der Aufenthalt in beiden Städten, die ich fast in 30 J. nicht wiedergesehen hatte, würde mir und allen Reisenden einen sehr großen Genuß gewährt haben, wenn wir über die Lage unserer Stadt und der Zurückgelassenen aus Mangel an Nachricht darüber nicht in Sorge gewesen wären; manche sehr übertriebene Nachrichten vom Hörensagen erhöhten diese Sorge. Jetzt erfreuen wir uns des Friedens und lassen die Vergangenheiten im Hintergrunde ruhen. Auch die gewohnten Winterergötzlichkeiten haben wieder begonnen. Seit dem Weihnachtsfeste ist das Theater wieder geöffnet. Ich könnte es im gleichen Sinne auch eine Gewohnheit nennen, daß ich mich wieder mit dem Plautus beschäftige; er steht des Morgens mit mir auf und würde am Abend mit mir schlafen gehn, wenn ich bei Licht nicht ein blinder Mann wäre. Die Aulularia und Pseudolus sind nach und nach fertig geworden; wenn ich nicht ein todter Mann werde, so hoffe ich den ganzen Plautus in 4 Jahren zu übersetzen. Sie sehen daraus, mein verehrter Freund, welch eine Burg von Vertrauen ich auf Ihre großmüthige Hülfe setze. — —

Das aufgehende neue Jahr sei Ihnen recht glücklich. Erhalten Sie mir Ihre schätzbare Freundschaft, die ich durch alle Jahre meines Lebens treu erwidere. Ganz der Ihrige.

Einsiedel.

(Weimar d. 6. Aug. 1807.) Nach einem langen Säumen nehme ich die Feder zur Hand, um Ihnen ein Merkmal

meines Andenkens zu geben; denn es iſt doch gut, daß das Gefühl zuweilen laut werde und durch ein ſichtbares Mittel Glauben erwecke. Ich ſage nichts von dem, was in dieſem langen Zeitraum ſich ereignet hat. Sie haben meinen Verluſt mit mir empfunden. Das Alter mag wohl Recht haben, wenn es die Vorzeit preiſet; die Vorliebe dafür liegt nicht blos in dem Gewohnten. Nicht Alles kehrt bei dem Wechſel in Allem ſo ſchnell zur vollſten Befriedigung zurück, daß das Vergangene in der Gegenwart ganz vergeſſen werden ſollte. — Mit Einem Worte, aus der Mitte unſrer Stadt iſt manches entſchwunden, das uns werth und unvergeßlich bleibt. — —

Ich hätte wohl gleich zu Anfang von der Beylage ſprechen ſollen, damit Sie das Packet nicht befremde. Es iſt eine große Dreiſtigkeit von mir, daß ich ſo frei bin, Ihnen ein Buch für Ihre Bibliothek zu verehren, das ich erhalten habe und bei mir gar nicht an den rechten Mann gekommen iſt. Leider vernehme ich, daß man eine beſſere Edition in einem größern Format hat. Vielleicht beſitzen Sie das ächtere ſchon. Dann iſt meine Freiheit zwiefach dreiſter und bedarf um ſo mehr Ihrer Verzeihung u. ſ. w. — E. —

(Weimar d. 22. Nov. 1807.) Nach einem Verſtummen ſeit mehr als 2 Monaten, wie das Datum Ihrer letzten Zuſchrift mir mit Beſchämung zeigt, erſcheine ich vor Ihnen mit dieſem Blatt und einer Kiſte. Um die ſchreckhafte Vermuthung zu mildern, daß dieſe Kiſte lauter plautiniſche Überſetzungen enthalte, ſo vermelde ich, daß nur 2 dergleichen darin befindlich ſind, die Luſtſpiele: Rudens und Pseudolus (Aulularia, Sti-

chus, Curculio, Cistelaria sind vollendet und copirt, aber ich wage es nicht, Alles mit Einemmale zu senden); den größern Raum füllt ein Buch aus, das ich den Zuhörern Ihrer archäologischen Vorlesungen interessant glaube und ich bin so frei, es in Ihre Bibliothek abzugeben. Die große Güte, mit welcher Sie ein ähnliches Unterfangen mir verziehen haben, macht mich immer dreister. Verzeihen Sie das negligé, in welchem dies Werk erscheint; ich fürchtete, mein Buchbinder möchte den Winter lang mit der bessern Einkleidung zubringen. — —

Fräulein v. Göchhausen ist allerdings Ihrer guten Fürstin bald gefolgt; an dem Tage, wo wir von Schleßwig zurückkamen, war sie verstorben. Ihre moralische Existenz war mit dem Tode der Herzogin sehr zerrüttet, doch glaubte man sie nicht so krank, als sie sich fühlte. In dem Kreise Ihrer Freunde und Freundinnen lebt ihr Andenken, und ihr Verlust ist Allen fühlbar. Ihr Geist war dem gesellschaftlichen Leben wohlthätig und belebend, auch war sie dauernder Freundschaft fähig — eine Tugend, die in unsern Zeiten nur selten leuchtet.

(W. 2. Febr. 1821.) Erlauben Sie mir, mein würdiger verehrtester Freund, daß ich Ihnen ganz freimüthig meinen Entschluß über die Herausgabe des Plautus eröffne. Ich bin nicht abgeneigt, ein pecuniaires Opfer zum Druck desselben zu bringen, aber ein Verlust, den unser Freund, der wackere Göschen, auf 500 Thlr. evalvirt, ist mir zu groß. Ich habe es im vorigen J. dahin gebracht, keine Schulden zu haben; aber meine Familienverhältnisse sind durch einen Bau aller Wirth-

ſchaftsgebäude, der, als er vollendet war, im nächſten J. abbrannte, noch nicht geordnet. Doch genug von dieſer Jeremiade.

Um den Verluſt der 500 Thlr. zu vergeringern, bin ich auf den Gedanken verfallen, den Plautus zu theilen und 8 — 10 Stücke unter dem T.: Ausgewählte Luſtſpiele des P., drucken zu laſſen und dem Verleger 250 Thlr. zu zahlen. — Die Theatraliſchen Abenteuer ſind nicht von mir, ſondern von Goethe. Bei der Aufführung der Brüder iſt nichts verändert, aber vielleicht Einiges ausgelaſſen worden. Der Selbſtpeiniger iſt in Weimar aufgeführt worden, aber mit wenig Beyfall. Meine Überſetzung: „Das Leben ein Traum", iſt in W. öfter aufgeführt worden. Späterhin hat es Gries überſetzt. Seine Überſetzung hat unſtreitig Verdienſte der Dichtkunſt, aber für die Bühne iſt es wie ich glaube nicht geeignet — es iſt den Schauſpielern nicht mundrecht. — —

Fräulein von Göchhauſen. *)

(16. Jun. 1803.) Ich hoffe und fürchte, lieber Hr. O.-Conſ.-R.! die kleinen Anfälle der Krankheit reicher und glücklicher Leute (das s. v. Podagra) ſind aus den Füßen in Ihr Tintenfaß gefallen. Nun ſende ich Ihnen zwar in

*) Über dieſe bisher öfters genannte geiſtreiche Hofdame und Böttiger's wirkliche Freundin ſiehe Knebel's literariſchen Nachlaß, I, XXVI nur mit dem Bemerken, daß ſie nicht aus Strasburg, ſondern aus dem Weimariſchen ſtammte.

No. 255 d. Journ. de Paris einen gewiſſen Hrn. Jacques Boyol, dem alle Krankheiten des menſchlichen Körpers zu curiren ein wahrer Spaß iſt. Was vermag aber ſo ein Mann gegen ein Tintenfaß? Iſt dies ſtumm und trocken gegen die abweſenden Freunde, dann gnade Gott, dann kann J. Boyol nicht mehr helfen.

Ich hoffe Sie werden das Spitzfindige dieſer Redensarten merken und, wenn der Caſus nicht ganz desperat iſt, in Zeiten zu helfen ſuchen.

Wahrſcheinlich wird heute oder morgen Papa Wieland zu uns kommen. Er verſprach es ſchon den Sonntag; ſeit wir hier ſind, weiß ich nichts von ihm. Ich hoffe, daß er wohl iſt. Dieſer wird Sie zuweilen an Tiefurt erinnern. Leben Sie recht wohl. Goechhauſen.

Unſere gute Fürſtin meinte, da Sie, lieber Herr OCR., die Güte gehabt hätten, die Zeichnungen von Lange ſelbſt zu bringen, ſo hätten Sie wohl auch die, ſie wieder abzuholen. Im Falle Sie uns alſo dieſen Mittag das Vergnügen Ihrer Gegenwart ſchenken wollen, ſoll der Wagen zu rechter Zeit vor Ihrer Thüre ſtehen. Da Sie aber die Zeichnungen dieſen Vormittag ſchon zu haben wünſchen, und man die Wohlthaten nicht erpochen ſoll, ſo ſchicke ich ſie in aller Stille dennoch mit und hoffe, daß Sie nun aus eigner Güte und Freundſchaft uns keine Fehlbitte thun laſſen werden. G.

Ihre so treffliche mit gerührtem Dank gehaltene Abschiedsrede*) habe ich eben mit nassen Augen geendigt; ich weiß es längst, was wir verlieren, und dieses letzte Wort, des größten Redners würdig, wird noch manches Auge fließen machen. Die verschlossenen Herzen und Augen werden sich hüten, sie zu lesen. Der Ton des Ganzen beweist hinreichend, auch ohne die bewußte Stelle zu kennen, wie engherzig die Ansicht Dessen sein muß, der in einer solchen Rede irgend eine Stelle hat anstößig finden können. Leben Sie wohl. D. 13. April 1804. G.

(Tiefurt, 5. Jul. 1804.) Diesmal, mein theurer Freund, kann ich Ihnen eine Merkwürdigkeit aus Tiefurt selbst mittheilen; nicht eben als wäre es eine Merkwürdigkeit für die Welt, nein blos für Tiefurt und die Freunde; denn bekanntlich ereignen sich in dieser Chaumière wenig Phänomene; wenig Königinnen kehren daselbst ein, und der Hof kann wohl Kühe und Schaafe, Hühner und Gänse, aber keine Concerte und Festivitäten fourniren. Diesmal aber war es anders und ich habe Ihnen das Exempel ohne Gleichen mitzutheilen, daß den 27. vor. Monats Abends 6 Uhr sich wirklich eine lebendige Königin in Tiefurt sehen ließ. — Die Mutter von Preußens König war kaum in Weimar angekommen, so äußerte sie auch das unwiderstehliche Verlangen, die Herzogin in Tiefurt zu

*) Diese Abschiedsrede (aus welcher beim Drucke der Jenaische Censor mehre Stellen strich) siehe auch in Prof. Wolff's zu Jena empfehlungswerther Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur, Leipz. 1835, I, 332.

beſuchen. Alle Gegenbitten und Verſicherungen, daß die Herzogin ſelbſt kommen würde, halfen nichts, — die Fürſtin ſetzte es durch und kam doch. Nun, theuerſter Freund, denken Sie ſich den Holderpolder in Tiefurts Bezirk. Die Eſel ſchrieen, die Kühe brüllten, die Gänſe ſchnatterten und die Hühner machten glu, glu, glu! Alles ſang Hymnen nach ſeiner Art. Auch Goullon und Debus thaten in der Kürze ihr Möglichſtes, und des kalten Windes ungeachtet wurden die Gäſte mit Gewalt rafraichirt. Auch fiel Alles zum allgemeinen Contentement aus, und die Königin hat geſchworen, nie wieder in dieſe Gegenden zu kommen, ohne T. zu beſuchen. Den Tag darauf erhob ſich meine Fürſtin zum Gegenbeſuch. Wir aßen zu Mittag in dem „Glanzgewimmel" des Hofes und Abends war kleines Concert von drei Franzoſen aus dem Musée conservatoir de Paris, die wir ſchon einige Tage vorher im Stadthauſe bewundert; von denen die Damen ſowohl Harfe als Flügel vortrefflich ſpielen, deren Geſang aber in Begleitung des Mr. Dumouchel alles Geſchrei weit hinter ſich zurückläßt und wogegen unſre Jagemann nur ein lallender Säugling iſt. Endlich kamen wir Abends ganz beduzt von allen den Herrlichkeiten in unſer Dörfchen zurück. Bei Hofe war aber an keine nächtliche Ruhe zu denken. Die Königin reiſt ungern bei Tag, und da ſie die Herzogin bis Wilhelmsthal begleitete, ſo wurde Abends 11 Uhr aufgebrochen, und der ganze Hof, mit Ausnahme des Herzogs, der hier blieb, fand erſt morgens früh ſeine Ruh in Wilhelmsthal. Den 4. iſt die Königin wieder ab, nach Baden gereiſt. Der Herzog bereiſt indeſſen ſein Land, war in Jena und wird nach Ilmenau und zuletzt auch nach Wilhelmsthal gehn. In der Zwiſchenzeit iſt er viel in Tiefurt

zum Schrecken Wieland's, der häufig um seine Partie kommt. Fernow flucht diesem kalten Sommer, wird aber dennoch besser. Alle Tage wird gegen Abend ein oder zwei Gesänge aus Arioſt gelesen. Er liest vortrefflich. Beiliegende Anzeige von Frommann empfiehlt er Ihnen und schickt die freundlichſten Grüße, sowie Wieland. Die Fürstin wird Ihnen selbſt schreiben. — Auf dem Leviſchen Theater pickt ein Talent auf. Ein junger Mensch, Namens Wächter, zieht Kenner und Liebhaber dahin; sogar unser Geh. Rath Einsiedel hat ihn beſehen und ſich an ihm erfreut. Figur, Organ und Ton der Rührung wird an ihm gepriesen. Wahrscheinlich wird er künftigen Winter auf dem größern Theater rühren.

Joh. Müller iſt in Coppet bei Fr. v. Stael und kommt von da nach Berlin, diesmal ſchwerlich über Weimar. Fr. v. St. geht den Winter nach Italien, und will im Septbr. künftigen Jahres wieder hier sein. Ich glaube noch nicht sonderlich daran. Leben Sie wohl, mein edler Freund. G.

(Tiefurt d. 20. Septbr. 4.) Ohnmöglich kann ich dem Zeitungspacket, welches mitunter, wie ich vermuthe, seine drei Wöchelchen zwiſchen Tiefurt und Dresden auf Reiſen geht, meinen Dank für Ihren lieben, lieben Brief anvertrauen. Ich möchte gern, daß Sie recht bald wüßten, wie sehr ein ſolcher Brief Ihre Getreuen in Tiefurt elektriſirt; denn jedesmal theile ich davon mit quantum satis und jedesmal ärndte ich einen Theil des Dankes, der Ihnen allein gebührt, und wir erfreuen und betrüben uns in Geſprächen über Sie.

Freilich können Sie kaum einen Begriff haben von dem

Glanz, der uns neuerlich umgiebt. Der Herzog iſt mit drei ruſſiſchen ganz von Juwelen ſtrahlenden Orden geziert. Meine gute Fürſtin ſtrahlt nicht weniger; ihr Orden iſt ebenſo prächtig, vorzüglich ſchön iſt der Stern aus Brillanten geformt; auch wurden koſtbare Gegengeſchenke an Doſen und Ringen in ſtrahlenden Steinen verehrt; überhaupt reden wir jetzt von Gold, Silber und Edelſteinen wie ſonſt von Quarz, Gneis und Glimmer. Die wilden Völker, die noch mehr dergleichen bringen ſollen, werden in dieſen Tagen erwartet. Ein falſcher Lärm, als kämen ſie vergangenen Sonnabend, hatte ganz Jena herübergelockt; auch die hieſigen Gaffer reckten die Hälſe, es endete aber Alles mit der Saal-Nixe, mit welcher den Abend das Theater eröffnet wurde. Die Veranlaſſung zu dieſem Irrthum mochten wohl einige Fuhren Branntwein geweſen ſein, die zur Labung dieſer Pferdebändiger vorläufig nach Belvedere geſchafft wurden, wohin ſie ſämmtlich, Roß und Mann, eingepfercht werden ſollen. Die ſchlechten Spaßmacher ſagen, ſie kämen zu Hrn. v. Groß ins Inſtitut. Man ſagt, die neuen Excellenzen, Hr. G. R. v. Goethe und Voigt, beſchäftigten ihre Muſe mit Erfindung neuer Feſte zum Empfange des jungen Paares.

Die Goethe'ſche Kunſtausſtellung wird jetzt geordnet; ſobald ſie ſichtbar iſt, werde ich es Ihnen melden. Dem. Jagemann macht, wie man ſagt, eine nothwendige Reiſe auf einige Monat. Fr. v. Beaulieu, ehem. Gfn. v. Egl., war 3 Wochen hier. Sie erzählte nicht viel Tröſtliches von den Franzoſen in Hanover. Sie behauptet, mit eignen Augen geſehen zu haben, daß während des berühmten Proceſſes die Soldaten öffentlich Bonaparte's Büſte guillotinirten und Vive Mo-

reau! gerufen und kein Offizier etwas dagegen einzuwenden gehabt hätte. —

Fernow's Gesundheit hat merklich zugenommen und er ist ein sehr lehrreicher und unterhaltender Gesellschafter für uns. — In diesem Augenblick trat der gute Oberthür aus Witzburg in meine Stube. Ich sagte ihm meine Beschäftigung und er trug mir die freundschaftlichsten Empfehlungen für Sie auf. — Unsern Geh. R. Einsiedel werden Sie bald bei sich sehen — im Bilde nehmlich. Sign. Jagemann thut sein Bestes, und ich hoffe, Sie werden zufrieden seyn. — Der gute Vater Wieland befindet sich vortrefflich und freut sich an dem Beifall und den Louisd'oten seines Krates und Hipparchia *). Von unserer Fürstin bis auf unser neues Hofdämchen, Frln. v. Stein, will Alles Ihnen empfohlen seyn. Diese letzte meinte neulich: „Dieser Herr Böttiger, den sie alle so lieb haben, muß doch ein recht guter Mann seyn"; ich versprach ihr, sie Ihnen zu nennen. Sie ist gut und verständig und hat den besten Humor. — — Göchhausen.

(Weimar den 14. Nov. 4.) Lieber gütiger Freund! Ihre unendliche Güte und Freundschaft verdiente jetzt eine beredtere Correspondentin aus Weimar, als ich bin. Mein guter Wille kann nur lallen und hat für lauter Gaffen und Nichtsthun auch dazu kaum Muße.

Die Götter haben uns einen Engel herniedergesandt. Ein

*) Das Original MSC. davon mit manchen Correcturen befindet sich in den Händen des Herausgebers dieser Briefe, dessen Vater es von W. selbst erhielt.

Engel an Geist, Güte und Liebenswürdigkeit ist diese Prinzessin; auch habe ich noch nie in Weimar einen solchen Einklang aus allen Herzen über alle Zungen ergehen hören, als seit Sie der Gegenstand aller Gespräche geworden ist.

Ihr Einzug Nachmittags am 9. war prächtig durch die unglaubliche Volksmenge, die in geordneten Scharen zu Pferde und zu Fuß festlich ihr entgegenwallten. Acht der schönsten Isabellen zogen ihren Wagen, Musik erfüllte die Luft und alle Herzen schlugen. Beim Aussteigen wurde sie mehr getragen, als daß sie gehen konnte, und oben an der Treppe des Schlosses empfing sie Segen und Liebe in unsern beiden Fürstinnen. Nach einiger Ruhe führte man sie an der Hand ihres Gemahls auf den Salon des Schlosses. Sie grüßte mit der ihr nur einzig eignen natürlichen Grazie und Tausende mit Herz und Mund riefen ihr: Lebe lange, lebe hoch! — Über die Feste nach dem ersten Ruhetag, der blos in der Familie froh begangen wurde, muß ich Sie auf die nächstens erscheinende Beschreibung verweisen. Doch kann ich nicht übergehen, daß bei dem unglaublichen Zuströmen des Volkes, sowohl aus dem Land als von Fremden, Alles ruhig und würdig erschien; ich möchte es die frohe Theilnahme eines gebildeten Volkes nennen. Jubel und Musik war Abends in allen Straßen und öffentlichen Häusern, und noch jetzt hat der Stadthauswirth täglich über 100 Couverts. Alle Gasthöfe sind voll. Am Montage kam die Großfürstin zum ersten Mal ins Theater. Sie können sich den klatschenden Jubel kaum denken. Ein Vorspiel von Schiller wurde gegeben. Die Musenkünste begrüßen die Gekommene. Das Stück begann mit Landleuten, die einen seltenen Baum verpflanzen; sie erflehen Seegen vom Himmel

für ſein Gedeihen im fremden Boden ꝛc., zart und ſchön behandelt. Herab von den Anhöhen kommen die Künſte; ſie miſchen ſich unter die Leute des Landes, fragen nach ihren Feſten und vereinigen ſich beſcheiden in Bezug auf die Prinzeſſin zur allgemeinen Freude und ihrer Weihe. Das Ganze fand gerechten Beifall; es war wirklich ſchön und herzlich. Die Reden der Landleute eigneten ſich oft zu Chören; dies allein hat einzeln misfallen, da Sie Einiger Misfallen an dieſer Art zu reden kennen. Hierauf folgte Mithridat. Unſere Schauſpieler ſpielten an dieſem Tage wie begeiſtert; ſie waren kaum zu erkennen, ſelbſt Graf Boll nicht.

Die Großfürſtin beträgt ſich mit ſo viel Verſtand, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, daß ſie wirklich Wunder thut; auch unſer Vater Wieland iſt begeiſtert und macht wieder Verſe. Er hat den jungen Stadtmädchen (ſein Luischen war auch dabei) eine allerliebſte kleine Anrede an die Prinzeſſin gemacht. Dieſe Rede gefiel ihr ſo wohl, daß, ohne den Verfaſſer noch zu wiſſen, ſie das Mädchen küßte, die ſie ſprach. Es war die kleine Klauer. Die Prinzeß ſpricht ſehr gut deutſch.

Unter den Feſten zeichnete ſich der Ball beim Grafen Reuß aus. Ein eigens dazu erbaueter neuer Saal in Form eines Zeltes, blau und Silber, ſchön und geſchmackvoll verziert, nebſt den daran ſtoßenden Zimmern, die Sie kennen, faßte bequem eine Geſellſchaft von mehr als 200 Perſonen, worunter etliche und 20 fürſtliche ſich befanden. Auch der edle Herzog von Oldenburg mit ſeinen Söhnen war hier. —

Dieſe flüchtig geſchriebenen Zeilen kann ich erſt heute den 18ten ſchicken. Man hatte mir den Umriß, die outlines des Triumphbogens, zu geben verſprochen, ſelbſt der gute Fer-

now hatte sich Mühe darum gegeben, leider habe ich aber nichts erhalten, ich werde bis über acht Tage vertröstet. Meine gute Fürstin sagt Ihnen die freundschaftlichsten Grüße; wie oft sagen wir uns: Ach wenn jetzt Böttiger hier wäre; ach wären Sie doch hier; gewiß es wäre Ihnen wohl!

Hr. v. Wolzogen sagte mir, daß er Gelegenheit gehabt habe, Ihnen etwas Angenehmes zu erzeigen. Ist es wahr? Wie herzlich würde ich mich freuen!

Ich glaube nicht, daß Jagemann diesen Winter nach Dresden kommt. Eine seiner Madonnen wird meiner Herzogin neuen Saal zieren helfen. Mlle. Jagemann hat als Tanzkunst einige Worte in Schiller's Vorspiel gesprochen; ihre Stimme ist noch sehr schwach; auch wird sie wohl nicht wieder schreien. Doch kann ich mit Wahrheit sagen, daß sie mich herzlich dauert.

Leben Sie wohl und froh. Alle Freunde grüßen. Dem edeln Macdonald tausend Herzliches von uns.

Göchhausen.

Göschen war hier; er will eine Zeitschrift herausgeben, woran lauter Damen und keine rohen Männerhände Antheil nehmen sollen. Er hat auch bei mir geworben, aber: „Wächst mir ein Saatfeld in der leeren Hand?" —

(W. d. 13. Decbr. 4.). „Das Geschenk der Kaiserin *) haben Sie gewiß der Kaiserin zu danken, und

*) Es handelte sich von der Zueignung der Sabina und einem dafür erhaltenen Brillantring. Es ist billig, daß neben Dem, was ich in meiner biographischen Skizze Böttiger's, S. 47 über eine Machi-

W. hat nichts dagegen gethan. Die Kaiserin hat zuerst nach Ihrem Buch gefragt, und dann ist W. hervorgekommen und hat gethan was recht war. — Der Herderin ihr Betragen ist mir unerklärlich, aber zugleich — — Sie selbst schadet sich. Sie soll sehr leidend in Jena leben. Die Nachricht von unserer Harmes (früher v. Berlepsch) hat mich beinahe so sehr gefreuet, als mich ihr Wiedersehen freuen wird. Vergangenen Montag erhielt ich einen eben so erfreulichen Brief aus Stockholm von der Helwig (früher Am. v. Imhof). Sie ist froh und glücklich. Stockholm und die Umgebungen beschreibt sie mir groß und erhaben; das Lustschloß Haga soll Ähnlichkeit mit Wilhelmsthal haben. Von Künstlern nennt sie Breda als Portraitmaler und Sergel als Bildhauer. In der schwedischen großen Oper hat ihr Karsten als Sänger und Schauspieler imponirt. Er soll noch allein übrig sein von dem, was Gustav III. für das beinahe Vollkommene der Oper gethan hatte. Sie sah ihn als Ödip. — Grassi ist auf seiner Reise nach Gotha gar nicht nach W. gekommen. Der Herzog von G. beschäftigt ihn auf Jahre hinaus, höre ich. Tischbein aus Leipzig ist hier und malt wirklich schon das Portrait des Erbprinzen. Die Bürgerschaft hatte sich's erbeten. Es kommt ins Stadthaus. Ich wünsche ihm Glück! aber —

Der Herzog von Oldenburg, einer der nächsten Verwandten der Großfürstin, gehört gewiß zu den edelsten Menschen Deutschlands. Auch seine Söhne haben sehr gefallen. Übrigens ist Alles noch ganz still.

---

nation gesagt habe, auch eine in Zweifel stellende Äußerung nicht verschwiegen bleibe. Suum cuique!

Mad. Alberti habe ich nie anders als im Theater gesehen. Ebenso wenig hat die Herzogin ihre Madonna gekauft. Sie und Mad. Bernhardi nebst T... und Consorten gehören zu einer Schule, deren Lehren ich unwürdig bin. Doch höre ich, daß Mad. Alberti ein schönes Talent haben soll. Sie sollen sämmtlich eine mystische Schule bilden, die sich mit lauter Heiligenbildern Luft zu machen sucht. Der Prinz hat schon in Petersburg eine Madonna der Mlle. Stock an die Großfürstin geschenkt, die auch wieder mit hieher gekommen ist. Vielleicht kommt die Künstlerin nach. Doch ist nicht die Rede davon. — Es ist nicht zu leugnen, daß der Zustand der hiesigen Musik der Gr. keine Freude macht noch machen kann. Sie hat dies sehr deutlich ausgesprochen. Daß sie für Ihre Musik etwas thun wird, ist wohl gewiß; doch es gehört Zeit dazu und das Vortreffliche ist immer selten. Sie selbst spielt vortrefflich Clavier; ihr Vortrag ist einzig. Glauben Sie mir, die Großfürstin hat keinen Einfluß auf dieses Urtheil. Ich fürchte vor der Hand noch kein französisches Theater.

Die regierende Herzogin, auch unser Erbprinz haben mir zu verschiedenen Malen sehr freundschaftliche Grüße an Sie aufgetragen, die ich hiermit abgebe*). Auch meine gute Herzogin befragt mich fleißig, ob ich ihr Andenken bei Ihnen erneuere. Diese gute Fürstin lebt neu in ihrer holden Enkelin, die sie mit kindlicher Zärtlichkeit liebt und auf einem zwanglosen zutraulichen Fuße mit ihr lebt. Alle Wochen, zuweilen einigemal in der Woche schreibt sie ihr Vormittag: Chère grand-

*) Auch die Briefe dieser gesammten Hocherhabenen Familie an Br., die natürlich von der Publication ausgenommen sind, beweisen das oben Gesagte und sollen ein ehrwürdiges Depot in Br's. Familie bleiben.

mama, si Vous le permettez, mon mari et moi viendrons ce soir souper avec Vous. Dann kommen ſie, wie gute Eheleute, allein oder eine oder zwei Perſonen ihrer Coda mit ihnen. Sie weiß alsdann durch hundert Artigkeiten ihr den Abend froh und heiter zu machen. So will es die gute Großmama, und das hat ſie ihr bald abgemerkt. Wieland iſt oft bei dieſen kleinen Feſten, dann ſpricht die Großfürſtin teutſch wie ein Engel. Wie es mich freut, auch für Wieland, daß er dieſe holde Erſcheinung noch erlebte. Er iſt Gottlob wohl und ſehr heiter. Möge er es noch lange bleiben. Er kommt nicht wieder, wenn er einmal geſchieden iſt — der ſeltene Mann. Vor einigen Tagen fiel mir in Götze's Gedichten eine Grabſchrift auf, die für ihn gemacht zu ſein ſcheint:

Hier liegt Athamas Reſt, des hundertjährigen Jünglings,
Deſſen Reden und Thun immer voll Grazien war. — —

Bertuch ſagt mir, daß er Ihnen alle Umriſſe des Triumphbogens längſt geſchickt habe; da war ich alſo wieder der hinkende Bote, ſo wie dieſer Brief einer ſchlecht geſchriebenen alten Zeitung gleicht und ich Ihnen immer eine leidige Geduldsübung bleiben werde. Herzlich Lebewohl!

v. Göchhauſen.

(Den 10. Juni 5.) Mein lieber ſtummer Freund! Es ſcheint, Sie haben auf der Leipziger Meſſe Ihr Gedächtniß verhandelt. Ich muß geſtehen, wenn Alles, was dieſes Gedächtniß enthält, an Einen Mann gekommen, ſo hat er einen guten Handel gemacht und Sie ſind wahrſcheinlich im Beſitze eines Capitälchens, von deſſen Zinſen Sie, Ihre Kin-

der und Kindeskinder recht bequemlich leben können. Dieſer Glückkäufer, wahrſcheinlich ein reicher Ruſſe (denn nur die haben noch Geld), wird ſich wundern, unter dieſen Schätzen auch meine Wenigkeit zu finden. Da er aber, was der ganze Handel beweiſt, die Dinge zu würdigen verſteht, ſo hat er dieſe Wenigkeit ſogleich ausrangirt, denn ich erhielt ſeitdem keinen Brief von einem Unbekannten. Da Ihnen aber, mein werther Freund, hoffentlich die Facultät zu neuen Sammlungen geblieben iſt, ſo eile ich to put me in Your mind, aus Furcht, Sie möchten es von nun an mit lauter nützlichen Dingen anzufüllen geſonnen ſein. Alſo für Sie zu unnützen. Sie ſind und werden es ewig bleiben, Ihren hieſigen Freunden ein unerſetzlicher Verluſt und wir denken Ihrer mit Freundſchaft und Treue.

Der vergangene Winter war hart durch Leiden für Manche und der Frühling durch ſchmerzlichen Verluſt für Alle. — Ich hätte Ihnen bei dieſer Gelegenheit (Schiller's Tod) ſchreiben ſollen, aber mein Herz war tief verwundet, und Sie erfuhren in Leipzig Alles eher und beſſer als durch mich. In den Zeitungen ſtehen unſinnige Berichte: von Soldaten-, und Kriegsphantaſieen, vom Verſcheiden über'm Attila ꝛc. Kein Wort davon iſt wahr. An Attila iſt nicht gedacht, auch findet ſich in ſeinen Papieren nichts davon. Keine Trauerſcene ging auf dem Theater vor; wer ſollte ſie veranſtalten? Goethe war kränklich und im tiefſten Schmerz. Es wird noch Manches geſchehen, aber ſpäter, wenn die Gemüther weniger verwundet ſind. — Geſchloſſen war das Theater bis nach der Beerdigung. Was die Allgemeine Zeitung berichtet — Sie kennen den Freund —, iſt faſt Alles wahr und würdig geſprochen. Die

Phantaſieen des Verſtorbenen (er war die 3 letzten Tage faſt immer abweſend) waren heitere Jugenderinnerungen; er ſprach viel Latein, Stellen aus Reden, die er gehalten. Wenige Stunden vor der letzten fragte ihn Fr. v. Wolzogen, wie es ihm ginge. „Heiter, ſehr heiter", war ſeine Antwort; „mir iſt jetzt Manches klar, was mir oft dunkel ſchien" ꝛc. Er war ſehr ruhig. Er verlangte ſein jüngſtes Kind, liebkoſete es, ſchlief einige Stunden ſanft, man glaubte ihn gerettet, die Herzen, die ihn umgaben, öffneten ſich der Freude — er war todt. Er ſelbſt hat nicht geglaubt zu ſterben, wenigſtens äuſſerte er nichts davon. Selbſt die Seinigen glaubten kaum an eine nahe Gefahr; denken Sie ſich alſo ihren Schmerz. Die brave Witwe erholt ſich, beträgt ſich verſtändig und zeigt mehr Kraft, als man ihr vielleicht zutrauete. Fr. v. Wolzogen fühlt dieſen Verluſt beinahe ebenſo tief. Die Erziehungskoſten der 2 Söhne bis in ihr 20. J. hat die Großfürſtin übernommen. — Unter S. Papieren fand man auf einem Bogen noch viele dramatiſche Sujets aufgezeichnet; die, welche er bearbeitet hatte, als die Braut v. M., die Jungfrau v. O., waren ausgeſtrichen. Von einem neuen Stücke iſt ein Act und einige Scenen da, das Sujet aus der niederländiſchen Geſchichte *); auch fand man mehrere poetiſche Arbeiten, doch hat man noch nicht Alles durchgeſehen.

Mit Goethe's Geſundheit geht es beſſer, und ich hoffe, er wird uns erhalten. Er beſucht wieder Geſellſchaften und iſt

*) Unter Böttiger's noch ungedruckten Memorabilien über Fr. v. Staël kommt die Scene vor, wie dieſe Dame Schillern Namen und Sujet dieſes Stückes abpeinigte und er drohte, es, wenn er es nennen müſſe, vielleicht gar nicht zu ſchreiben. Schiller nannte es endlich: Margaretha.

oft bei uns. Jetzt hat er einen Besuch auf einige Wochen vom Geheimenrath Wolf aus Halle, der ihn sehr erheitert. Winkelmann und sein Jahrh. sowie der Vetter Rameau's wird Ihnen nicht unbekannt sein.

Vergangenen Sonnabend (den 8.) wurde das Theater mit Othello geschlossen. Vom Prof. Voß ist die Übersetzung; man hält sie für sehr gelungen, so wie das Ganze für die Bühne; dies hatte noch Schiller geordnet. Auch hier wurde Desdemona nicht erstickt, sondern erdolcht. Mad. Becker spielte die Rolle sehr, sehr gut. Der Mohr Haide ließ Manches zu wünschen übrig, doch war er brav in manchen Stellen. Becker als Jago unnachahmlich. Im Ganzen ging die Vorstellung sehr gut. Der Gesang der Desdemona von Zelter.

Unsere geliebte Großfürstin so wie der ganze Hof ist (nachdem man von beiden Seiten mit der preußischen Entrevue in Erfurt sehr zufrieden gewesen) glücklich in Wilhelmsthal angelangt. Erstere wurde mit enthusiastischer Freude und immer wachsender Liebe empfangen und gepflegt. Beim Empfange soll der Charakter des Ganzen mit vielem Sinne auf das romantische Local berechnet gewesen sein und treffliche Wirkung gethan haben, zumal in dem nach W. führenden Felsenthal, welches die Eisenacher nun zum ewigen Andenken Marienthal nennen; sonst hieß es Frauenthal. Auch sie soll sich in diesen Gegenden sehr gefallen. Wahrscheinlich machen wir auch einen kleinen Besuch in Wilhelmsthal. — Diese letzte Zeile, die ich für jetzt an meinem Schreibtisch in der Stadt schreibe, ist Ihnen verehrter Freund geweiht, so wie mein dankbares Andenken. Eben ziehen wir aus in unser stilles Thal. Leben Sie wohl!

Goechhausen.

(Tiefurt 11. Aug. 1805.) Es gehört ein Meer von Zerſtreuungen und Reiſen zu Waſſer und zu Lande dazu, um einen ſo lieben Brief wie den Ihrigen von 2. Jul. erſt am 1. Aug. zu beantworten. Zuerſt wollte ich Ihnen vom Mr. le Senateur Gregoire erzählen, der 2 Tage bei uns in Tief. war, der — was vergangen und vergeſſen ſein muß, abgerechnet — ein ſehr gelehrter, geiſtreicher und unterhaltender — Franzos iſt; der, als er Abſchied nahm, ſagte: on ne part point de Tiefort, on s'en arrache! Von dem Genueſer Sign. Decola, der ihn begleitete und Gott dankte, wieder einmal mit Fernow italiäniſch ſprechen zu können, ein angenehmer Geſellſchafter, dem man ſeine orientaliſchen Sprachforſchungen bei Damen nicht anmerkt. Aber das Alles hat mir Bertuch vor dem Munde weggeſchrieben, ſowie er mir Alles wegſchreibt, was Sie in meinen Briefen noch einigermaßen intereſſiren könnte! Nun wurde ich abermalen nach Wilhelmsthal beſchieden, wo ich auf Befehl der Herrſchaften 10 Tage verweilte — und gern verweilte. Unterdeſſen aber führte der Himmel den Dr. Gall nach Weimar; er weicht nicht von Tiefurt; meine Herzogin, Wieland, Einſiedel ꝛc. Alles gewinnt ihn lieb. Nun kommt die Univerſität von Jena in Perſon zweier ihrer angeſehenſten Profeſſoren bittend und flehend um der Herzogin ihre Gegenwart und ihre Louisd'or, um dort eine Subſcription für Gall zu Stande zu bringen; die H., immer gut und hülfreich, genehmiget es, reiſt mit ihrem kleinen Gefolge nach Jena — und ich finde das Neſt leer. Morgen ſoll ich nachkommen, aber nicht von der Stelle weiche ich, bis ich Ihnen, m. verehrter Fr., für Ihren lieben Brief gedankt habe. Fr. v. Staël wird dieſen Winter mit Erlaubniß des Kaiſers in der Nähe von Pa-

ris zubringen; ſie hat mir einen merkwürdigen Brief über ihre in Mailand mit dem Kaiſer gehabten Unterhandlungen geſchrieben, die ſie un demi succès nennt. Nächſtens mehr von Ihrer treuen Freundin G.

(Weimar 4. Nov. 1805.) Wen die Götter lieben, dem geben ſie Verſtand, ſeine Zeit zu brauchen. Dieſe wie ſo manche andere Gabe haben mir die Himmliſchen verſagt. Wie eine weltkluge Stiefmutter das eigne geliebte Kind zu vernachläſſigen ſcheint, um nur die ältern Kläffer zu beſchwichtigen, ſo ſchreibe ich eher in alle Lande, bis ich dem Trieb meines eignen Herzens folge und Ihnen, meinem geprüften verehrten Freunde, traulich mich wieder nahe. Dann iſt mir aber auch wohl, ſo wohl wie jetzt, da ſelbſt die Ankunft des Kaiſers aller Reuſſen mich nicht von meinem Schreibtiſch aufſchrecken ſoll. — Wer nicht in Dresden lebte, ſollte wenigſtens in Weimar leben. Sie würden dieſen kleinen Fleck der Erde kaum wieder erkennen, ſo rührig, lebendig und reich an Ereigniſſen mancherlei Art iſt es ſeit einiger Zeit. Hierzu giebt neuerlich die große Tragödie, die in Süddeutſchland geſpielt wird, freilich auch Veranlaſſung. Nach Jena laufen die Studenten aus Franken und Schwaben — nur die Profeſſoren bleiben noch aus! — und nach Weimar die Geſandtſchaften der Schweden und Ruſſen und nun kommt auch noch der Kaiſer. Gebe nur Gott, daß von dieſer Gattung wir nur den Einen hier erblicken. Der Zufluß von Fremden iſt ſo groß, daß ich glaube, dies iſt die Veranlaſſung, daß zwei der angeſehenſten hieſigen Damen ſich entſchloſſen — einen Gaſthof anzulegen. Die Gräfin v. H.

und die Fr. v. E., die Mutter, haben das große Hauptmann'sche Haus an der neuen Straße für 6000 Thlr. (es iſt erſt halb ausgebaut) gekauft. Dies ſoll ein brillanter Gaſthof werden und Hôtel de Russie oder der ruſſiſche Hof genannt werden. Daß dies zu mancherlei Späßen Anlaß gibt, können Sie denken. Indeß der Ausgang gibt den Thaten ihre Namen.

Goethens wiſſenſchaftliche Bemühungen zu Gunſten eines kleinen Zirkels von Damen, zu welchem auch ich die Ehre habe zu gehören, haben wieder ihren guten Fortgang. Mittwochs von 10—1 Uhr hält er über verſchiedene naturhiſtoriſche Gegenſtände Vorleſungen, die auch Papa Wieland zuweilen beſucht. Dieſe ſind wirklich ſehr lehrreich und unterhaltend. In dem Intelligenzblatt der Jen. L. Z. 120 und 121 werden Sie des Herrn A. W. S. in Rom geſammelte Kunſtbemerkungen finden. So weit ich ſie beurtheilen kann, iſt manches Gute darin geſagt, bis zuletzt ein gewiſſes Ohr durch Lobpreiſung und Stellung der Mad. Bernhardi u. Comp. an die Seite der erſten Künſtler ſich komiſch genug emporreckt und die Lacher nicht auf des Lobpreiſers Seite ſtellt. Indeſſen iſt der Herr ganz klug. Denn ohne dergleichen Anfriſchungen des Gedächtniſſes ſo mancher Barbaren könnte dieſe Compagnie mit ihren Wunderbildern und Träumen uns leicht, zwar nie als Wunderbilder, aber wie längſt vergeſſene Träume durch irgend eine ſeltſame Veranlaſſung wieder vor die Seele treten. Das poetiſche Taſchenbuch des Hrn. Fr. S. iſt ein ſauberes Product! Aus welchen alten Geſangbüchern zuſammengeleſen?

Aber was ſagen Sie zu der unſäuberlichen Behandlung unſers guten Dr. Gall durch einen Göttinger in der Jen. L. Z.? Vorzüglich hat mich beleidigt, daß G. ſeinen größten

Beifall seinen unwissenden Zuhörern zu verdanken hätte! Ich sah mich sitzen! — Eine ächt komische Erscheinung, wenn auch nicht durchaus, doch gewiß größtentheils, dünkt mir Eberhard's Taschenbuch. Dieser scheint uns einen bessern Satiriker zu versprechen, als Falk in seinem letzten Meßgeschenk.

(Den 7ten.) Gestern kam endlich der Tag, der uns den Kaiser brachte. Von 4 Uhr in der Nacht, wo unser Herzog voraus von Berlin ankam, war Alles in Bewegung. Um 10 Uhr versammelte man sich; alle Damen des Hofes und der Stadt in Glanz und Galla, so gut es gehn wollte. Der Herzog ritt dem Kaiser entgegen, traf ihn aber schon eine Viertelstunde vor der Stadt. Der Kaiser ließ sich ein Pferd geben und ritt zur großen Freude der in Unzahl versammelten Gaffer mit dem Herzog in die Stadt. Er erschien endlich, der Erwartete; Alles flog ihm entgegen. Nach den ersten Begrüßungen eilte er zu seiner Schwester, die ihren Ausgang noch nicht gehalten hat. Nur der Herzog und sein Dienst begleiteten ihn. Da die Großfürstin ihm bis in das äußerste Vorzimmer entgegenflog, waren diese Zeugen des ersten Wiedersehens und kein Auge blieb trocken. — Nach einiger Zeit kam der Kaiser wieder zurück und der Hof und die bedeutendsten Fremden wurden ihm vorgestellt. Er repräsentirt vortrefflich und gewann Alles durch seine zuvorkommende Höflichkeit. Nun begab sich Alles nach Hause und der Kaiser brachte den noch übrigen Vormittag bei seiner Schwester zu. Den Mittag aß ein Theil des Hofes und einige Fremde an zwei Tafeln. Auch die Erbprinzeß hatte sich's nicht nehmen lassen, mit außen zu speisen. Der Kaiser führte meine Herzogin zur Tafel und

ſprach ſehr viel, beinahe ununterbrochen, mit ihr und ſeiner Schweſter. Nun hatte auch ich das Vergnügen, ihn zu hören, und freute mich, einen ſo mächtigen Großen ſo verſtändig und ſo mild ſich ausſprechen zu hören. Nach der Tafel begleitete man die Großfürſtin in ihre Zimmer und nach einer kurzen Unterhaltung begab man ſich nach Hauſe oder ins Theater, wo Wallenſtein's Lager und Scherz und Ernſt gegeben wurden. Wir wählten das Erſte, und Abends machte der Kaiſer einen Beſuch bei meiner Herzogin. Im Theater war er nicht. Man ſagt, er werde vielleicht bis zum Sonnabend hier bleiben; unſer Herzog wird ihn nach Dresden begleiten und wahrſcheinlich kommt mein Brief und der Kaiſer zugleich bei Ihnen an. Man ſpricht von Friedenshoffnungen oder fürchterlichem Krieg. Möchte doch der Kaiſer der Mann ſein, der die Welt wieder in ihre Angeln rückte! — Er iſt ein ſchöner Mann; das Auffallendſte, dünkt mir, in ſeinem Geſicht iſt Offenheit und Güte. Unter den hieſigen Fremden befindet ſich auch der Dichter Thümmel, der ſich mit Vater Wieland fleißig bei mir einfindet. — Ihre G.

(Weimar d. 19. Nov. 5.) Nach dem Abſchied eines ſolchen Gaſtes, als hier der Kaiſer war, iſt nichts Erfreulicheres, als von ihm zu reden. Beſſere Nachrichten von der Donau wären noch herzerfreuender; da wir aber, wie es ſcheint, auf dieſe Verzicht thun müſſen, ſo wollen wir uns an das Nächſte halten. — Unſer Herzog iſt Gottlob wieder beſſer; doch mußte er noch geſtern am feierlichen Kirchgang der Erbprinzeſſin die Stube hüten. Gott erhalte uns unſern Her-

zog! — Auch unſer Ländchen fühlt ſchwer die ſchützende Nachbarſchaft. Die aufzubringenden Getreidelieferungen und die ins Land kommenden 6—8000 Mann laſſen uns ängſtliche Blicke in die Zukunft thun.

Nächſt dem Andenken im Herzen an den liebenswürdigen Kaiſer hinterließ er auch blitzende Andenken in edeln Steinen. Den Annenorden Nro. 1 erhielten Prinz Bernhard u. ſ. w. — — Sogar alle Hofdamen, worunter meine Wenigkeit ſich auch befindet, erhielten reiche Geſchenke an blitzenden Halsbändern, Kämmen, Gürtelſchnallen. — Mein Geſchenk kam mir wie vom Himmel gefallen, und mehr hätte ich mich nicht wundern können, wenn der Kaiſer von China mir ein Käſtchen des köſtlichſten Thees mit der Poſt zugeſendet hätte. Der Dank und die Freude über ſo mancherlei Gaben konnte den Schmerz über ſeine Abreiſe nicht mildern. Vorzüglich tief betrübt war unſere geliebte Erbprinzeß; geſtern aber erſchien ſie, geſchmückt durch ihre Grazien und ſtrahlend von Juwelen und köſtlichen Perlen, zur Freude der ganzen Stadt wieder öffentlich. — Mit Wieland unterhielt ſich der Kaiſer in franzöſiſcher und deutſcher Sprache; er ſagte ihm die freundlichſten Sachen über ihn ſelbſt, auch u. A. wie ſehr er ſich freue, nun mit eignen Augen zu ſehen, wie glücklich ſeine Schweſter hier ſei. W. iſt ganz von ihm bezaubert. Der Kaiſer — le Comte du Nord — ſchickte Viſitenkarten an die Damen vom erſten Range und auch an Wieland. Zu meiner Herzogin kam er zweimal perſönlich und ließ ſich's nicht nehmen, auszuſteigen.

Künftigen Donnerſtag kommt das erſte preuſſ. Regiment hier an; bald wird es wie in Wallenſtein's Lager hier ausſehen. — — — Wird mein nachſichtsvoller Freund auch dieſen

unwürdig geschmierten — so zu sagen — Brief der Freundin verzeihen? Goechhausen.

(Weimar 12. Febr. 6.) Wenn Gedanken und Wünsche Briefe würden, Sie, verehrter Fr., würden von Seiten des sogenannten Palais oft incommodirt; mit Briefen selbst sind wir bescheidener, denn wir wissen, daß die Zeit Ihnen theuer ist.

Als man den Prinzen Bernhard nach Dresden schickte, waren gewiß Sie ein großer Bewegungsgrund mehr. Jetzt haben Sie auch unsern Herzog, den wohl der gute Bernhard nicht allein nach D. zog. Sollte der Himmel mir so wohl wollen, meiner Fürstin diese Reise ins Gemüth zu legen, so weiß ich, daß Freundschaft und Dankbarkeit eine große Triebfeder dazu sein wird. In einigen Wochen werden Sie einen von mir beneideten Reisenden bei sich sehen. Hr. Reg. R. Müller geht in der herzgl. Erbschaftsangelegenheit über Dresden nach Schlesien. Vor einigen Tagen war der neue Herzog von Oels hier. Er benimmt sich sehr gut. — Goethe fährt noch immer fort, uns naturhistorische Vorlesungen zu halten. Er verläugnet hier das Genialische seines Geistes nicht, der da weiß, einen großen Gegenstand groß zu behandeln. Die Vorträge sind sich nicht alle gleich; aber er hat uns vortreffliche gehalten. Wollte Gott, ich könnte bei den Ihrigen gegenwärtig sein. Dieser Wunsch wird hier sehr oft laut — Wir hatten Mosen und die Propheten! — —

— Elisium und Tartarus hat Wieland mit Falk verfeindet; erstens weil nicht viel daran ist, zweitens weil Falk die

Welt auf eine feine Weise hat wollen glauben machen, Wieland sei ein Mitarbeiter. — — Ihre Goechhausen.

(Weimar den 3. Nov. 6.) Unser Unglück ist Ihnen bekannt. Sie verzeihen also gewiß, daß erst heute das Packet Zeitungen abgehen konnte.

Auf inniges Bitten der edeln regierenden Herzogin entschloß sich endlich meine gute Herzogin den 14. Oct. Vormittags gegen 11 Uhr, mit der Prinzessin Caroline, Weimar zu verlassen. Die fürchterlichste Kanonade begleitete uns auf der Straße nach Erfurt; Dampf und Feuer schlug in die Wolken, auf der Chaussee retirirte schon Cavallerie und Bagage. Wie wir über die Hälfte des Weges nach Erfurt zu kamen, wurde es stiller, auch hörte die Retirade auf. Kaum waren wir einige Stunden in Erfurt, kam die Nachricht, es stehe der Feind bereits 1½ Stunde davon. Unsere Flucht aus der Stadt mit aller Cavallerie, Blessirten und Flüchtigen war fürchterlich. Mehr oder weniger wurden wir auf diese Weise über Langensalz, Mühlhausen bis Heiligenstadt gejagt. Dort erhielten wir durch den General von Pfuel die traurigsten Nachrichten. Den 16. kamen wir in Göttingen an. Hier erwarteten wir Briefe und diese veranlaßten uns, den 3. Tag nach Kassel zu gehen. Hier ruhten wir wirklich aus, denn wir sahen weder Freund noch Feind. Die Sehnsucht nach Weimar war unbeschreiblich und den 25. kamen wir in Eisenach an. Die guten treuen Eisenacher wollten die Herzogin gar nicht wieder weglassen, denn sie erschien ihnen wie ein Schutzgeist; auch stiftete sie manches Gute. Den 30. kamen wir endlich nach W. wieder zurück. Wir fanden Unglück und manches Elend, und doch

fanden wir auch Urſach, Gott und unſerer trefflichen regierenden Herzogin zu danken, daß es nicht noch ſchlimmer würde. Fünf bis ſechs Häuſer vom Vorwerk bis zu Uhlemanns ſind abgebrannt und ein großer Theil der Einwohner geplündert. Doch gibt es ſehr viele Ausnahmen. Auf dem Lande ſieht es ſchlimm aus, doch gibt es auch da noch Pferde und Rindvieh. Aus den fürſtlichen Ställen ſind alle Pferde und die meiſten Wagen mit fort und die ganze Familie fährt wechſelsweiſe mit 2 Pferdchen, die wir zufällig noch mit auf der Reiſe hatten. Doch iſt Allſtädt nicht geplündert. Unſern Herzog erwarten wir; er iſt von der Armee abgegangen; den Erbprinzen heute oder morgen. Die Großfürſtin iſt in Eutin. Wieland und Goethen iſt's gut gegangen, ſo auch Bertuchs. Der arme Kraus wie auch Meyer haben beinahe Alles verloren; Erſterer iſt krank. Außer einem Theil meiner Wäſche habe ich wenig verloren, weil das Haus meiner Herzogin bald eine Sauvegarde bekam.

Wäre unſere Reiſe unter glücklichern Umſtänden geweſen, ſo war ſie eine der angenehmſten. Hanover, Minden, Göttingen und Kaſſel ſahen wir beim herrlichſten Wetter und trafen treffliche Menſchen.

Verzeihen Sie der allgemeinen Zerſtörung, die vorzüglich mein Haupt betroffen, dieſen ſonderbaren und in höchſter Eile geſchriebenen Brief. Ihre treue Freundin

Goechhauſen. *)

*) Hoffentlich erhält der Herausgeber Gelegenheit, noch in einem 2. Bändchen Briefe an Böttiger einige intereſſante derſelben Dame mitzutheilen, ſowie auch von Wieland, Knebel u. A.

Fernow. († 1808.)

(Weimar d. 4. Aug. 1805.) — — Gall iſt hier geweſen zwei Tage lang; den erſten Tag ſpeiſete er bei unſerer verehrten Herzogin in Tiefurt, wo eine Geſellſchaft von 14 Perſonen, lauter Männer, zu Tiſche war, unter denen auch ich mich befand. Am folgenden Tage ſpeiſete er in gleich zahlreicher Geſellſchaft bei Bertuch, wo ich ihn ebenfalls geſehen habe. In der That ein intereſſanter Mann, der Zutrauen einflößt durch den ruhigen, heitern und ſichern Blick, womit er in die Natur ſchaut. Hier iſt mehr denn Lavater; gerade das Gegentheil. Enthuſiasmus für die Sache aber ohne Schwärmerei, wie es Jedem ſein ſoll, der eine Wahrheit zu erforſchen ſich vorgeſetzt hat. Unſere Herzogin war ganz von Gall eingenommen, ſobald ſie ihn geſprochen hatte, und ich denke, ſie iſt es noch. Ein Beweis davon iſt die Wißbegierde, die ſie auch nach Jena zu ſeinen Vorleſungen getrieben hat. Sie wiſſen, daß die Herzogin den vortrefflichſten Zug in ihrem Charakter hat, der ſich wohl nur bei wenigen fürſtlichen Perſonen findet; daß vor allen Dingen der Menſch ſie intereſſiren und ihr Zutrauen gewinnen muß, deſſen Virtuoſität ſie ſchätzen ſoll. Dies ſcheint auch der Fall mit Gall zu ſein. Er hat ihr perſönliches Zutrauen gewonnen, nun traut ſie auch auf ſeine Lehre. Fräulein Göchhauſen war in der Zeit, wo Gall hier war, nicht gegenwärtig, ſondern in Eiſenach. Wenn G. 60 Subſcribenten à 1 Louisd'or hier in W. findet, ſo wird er auch hier leſen, und wahrſcheinlich wird auch gegen die Zeit der Hof zurückkommen. Stark und auch der G. R. Voigt haben deshalb an den Herzog geſchrieben.

Unſere Herzogin hat indeſſen auf jeden Fall für rathſam gehalten, das Gewiſſe für's Ungewiſſe zu nehmen. — Goethe und auch Wolf ſind, wie ich höre, von Gall's Vorleſungen gleichfalls ſehr erbauet und über ihr Erwarten befriedigt. Man ſieht, welche angenehme Erſcheinung jetzt einmal ein verſtändiger Empiriker iſt. Wir haben uns ſo in der Transſcendenz verſtiegen, daß wir das Wohlthätige und Erquickende der Erfahrung kaum mehr kennen.

Von Herr Aſt iſt eine Kunſtlehre oder Äſthetik nach Schelling'ſchen Grundſätzen erſchienen, die viel Gutes enthält, wenn ſie nur von der ſchrecklichen Schulterminologie gereinigt wäre. Sie hat wenigſtens das Verdienſt eines ſyſtematiſchen Zuſammenhanges. Doch wollen mir die Gründe noch nicht einleuchten und ich werde ſchwerlich je zu der intellectuellen Anſchauung gelangen, aus welcher die Seher der neueſten Filoſofie ihre überirdiſche Weisheit ſchöpfen. Das was ich Religion nenne, iſt mir für alle Poeſie, und der Gegenſtand dieſer Religion für alle Filoſofie zu erhaben; und für Das, was man gewöhnlich Religion nennt, ſind mir Poeſie und Kunſt wieder zu heilig, als daß ſie dem Betruge oder der Schwärmerei oder dem Aberglauben dienen ſollten; ich ſehe alſo auch die nothwendige Abhängigkeit der einen von der andern nicht ein. Ich habe auch über dieſe Materie gegen den Kunſtpietismus in dem Leben meines Freundes Carſtens etwas geſagt, das den Frömmlingen oder denen, die es zu ſein heucheln, wohl ſchwerlich gefallen wird.

Wieland war beide Tage auch in Gall's Geſellſchaft, und dieſer hat nun Gelegenheit genug gehabt, das ehrwürdige

Haupt zu ſehen und zu betaſten. — — Unveränderlich Ihr treuergebenſter Fernow.

(Weimar 6. Nov. 1806.) Da die erſte Taube, die ich nach überſtandenem Gewitter zu Ihnen ausfliegen laſſen, nicht allein glücklich an Ort und Stelle gelangt iſt, ſondern mir auch, wenngleich keinen Ölzweig im Schnabel, doch einen lieben Brief und freundlichen Händedruck von Ihnen zurückgebracht hat: ſo will ich, da Sie es wünſchen und in Ermangelung Ihrer anderer hieſigen Freunde, die wahrſcheinlich noch zu viel mit ſich zu thun haben, um an Andere zu denken, Ihnen heute noch ein kleines Suplement zu meinem vorigen Briefe nachliefern. Für's erſte noch einige Details vom Tage der Schlacht, dann noch einige Particularia von Perſonen, die Ihnen werth ſind. Die Preuſſiſche Armee war gegen den 8. oder 9. ganz in die Gegend von Erfurt gezogen; es ſchien uns daher gleich eine üble Vorbedeutung, daß dieſelbe in größter Eile den 11. oder 12. wieder hierher zurückkam, durchzog und ſich auf dem Felde eine Stunde vor der Stadt gegen Jena zu lagerte. Indeſſen fielen die Affairen bei Saalfeld und zwiſchen Jena und Kahla vor, von denen wir nur im Ganzen ſo viel erfuhren, daß die Franzoſen immer näher kamen, obgleich die Preußen, ihrem Vorgeben nach, immer geſiegt hatten. Mir, der nie an den glücklichen Stern dieſer letztern glauben konnte, war daher die ganze Sache ſchon ſehr verdächtig. Übrigens lagen hier in W. die ſämmtlichen preuſſiſchen Garden, prächtige, aus dem Ei geſchälte Leute, werth die ſchönſte Königin zu bewachen, aber nicht tapfer und kriegserfahren genug,

um einen guten König zu schützen und den Siegern von Marengo und Austerlitz die Stirne zu bieten. Sie gaben uns hier treffliche Paraden und das unabsehliche Lager auf dem weiten Felde gab einen imponirenden Anblick. Aber mein Vertrauen wollte immer noch nicht wachsen, selbst auch da nicht, als am Abend vor der Schlacht auf dem Felde neben dem Webicht die ganze Garde des Königs aufmarschirt war, Rüchel die Fronte auf und ab ritt, die Leute haranguirte und von ihnen mit einem gewaltigen Freudengeschrei empfangen wurde, das die ganze Reihe hinablief. Es war ein herrlicher Herbstabend, die Sonne ging eben über Erfurt unter, als die Truppen nun endlich vom Lager vorwärts und gegen Jena und Auerstädt zu zogen. — Unnennbare Empfindungen durchströmten mich, und der Gedanke: Wie vielen Tausenden unter euch, die ihr jetzt so freudig jubelt, geht heute die Sonne zum letzten Mal unter! stimmte mich zu einer Wehmuth, der gleich, als ich Rom an einem schönen Abende zum letzten Mal von der Höhe des Capitolthurmes übersah. Alle diese Schlachtopfer sah ich fröhlich und gedankenlos dem schwarzen Verhängnisse entgegenziehen, und ich hatte nicht geirrt: Tausende sahen am folgenden Abende die Sonne nicht mehr untergehen. —

Am folgenden Morgen frühe mit dem Tage hörte man schon den fernen Kanonendonner. Seit 5 Uhr hatte die Schlacht begonnen. Napoleon war von Jena aus mit einem Theile seines Heeres und von seinen unüberwindlichen Garden umgeben den Steiger nach Apolda hinaufgezogen, dort bivouacquirte er einen Theil der Nacht. Seine Wachfeuer waren wie ein schrecklicher Komet in einer Ossian'schen Epopoe. Um 3 Uhr brach er auf; ein gewisser General Denzel, ein Elsasser, der

in frühern Jahren in Jena ſtudirt hatte, nachher Superintendent geweſen war und in der Revolution die Bibel mit dem Säbel vertauſcht hatte, ſchon ein Mann über 50 Jahre, war eigens dazu von Napoleon entboten worden, der von ſeiner genauen Kunde der Gegend gehört hatte; er mußte die Colonnen auf unwegſamen Steigen durchs Rauhthal hinaufführen, wo die Preußen keinen Feind erwarteten; er näherte ſich ihnen auf 300 Schritte, ehe ſie ihn gewahr wurden, und ſobald Napoleon mit vieler Mühe 6 Kanonen hinaufgebracht hatte, ſo begann er den Angriff. Die Preußen erwarteten indeſſen, daß die Franzoſen ihnen den Gefallen thun würden, die Schnecke herauf zu ziehen, um ſich von ihnen mit Steinen todtwerfen zu laſſen. Nur eine Colonne kam durchs Mühlthal, um den Hauptangriff zu decken. Aber können Sie glauben, was ich nicht glauben würde, wenn ich es nicht einem ſichern Augenzeugen glauben müßte. Die Schlacht oder vielmehr der Angriff begann Morgens um 5 Uhr, und um 9 Uhr ſaß der Prinz von Hohenlohe, der dieſen Flügel der Armee, den Napoleon ſelbſt angriff, anführte, noch in Capellendorf und frühſtückte in Geſellſchaft des Prinzen B. und ſeiner Adjutanten unter dem Donner der Kanonen, der immer näher rückte. Dies habe ich von dem Manne in Capellendorf ſelbſt, bei dem der Prinz gefrühſtückt hatte, und der dadurch noch ſein Silberzeug, das bei dem Frühſtücke gedient hatte, verlor; denn, ſich ſicher glaubend durch die Gegenwart der preußiſchen Armee, hatte er es noch nicht wieder verwahrt, als ſchon die Franzoſen in Capellendorf eindrangen. Das iſt der Geiſt des alten Friedrich's!! Bonaparte, der ſeit 3 Uhr auf dem Platze war und marſchirt hatte, frühſtückte erſt, als die Preußen aus

ihrer ersten Position vertrieben waren, hinter der Fronte, aus freier Hand, während die Kartätschenkugeln über ihn hinpfiffen; das habe ich von einem Adjutanten oder Ingenieur-Geographen, der immer in der Nähe des Kaisers war. Schon aus diesen verschiedenen Arten zu frühstücken läßt sich der Ausgang der Schlacht mit moralischer Gewißheit voraussagen. Auch der König, der sein Corps nach Auerstädt geführt hatte, das er mit dem Herzog von Braunschweig und Rüchel anführte, statt noch eine Stunde weiter zu rücken und sich der Berghöhen von Kösen zu versichern, bleibt ruhig in Auerstädt und schickt nicht einmal Patrouillen bis dahin, so daß die Franzosen fast ungestört die fast unüberwindliche Position in der Nacht behaupten und bereits oben sind, als die Preußen dort ankommen. —

Indeß rückte der Kanonendonner immer näher; seit 10 Uhr Vormittag fing die ungeheure Bagage an zu retiriren auf allen Straßen, die nur nach der Gegend von Erfurt führen; wenigstens 10,000 Mann schlenderten zur Bedeckung dieses gewaltigen Heerwurms, dessen Schwanz sich noch um 4 Uhr nicht ganz durch Weimar gewunden hatte, nebenher, statt in Reih' und Glied zu fechten. Blessirte kamen auch gegen den Nachmittag immer häufiger; deßungeachtet sprengten noch immer preußische Offiziers mit Siegesnachrichten in die Stadt, aber auch sogleich zum andern Thore hinaus, wahrscheinlich um sie auch nach Erfurt zu bringen. Endlich um 4 Uhr kam der Donner der Kanonen bis ans Webicht und bald darauf pfiffen auch mehrere Kugeln über die Stadt weg und verschiedene derselben schlugen ein; eine Haubitze ging durch das Komödienhaus und zerplatzte in einem Garten hinter demselben.

Eine 6pfündige Kugel schlug in das neue kleine Haus, das Kleinstäuber nahe am Palais der Herzogin und dem Reussischen Hause gebauet hat, und fiel in das Zimmer des Major von Eglofstein, der daselbst zur Miethe wohnt; einige andere sind noch sonst in der Vorstadt gefallen. Unsere Häuser zitterten und ihre Bewohner noch mehr; einige derselben flüchteten in die Keller; indeß dauerte dies Schießen in der Nähe der Stadt, das eigentlich der fliehenden Bagage und den fliehenden Preußen galt, nicht lange. Es sprengten Chasseurs in vollem Gallopp durch das Kegelthor in die Stadt und nach dem Schlosse und hieben noch einige Preußen in den ersten Gassen nieder. Prinz Joachim war einer der ersten mit den Chasseurs in der Stadt. Er hatte einen Offizier vorausgesandt und sich erkundigen lassen, ob eine fürstliche Person im Schlosse sei, der ihn zugleich bei der Herzogin anmeldete. Er ist sehr artig gewesen und hat der Herzogin versichert, daß ihr Schloß unverletzlich sein würde. Diese letzte war mit ihren Hofdamen und was sich sonst ins Schloß geflüchtet hatte, versammelt und hat sich in dieser ganzen Zeit mit einer Standhaftigkeit und Weisheit betragen, die einem Manne zur größten Ehre gereichen würde. Eine Stunde vor dem Einzug der Franzosen kam der Prinz Bernhard und Hinzenstern hereingesprengt zum Schlosse; Ersterer war eine Viertelstunde bei seiner Mutter, und H. hatte nur Zeit gehabt, auf der Treppe zu sagen: Kinder, es ist Alles verloren! Der arme Bernhard ist fast von Müdigkeit erschöpft gewesen, indeß mußte er wieder fort zum Prinzen Hohenlohe und jetzt befindet er sich mit Hinzenstern in Mecklenburg oder Schwedisch-Pommern auf dem Gute des Letztern. — Etwa um 6 Uhr kamen die Plünderer in die

Stadt; das Feuer, in der Gegend des Schloſſes, doch wahrſcheinlich von ihnen angezündet, brach aus, und nun ergoſſen ſich die Schalen des Schreckens und der Noth durch alle Familien Weimars. Wenig Häuſer, vielleicht nicht 20, ſind durch ein ſonderbares Glück unberührt geblieben. Viele haben faſt Alles, Andere nur wenig verloren, Alle aber während zwei Tagen große Angſt und Unruhe ausgeſtanden. Die allgemeine Plünderung, wo jedes Einwohners Gut und Leben in den Händen einer zügelloſen Horde war, hat ohngefähr 24 Stunden gedauert; nachher, als am folgenden Tage der Kaiſer kam, ward Generalmarſch geſchlagen und das Geſindel mußte aus der Stadt; es kamen reguläre Truppen herein; indeſſen blieben doch noch viele, oder ſchlichen ſich mit der Nacht wieder ein, und auch in der folgenden Nacht und am folgenden Tage wurden einzeln noch manche Gewaltthätigkeiten verübt, welches um ſo leichter war, da nicht nur alle Hausthüren erbrochen und die Fenſter eingeſchlagen, ſondern auch die Thüren im Innern der Häuſer größtentheils eingeſchlagen oder aufgeſprengt waren, alſo nicht verſchloſſen werden konnten. Ich und meine ſämmtlichen Hausgenoſſen mußten deshalb gleichfalls die Nacht außer dem Bette zubringen, weil unſer Haus nicht zu verſchließen war. Die Schloſſer haben dadurch ſo viele Arbeit bekommen, daß es ſchwer hielt, einen zu finden, der das Beſchädigte wieder in Ordnung brächte. Die meiſten angeſehenen Häuſer haben, wenn auch nicht in der erſten Nacht, doch am folgenden Tage, Offiziere ins Haus genommen, wodurch ſie freilich geſichert, aber doch darum nicht der Unruhe und Sorge überhoben waren; denn die Leute wollten bewirthet ſein, und es war nichts, nicht

einmal Brod zu finden; Fleiſch ebenſo wenig; Wein beſonders war in den erſten 8 Tagen nicht zu bekommen, und grade Wein wollten Alle, ſelbſt die Soldaten, haben. Dem Weinhändler Kirchner iſt für 8000 Thlr. Wein zerſtört; den man nicht trinken konnte, hat man in den Keller laufen laſſen. Die Weinkeller der Gaſtwirthe und anderer Verkäufer waren für die Marſchälle von Frankreich in Beſchlag genommen. Der Rath Kraus hat faſt Alles verloren und iſt überdies noch gemishandelt worden, ſo daß er den andern Tag mehr todt als lebendig war; er hatte ſich aufs Schloß gerettet und wohnt jetzt bei Bertuch *). Der alte Gore und ſeine Tochter hatten ſich ins Schloß geflüchtet; in ihrem Hauſe iſt Alles zerſtört. Der Geheimerath Vogt hat, wie ich aus ſeinem eignen Munde bei unſerer Herzogin gehört habe, faſt gar nichts gelitten; blos in ſeinen Weinkeller iſt man eingedrungen und hat ihm ein Fäßchen oder Kiſtchen ungariſchen Weins ausgeleert, das er kurz vorher bekommen hatte. Die hieſigen Juden ſind beſonders gut weggekommen, denn der Herr war mit Ihnen! Unſere vortreffliche Herzogin Amalia iſt zu meiner und aller Andern Freude nach einer 16tägigen Abweſenheit glücklich zurückgekehrt, ſammt der Prinzeſſin Karoline; ſie hat unterwegs viel Beſchwerden ausgeſtanden. Obgleich ſie ſchon den Morgen der Schlacht abreiſeten, ſo fanden ſie ſich doch bald mitten unter dem immer wachſenden Haufen der Flüchtlinge; ſie mußten zwei Nächte unterweges im Wagen zubringen. Auf dem Wege bis Erfurt brach ein Rad an einem der Wagen. Der Wagen, voll Kammerfrauen der Prinzeſſin, nebſt

*) Die Nachſchrift ſagt, daß er geſtorben iſt.

den Koffers der letztern mußten alſo in Erfurt zurückbleiben, wo ſie zum Theil geplündert wurden und die Prinzeſſin ihre Wäſche verlor. Die Herzogin iſt bis Göttingen faſt immer in Geſellſchaft von Flüchtlingen gereiſt; dort hat ſie einige Tage vergnügt in Blumenbach's und einiger Anderer Geſellſchaft zugebracht; dort erhielt ſie eine Stafette vom Herzoge, der ihr nach Kaſſel zu gehen rieth, wo ſie auch vier Tage lang geweſen iſt und manche angenehme Zerſtreuung gehabt hat. Von da kehrte ſie nach Eiſenach zurück, wo ſie gleichfalls einige Tage ſich aufhielt und wo der franzöſiſche Commandant, ein alter würdiger Offizier, ſie mit der größten Aufmerkſamkeit behandelt hat. Seit etwa ſechs Tagen iſt ſie wieder hier und äußerſt wohl, ſowie ſie auch auf der ganzen Reiſe äußerſt wohl geweſen iſt, wie mir Einſiedel ſagte. Das Palais hat gar nicht gelitten. Die Sauvegarden, oder wie man ſie wohl nennen könnte, die Saufgarden und die Einquartirung haben ihren Keller brav mitgenommen; auch Einſiedel hat von ſeiner ſchönen Sammlung alter Weine nicht die Probe wiedergefunden, ſonſt hat er nichts verloren. In Tiefurt iſt es deſto ärger hergegangen; in dem dortigen Wohnhauſe der Herzogin iſt Alles geplündert und zerſchlagen; die Zeichnungen im Speiſeſaal hat man aus dem Rahmen weggenommen. In dem neuen artigen Salon iſt Alles ruinirt; eine Kanonenkugel iſt über dem Kamin durch die Wand und den daran befeſtigten großen Spiegel gefahren. Der Gärtner Klinger hat Alles verloren. — Mit einem Worte, wenn man das Elend im Ganzen betrachtet, ſo iſt es ſo groß nicht, aber im Einzelnen iſt es mitunter ungeheuer. Mancher hat das Reſultat ſeines ganzen Lebens und Strebens in einer einzigen Stunde ver-

loren. Unſerm famöſen Romanfabrikanten iſt es auch ſcharf ans Leben, ja ſogar ans — — gegangen; Letzteres iſt, wie ſich verſteht, nicht auf ihn, ſondern auf ſeine Frau zu beziehen. Aber wenn es ſchrecklich iſt, dergleichen zu erleben, ſo iſt es eine Wonne, ihn die Scene erzählen zu hören; ich habe dieſen Genuß ſchon einige Mal gehabt. In jenen Momenten iſt die Gebärmutter ſeines Geiſtes, aus der ſchon ſo viele Räuber und Ungeheuer hervorgegangen ſind, gewiß aufs neue zu einem Dutzend ähnlicher Schöpfungen geſchwängert worden, die in den nächſten Meſſen wahrſcheinlich wie junge Ferkel herumgrunzen werden. Unſer kleiner Göckel.... iſt noch ſo gnädig davon gekommen; indeß hatte ihm doch die Furcht vor den hölliſchen Geiſtern, die ihm einige Mal auf ſeinem Zimmer erſchienen und ihm etwas Wäſche und einen neuen Matin entführten, eine Diarrhöe verurſacht, die ſeine Supplementarbeit zum ſpaniſchen Lexikon auf einige Tage unterbrochen, aber weiter keine bedeutendere Folge für ſeine literariſche Thätigkeit gehabt hat. Alle Einwohner der bedrängten Stadt Weimar müſſen jetzt die Wachen beziehen und patrouilliren. Einer der Egloffſteins iſt Bürgergeneral pro tempore; glücklicherweiſe kann man auch ſeine Wache mit Geld abthun und ſo hab' ich es denn auch geſtern zum erſten Mal gemacht. Falk macht ſeit etwa 14 Tagen den Tlumatſch bei dem hier angeſtellten franzöſiſchen Commandanten, deren wir ſchon ſeit dem 14. Oct. vier verſchiedene gehabt haben. Sein Elyſium und Tartarus wird wahrſcheinlich nun nicht weiter die Welt mit ſeiner Gegenwart behelligen, und ich denke, das iſt nicht der größte Schaden, den der Krieg über Deutſchland gebracht hat.

Wo hat sich denn der Freimüthige jetzt mit seinem Patriotismus hingeflüchtet? Wie man hier sagt, ist das Berliner Theater ebenso, wie die Hallische Universität gesprengt worden, weil es Kriegslieder gesungen hat. Wie es der hallischen Lit. Ztg. ergangen ist, weiß ich nicht, wohl aber, daß Schützens Haus sehr mitgenommen ist. — Wohin hat sich der Ritter von Genz gewendet? Ist Hartknoch von Dresden weg? Außer diesen „Beiden", die wahrscheinlich Palm's Schicksal zu fürchten Ursache haben könnten, kenne ich in Dresden Keinen, dem sein politisches Gewissen Vorwürfe zu machen oder Besorgnisse zu erregen hätte. Spaß, glaube ich, wird vom Ernst unterschieden werden. Überhaupt, mein' ich, sind die Begebenheiten, die erst noch sich zu begeben haben werden, jetzt so groß und die Momente so wichtig und so gehaltvoll, daß an keine kleinfügige Buchstaben- und Wortkritik zu denken ist, wenn man nur für die Zukunft die Goldwaage gehörig bei der Hand hat. Am besten ist es wohl, sich in diesem Waffentumult des Wortes, das nicht gehört werden kann und nichts mehr fruchtet, ganz zu enthalten. Hier helfen weder Posaunen des heiligen Krieges noch — Wachparaden noch Genzische Burkiaden; es hilft nur klug und gescheit sein, um so das Schicksal, dem man nicht mehr ausweichen kann, möglichst zu mildern. Wer für alte Formen, die nichts mehr taugen, die Feder oder den Degen führt, der darf es sich selbst zuschreiben, wenn er mit diesen alten Formen zugleich den Hals bricht; und wenn die neuen auch um nichts besser wären, so sind sie doch dadurch allein schon tüchtiger, daß sie neu sind und daß ein gewaltiger Geist sie mit unwiderstehlicher Kraft einführt. Wer wird seinen Kopf für Menschen und Einrichtungen wagen

wollen, die keinen Kopf mehr haben? ich für meinen Theil halte es mit den Klugen und Starken, nicht mit armen Sündern. Und damit Punktum für heute. F.

(Weimar den 30. Nov. 1806.) Gern verſetze ich mich oft wieder zu Ihnen hin, und bin bei Ihnen im lieben kunſtfreundlichen Dresden, an das ich ſeit meinem neulichen Beſuche oft mit froher Erinnerung zurückdenke, und — warum ſollte ich es nicht ſagen? — wohin ich mich oft zurückwünſche. Es waren die letzten heitern Tage vor dem Sturme, deren reizender Genuß mir dadurch nur um ſo viel werther geworden iſt. Beide ſind nun vorüber, und ſie haben ein ſonderbares Gemiſch von Empfindungen zurückgelaſſen, die mich noch an jeder ſtetigen Beſchäftigung, wozu innere und äußere Ruhe gehört, hindern. Ich habe unterdeſſen, von dieſem Geiſte der Unruhe und dem der gewohnten Thätigkeit getrieben, allerlei begonnen, um zu verſuchen, was am beſten gehen möchte, unter Anderm auch das Polniſche, und darin ſchon einige recht barbariſche Fortſchritte gemacht, ſo daß meine Zunge von alle den Ziſchlauten, die ſie ſeitdem verarbeitet hat, wenigſtens einen halben Zoll breiter geworden iſt. Dafür hoffe ich nun auch, wenn die polniſche Nation, ſo Gott und Napoleon wollen, hergeſtellt ſein wird, auf dem nächſten Reichstage derſelben ein Wörtchen mitzuſprechen. — Scherz bei Seite, ich bin in der That damit beſchäftigt, die ſlaviſchen Sprachen näher kennen zu lernen, und habe indeſſen mit der polniſchen als der gebildetſten und reichſten Tochter der gemeinſchaftlichen Mutter den Anfang gemacht. Mit Hülfe von Bandtke's trefflichem Wörter-

buch und dem Lehrbuche des Mongrovius hoffe ich es dieſen Winter dahin zu bringen, daß es mir in dieſer dunkeln Region ein wenig heller dämmert. —

— Ihren lieben Brief vom 15. habe ich mit vieler Freude geleſen und danke Ihnen für alles Liebe und Gute, was Sie mir darin ſagen. Es freut mich, daß meine Nachricht, das omineuſe Frühſtück in Capellendorf d. 14. Oct. betreffend, probehaltig befunden worden. Fuimus B. aber nicht fuimus Germani! Das werden wir Gott zu Ehren und jedem Erbfeind der Germanität zum Trotz doch bleiben und dieſe wird alle ihre Feinde überleben. Unſere Deutſchheit ſitzt tiefer als in den baufälligen Formen unſerer gothiſchen und chaotiſchen Verfaſſung, die nur eben noch nothdürftig beſtand, weil ſie eben noch da war, und zu deren Zertrümmerung es nur eines Heldenarmes bedurfte. Wäre ich deſſen nicht ſo innig, wie meines eignen Daſeins, gewiß, ſo würde ich trauern um des deutſchen Reiches Untergang; aber Deutſchland, und was mehr iſt, deutſcher Geiſt, deutſche Bildung und Sprache wird nicht untergehen, was für Calamitäten uns auch noch betreffen mögen. Wie könnte das je untergehen, was deutſcher Geiſt für die Bildung der Menſchheit gewirkt hat? Übrigens konnte die grauſame Fee Nemeſis, welche ihre Geißel jetzt für eine Zeit lang den Händen eines Lieblings anvertraut hat, ſich wohl nicht ärger rächen, als daß ſie Degen, Schärpe und Ordensband des großen Friedrich's nach Paris zu den Invaliden wandern ließ. Wenn Käſtner doch noch lebte, um wenigſtens ein Epigramm auf dieſen Feldzug zu machen. — Sie haben herrliche Ausſichten für uns Weimaraner. Wir ſind hier weit mäßiger in unſern Hoffnungen. Wir ſind zufrieden, wenn wir

nur die Fortdauer unſers Daſeins mit einiger Sicherheit hoffen dürfen; des zeitlichen nämlich, nicht des ewigen, dem wir ohnedies nicht entlaufen können; nur wünſchen wir etwas ſpäter in das ewige überzugehen als Braunſchweig und Heſſen, als Neapel und Piemont u. ſ. w. Was Erfurt und Blankenhayn betrifft, davon wiſſen wir hier bis jetzt noch gar nichts; deſto gewiſſer aber, daß unſer kleines Großherzogthum eine große Contribuzion von 2 Millionen Livres herbeizuſchaffen hat, und daß wir jetzt alle Kräfte und Künſte anſtrengen, zu ſchaffen, was nicht da iſt, nämlich 2 Millionen. Daß unſer Erbprinz nach Berlin zu Napoleon gereiſet iſt, werden Sie wiſſen. Die Trümmer des Weimariſchen Jägerbataillons ſind auch vor einigen Tagen zurückgekommen; es iſt auf weniger als die Hälfte zuſammengeſchmolzen.

Freund Falk iſt vor etwa 14 Tagen als secrétaire interprète zu dem franzöſ. Commandanten Villein nach Naumburg abgegangen und wird wahrſcheinlich den Winter über dort bleiben. Der friedfertige Satiriker trägt jetzt, nachdem er ſeine ſtumpfgeſchriebene Feder niedergelegt hat, eine dreifarbige Cocarde und einen großen Säbel an der Seite, und ein gewaltiges Dreieck auf dem Kopfe, wie ein leibhafter Himmelſturm. Er wollte mich vor ſeiner Abreiſe überreden, ſeine gleichfalls am 14. Oct. mit Kanonen zu Grabe geläutete Zeitſchrift wieder zu erwecken und fortzuſetzen, wofür ich mich, wie Sie wohl denken können, ſchönſtens bedankt habe. Lieber wollte ich ſelbſt in den Tartarus hinabſteigen, als in dieſen calabriſchen Zeiten ein Journal auf meine eigne Fauſt redigiren. Wahrſcheinlich würde ich Verfaſſer, Redacteur, Correſpondent, Verleger, Käufer und Leſer zugleich ſein müſſen. Dieu m'en garde! das

iſt zu viel auf einmal. Die Elegante allein ſchwimmt noch oben; Mahlmann kann jetzt, wenn er es verſteht, ſeinen Schnitt machen und manchen guten Mitarbeiter am Freimüthigen — Gott habe ihn ſelig! — zu ſich hinüberziehen.

Die Landkartenſammlung des Herzogs, die derſelbe unglücklicherweiſe vor ſeiner Abreiſe auf die Bibliothek bringen laſſen, hat bei der Plünderung zwar, ſo wie die Bibliothek ſelbſt, nichts gelitten; aber ſie iſt einigemal von den Ingenieur-Geographen und andern Kartenluſtigen in Requiſition geſetzt worden, und mag wohl auf dieſe Weiſe einigen Verluſt erlitten haben. — Goethe's Werke, ſo wie Voſſens neue Auflage des Homer ſind ſchon, wie ich von Hoffmanns höre, eine Zeit lang als Fracht hierher unterweges, aber noch immer nicht angekommen; überhaupt iſt jetzt an der Table d'hôte des deutſchen Parnaſſes Schmalhans Küchenmeiſter; auch, glaub' ich, ſteht's mit den Käufern und Leſern ſchlecht. — Möchten doch nun unſere deutſchen Autoren, die eigentlich jetzt kein anderes Vaterland mehr haben als das literariſche, das Gebäude, in dem ſie geiſtig wohnen, deſto mehr in Ehren halten und deſto eifriger aus- und anbauen. Können wir unſere Literatur blühend erhalten oder gar vervollkommnen, ſo wird uns Niemand, im Gegentheil wir werden endlich unſere Beſieger überwinden; des Glaubens bin ich, und wenn alle 10,000 deutſche Schriftſteller ſo dächten wie ich, wir legten noch heute Hand ans Werk und ſchlügen unſere Feinde mit geiſtigen Waffen, deren in unſerm Arſenal genug vorhanden ſind, aus dem Felde. Behalten wir nur eine Literatur, ſo bleiben wir auch eine Nation; und wenn unſere Schriftſteller nur nicht aus Feigheit oder niederträchtigem Ehrgeiz ſich ihrer Mutterſprache zu ſchämen an-

fangen, ſondern im Gegentheil alle ihre Kraft und ihren Nationalgeiſt aufbieten, ſie zu einer höhern Vollkommenheit auszubilden, ſo werden wir die Zeit der Trübſal nicht nur glücklich überſtehen, ſondern auch geläutert im Feuer derſelben und des ekeln Wuſtes unſerer Scribler entledigt ſiegreich aus dem langen Kampfe hervorgehen, wenn längſt die Gebeine unſerer ſtolzen Beſieger zu ihren Vätern verſammelt ſind.

Unſer Weimariſches Theater bleibt beiſammen, ſpielt aber noch nicht. Goethe will das Inſtitut wo möglich erhalten und er hat recht. In dieſen Zeiten der Zerſtörung muß man alles Bildende und Gebildete, was zu retten iſt, retten und erhalten. Wie ſteht es denn bei Ihnen? Setzt man dort Kunſtſammlungen, grünes Gewölbe ꝛc. in Contribuzion? Hrn. Becker's Antikenlazareth wird wahrſcheinlich nicht angetaſtet; jetzt wo alle Lazarethe voll lahmgeſchoſſener, ſchlecht reſtaurirter Krüppel liegen, wird man ſich hoffentlich nicht an dem ſeinigen vergreifen; ob aber auch das prächtige Hôtel des dieux, das er ihnen in ſeinem Auguſteum zu bauen angefangen hat, in dieſen baufälligen Zeiten zu Stande kommen wird? — —

Der Druck meiner Ausgabe der divina commedia hat unter recht infernaliſchen Auſpicien begonnen. Grade als man in Jena brannte und plünderte und als bei Vierzehnheiligen 200,000 hölliſche Teufel gegeneinander über ſtanden, mit allen Werkzeugen der Hölle ausgerüſtet ſich mordeten, ſchwitzte der erſte Bogen des Inferno unter Weſſelhöft's Preſſe; kann man ein göttlicheres Omen erſinnen? Addio. Ihr F.

(Weimar d. 7. Jan. 1807.) Am Abend deſſelben Tages, wo ich meinen letzten Brief an Sie abſandte, hatte ich eine ſehr intereſſante Unterhaltung mit Goethe, von der ich Ihnen das Weſentliche je eher je lieber mittheile, weil ich für gut und nöthig halte, daß es auch zu Ihrer Kunde gelange, da Sie doch einer unſerer thätigſten Beförderer der literariſchen Unterhaltung des gebildeten deutſchen Publicums ſind, und da die Sage, von welcher die Rede iſt, jetzt in der That eine etwas ernſtere Erwägung verdient. Ich kam zufällig mit Goethe über das Journal- und Zeitungsweſen unſers Vaterlandes zu ſprechen. Sie wiſſen, wie G. von jeher über die Neuigkeitskrämereien der Journale gedacht hat, und er war auch jetzt indignirt über ſo manche Nachrichten, welche in den letzten Zeiten über Weimar in einigen Zeitungen geſtanden haben. Er ſagte mir, er habe deshalb auch ſehr ernſtlich an .... geſchrieben, daß er jetzt beſonders, wo Deutſchland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiſte zuſammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigſtens das bis jetzt noch unangetaſtete Palladium unſerer Literatur aufs eiferſüchtigſte zu bewahren, dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Geſpött der Schadenfrohen und zum Geklatſche der Müßiggänger dienen, nicht in ſeinen Blättern hegen und pflegen müſſe. Er ſagte, nach dem 14. Oct. müſſe kein „Freimüthiger" mehr exiſtiren. Beſonders müſſe man in Sachſen, welches vor vielen andern geſchont worden und ſo günſtige Bedingungen für ſeine fernere Exiſtenz erhalten, jetzt mehr als je zuſammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptſitz der germaniſchen Cultur im nördlichen Deutſchland bleiben dürften, ſo wie ſie es auch ſchon früher größten-

theils geweſen ſeien. Alle die Neckereien, welche ehemals in Zeiten der Ruhe und friedlicher Verhältniſſe, wenn auch unanſtändig, doch im Weſentlichen unſchädlich geweſen, würden jetzt höchſt nachtheilig werden, wenn ſie dazu beitragen könnten, daß die Franzoſen die einzige Achtung, die ſie jetzt noch für die Deutſchen haben konnten, die Achtung für unſere Cultur und für unſer geiſtiges Streben, wovon ſie jetzt als Augenzeugen genauer und beſſer unterrichtet werden können, verlieren müßten. Es ſei alſo jetzt, wo Alles auf der Spitze ſtehe, eine wahre Verrätherei, mit dem alten Leichtſinne fortzufahren, Orte, welche als ein Sitz der Cultur, und Männer, welche als thätige Beförderer derſelben einige Anſprüche auf öffentliche Achtung haben können, unwürdig zu behandeln, und daß der Feind uns um ſo weniger ehren werde, wenn wir uns ſelbſt ſo wenig ehren und achten, daß wir nicht Beſſeres zu thun wiſſen, als vor ſeinen Augen unſere Blößen aufzudecken. Beſonders müſſe Weimar und diejenigen in W., welche zum Theil dazu beigetragen, auch ſelbſt in den Augen der Franzoſen unſere Literatur achtungswürdig zu machen, jetzt mit gebührender Rückſicht behandelt werden, um ſo mehr, da der K. Napoleon ſelbſt auf W. aufmerkſam geworden, ſo daß er den berühmten Johannes Müller in einer Unterredung gefragt hat, ob denn W. auch in Deutſchland ſelbſt wegen ſeiner höhern Bildung in demſelben Anſehen ſtehe wie bei den franzöſiſchen Gelehrten? Man müſſe alſo auf alle Weiſe verhüten, daß der, in deſſen Hand jetzt das Schickſal liege, die Achtung, die wir ihm durch ein höheres geiſtiges Übergewicht abgenöthigt haben, nicht verliere u. ſ. w. Dies ungefähr war der Inhalt deſſen, was mir Goethe ſagte, und ich glaube, Sie werden eingeſtehen,

daß er recht hat. Wie ſollen die Fremden uns ehren, wenn wir uns ſelbſt nicht achten wollen! Das wird der ſcharfſichtige Herrſcher und Lenker unſerer Schickſale wahrſcheinlich ſchon eingeſehen haben, daß wir keine Barbaren mehr ſind, und daß wir Etwas beſitzen, was Achtung verdient.

Wie wahr und begeiſternd muß für jeden Deutſchen das Wort ſein, was Joh. Müller in ſeiner neulichen Recenſion von Eichstaedt de imaginibus Romanorum ſagt: „Italien hat ſeine Künſte, Frankreich wie vielſeitige Bildſamkeit für Alles: Möge Deutſchland die Lehrerin ſein. Was haben wir (jetzt noch) als unſre Sprache und Literatur? Es hat mich überraſcht und erfreuet, in jener Recenſion, die ich geſtern geleſen, ganz denſelben Geiſt deſſen, was G. mir 2 Tage früher in jenem merkwürdigen Geſpräch ſagte, wiederzufinden.

Ich weiß, Sie werden mit Freuden dazu mitwirken; denn in der That erſt dann, wenn die Franzoſen dahin kommen ſollten, unſere höhere Geiſtesbildung verkennen oder gar verachten zu müſſen, erſt dann haben wir Urſache zu klagen: Es iſt alles verloren! — Ihr F.

(Weimar den 12. April 1807.) Theuerſter Freund! Nur einige Zeilen heut mit bewegtem bekümmerten Herzen; nicht bekümmert um mich, ſondern um das Loos der menſchlichen Dinge, daß auch das Gute und Treffliche nicht verſchont bleibt. Unſere verehrte, unſere gute Herzogin Amalie iſt nicht mehr. Ehegeſtern, Freitag Nachmittag um 4 Uhr verließ dieſer edle Genius uns auf immer! Wir ſind Alle traurig und

in Thränen; vielleicht iſt kein Haus in Weimar, wo dieſer edeln Fürſtin nicht Thränen fließen. Ach! obgleich ſie das Gute, zu dem ſie ſich berufen fühlte, längſt vollbracht hat, ſo haben wir doch viel verloren; wir werden es erſt empfinden, nun, wo wir ſie nicht mehr beſitzen. Sie wußte den Fürſten und den Menſchen in ſich zu vereinigen. Sie zog die beſſern Geiſter an, wo ſie ſie fand; das wird nun in Weimar nicht mehr geſchehen; und ſind Wieland und Goethe einmal nicht mehr, ſo wird Weimars Glanz und Ruhm, den Amalia ihm erwarb, nur noch in der Geſchichte leben. Wir wollen uns glücklich preiſen, daß wir in dieſer Zeit gelebt und dieſe Fürſtin gekannt haben; eine beſſere ſehen wir nicht wieder, auch ihres Gleichen nicht. Dies fühlt Jeder hier und das iſt das Gefühl, mit welchem wir um ſie trauern; ja es liegt ſelbſt ein Troſt darin, das Vortreffliche und Unerſetzliche gekannt zu haben und es betrauern zu dürfen; das iſt the joy of grief, die ich in dieſen Tagen in vollem Maß empfunden habe; ich habe ſelbſt nicht geglaubt, daß ich ſo ſehr an der beſten Fürſtin hinge; oder iſt es, daß ich allmälig ſchwächer und ein altes Weib werde, ich kann nicht ohne Thränen an ihren Tod denken, und auch dieſe Zeilen muß ich Ihnen mit naſſen Augen ſchreiben; ſeit vielen Jahren habe ich dieſe Empfindung nicht gekannt; und daß mein eignes Intereſſe dabei nicht im Spiele iſt, bin ich gewiß, da ich in dieſen Tagen in Hinſicht auf mich faſt keinen andern Wunſch gehabt habe und habe, als Weimar zu verlaſſen. Erſt möchte ich die gute Fürſtin noch begraben helfen, und dann ſogleich davongehn; ſo iſt mir zu Muthe, und doch werde ich vielleicht hier bleiben, denn, wie ich höre, behal-

ten Alle, die im Dienſte der Herzogin geweſen ſind *), ihren Gehalt. Vielleicht wird man mich zu etwas Anderm brauchen zu können glauben. Aber wenn es nicht von der Art iſt, daß ich mein bisheriges literariſches Leben ungeſtört forttreiben darf, ſo bleibe ich doch nicht. Ich habe jenſeit der Alpen noch ein Vaterland, und wenn es mir hier nicht mehr gefallen kann, ſo ſetze ich mit Weib und Kind meinen Wanderſtab wieder dorthin. Für jetzt beſchäftigt mich unſer Heros Winkelmann ganz; mit der Arbeit wächſt das Intereſſe; bald ſollen Sie davon mehr hören. Genug für heute. Fernow.

(Weimar den 13. Septbr. 1807.) — Ich hätte Ihnen, verehrteſter Freund! ſchon früher nach meiner Rückkehr aus dem Karlsbade geſchrieben, wenn nicht mancherlei mich abgehalten hätte, und ich in den erſten Wochen ſchreibluſtiger geweſen wäre. Aber ich kam ſo ſchlaff, ermattet und rippenlahm nach Hauſe, daß ich in den erſten Tagen nichts machen, nichts treiben, nicht einmal einen Brief ſchreiben mochte. Der Sprudel iſt ein hölliſches Gewäſſer; er hat mich beinahe aufgelöſet, und wenn meine Eingeweide nun nicht radical curirt ſind, ſo bin ich incurabel. — —

Verwichenen Montag, den 7. dieſes, früh um 5 Uhr hat der allmächtige Herr über Leben und Tod unſere alte gute Hof-

*) F. war bekanntlich Bibliothekar der Herzogin Amalie und hatte ſich von ſehr niederm Stande (er war der Sohn eines Knechtes in der Uckermark) zu jener geiſtigen Durchbildung emporgearbeitet, die aus ſeinen Schriften und auch wol aus dieſen Briefen hervorleuchtet. (A. d. Herausg.)

dame Fräulein von Göchhausen vor seinen Richterstuhl gefodert, und sie ist mit aller Besonnenheit und Fassung gestorben, die eine so gründliche Hofdame auch in der Todesstunde nicht verleugnet. Eigentlich war sie schon seit dem 10. April todt, sie war nur noch nicht gestorben. Amaliens Tod war auch der ihre und seit diese nicht mehr da war, war ihre Existenz so gut wie vernichtet. Sie kam mir vor wie ein Vogel, den man zeitlebens in einem Bauer gefüttert hat und dann spät im Alter wieder in die freie Natur aussetzt, wo er ungewohnt, Futter und Nest selbst zu suchen, in der rauhen Witterung verschmachtet. Nun ist das Palais völlig ausgestorben. Sie sollte es zu Michaelis verlassen und hatte bereits eine andere Wohnung gemiethet; aber sie wollte ungern aus dem heimlichen Mansardenstübchen heraus, in das sie sich mit allen ihren hüschen Meubles so eingefugt hatte; nun hat der mitleidige Tod ihr dieses unangenehme Geschäft erspart. Einsiedel ist jetzt noch die letzte Trümmer von Amaliens Hofstaat. Er war, wie Sie wissen, mit der regierenden Fr. Herzogin in Schleswig gewesen, und dieselbe kam grade den Abend des Tages, wo die G. gestorben war, wieder zurück. Der Todesfall eines so alten Bekannten, mit dem man so viele Jahre lang in so vertrauten Verhältnissen gestanden, macht auf die Gesellen, welche mit ihm sich alt gelebt haben, immer einen besondern Eindruck. Einsiedel war indessen darauf etwas vorbereitet, weil Stark, welcher mit in Schleswig war, ihm versicherte, die G. werde nicht das J. 1808 erleben. Auch auf Vater Wieland, der diesen Sommer mit seinen Töchtern im Belvedere gewohnt hat und auch noch jetzt dort ist, hat ihr Tod eine lebhafte Sensazion gemacht. Er sieht wohl, daß das allgemeine Verhängniß

ihm nun immer näher rückt; und in der That nimmt die Schwäche seines Alters nun auch merklich zu; ich habe ihn jedoch nach meiner Rückkunft noch nicht gesehen. — — Ihr

Fernow.

(Aus einem Briefe v. 26. Oct. 1807.) Falk ist in Staatsangelegenheiten nach Berlin gesegelt. Seit er Legazionsrath geworden, ist ein ganz anderer Geist in ihn gefahren; seitdem drängt er sich an den Adel und den Hof und hat nicht geruhet, bis er es dahin gebracht, daß er zuweilen an den regierenden Hof zum Thee geladen wird. Auf der andern Seite macht er wieder den Pulcinell. In den Tagen, als die Frau Großfürstin zurückgekehrt und die Stadt mit festlichen Kränzen behangen war, gab er alle Abend dem zusammengelaufenen Volk auf dem Markt Schattenspiel aus seinem Fenster, wo mitunter skandalöse Erscheinungen vorgekommen sind, so daß selbst die Dienstmädchen es nicht aushalten können. Wenn er nicht gleich mit dem Schattenspiele da war, so riefen die Buben hinauf: Falk heraus! Zuweilen ging er auch selbst hinunter und mischte sich unter den Haufen, um die Kritiken einzusammeln, wo denn manche nicht nach Weihrauch geduftet haben. Als das Ding kein Ende nehmen wollte, wurde es ihm endlich von der Polizei untersagt. Er sagt selbst, seit dem 14. Oct. 1806 habe er ganz vergessen, daß er je ein Dichter gewesen sei. Gebe der Himmel, daß dieses glückliche Vergessen fortdauert. Er ist bei dem neuen Leben, das er seitdem führt, so stark und feist geworden, daß er glänzt.

Im Palais unserer unvergeßlichen Amalie wohnen jetzt

die Prinzeſſinnen von O. und Br. Es gefällt mir gar nicht, wenn ich dort aus allen Fenſtern fremde Geſichter hervorgucken ſehe! — Aber mein Blatt iſt vollgeſchwatzt, alſo Gott und den Muſen befohlen. In Ewigkeit Ihr treuergebenſter

Fernow.

Aus einem Briefe ohne Datum (Herbſt 1808, alſo kurz vor F's. Tode.) Was Ihre Frage wegen der Auszeichnung betrifft, die Vater Wielanden von dem Kaiſer aller Reuſſen widerfahren ſein ſoll, ſo kann ich Ihnen darüber zuverläſſige Auskunft geben, weil ich mich deshalb bei einer Augenzeugin erkundigt habe. Wieland wurde auf ſeinen, der Herzogin geäußerten Wunſch, den ruſſiſchen Kaiſer in der Nähe zu ſehen, an einem Abend, wo große Cour bei Hofe war, mitgenommen. Als ſich Wieland in der Verſammlung zeigte, ward von einer der fürſtlichen Perſonen der Kaiſer gefragt, ob man ihm Wieland, der da ſei, vorſtellen dürfe. Der Kaiſer ging ſogleich ſelbſt zu Wieland hinan und unterhielt ſich mit ihm eine kurze Zeit ſehr leutſelig. Unter Anderm ſagte er, er fühle ſich nun beſonders zufrieden, nachdem er ſich mit eignen Augen überzeugt, wie glücklich ſeine Schweſter in Weimar unter ſo vielen vortrefflichen, geiſtvollen Perſonen lebe. Als der Kaiſer und Wieland die erſten Worte miteinander wechſelten, trieb ein Babelſcher Dämon ſein Spiel mit ihnen und ſuchte ihre Sprache zu verwirren. Der Kaiſer redete Wieland auf Deutſch an; dieſer, in der Vorausſetzung, daß der Kaiſer kein Deutſch ſpreche, antwortet ihm auf Franzöſiſch, der Kaiſer ſetzt alſo das Geſpräch franzöſiſch fort. Unterdeſſen

hat Wieland ſich beſonnen und antwortet nun dem franzöſiſch ſprechenden Kaiſer wieder deutſch, und ſo geht der Wechſeldialog noch einigemal in zwei Sprachen fort.

Was die Viſitenkarte betrifft, ſo hat der Kaiſer nicht nur allen Geheimenräthen, ſondern auch ſogar den Hofdamen ſammt und ſonders welche ſenden laſſen, und es iſt allerdings eine ehrende Aufmerkſamkeit, daß auch eine auf des Kaiſers ausdrücklichen Befehl an Wieland hat geſendet werden müſſen, obgleich er weder Geheimerrath noch Hofdame iſt. Es iſt aber falſch, daß blos Wieland und nicht auch Goethe dergleichen erhalten haben ſollte. Überhaupt iſt der Kaiſer hier gegen alle Menſchen, die ihm nahe gekommen, ſo leutſelig und zuvorkommend artig geweſen, daß eine ſolche Auszeichnung oder Zurückſetzung überhaupt bei keinem Menſchen ſtattgefunden hat. Aber was für elendes Zeug wird nicht bei jeder Gelegenheit über Goethe geklatſcht und gelogen?

Den Polyidos habe ich auch geleſen. Sie haben wohl recht zu ſagen, daß lange nichts ſo nach dem Griechiſchen intendirt worden; aber es iſt auch beim Intendiren geblieben. Dergleichen leere kalte Küche werden wir wahrſcheinlich noch viel aufgetragen bekommen, denn es muß jetzt leicht ſein, dergleichen zu machen.

Haben ſich die Weimaraner in der Subſcription auf Herder's Werke nicht recht lumpicht erwieſen? — Mit freundſchaftlicher Achtung Ihr Fernow.

Joh. Dan. Falk. († 1826.)

(Ettersburg 7. Oct. 1804.) Es wird mir angenehm zu hören sein, wenn diese Zeilen Sie ebenso vergnügt und gesund in Dresden antreffen, als ich es dermalen mit meiner Familie in Ettersburg bin. Aber nachgerade wird es mir doch mit den Kindern hier zu kalt; auch zeigen sich Scharlachfieber, und denen aus dem Weg zu gehen, muß ich schon nolens volens den Festivitäten in Weimar in den Weg treten. Man hat sich wegen eines Gedichtes an Schiller gewendet; der hat es abgeschlagen. Auch an mich hat das Amt Rossel eine Deputazion von 3 Schöppen in dem nämlichen Anliegen nach Ettersburg geschickt. Dreizehn Dörfer wollten dem Prinzen zusammen eine Ehrenpforte errichten. Da die Leute nicht abließen, so that ich ihnen endlich einige Vorschläge. Als aber ein gewisser dortiger Amtmann u. A. mir mein Motiv, dem jungen Ehepaare Geschenke an einheimischen Früchten und Blumen zu überreichen, so vergröberte, daß man der Prinzessin auch einen geschossenen Hasen als ein im Amte Rossel ziemlich currentes Landesproduct beilegen wollte: zog ich mich schnell zurück und habe es dem Geschmack des Herrn Amtmann und seiner Herren Schöppen überlassen, der Prinzessin ein selbstbeliebiges Gericht aufzutischen.

Von der Sensazion, die meine Prinzessin mit dem Schw (einerüssel) hier gemacht hat, werden Sie gehört haben, ich bin dadurch über Manches im Guten bestätigt und werde so fortfahren. Aber das wissen Sie ohne Zweifel nicht, daß ein hochweiser Magistrat zu L., nachdem er Geisselbrechten die Erlaubniß, auf der Michaelismesse zu spielen, eingeräumt hatte,

auf die Nachricht in der eleganten Z., daß zu Weimar der Prinzeß mit dem Schw. wegen eine Rebellion ausgebrochen und die Stadt selbst wie Belgrad in 2 Parteien getheilt sei, bedenklich geworden, sein Wort zurückgenommen und dadurch G., der bereits auf seine Bude vor dem P. . . thor 300 Thlr. Caution gestellt, in großen Schaden gesetzt. Man vermuthet, der katholische Entrepreneur des Theaters stecke mit dahinter und der dermalige Herr B. M. habe an den Nasen, die etwa von Dresden hätten kommen können, einen solchen Schreck gehabt, daß er, um nur keine Nase zu erhalten, lieber seinen eignen Kopf verloren. So stehn die Sachen. Sobald die Prinzeß aus der Presse ist — Unger bringt sie zu Michaelis — nehme ich mir die Freiheit Ihnen ein Exemplar zu schicken. Von meinen anderweitigen literarischen Arbeiten melde ich folgendes: Künftige Ostern erscheint von nun an in Cotta's Verlage: Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee, im Format des Humphrey Klinker. Ich hoffe über Dresden und Wien hier manches Nützliche beizubringen.

Das Werk betreffend, wovon wir uns auf unserer Fahrt nach Leipzig so angelegentlich besprachen: Aufstellung aristophanischer Charaktere und genialer Caricaturen in Verbindung mit einer edleren Plastik: so komme ich schon mit einer Bitte an Sie, die mir, wird sie erfüllt, das erste Heft verschönern helfen soll. Ich habe eine lustige Posse: Das Ich und Nicht-Ich oder die lustige Hahnreischaft, diesen Sommer verfertigt. Nun wünschte ich ein homogenes Bild im Umriß, wie das überall bei Herausgabe dieses Werks mein Zweck ist; ich kenne aber zur Copie kein bes-

seres als Nro. 115 des gedruckten Catalogs der Dresdn. Bildergallerie, Teniers. Es ist gerade auch dort eine lustige Hahnreischaft im Werke, und daher paßte ein solches Bild vortrefflich in meinen Kram. — — Fertig hab' ich bereits: Die Wiedererlangung des goldenen Zeitalters oder des Dichters Himmelfahrt auf einem Gold- — zu deutsch: Mistkäfer, frei nach der εἰρήνη des Aristophanes. Auch hierzu kommt eine Caricatur. — Dem würdigen Freund und Beförderer des Guten und Geistvollen, dem Hrn. OHPrediger Reinhard sowie seiner und Ihrer liebenswürdigen Gattin und Mutter empfehlen Sie auf das Angelegenste u. s. w.

J. D. Falk.

(Weimar d. 2. Mai 1805.) Meinen bestgefühltesten Dank zuvor für die gütige Verwendung wegen des Teniers. Die verlangten 100 Thlr. des Herrn Schubart sind kein Katzendreck. Am Ende aber gäben die Herren Buchhändler mir — selbst einen s. v. Dreck für meine ganze Entreprise; und wie dann? Es sind schwere Zeiten; Alles hängt in Ketten und die Spitzbuben sind beinahe noch das Einzige, was nicht hängt. — Auch gegen Sie ist ja manchmal ein ganz Regiment von feinen Ratten aufmarschirt, blos weil Sie einigen davon auf ihre respectiven ministeriellen u. antiministeriellen Schwänze getreten. Voß geht nach Heidelberg. Glauben Sie mir, mein Freund, die Zeit ist nah, wo diese Thüringer nichts haben werden als die Kartoffeln. — Frau von Racknitz bitte ich in den gefälligsten Worten, die Sie finden können, in meinem Namen zu danken. Diese Güte beschämt mich so tief, daß sie verdiente, daß man eigends

darum eine Reiſe zu Fuß nach Dr. machte, um ihr den ſchuldigen Tribut dafür zu den ihrigen zu legen. Wenn die Bauern des Teniers ſchon ſo viel Huld von ihr erfahren, was werden erſt die Engel des Correggio und Raphael von ihr erwarten dürfen. — Sie erinnern ſich unſerer Leipziger Reiſe. Es wurde damals viel — unter Anderm auch ein Plan von Charakteren und Bildern beſprochen. Dieſer iſt jetzt nach drei Jahren gereift. Ich habe mich einer löblichen jetzt etwas ſeltenen Taktik unter den Schriftſtellern bedient, d. h. ich habe das Alte angekündigt, da ich das Neue liefern will. Vis à vis dem Publicum, hoffe ich, ſoll mir dieſe Beſcheidenheit zu gut kommen, wovon ich jedoch ein für allemal ausnehme:

— „das freimüthig blinde Element,
Das unerbittliche, mit dem kein Bund zu ſchließen.“

Die Duodeztendenz des Publicums iſt Ihnen ſo gut wie mir bekannt. Wohlan denn, weil's nichts hilft: ſo ſoll mein Gänſekiel verſuchen, Krähwinkel auf ſeinen eignen Duodezwällen zu belagern. Die Frivolität ſelbſt ſoll dem Ernſt Eingang verſchaffen, wie beim Ariſtophanes, wo die Plaſtik mit der Dichtkunſt Hand in Hand geht. — Die Idee wenigſtens iſt neu und unverſucht, und es ſtünde dahin, ob ſich nicht durch den Scherz mehr für die Kunſt, als durch den die Menge abſchreckenden Ernſt der Propyläen erreichen ließe. — Herr von Kotzebue hat unlängſt in ſeinen Erinnerungen aus Paris drucken laſſen: der Laokoon habe auf ihn ohngefähr eben den Eindruck gemacht, wie der Menſchenfreſſer Goldſchmidt, den er in ſeiner Jugend rädern geſehen. Was brauchen wir weitern Zeugniſſes? Er hat Gott geläſtert. Wie ſoll es aber an-

ders werden, wenn wir nicht Hand anlegen und wegputzen, was faules Glied in der Gelehrtenrepublik ist und seine heillosen Krebsschäden Andern mittheilt. — Der Schmidt von Apolda ist ein ächter altthüringischer Mythus, von mir in einer Spinnstube bei meinen Streifereien um den Ettersberg auf dem Lande aufgefischt. Ich schweige von meiner Bearbeitung; die Fabel aber ist ächtes Gold und das meint Goethe auch. Es ist eine recht sublime Luther'sche Legende. Schmidt Adam ist der Lutherisch-thüringsche Vulcan. Im zweiten Act geht das Ding so weit, daß er in der Hölle einen Schlüssel schmiedet und damit St. Petrus unter der Nase die Himmelspforte aufschließt. — Jetzt meine eigentliche Bitte. Ich kann nicht zur Leipziger Messe; ich stecke bei meinem Schmidt in der Hölle. Sie haben, mein werther Freund, seit meinem ersten Eintritt in meine literarische Laufbahn ein solches Interesse für mich gezeigt, das meinen Dank verdient; auch bin ich mir fest und ehrlich bewußt, Sie nie durch ein directes oder indirectes, namentliches oder namenloses Wort, trotz dem verschiedensten Durchkreuzen der Parthieen, gekränkt zu haben, erwerben Sie sich denn um mich jetzt zum zweiten Male das Verdienst einer Hebamme u. s. w. *). F.

(Weimar den 21. Jul. 1805.) Seit einem halben Jahre, m. th. Fr.! kann ich an meinem Schreibtische zum ersten Mal wieder frei aufathmen. Meine Briefe haben sich so

*) Mit wem und um welchen Preis Br. für ihn verhandeln soll, gehört nicht hieher, sowie überhaupt manches für W. Allzuanzügliche weggelassen ist. (A. d. H.)

aufgehäuft, daß man wie bei dem berühmten Reiſenden Humboldt ſieben Körbe von dieſen Broſamen auffammeln könnte. Indeß laſſen Sie mich nicht klagen, ſondern danken — Gott, daß ich ungeachtet meiner ſchweren anſtrengenden Arbeit geſund bin, und Ihnen, daß Sie Sich ſo gütig und freundſchaftlich für mich verwendeten. Der Teniers iſt recht brav und hat den hieſigen Kunſtfreunden ſehr gefallen. — —

Wir erwarten Gall mit jedem Tage. Er wird in Weimar keine Vorleſungen halten, das iſt Schade! Ich wollte, daß er uns wenigſtens die kleine Collection von Schädeln der Thiere, Fiſche, Vögel u. ſ. w. zum Beſten gäbe, die in der Natur Induſtriecomptoire, ſei es nun an Korn, Nüſſen u. ſonſt was anlegen. Hier an Ort und Stelle müßte ſo etwas erſtaunlich intereſſant und lehrreich ſein. Dann würden wir erſt einſehen, was es der Natur für Mühe koſtet, um ſolche außerordentliche Erſcheinungen, wie wir ſind, zu Stande zu bringen. Wir ſind wahrlich viel größer, als wir ſelbſt glauben, und ein vergleichender Seitenblick von den Magazinen einer Elſter und eines Hamſters auf ein — anderes Induſtriecomptoir würde dies allein ſchon zur allerſeitigen Zufriedenheit darthun und in das hellſte Licht ſetzen. — —

Beim Aufſchneiden *) fällt mir die Recenſion des Amphitruo in der — — Z. ein. Ich habe ſie geleſen und den Recenſenten in meinem Gemüthe ſelig geprieſen. Er weiß richtig Alles, was Amphitruo nicht iſt; was er iſt — das hat Gott ſeinen Augen verborgen. — — Ich lobe das nicht, aber von

*) Es waren gewiſſe Naivetäten und Aufſchneidereien eines mit Goethe nahe verwandten Geſchwiſterpaars vorhergegangen.

dem Verf. einer Recenſion über ein Werk, das ſich als ein Studium ankündigt, ſollte man doch billig fordern, daß er ſelbſt ſtudirt hätte. Dieſer ſcheint nicht einmal das geleſen zu haben, was Sie ſelbſt in Ihrer Abhandlung über den Terenz eben ſo gründlich als wahr beibrachten; nimmermehr konnte ihn ſonſt die Tiefe ſeiner Weisheit zu einem ſo ſeichten Ausſpruch, wie der iſt, verleiten, daß die Fragmente der neuſten Komödie, die übrig wären, nur in Gnomen beſtänden. Für Seinesgleichen mag freilich, wie man billig einräumen wird, außer Gnomen, fließendem Versbau und dergl. Herrlichkeiten wenig in der Welt ſein. Solche Literatoren und Lit. 33., die für Alles, was Zeichnung und Geſtalt heißt, völlig blind ſind, gibt es nun freilich nicht wenige; wiewohl ich mich nicht berufen fühle, ſolchen Staarmätzen ihren Staar zu ſtechen. — — —

(W. 30. Septbr. 1805.) Diesmal, mein verehrter Fr., komme ich nicht leer, wie das vorige Mal, ſondern ich bringe Ihnen 2 Kinder, 1 Buch und 2 Louisd'or. Das Buch gehört Ihnen, die 2 Louisd'or dem jungen Künſtler und die Kinder eins mir und das andere dem Erbprinzen. Unſere Erbprinzeſſin iſt in den Wochen und hat einen Sohn; meine Frau iſt in den Wochen und hat eine Tochter; die Herdern *) iſt in den Wochen, kurz alle Welt iſt in den Wochen, und ich würde ſelbſt eine Woche brauchen, um Ihnen von allen dieſen Wochenbetten und Niederkünften Bericht abzuſtatten. So wer-

*) Wahrſcheinlich die Gattin des trefflichen Arztes Dr. Herder, des zu früh verſtorbenen Sohns des Vicepräſidt.

den Sie denn im Anfange meines Briefes die neueſten Neuigkeiten aus der Meſſe und dem Adreßkalender gleich beiſammen haben. — Wir ſchicken nicht Couriere, ſonſt hätten Ihre Frau und Mutter von der meinigen gewiß auch einen bekommen. Man ſollte es einführen, daß Wochenſuppen wie die Wechſel auf Anweiſungen ausgegeben würden. Meine kleine Tochter heißt Angelika. Mein zweites Kind, den Johannes von der Oſtſee, empfehle ich Ihrer chriſtlichen Obhut; Sie werden mich und Lotte verpflichten, wenn Sie ihn in irgend einem vielgeleſenen Blatte als Pathen chriſtlich zur Taufe halten, NB., wenn das Ganze nicht wider Ihre Confeſſion läuft. Ich hoffe und ſchmeichle mir, Sie ſollen es dieſem Leben anſehen, daß es nicht auf der Stube geträumt, ſondern friſch gelebt iſt, und die folgenden 2 Bände ſollen, wenn dieſer gefällt, nicht ſchlechter werden. Mein Taſchenbuch kommt nächſtens und ſoll ſeine grand tour auch zuerſt wie der Johannes nach Dresden antreten. Adieu, mein lieber Böttiger. F.

(Aus einem andern Briefe.) Am zweiten Feiertage wurde hier der Bayard aufgeführt. Ich habe jetzt ein herrliches Mittel, wo es gar zu erbärmlich mit dem Spiel wird, meine Stimme geltend zu machen. Ich klatſche nehmlich unter dem Kronleuchter recht hell daſitzend, vernehmlich und mächtig — solo. Der beſſere Theil des Publicums erhebt ſich mit lauter Indignazion und einem durchdringenden Geziſch, was ſich gemeiniglich, wenn man bemerkt, daß das Klatſchen von mir ausging, in ein lautes Gelächter der umherſitzenden Zuſchauer auflöst. Sie kennen ja noch wohl Herrn W....r,

berühmten Sänger aus Dresden, ditto berühmten Mimiker. Dieſer junge Virtuos ſpielte den Mahler im Bayard. Dabei ſprang er ſo natürlich auf dem Theater herum, daß er mir, ſeine ſchwache Stimme dazu, leibhaftig vorkam wie ein Kapaun, dem man Hoſen angezogen hatte. Dann ſeine intereſſante Geliebte Dlle. B . . . d, die im veritabelſten Seeralenbaſſe (?) ihre naiven Empfindungen krächzte. Ach Gott! ich fühle es immer mehr, dieſer Dichter und dieſe Schauſpieler und dieſe Welt ſind complett für einander geſchaffen. Laſſet uns Kotzebue machen und W . . . . r der ihm gleich ſei. So hat er geſagt, und nun ſind ſie beide da. — — Jetzt iſt meine Lekzion für heute aus; ich ſchüttele meine Feder, aber es wollen nichts wie Dintenkleckſe herausfallen, und dieſe werden Ihnen nicht zu Dienſten ſtehen. Folglich unter Hinzuſetzung der freundſchaftlichſten Empfehlungen von meinem Alles in Allem, meinem lieben Weib und Kindern, an die Ihrigen unabänderlich Ihr F.

Heinrich Meyer,

Hofrath und Director der Zeichnenakademie in Weimar, aus Stäfa bei Zürich; † 1832 *).

(Weimar 28. Oct. 1809.) Wenn Ihnen meine Bemühungen nicht misfallen haben, ſo darf ich allerdings froh

*) Auch hier nur einige wenige Briefe. Andere, nebſt Böttiger's Briefen an M. vielleicht in einer Fortſetzung dieſer Mittheilungen, wenn ſie Beifall finden. In der Interpunction, die faſt ganz vernachläſſigt iſt,

darüber seyn; denn, sind wir beide gleich von ganz verschiedenen Wegen zur Kenntniß und Verehrung des Alterthums gelangt oder herangetreten, so begegneten wir uns doch sehr oft, und das war und soll für mich immer erfreulich in vorzüglichem Maaße seyn, weil ich alsdann hoffen darf, das Rechte getroffen zu haben: und wie oft ist mir dieses Vergnügen durch Sie zu Theil geworden und wie noch viel öfterer habe ich Belehrung aus dem Schatze Ihrer Kenntnisse erhalten! Fahren Sie, Lieber, doch ja fort, mir Ihre wohlwollende Freundschaft noch ferner zuzuwenden und darum bitte ich gar sehr mir in dem unternommenen Geschäft auch künftig mit gutem Rath, den gewiß Niemand besser zu schätzen weiß, beizustehen.

Zwar bin ich, wie Ihnen bekannt ist, keiner von Denen, die sich mit Leichtigkeit in der Welt umherbewegen; allein ich fange an eine Art Verlangen zu empfinden, Dresden und Sie, meinen Freund, wieder einmal zu sehen, und so könnte es unter Jahr und Tag schon begegnen, daß ich mich einmal aufmachte.

Der 4te Band von W(inkelmann's) Werken oder der 2te der Kunstgeschichte soll gefördert werden, so sehr, als es, ohne der Sache selbst Abbruch zu thun, seyn kann. Ist die Arbeit nur einmal begonnen, so darf sie auch nicht wieder ruhen. Die Berichtigung des Textes selbst und das Einschieben von W.'s Anmerkungen am gehörigen Ort ist indessen sehr schwierig.

An Uhden will ich von hier ein Exemplar absenden.

---

hielt es M. wie sein großer Freund Goethe, der selbst gestand, daß er diese Kunst nie habe lernen können. S. G's Bf. an Böttiger in dessen biographischer Skizze vom Herausgeber, S. 135.

Walther hat uns großmüthig in den Stand geſetzt, diejenigen, die Fernow an ſeine Bekannten zu vertheilen pflegte, noch forthin denſelben zukommen zu laſſen.

Es freut mich von Ihnen ſelbſt vernommen zu haben, daß an Ihrer Kunſtmythologie wirklich gedruckt wird; Ihre Thätigkeit wird das Werk ſchon fördern und es wird uns Allen von mannichfaltigem Nutzen werden.

Leben Sie wohl und haben Dank, ſehr großen Dank für Ihre mir ſchon ſo lange zugewendete und hoffentlich noch lange zuzuwendende Liebe und Freundſchaft, die ich mit ganzem Herzen zu erwiedern gedenke. Ihr Meyer.

(W. d. 13. Nov. 1810.) Mein verehrter Freund! Die Zeichnungen von Retſch ſind recht ſauber gemacht; ja ich glaube, man kann zu dem Zweck, den ſie haben, recht wohl mit denſelben zufrieden ſeyn. Haben Sie darum den verbindlichſten Dank dafür, daß Sie verfügten, daß der Auftrag einem ſolchen wackern Manne gemacht worden und deswegen ſo leidlich gelang.

Nun will ich Ihnen eine kleine Überſicht geben über die Kunſtwerke, welche Sr. Durchl. der Prinz Friedrich von Gotha mit aus Italien gebracht und ich bei meiner letzten nach Gotha unternommenen Reiſe zu ſehen das Vergnügen gehabt. Zuerſt ſey von den Antiken die Rede; ſie beſtehen 1) in einem marmornen nicht übel erhaltenen Kopf, welchen der Prinz bei Gelegenheit der von ihm veranſtalteten Nachgrabungen am Aventin gefunden und dem man den Namen Eliogabalus ertheilt hat. Ob es durch die Münzen wahrſcheinlich

gemacht wird, daß hier jener berüchtigte Kaiſer abgebildet ſey, weiß ich nicht; aber ohngefähr aus derſelben Zeit mag das Werk herrühren und iſt, dieſen Umſtand gehörig in Anſchlag gebracht, eine gute Arbeit. 2) Ein Kopf des Lucius Verus ziemlich reſtaurirt und nicht von den allerbeſten Bildniſſen dieſes Kaiſers, aber doch immer ſchätzbar. 3) Ein kleines Basrelief, wo ein Wettrenner auf einem Wagen mit zwei Pferden fährt. Ich habe von dieſer Art Darſtellung noch keine geiſtreicher ausgeführt geſehen. 4) Ein antikes Moſaik, den Kopf einer alten Frau vorſtellend. Es ſoll bei Puzzuoli gefunden und in der Ecke reſtaurirt ſeyn. 5) Einige gemahlte Gefäße von gebrannter Erde, von denen eins mit zwei (auf Ruhebetten) liegenden Figg. und einer zwiſchen denſelben ſtehenden Flötenſpielerin vortrefflich iſt; ein zweites mit tanzenden Satyrn iſt ebenfalls ganz ausnehmend hübſch und merkwürdig. 6) Eine Sparbüchſe von gebrannter Erde mit der Figur eines Wagenrenners in Basrelief, neben welchem die erworbenen Preiſe angedeutet ſind, wie mich däucht, der Seltenheit wegen ſehr ſchätzbar. 7) Vier antike von der Mauer abgenommene gemahlte Figuren und auf die neue Art auf Leinwand übergetragen. Sie ſtellen Bacchanten vor und ſind auf braunrothen Grund gemahlt; ſie ſcheinen nicht ſchlecht, aber doch auch nicht von der Art zu ſeyn, daß wir ſie für beſonders merkwürdig halten konnten. —

Nun zu den Gemählden von neuern Meiſtern; es mögen überhaupt wohl 30 bis 40 Stücke ſeyn. Folgende haben mich beſonders angezogen: 1) Eine Verkündigung, Fig. etwa Fuß hoch oder etwas mehr von Polydoro Caravaggio, vortreffliches Stück und höchſt ſelten. 2) Ein Damenportrait von Garo-

falo. 3) Ein Amor halbe Figur und 4) ein Christuskopf mit Dornen gekrönt, beide von Guido Reni. Der Christuskopf ist durchaus vortrefflich. 5) Eine sehr hübsche kleine Skizze angeblich von Schidone nach der Figur der heil. Cäcilia von Raphael. 6) Vortreffliches Bild von Mich. Ang. Caravaggio: Soldaten, welche um den Purpurrock des Heilands würfeln. 7) Die Ausführung Christi, Halbfiguren angeblich von Pordenone, vortrefflich. 8) Halbfigur von Spagnoletto. Außer diesen haben mir Landschaften von Reinhard & Vogl (?) *) sehr wohl gefallen und eine Zeichnung in Bister von Camoccini.

So mein Freund, steht's mit den neu angekommenen Kunstschätzen in Gotha. Daß der Prinz es gerne erlauben würde, Gebrauch davon zu machen, ist gar nicht zu bezweifeln, denn er hat in meiner Gegenwart dem Bildhauer Prof. Döll den Vorschlag gethan, er möchte die beiden Marmorköpfe abgießen, welcher aber keine Lust bezeugte. Die antiken Gemählde sind nicht von großer Bedeutung, hingegen die angeführten zwei Vasen ungemein schön und merkwürdig; welches letztere man auch von der Sparbüchse behaupten kann. So mein Freund stehts. Es wäre freilich unterrichtend für uns alle, wenn Sie die Erklärung der angeführten bedeutendern Stücke unternehmen wollten, allein wie man zu recht richtigen Abbildungen gelangen solle, weiß ich nicht; mich selbst würde eine Reise und Aufenthalt in Gotha von 10—14 Tagen, theils zu sehr unterbrechen in allen meinen Geschäften, theils würde der Aufwand nicht ganz unbedeutend seyn, und ich habe Ursach zu zweifeln, ob der durchl. Besitzer noch blankes Geld

*) Etwas undeutlich geschrieben.

aufwenden möchte. In G. ſelbſt iſt wohl Niemand, der zulängliche Zeichnungen verfertigen könnte, und auch der beſte meiner Schüler hat immer nicht die gehörige Einſicht und Kenntniß der Antiken, daß man auf deſſen Zeichnungen ſicheren trauen könnte. Es thut mir leid, daß ich Ihnen, l. Fr., von ſo vielen Schwierigkeiten melden muß, die der Sache im Wege ſtehn, aber es iſt nun einmal ſo. Leben Sie wohl und gedenken meiner. Meyer.

(W. 16. April 1811.) Geſchwinde und recht ſehr erfreut muß ich Ihnen, werther Freund, ſagen, daß ich ungeduldig auf die Erſcheinung Ihrer Schrift über die Mahlerei der Alten harre, und Ihnen ſchon im Voraus mein Dank gewiß iſt. Ich hatte gewünſcht, ſolche zu Vorträgen über die Kunſtgeſchichte, welche auch ich zu halten veranlaßt bin und jetzt beendigt habe, benutzen zu können. Doch hierüber wird ſich mündlich mehr mittheilen laſſen. Ich ſage mündlich, weil, wenn Ihr Arzt Miene macht, Sie nach Karlsbad zu ſenden, der meinige ohngefähr gleiche Anſchläge mit mir vorhat, ſodaß unſer eignes Elend ein Mittel der Zuſammenkunft werden könnte. — Ich bin nicht recht reiſeluſtig und die Geſundheit ſchwach, um etwas wagen zu können, ſonſt wäre Ihr Vorſchlag wegen Wien wirklich verführeriſch genug. Lamberg's Vaſen könnten in keine beſſern Hände gefallen ſeyn, als in die Ihrigen, und es iſt gut, wenn einmal ein Meiſter gerade in dieſem Fache auftritt. Die beiden Hamilton'ſchen Sammlungen haben ſich dieſes Glücks nicht zu erfreuen gehabt, die wenigen Stücke ausgenommen, welche Sie erklärt haben, und

von Millin's großem Werk hört man wenig, so daß fast auch gezweifelt werden dürfte, ob der große Lichter aufgesteckt.

Unser Freund Schultze sagt noch immer, er werde weggehen, darum wünschte ich, daß der 5. Band von W's. Schriften vorrücke. Er hat mir indessen wirklich etwas Text eingereicht, aber jämmerlich über die unsägliche Arbeit geklagt, die das verursacht habe. Ich aber bin auch auf gewissen Punkten so ganz vernagelt, daß ich z. B. davon gar wenig begriffen habe. — Kommt Zeit, kommt Rath! wenn mich nur, da es doch einmal gebadet seyn soll, die Nymphen freundlich pflegen. Leben Sie wohl u. gedenken meiner. Meyer.

(W. 19. Jun. 1814.) Für einen Überfluß könnte es gelten, wenn ich Ihnen dazu Glück wünschen wollte, daß Sie an Becker's Stelle die Aufsicht über das Museum, Münzsammlung und Mengs'sche Gypsabgüsse erhalten, da Sie nicht so viel dadurch gewonnen haben, als das Publicum, und ich also mir und allen Kunstfreunden lieber selbst Glück wünschen sollte, darum, daß diese Schätze in Ihre Hände gegeben sind und künftig besser benutzt werden und reichlicher Frucht tragen können. Doch genug, Sie kennen meine Gesinnungen schon. — Mir würde es sehr angenehm seyn, wenn es mir vergönnt wäre, Ihnen in Dresden bald einen Besuch zu machen, nicht mit der Anmaßung, Ihnen zu rathen, sondern zu lernen und mich mit Ihnen in ruhiger Muße der herrlichen Denkmale des edeln Alterthums zu erfreuen. Allein ich bin eben erst nach langer Abwesenheit wieder hieher zurückgekehrt, und so schiene es unbillig, gleich wieder auszuwandern; aber wenn mir auch die Erlaubniß gegeben würde, so sind andere Bedenklichkeiten

da, welche auf dieſes Jahr den weitern Luſtreiſen im Wege ſtehn: Ich meine ſo die erlittenen Kriegsſchäden und Leiſtungen aller Art, die ſich zwar nicht ſo hoch belaufen, als Sie mir vom guten Walther melden, aber doch auch, wenn ich's Ihnen vorrechnen wollte, ſich in hübſchen runden Zahlen erbaulich genug präſentiren würden. — Laſſen Sie Sich indeſſen durch mich in Ihrem wahrhaft guten und nützlichen Vorhaben nicht abhalten; es kann ja vorgearbeitet, ſogar nach der wohl von Ihnen ausgearbeiteten Form ausgearbeitet werden. Was ich beitragen kann, will ich gern beitragen, auch ſogar nach Dresden kommen, ſobald es die Umſtände erlauben. Herzlich danke ich Ihnen für die Winke, die Sie mir in Betracht der Vollendung von W's. Kunſtgeſchichte geben. Ich meines Orts habe die erforderlichen Anmerkungen bereits voriges Jahr noch vor meiner Abreiſe nach der Schweiz an Schulze geſendet, und bin in einem, vorigen Herbſt von ihm geſchriebenen, Briefe verſichert worden, er arbeite fleißig an dem Werk; nun habe ich ihm wieder geſchrieben und mich erkundigt, wie es ſtehe, aber noch keine Antwort erhalten. — —

Sie wünſchen, werther F. zu erfahren, wie mir's auf der Schweizerreiſe ergangen und was ich daſelbſt geſammelt und geſchafft habe. Ich will Ihnen hier einen kurzen Bericht geben, was ich geſehen habe, und daß es mir wohl ergangen, kann ich darum behaupten, weil die Geſundheit ungemein viel beſſer iſt, als zuvor; allein zum Arbeiten bin ich gar nicht gekommen; auf dem Lande, wo wir uns die meiſte Zeit aufgehalten, iſt gar keine Gelegenheit, kein Anſtoß, keine Mittheilung über Kunſt und Kunſtwerke. Man lebt blos und ſpinnt und fabricirt Muſſelin und baut Wein ꝛc. Niemand

bekümmert ſich, was Griechen und Römer geſchrieben, gedichtet und gebildet haben.

Zu Anfang July vorigen J. reiſten wir von hier ab und kamen ſchon den 4. Tag nach Nürnberg, wo ich nicht länger verweilte, als eben nöthig war, um einen Beſuch bei den Werken des Albrecht Dürer auf dem Rathhauſe und zu S. Sebald abzulegen. Einige Apoſtel vom bronzenen Grabmal des Heiligen waren eben abgenommen und befanden ſich bei einem Töpfer, der ſie abformte. Eben daſelbſt war auch mein alter Freund der bronzene Entenmann von Wurzelbauer verfertigt. Nachdem dieſe begrüßt und betrachtet waren, zogen wir wieder weiter über Schwabach, Gunzenhauſen, Nördlingen auf Ulm. Ob zu Ulm Kunſtmerkwürdigkeiten vorhanden ſind, iſt mir unbekannt; ich habe blos die in ihrer Art ſehr hübſche gothiſche Domkirche geſehen und ein paar Gemählde der alten deutſchen Schule auf den Altären derſelben. Von Ulm fuhren wir auf dem geradeſten Weg nach Zürich, wurden daſelbſt von vielen alten Freunden und Bekannten auf das freundlichſte empfangen und ſchifften uns nach ein paar Tagen auf dem See nach Stäfa ein. Daß daſelbſt die Kunſt nicht blühe, habe ich vorhin geſagt; ich verfügte mich nach einigen Wochen wieder nach Zürich und habe daſelbſt eine ganz hübſche Ausſtellung gefunden, welche alljährlich ſtatt hat und wozu die beſſern Künſtler der ganzen Schweiz Beiträge einzureichen pflegen. Die öffentliche Bibliothek in einer gothiſchen Kirche aufgeſtellt, hat ein vortreffliches Local und beſitzt an Büchern und Handſchriften gar viel Merkwürdiges, desgleichen einige Gemählde und Antiquitäten. Von den erſtern ſind die Bildniſſe Ulrich Zwingli's, ſeiner Frau und Tochter wahrhaft verdienſtlich

und von Hans Asper gemahlt, welcher nach dem Zeugniß dieser Werke fast dem Lukas Kranach verglichen werden dürfte. — Unter den Antiquitäten nenne ich zuerst den bekannten diptychus des Arcobindus von Elfenbein. Er ist groß, wohl erhalten und für ein Werk aus den Zeiten des gesunkenen Geschmacks noch immer gut genug. Sodann giebt es einige Bronzen, antikes goldnes Geschmeide und Münzen ꝛc. Verschiedene Privatsammlungen sind in Zürich ebenfalls sehenswerth. In einer befinden sich etwa 5 — 6 gar nicht schlechte antike bemahlte Vasen. Die Hauptkirche ist ein merkwürdiges Denkmal der Baukunst aus Karl des Großen Zeit. In Bern bin ich nur übernachtet und habe weder etwas gesehen, so der Mühe werth wäre, Ihnen zu referiren, noch einige Bekanntschaft gemacht; hingegen schienen mir die Rudera der alten Stadt Wiflisburg (Aventicum) sehr zu verdienen, besser als bisher geschehen untersucht zu werden, und es ist gewiß Schade, daß Leute von Muße und Kenntnissen sich nicht damit befaßt haben. Am Genfersee ist für die Kunst nichts zu holen, aber die Natur ist schön und das Volk wacker. Schafhausen und S. Gallen bin ich blos in Eile durchzogen, und habe auf der Rückreise mich besonders zu München recht erlabt. — Die Galerie enthält vortreffliche Sachen; besonders sieht man daselbst den Rubens in seiner ganzen Glorie; ja ich mag sagen, ich habe früher diesen Meister nur halb gekannt. Der Marktschreier von Gerhard Douw kann ebenfalls als ein unschätzbares Kleinod betrachtet werden. Raphael's Bildniß aus dem Palast Alloviti und Albr. Dürer's Bildniß glänzen ebenfalls als Sterne der ersten Größe an diesem Firmament und so könnte ich noch manchen Meister und manches Bild nennen. Das Antiqua-

rium bewahrt viel hübſche Bronzen; die Sammlung elfenbeinerner Figuren, die Sammlung von Email- und Mignaturgemählden iſt ſehr anſehnlich und noch mehr die Sammlung von Handzeichnungen. Das Münzcabinet hat einen groſſen Schatz von griechiſchen und römiſchen Münzen; endlich habe ich auf der Mahlerakademie herrliche Gypsgüſſe angetroffen; u. a. recht friſche Abgüſſe der Basreliefs vom Parthenon zu Athen, welche Lord Elgin nach England gebracht (es müſſen alſo nicht alle zu Cythera verſunken ſeyn). Abgüſſe von den Coloſſen auf Monte Cavallo werden nächſtens erwartet und bald werden auch die auf der Inſel Ägina gefundenen Statuen anlangen, die der Kronprinz gekauft hat. Das iſt ſummariſch, was ich in München geſehen. Auf der Durchreiſe durch Nürnberg verſäumte ich nicht, mir die auf dem Schloſſe daſelbſt aufgeſtellte zahlreiche Bildersammlung zeigen zu laſſen. Sie enthält allerdings viel Mittelgut, aber auch manches ſchätzbare Stück, und ich wollte wohl zufrieden ſeyn, wenn mir eine ſolche Sammlung in der Nähe wäre. In Erlangen, Bamberg, Koburg, Saalfeld hielten wir uns gar nicht weiter auf, und habe alſo dort nichts geſehen, ſo erheblich genug wäre, um Ihnen davon zu erzählen. —

Lang wäre der Brief, werther Fr.! ob der Inhalt nicht etwas mager iſt, ſey Ihnen zur Beurtheilung überlaſſen. Nehmen Sie wenigſtens, was ich ſchrieb, gütig und freundlich auf und bleiben mir ferner gewogen. Meine Frau trägt mir ganz eigens auf, ſie Ihnen und Ihrer Fr. G. zu empfehlen, welches denn auch für meine Perſon beſtens gelten ſoll.

H. Meyer.

(W. 4. April 1817.) Mein sehr werther und verehrter Freund! Ihren Brief — verdanke ich Ihnen, wie jedesmal wenn ich Zeilen von Ihnen erhalte; da erklingt mir doch die Stimme von Kunst und Alterthum und erheitert mich und ich denke dann mit Vergnügen an die Zeit, da wir noch zusammenlebten und thätig waren. —

— Ihre freundliche wohlwollende Anregung wegen eines bei Ihnen im Laufe des künftigen Sommers abzustattenden Besuches legt mir die Pflicht auf, mich gegen den Freund offen und frei darüber auszusprechen.

Ich bin noch immer einigermaßen im Rückstand wegen des langen und mir wahrlich sehr wohl zu statten gekommenen Urlaubs im Jahr 1813 u. 14. Das vorige Jahr habe ich wieder etwa 6 Wochen abwesend zugebracht, und so scheue ich mich, ohne sehr triftige Ursache aufs Neue Urlaub mir auszubitten, ob ich gleich glaube, daß des Großherzogs gnädige Bewilligung erfolgen würde, wenn ich darum einkäme. Auch will ich gestehen, es wäre mir ganz recht, theils mit Ihnen zu verkehren, theils mich an den Kunstschätzen Dresdens zu ergötzen; den Aufwand könnte ich allenfalls bestreiten, denn ob mich gleich die Schelmfranzosen und das Unheil, was ihnen gefolgt ist, an Gütern dieser Welt sehr beträchtlich verkürzt haben: ist doch noch endlich so viel übrig geblieben, um bescheidentlich, behaglich aber geräuschlos den Lebensweg fortzusetzen *). Aber, wenn der Sache also von dieser Seite keine

*) Meyer hinterließ noch nach Abzuge von Legaten 33,000 Thlr. zu einer nach seiner Frau (geb. Koppenfels) benannten Meyer-Amalienstiftung für Hauskranke u. s. w. S. außer K. A. Böttiger's Nekrolog im artistischen Notizenblatte Oct. 1832 auch den gelungenen Ar-

Schwierigkeit entgegenſtünde, ſo denke ich, daß das Mitwirken zu einem ordentlichen und raiſonnirenden Catalog der Antiken Ihres Muſeums einen Aufenthalt von nicht nur 8 — 14 Tagen erfordern würde, und aus oben angegebenen Gründen geht ein längerer Aufenthalt nicht wohl an. Ferner iſt die Frage, ob, wenn wir gemeinſchaftlich ſo mit rechtem Ernſte die Sache würdigten, trennten, mit einem Worte die kritiſche Fackelbeleuchtung anſtellten, — ob, ſage ich, wir vielen Dank erwerben würden. — Es iſt faſt zu zweifeln, ob man es gerne ſehen würde, wenn wir das Schlechte ohne Rückhalt ſchlecht nennten, wenn wir auch auf der andern Seite dem Guten und Vortrefflichen alle Ehre widerfahren ließen. — — —

Ihre an mich gethanen Fragen betreffend, ſo weiß ich wahrlich nicht recht, wie Hirt in Ihrem jungen Faun den copirten Periboetos erkennen will, und Freund Schadow hat wohl eben ſo wenig Sicherheit für ſeine Meinung; unterdeſſen da ich nicht begreife, was die Herren dazu vermocht, ſo will ich auch nicht aburtheilen. Mit dem vielen Zweifeln an der Originalität der antiken Denkmale kommt nur nicht viel Erſprießliches heraus und Originale müſſen doch vorhanden geweſen ſeyn, ſonſt hätte man nicht copiren können; wenn es aber Originalwerke gegeben, warum ſollten nicht noch dergleichen vorhanden ſeyn und welche ſind es? Beſtimmt kann ich meines Orts jedoch über den gedachten Faun nichts äußern, weil ich ihn bei meiner letzten Anweſenheit in Dresden nicht mit gehöriger Muße und Ruhe betrachtet habe; unterdeſſen hat er mich ſehr angezogen;

---

tikel Meyer in dem lange nicht nach Verdienſt und Nutzen verbreiteten Neuen Nekrolog der Deutſchen von und bei Voigt in Ilmenau. 1834 X. S. 710 u. ff. (A. d. H.)

ſchön iſt er. Die Venus iſt allerdings vortrefflich; einen Vergleich mit der mediceiſchen möchte ich jedoch nie machen oder dazu rathen, weil man doch nicht eine neben die andere ſtellen und ſo genau über ſie urtheilen kann. In ſo fern ich mich der Herkulaniſchen Figuren noch erinnere, ſo ſchienen mir ihre Köpfe viel Individuelles in den Zügen zu haben, und alſo wäre es wohl möglich, daß dieſelben beſtimmte Perſonen darſtellten. Kann ich nächſtens einmal auf die Bibliothek kommen, ſo will ich das Auguſteum nachſchlagen und wenn in dieſer Antwort etwas auf Ihre Anfragen nicht paßt, alsdann das Fehlende berichtigen. — Daß Hartman davongehn muß, iſt mir, der ich zwar keine Freundſchaft mit ihm pflege, für Dresden leid. Es ſcheint nicht, als ob Goethe's und mein Atteſtat wegen der Güte ſeiner Reſtaurations-Methode ihm viel Segen gebracht. — Goethe's Anmerkung in dem beſagten Gutachten, daß der gute ſelige mir ſehr lieb geweſene und wackere alte Riedel die Gemählde der Galerie, welche er unter den Fäuſten gehabt, ſchändlich verdorben hätte, mag wohl übel vermerkt worden ſeyn. Aber ſo ſind wir nun einmal. Entſetzlich grob zu ſeyn und es immer mehr zu werden, iſt feſter Vorſatz, unſre Luſt und Freude — und was ich da ſage, werden Sie im 2ten Rhein- und Mainheft des weitern bethätigt finden. —

Heute den 9. bin ich auf der Bibliothek geweſen und habe das Auguſteum nachgeſchlagen; jetzt glaube ich mich der Nioben Mutter und Tochter wieder zu erinnern; es iſt auf beide nicht viel zu trotzen. Man muß freilich auf halb erloſchene Erinnerungen kein Urtheil ausſprechen wollen und manchmal wird von unſer einem auch wohl ein gutes Werk über-

ſehen. Dieſe aber haben mir nicht die Miene, als ob in ihnen groſſer Werth verborgen ſey. Leben Sie wohl, auch meine Frau grüßt und verdankt die ihr gemeldeten Grüße vielmals. Ihr ergebener Meyer.

(W. d. 20. Jun. 1819:) Ihren Brief mein ſehr werther, verehrter Fr. v. 27. v. M. will ich heute beantworten, um nicht länger anſtehen zu laſſen Ihnen zu ſagen, wie dankbar ich Ihre Güte wegen Überſendung der Schrift über Millin erkenne, wo denn freilich Ihre Zuſätze das Beſte, oder wenn es erlaubt iſt zu ſagen, die Würze ſind, ohne welche das Gericht gar zu ſehr die franzöſiſche Kochkunſt verrathen würde.

Wiſſen Sie l. Fr.! daß Ihre Nachricht von Hirt's Anweſenheit in Dresden und die wunderlichen Irrungen, welche er von ſich hat hören laſſen, (uns) bald auf den Gedanken gebracht (hätten), wir hätten ihm mit allem Rechte einſt vorgeworfen: ſeine Lehre vom Charakteriſtiſchen als Hauptprincipe der bildenden Kunſt ſey mit ſeinen Äußerungen und Meinungen von Kunſtwerken unverträglich. Er hat indeſſen bereits das Recht erlangt, Seltſames zu behaupten, ohne daß es ihm ernſtlich übelgenommen wird und es freut mich, daß auch Sie der Sache faſt ſcherzhaft gedenken wollten. — —

Jetzt ein Wort in Bezug auf Ihren Aufſatz in der Abendzeitung über Tableaux. Sie wollen meine Gedanken vernehmen, was ich von dieſer ſeit einiger Zeit ſo beliebten Gattung Schauſpiele halte. Nun gut! Ich kann mich ſelbſt wenigſtens für einen Altgeſellen (Meiſter giebt es wohl keine)

halten und habe zur beſſern Beglaubigung dafür zwar kein Doctordiplom, aber doch goldne Bullen, wenns Noth thut aufzuweiſen. Alſo hören Sie mein Glaubensbekenntniß in dieſer Sache. Als Kunſt betrachtet, oder zur Kunſt gezogen taugt das ganze Weſen nichts, man mag nun Gemählde oder Statuen oder Basreliefe, neu oder alt, farbig oder farblos auf dieſe Weiſe nachahmen wollen. Gilt es aber eine Geſellſchaft heiter zu unterhalten; ſind ſchöne Frauen zu überreden, mitzuſpielen, kann man wohlgebildete junge Herren heranziehn, liebliche goldgelockte Kinder; ſcheut die Geſellſchaft den Aufwand nicht oder iſt Jemand, der ihn trägt, läßt man überdem durch das Ganze noch einigen Kunſtſinn und Geſchmack walten: ſo möchte ich wohl ſehen, wer etwas gegen ſolche Schauſpiele einwenden wollte. Nur möchte ich Jedem, der Tableaux zu ſtellen unternimmt, rathen, keinen zu großen Ernſt in die Sache zu legen, nicht zu meinen, man übe eine hohe Kunſt; aber der Kunſtſinn iſt zu allen Dingen, alſo auch zu dieſen nütze. Die Frage ob vielfarbige oder nur einfarbige dergl. Gemäldedarſtellungen den Vorzug verdienen, getraue ich mir nicht entſcheidend zu beantworten; ich ſchließe keine aus, möchte aber meinen, durch geſchickte Anwendung der Farben laſſe ſich eine ganz angenehme Wirkung fürs Auge erzielen. (Die Damenſhawls mit brennenden Farben und hübſche Falten ſchlagend ſind gar bequeme Werkzeuge für den der Tableaux zu ſtellen hat.) Hiermit wertheſter Freund will ich nun mein Bekenntniß ſchließen, nochmals erklärend, daß ich die Tableaux zur Unterhaltung am beſten geeignet finde; ſobald ſie als Kunſt auftreten ſollen, läßt ſich gar viel dagegen ſagen.

Sie melden mir, Cotta habe Tiſchbein's Kupfertafeln von

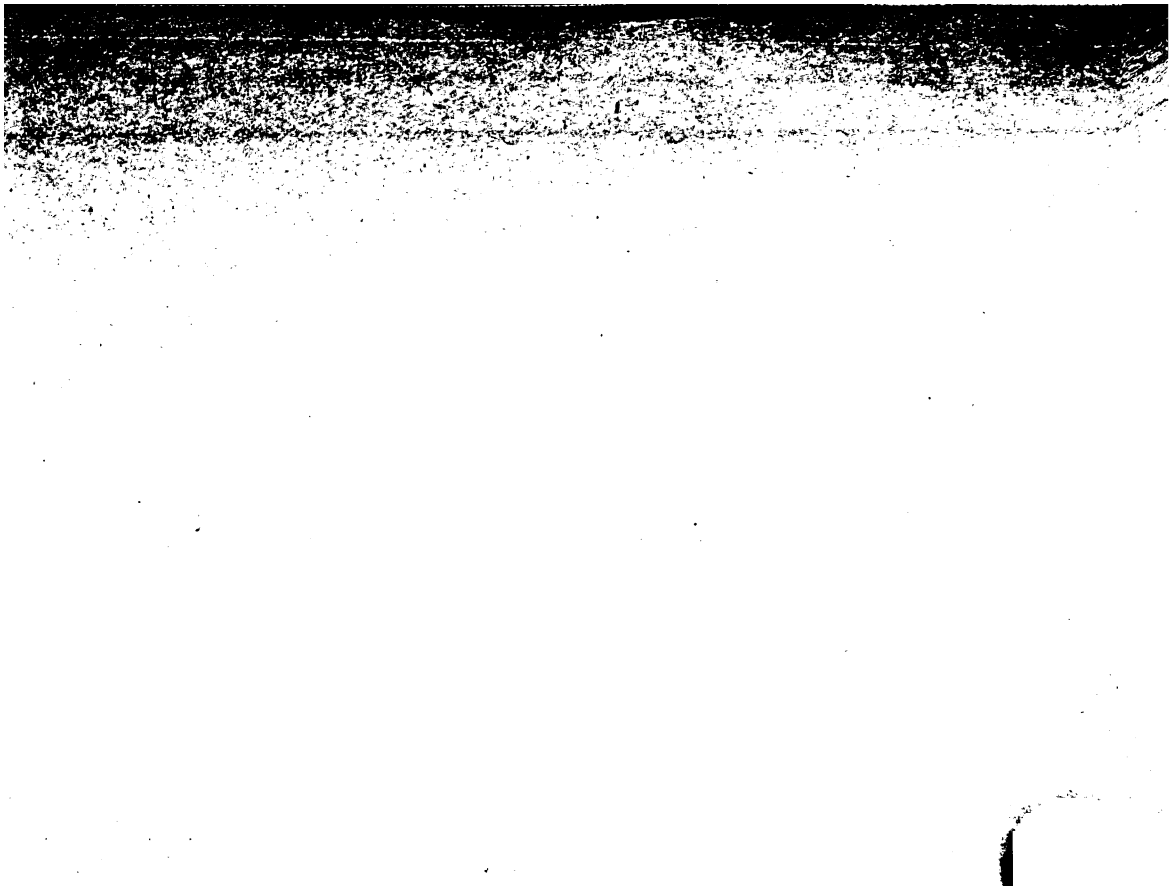
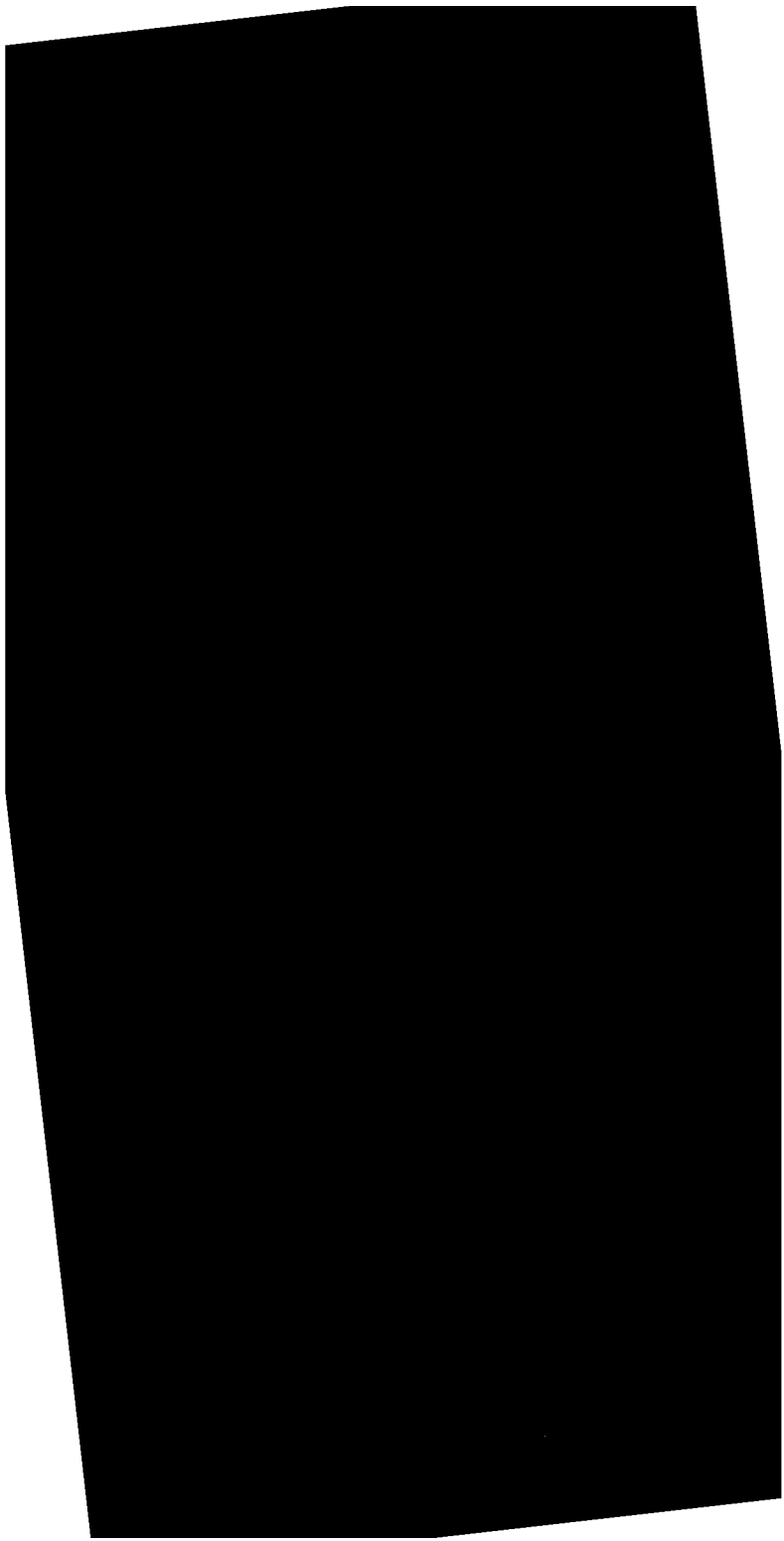
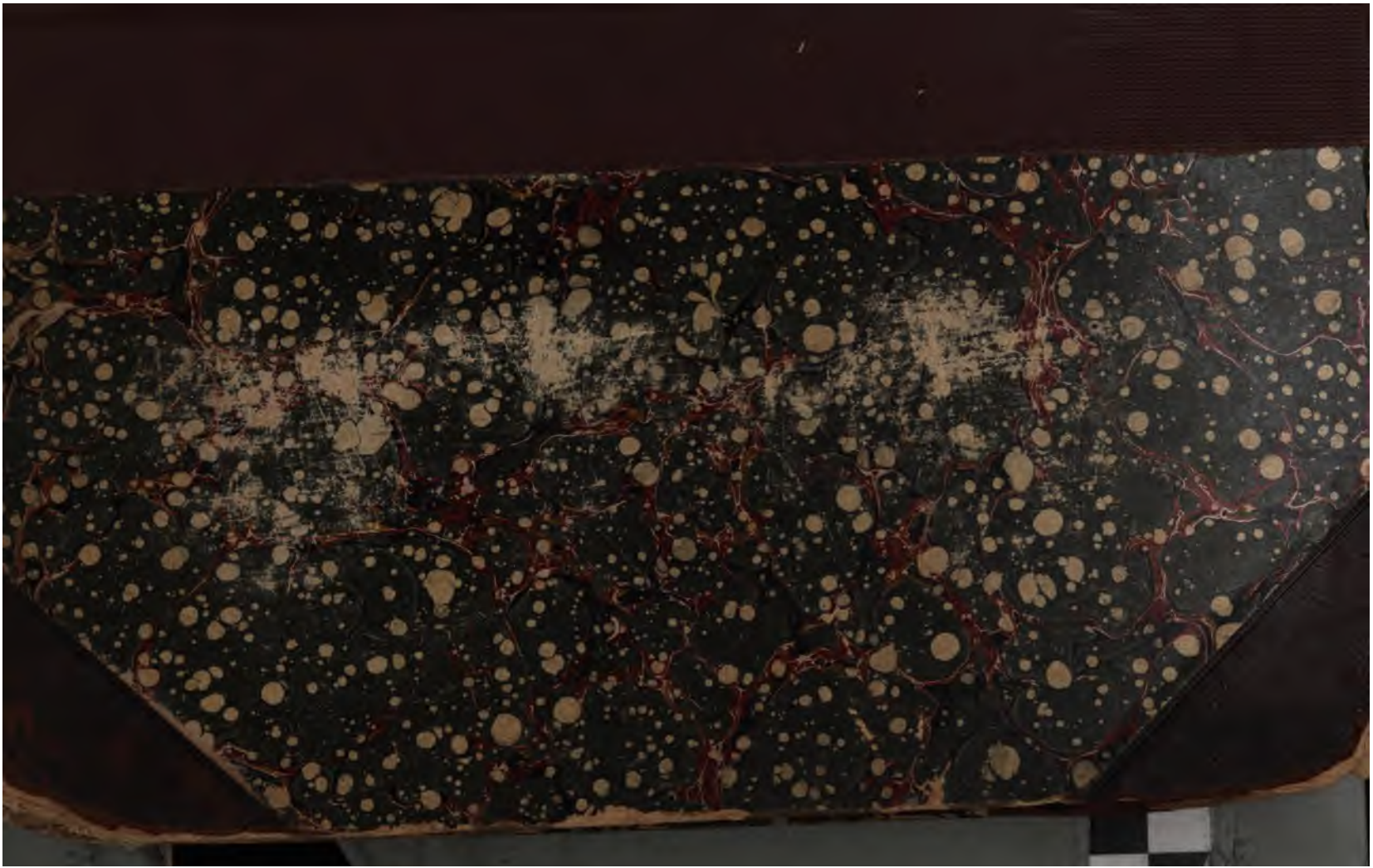
antiken Vaſen und zum Bilderhomer an ſich gekauft, und verlangen zu wiſſen, ob ich mit Ihnen eintreten wolle, eine Auswahl der lehrreichſten Vaſenabbildungen ins Publicum zu bringen. Wie können Sie lange fragen? Freylich will ich gerne. Aber aufrichtig geſprochen, was kann ich viel beitragen? Tiſchbein's Vaſennachbildungen ſtellen den Styl der alten Vaſengemählde nicht am getreueſten dar, und wenn es auf Würdigung anderer Kunſteigenſchaften abgeſehen iſt, ſo ſind grade die unterrichtendſten Stücke in Abſicht auf die Kunſt nicht immer auch die, ſo am meiſten Verdienſte haben. Überlegen Sie das, und wenn Sie finden, daß Beyträge von mir der Sache angemeſſen ſind, ſo theilen Sie mir Ihren Plan mit und weiſen mich an, was ich thun ſoll. — — — M.

(W. 5. Febr. 20.) Endlich erhalten Sie beyliegend den von mir verlangten Aufſatz über die Antiken der florentiniſchen Gallerie und ich wünſche nur, daß derſelbe für Ihre Zwecke brauchbar ſeyn möge. Sauer iſt er mir wahrlich genug geworden, theils weil ich nicht ununterbrochen daran fortarbeiten konnte, ſondern nur ſtundenweis und oft in mehrern Tagen nichts daran geſchehen konnte; ſodann iſt es kein Spaß, das leidige Gewäſch der florentiniſchen Ausleger zu leſen und wieder zu leſen und ſo lange man daran arbeitet ſich daran zu langweilen. — Doch genug, er iſt fertig, aber es bedurfte auch nicht weniger als einen ſo guten Freund wie Sie, um mich dabei zu erhalten. Weitläuftig und nur zu ſehr werden Sie die Schrift finden; allein Sie haben mir ſolches befohlen und ſo werden Sie es auch entſchuldigen. —

Sie haben doch auch geleſen, daß der barberiniſche Faun in München angelangt iſt? Das iſt doch nun einmal ein rechtes Hauptſtück und Zierde für das neue daſelbſt errichtete Muſeum. Ich leugne nicht, daß ich äußerſt neugierig bin, das alles ſelbſt zu ſehen. Wenn mir der Himmel Leben und Geſundheit ſchenkt, ſo gedenke ich, ſobald ich höre, daß die Äginetiſchen Statuen angelangt ſeyn werden und für das Publicum ſichtbar ſind, mich aufzumachen und ſowohl den alten Bekannten als auch dieſen neu aufgeſtandenen meinen Beſuch abzuſtatten. Da möchte denn wohl eher Stoff zu Abhandlungen in Ihre antiquariſche Zeitſchrift ſich finden als gegenwärtig, wo ich nur meine alten Papiere durchſuchen, manchmal gar ſchon Benutztes wieder hervorziehen muß. Unveränderlich Ihr

Meyer.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

S. 12 Z. 7 von oben l. vom Schwören.
S. 130 Z. 10 v. o. l. Louis.
S. 134 Z. 8 v. o. l. Louis.
S. 174 Z. 2 von unten l. Günstlingin.
S. 245 Z. 11 von oben l. Graf bolt (bellte) nicht.
S. 279 Z. 8 v. o. l. Sache st. Sage.